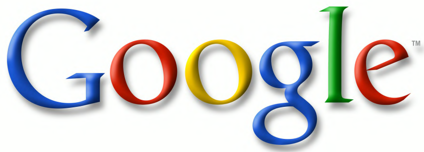
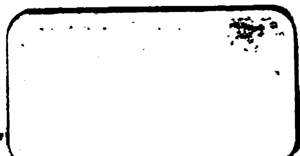




Aus West-Afrika.

Erster Theil.

Aus West-Afrika.

1873—1876.

Erlebnisse und Beobachtungen

von

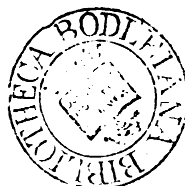
Herman Soyaux,
Mitglied der Deutschen Expedition nach Südwest-Afrika.

Zwei Theile.

Mit einer lithographirten Karte.

Erster Theil.





Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1879.


RHODES HOUSE
OXFORD
LIBRARY

Herrn

Dr. Georg Schweinfurth

in

Dankbarkeit und Verehrung

der Verfasser.

Vorwort.

Die folgenden Aufzeichnungen berichten über meine persönlichen Erlebnisse und Beobachtungen während der Jahre 1873—76, die ich als Mitglied der Deutschen Expedition in Südwest-Afrika zugebracht habe.

Was im Zeitalter der Entdeckungen das ersehnte Indien, das ist heute Afrika für die europäische Welt. Mit gleicher Spannung richten sich die Blicke des Gelehrten wie die des Kaufmanns und Industriellen auf jenes wunderbare Land, das den Schnee eines Atlas mit dem glühenden Samum der Wüste, die Dürre einer Hammada mit dem staunenswerthen Wasserreichthum eines Nil, eines Congo und einer über viele tausend Quadratmeilen ausgedehnten Seenregion verbindet, auf jenen Erdtheil, in dessen Entdeckungsgeschichte so viele glänzende Namen unauslöschlich eingeschrieben sind und dessen letzte Schleier zu lüften uns als eine überkommene Pflicht gelten muß gegen die zahlreichen auf seinem Boden gefallenen Opfer ihres Forschungseifers.

Und wie zu des großen Genuesers Zeit die seltsamsten, fabelhaftesten Vorstellungen von den neuentdeckten Ländern und ihren Bewohnern verbreitet waren, so begegnet man auch gegenwärtig, obgleich Afrika schon seit lange in den Brennpunkt geographischer

Interessen gerückt ist, oft noch unglaublich irrigen Ansichten über Land und Volk dieses Continents.

Möchten die vorliegenden Skizzen einiges zur Beseitigung solcher Irrthümer beitragen. Möchten sie zugleich unserm Volk eine neue Anregung sein, durch freigebige Spenden, nach dem Beispiel anderer Culturnationen, sowol die einzelnen Afrikaforscher — von denen gar mancher schon wegen Mangel an Mitteln im kühnen Vordringen gehemmt und unerbittlich zur Umkehr genöthigt wurde — in ihren Reiseprojecten zu unterstützen, als auch die größern Expeditionen zu fördern, welche von Geographischen Vereinen und Gesellschaften zu dem Zweck, Innerafrika dem Handel und der Cultur zu erschließen, geplant und ausgerüstet werden!

Als kaum der Druck meines Buchs begonnen hatte, erhielt ich einen ehrenvollen Auftrag, der mich von neuem nach Südwest-Afrika ruft. Ich folge dem Rufe ungesäumt und gedenke eine Reihe arbeitsreicher Jahre in den Gabūn- und Ogōweländern zuzubringen. Mit meiner dadurch herbeigeführten Abwesenheit von Europa wolle man die Verzögerung im Erscheinen des Werks sowie etwaige kleine Fehler geneigtest entschuldigen.

Herman Soyaux.

Inhalt des ersten Theils.

I.

Nach Afrika.

Mich locken ferne Sonnen,
Ein Mond mit neuem Scheine,
Und unbekannte Wonnen,
Und Zauberblumenhaine.
Moritz Hartmann.

Unter heftigen Regengüssen fuhr ich am Montag den 24. November 1873 um 5 Uhr früh in Hamburg ein; in dem dunkeln Herbstmorgen schienen mir die Gassen, welche ich durcheilte, noch enger und schmuziger, als sie es in Wirklichkeit sein mochten. Mich fröstelte, die Erinnerung an den Abschied von den Meinen in Berlin ließ die Hoffnung auf die Zukunft nicht recht in mir aufkommen, noch war ich ja nicht ans „Ade sagen" gewöhnt, ich hatte heute meinen ersten Ausflug in unbekannte Fernen angetreten.

Im Hotel de Russie stieg ich ab, empfangen von den üblichen Begrüßungen in jenem Misch-Idiom, wie es von manchen hamburger Portiers gesprochen wird. Mein Zimmer führte auf das noch immer beleuchtete Alsterbassin; unsicher und rastlos tanzten die Gasflammen im Widerscheine des hüpfenden Wasserspiegels hin und her — gleichsam ein Bild meines Lebens der kommenden Tage. Ich sehnte mich nach Geräusch und Wechsel, nach Neuem, um den letztempfangenen Eindrücken zu entfliehen.

Nach wenigen Stunden unruhigen Schlafs machte ich einige Gänge, theils um die mir bisher fremde Stadt kennen zu lernen, theils um noch mehrere Einkäufe zu besorgen. Mein Vorhaben, ein noch an demselben Tage nach England abgehendes Schiff zur Weiterreise zu benutzen, wurde durch die telegraphische Nachricht vereitelt, daß Professor Adolf Bastian, der Gründer der Deutschen Gesellschaft zur Erforschung Centralafrikas, von einer mehrmonatlichen Recognoscirungsreise an der Loangoküste zurückkehrend, in Liverpool angelangt sei; die Erwartung eines von ihm zu bestimmenden Rendezvous verzögerte meine Abreise nach London bis zum Dienstag Abend. Dann nahm ich Abschied für lange Zeit vom heimatlichen Boden Deutschlands, und bald befand ich mich am Bord des Earl of Aberdeen.

Einige Reisegefährten, welche ich schon antraf, gaben sich auf den Polstern im Salon dem Schlafe hin; ein lustig prasselndes Kaminfeuer warf flackernde Streiflichter über den mäßig großen Raum und beleuchtete matt die steifen Wandgemälde und schlafende steife Engländer, von denen einer sogar wirklich — großcarrirt war. Bald jedoch weckte die Ankunft des Schiffscassirers die Schlummernden, die Plätze auf dem Seelenverkäufer — der Earl of Aberdeen wurde gerade nicht als sehr sicher gerühmt — wurden bezahlt, endlich auch die mehr praktischen als bequemen Kojen bezogen. Um 5 Uhr früh hörte ich den Anker lichten; da es jedoch recht dunkel war und ein starker Regen herniederplätscherte, blieb ich ruhig in meinem engen Bette, freilich vergebens nach ruhigem Schaf suchend. Die Glocke zum Lunch erst rief alle Hungrigen und Durstenden — etwa zehn Damen und Herren — in der großen Cabine zusammen. Nachdem ich mich gestärkt, ging ich an Deck. Noch sah ich die nebelverhüllten Uferränder, die große Breite des Stromes jedoch verrieth die nahe Mündung. Dichte Nebel machten die Fahrt zu einer unerquicklichen, und als gar in kurzer Entfernung von uns ein Dreimaster mit voller Leinwand vorüberrauschte, da stiegen dem Neulinge auf See die schrecklichsten Bilder von Zusammenstoßen

und Scheitern auf. Doch es lief alles glatt ab, und bald waren wir in der größern Spielraum bietenden Bahn der Nordsee. Gegen Mittag verdichtete sich der Nebel, der Wind steigerte sich mit Heftigkeit, und das Schiff begann zu stampfen. Die übrigen Passagiere zahlten Neptun ihren Tribut und verschwanden bald, sodaß ich nur die Aussicht auf das tobende Element und dicht unter mir, im Zwischendeck, auf eine Heerde Schafe hatte. Auch sie blieben von jenen fürchterlichen Magenrevolutionen nicht verschont, sie nickten wie indische Pagoden mit dem müdäugigen Haupte, blökten kläglich und jammervoll, und hier und da ertönte ein erbrechenähnliches Husten. Immer heftiger blies der Wind, für die Landratte schon ein Sturm; der Lärm des ächzenden Fahrzeugs, das Rasseln und Klappern von Küchen- und Tischgeräth im Raume, das Jammern der Thiere und die an mein Ohr dringenden Wehrufe der im Innersten angegriffenen Reisenden ließen mir die Sache ärger erscheinen, als sie wirklich war. Jedoch hielt ich mich tapfer auf Deck, obgleich auch ich leise Anwandlungen jenes bedauernswerthen und doch so lächerlichen Zustandes verspürte. Allmählich gewöhnte ich mich an das Schaukeln und bewies dem sich komisch ärgernden Kapitän meine Gesundheit dadurch, daß ich an den folgenden Tagen bei keiner der zahlreichen, doch wenig besuchten Mahlzeiten fehlte. Auch hielt ich mich nicht so ganz ängstlich an den wohlthuenden Aufenthalt auf Deck, da ich wußte, wie da unten in den schwülen Räumen eine hülfsbedürftige junge Mistreß sich abhärmte. Die liebenswürdige Engländerin war in der That so angegriffen und haltlos, daß sie mich, sobald ich, der einzige Gesunde, im Salon erschien, mit ihren weichen Armen umklammerte; bei besonders starken Schwankungen des Schiffes fürchtete sie sofort das Aergste, und ein thränenerstícktes „My Lord“ über das andere stimmte mich weich und zum thätlichsten Mitgefühl. Es hört sich das sehr hübsch und vielversprechend an, allein ich kann meine Leser versichern, daß besagtes Mitgefühl mich nur bewog, vor

allen Dingen einem jetzt doppelt hülflosen Kinde der kranken Dame — oft sehr prosaische — Dienste zu leisten.

Der Sturwind vom 26. abends wurde am 27. vormittags noch immer stärker, und auch der wetterharte Kapitän, mit dem ich auf der Commandobrücke manchen Gang auf und ab machte, nannte ihn jetzt einen „reellen“ Nordseesturm. Es war wirklich grausig anzusehen, wie das schwarzgrüne Wasser seine silberumrandeten Wogen förmlich zum Himmel hinaufquetschte; sich duckend schossen die sturmgetragenen Möven über dem tobenden Elemente hin, und hier und dort jagte ein einsamer Segler vorüber.

Der Nachmittag des 27. November war verhältnißmäßig ruhig, und wir konnten aufathmen. Allein mit Anbruch der Nacht erhob sich der Sturm von neuem und blies mit Macht bis zum andern Morgen, an welchem wir die Mündung der Themse erreichten. Der Earl of Aberdeen hatte ein Winterkleid angelegt, denn das überall an die Schlote und Masten spritzende Seewasser hatte schneeweiße Salzniederschläge zurückgelassen. Gegen 6 Uhr abends betrat ich in Blackwall englischen Boden und war binnen kurzem in einem Hotel zu London einlogirt.

Von der Riesenstadt etwas kennen zu lernen, erlaubte meine knapp zugemessen Zeit nicht, da ich schon am nächsten Tage in Liverpool sein mußte. Der Vormittag des 29. ging mit Besorgungen schnell dahin, und mein Besuch bei Bastian nahm mehrere Stunden in Anspruch; ich mußte den Reisenden in Denmark Hill, sehr weit von meinem am Soho-Square gelegenen Hotel, aufsuchen. Ich traf den berühmten Gelehrten, nachdem er dem an Bord seines Schiffes heftig aufgetretenen Fieber glücklich entronnen war, arg geplagt von einer Furunkel am Arme. Unsere Conferenz konnte nur wenige Minuten dauern, während welcher er mir in der ihm eigenen Liebenswürdigkeit einige Aufträge und nützliche Rathschläge für die Reise mitgab. Der wesentlichste der letztern war, in Bónny, einem der Ankerplätze der englischen Postdampfer an der östlichen Oberguinea-Küste, nicht an Bord

zu gehen, da dort das Fieber ungewöhnlich stark hause. Bastian hatte am Bord der Ethiopia, welche auch ich jetzt zur Reise benutzen sollte, eine traurige Fahrt gehabt. Die in dem erwähnten Orte aufgenommenen Krankheitskeime hatten eine Menge Todesfälle verursacht. Es waren binnen kurzer Zeit mehr denn zehn Menschen dem Fieber erlegen, darunter der Bruder Livingstone's, welcher sich in Altcalabar eingeschifft hatte, der Kapitän, der Steward, der erste Ingenieur und mehrere andere. Auch Dr. Bastian hatte von Bónny an mit Anfällen der heimtückischen Krankheit zu kämpfen gehabt, jedoch dieselben glücklich genug überstanden. Ich nahm mir vor, seinem Rathe, trotz meiner Begierde möglichst viele Küstenorte zu besuchen, Folge zu leisten, und eilte dem Euston-Bahnhofe zu, von wo ich um 4 Uhr abends nach Liverpool abfuhr.

Flüchtig ging die Fahrt durch die herbstlichen Fluren Englands, und schon 20 Minuten nach 8 Uhr stand ich auf dem Perron in Liverpool. Auf Bastian's Rath logirte ich im Alexandra Hotel, welches seiner billigen Preise und der guten, deutschen Bedienung wegen unsern reisenden Landsleuten sehr zu empfehlen ist. Kaum hatte ich mich zu einem kleinen Imbiß niedergesetzt, als ich den freundlichen Besuch eines Clerks von dem Hause Schröder und Böninger, welches die Geschäfte der Deutschen Expedition besorgte, erhielt. Der junge Mann erbot sich, mich am andern Tage abzuholen, um die Vorkehrungen zu meiner Ueberfahrt zu treffen und mich dem Kapiän Rattray vorzustellen. Mr. Hivey hielt Wort. Auf dem Bureau der African Steam Ship Company erfuhren wir, daß der fällige Dampfer Ethiopia, statt wie vorher bestimmt am Mittag, erst am Abend 6 Uhr das Coburg-Dock verlassen und nicht nach dem Congostrom, sondern nur bis Fernando Po gehen werde. Von dort aus müßte ich dann entweder Küstengelegenheit benutzen, oder den nächstfälligen Süddampfer erwarten. Auf dem Comptoir lernte ich auch Mr. Rattray kennen, mit dem ich später manche gemüthliche Stunde verplaudern sollte. Die noch übrige Zeit des Tages

füllten wir durch eine Dampferfahrt nach dem nahegelegenen Birkenhead aus, und zur Dämmerzeit waren wir an Bord der Ethiopia.

Um 6 Uhr begann der Steamer seine langwierige Ausfahrt aus den Docks; ich hatte es mir in meiner Cabine, welche ich glücklicherweise allein bewohnte, so bequem als möglich gemacht und eilte an Deck, um die Reisegefährten zu mustern. Kaum war ich oben, als deutsche Laute mich stutzen machten, und siehe da — tres faciunt collegium — ich traf zwei Landsleute, welche beinahe die ganze Fahrt mit mir zusammen machen sollten. Der eine von ihnen, der spätere Gorillajäger von Koppenfels und mir schon von Berlin her bekannt, ging jetzt in die Gabún-länder; der andere, ein junger Kaufmann Namens E. Schulze, vom Hause Woermann u. Comp. in Hamburg, welcher schon sechs Jahre im Dienste dieser Firma in deren Factoreien am Gabún und Ogówe gelebt hatte, kehrte nach einem sechsmonatlichen Besuche der Heimat wieder auf seinen Posten zurück. An ihn schloß ich mich allmählich enger an: einmal war er ein sehr liebenswürdiger Gesellschafter, dann aber konnte er mich als alter Küstenpraktikus auf manches aufmerksam machen und mir manchen guten Rath ertheilen.

Am 1. December (Montags) erwachte ich bereits im Irischen Kanal, zur Rechten in weiter Ferne die grünen Hügelpartien Erins vor Augen. Viele Schiffe begegneten uns in eilender Fahrt und gaben mir gleichsam lebende Illustrationen zu den staunenswerthen Statistiken über den Handel Englands und der Welt. Den ersten Gruß aus den Tropen wehte uns eine gelbe Flagge von den Masten der Isabellita zu. Sie kam aus einem Fieberlande und hatte selbst Kranke an Bord. Unsere Ethiopia arbeitete sich keuchend und schnaubend, doch wacker und stetig durch die sonnenglitzernden Wellenberge, und schon um 5 Uhr abends entschwand Holyhead, somit der letzte sichtbare Punkt Europas für einige Jahre meinem Blicke.

Nun vergingen die Tage in jener großartigen Einsamkeit,

wie nur das Meer und die Wüste sie kennen. Seltener wurden die vorbeieilenden Fahrzeuge; nichts als Himmel und Wasser, das in den Breiten der Bai von Biscaya seinen berüchtigten stürmischen Charakter nicht verleugnete. Es ist etwas Erhebendes, eine eiserne Nußschale im nimmerruhenden Element von des Menschen Geist und Willen geleitet so sicher und ruhig seine Bahn ziehen zu sehen. Freilich kam bei meinen Reisegefährten vorläufig dieses erhebende Gefühl nicht recht zur Geltung, im Gegentheil entschlüpfte manch komischer Seufzer, auch manch ärgerliches Scheltwort ihren Lippen, da sie — und besonders der Sportsman — in ziemlich hohem Grade an der Seekrankheit litten, welche mich glücklicherweise stets verschont hat.

Die ersten Tage an Bord waren mir wie die ersten, die ich in einer neubezogenen Wohnung zubrächte. Ich durchkroch, vom Kapitän oder von einem seiner Offiziere geleitet, alle Räume des Schiffs, vom Matrosenraume bis zur riesigen Schraubenwelle hinab, und richtete mich für einen mehrwöchentlichen Aufenthalt ein. Kisten und Koffer wurden geöffnet, Bücher und Arbeiten bereitgelegt, die „Kranken" besucht und getröstet und neue Bekanntschaften angeknüpft. Im großen und ganzen fließt ein Tag wie der andere hin, und erst die Annäherung an das Land bringt Spannung und Erwartung, Abwechselung und Regsamkeit in das monotone Leben auf hoher See. Die meiste Zeit geht freilich mit den leidigen Breakfasts, Luncheons und Dinners drauf, die übrige mit Heimaterinnerungen, Zukunftshoffnungen und oft gestörten Arbeiten. Der Abend aber wurde fast immer dem Bewundern der „heiligen Salzflut" gewidmet. Wie viele Lieder erklangen schon zu Ehren des Okeanos, und wie viele wird man noch singen, ohne zu ermüden!

In der Nacht vom 5. zum 6. December dampften wir durch die Breite der Gibraltarstraße, und das Wetter, welches ich bei meiner Abreise aus England schon ziemlich kühl empfunden hatte, wurde merklich wärmer. Die mittägliche Schattentemperatur war seit dem Tage der Abfahrt von 7° 2′ C. auf 16° 5′ C. gestiegen,

der Himmel wurde klarer, die Sonne brannte heißer. Die Boote mußten, um zu starkem Ausdörren vorzubeugen, mit Segelleinen überzogen werden, und über dem Passagierdeck wurde das große Sonnenzelt (the awning) aufgespannt. Am 7. December versprach Rattray auf der Rhede von Funchal*) zu ankern. Und er löste sein Wort ein!

Es war um die Mittagsstunde des Sonntags, als in weiter, weiter Ferne dunkle Bergmassen am Horizont sich allmählich aufthürmten. Anfangs umhüllt von feinen Nebelschleiern, waren sie schwer erkennbar, bis uns die herrliche Sonne und die Eile unserer Ethiopia bald ein deutlicheres Bild entrollte. Es waren zwei Inseln, denen wir zusteuerten: links das vielzackige Eiland Porto-Santo, rechts etwas ferner im Südwesten das langgestreckte bergige Madeira. Die Meereswellen nahmen allmählich tiefblaue Färbung an, näher und näher dampfte unser stolzes Schiff, den silberweißen Gischt perlengleich verschwenderisch umherstreuend, und immer herrlicher und schöner tauchte der Demant des Südens aus den Wassern. Gekrönt von wildzerrissenen, klüftereichen Bergen, umschmeichelt von sanftem Wolkenhauche, umbuhlt von den Wogen des Weltmeers, macht Madeira das Wort wahr, daß es sich im Ocean bade und den Olymp küsse. Es war ein überwältigend großartiger Anblick! Dem Lande zu wogten die Wellen, die den Rumpf der Ethiopia noch in Azurmassen umrauschten, in tiefblau-grünem, schwer zu bezeichnendem Farbentone; an den steilen Felsenufern säumte die brausende Brandung einen Silbergürtel um den pittoresken Bergleib. Basalt, in seiner barocken Formation, wie frisch gebrochen, starrt säulenartig aus der Tiefe und trägt scheinbar die fruchtreiche Insel, welche uns noch immer, wie geizend mit ihrer ganzen Pracht und um das Auge des armen Sterblichen nicht zu blenden, die kahlere nördliche Seite zeigte. Wild zerrissene Berge, tiefe Schluchten,

*) Der Portugiese spricht: Funchāl, das ch wie im deutschen Worte Buch, also Funχāl; ebenso Portuχāl.

einzelne Aschenkegel und Felskuppen überragten einander, in eine schmalere Landzunge von sonderbaren Contouren auslaufend. Felsenthore, einzelnstehende Zuckerhüte, zerspaltene Fetzen von Felsen bildeten die Spitze der Insel, um welche wir jetzt herumsteuern mußten, um mit Einem Schlage das wundervollste, reizendste Bild des Südens vor uns zu sehen. Weiße, anheimelnde Häuschen mit dem flachen Dache des Orients klebten an den Wänden der theils zuckerbepflanzten, theils rebenbedeckten Hügel, überall drängte sich die fleißige Hand des Menschen durch die Fülle südlicher Natur.

Und immer weiter entrollte sich das köstliche Panorama, und plötzlich hoch in den wolkenumlagerten Bergen trat ein kolossaler Riß ein, der sich zum Meere hin in ein reizendes Thal erweiterte; es war das Valle de Machico mit dem kleinen terrassenförmig übereinander gethürmten Machico*) am Rande des Meeres. Immer noch hatten wir unser Ziel nicht erreicht, wieder schob sich eine Inselspitze ins Meer hinaus. Fernher ragte der 1910 Meter hohe Ruivo Pic in den Himmel, die großartigste Scenerie krönend. Ein Chaos von Berggipfeln, Felskuppen, Wald, Wolken, Nebel und Sonnenschein! Tiefer zum rauschenden Meeresstrande hin, da in die Schluchten und Thäler hineingezwängt, an Felswänden wie Nester hängend, zwischen Baum und Strauch, Wein und Mais leuchteten die zierlichen hellen Häuschen.

Jetzt hatten wir die neidische Inselecke umfahren — und vor uns lag Funchal! Da hielt sie ihre Siesta, die schönheitgepriesene, von Kranken und Gesunden vielumworbene Stadt. Amphitheatralisch

*) Machico soll schon vor 1420, dem Jahre der Wiederentdeckung durch die Portugiesen, von einem verschlagenen englischen Liebespaare erreicht worden sein. Gustav de Veer gibt (in seinem „Prinz Heinrich der Seefahrer und seine Zeit") für den Namen Machico oder Machito die Erklärung, daß er wol von machiar (kahl werden) abstamme; es möge dort ein örtliches Abbrennen der Bewaldung Madeiras (madeira = Holz) stattgefunden haben. Zu Ende des 13. Jahrh. wurde die Insel von den Italienern entdeckt und von ihnen Isola do Legname = Holzinsel genannt. Vgl. O. Peschel's „Abhandlungen zur Erd- und Völkerkunde" (Leipzig 1877), S. 137.

schieben sich über dem Schaumbande des tieffarbigen Meeres bis zu ein Viertel der Berghöhen im Rücken die orientalischen Häuser hinauf, von Grün durchrankt, von Blüten umwoben, von warmer Luft und Blütenduft durchhaucht; eine üppige südliche Schöne, dehnt sie wollüstig ihre Glieder im Bade, das Bakchos mit seinem schönsten Weine umkränzt. Und dort — ein Jubelruf erklang in meiner Brust — dort winkte mir die erste Palme! Unantastbar keusch, unnahbar hoch, stolz und schön wiegte sie ihr fiedergeschmücktes Haupt zwischen den weißen Mauern der Häuser!

Der Anker rasselte in die klare Tiefe; Hafen- und Sanitätsbeamte erschienen und erfüllten in unangenehmer Langsamkeit ihre Formalitäten, und endlich, nach fast einstündigem Warten konnten wir eins der in Scharen unsern Steamer umschaukelnden Boote besteigen, um an Land zu gelangen. In wenigen Minuten hatten wir den steilen, auf seinem Gipfel kanonengespickten Loorock umfahren, und durften dann von Glück sagen, ohne Arm- und Beinbrüche die hoch umbrandete Landungstreppe erklommen zu haben. Durch eine Art Felsengewölbe kamen wir auf eine sanft ansteigende, mit spitzigen Steinen gepflasterte Straße, welche in die ersehnte Stadt hineinführte. Sofort waren wir von wildschauenden, barfüßigen und zerlumpten Burschen umringt, die uns in aufdringlichster Weise und im Chorus eines mehr als babylonischen Sprachquodlibets ihre Dienste als Ciceronen anboten. Obgleich von ihnen unermüdlich verfolgt, schlugen wir ihre ausdauernd zudringlichen Anerbieten aus und vertrauten uns der Führung des „Todescandidaten" an. Dieser war Dr. Speer, einer unserer Mitpassagiere, ein äußerst gefälliger Mann und heiterer Gesellschafter; er trug das weniger zarte als zutreffende Epitheton in der Eigenschaft eines für Bönny bestimmten Arztes. Speer kannte Madeira und besonders Funchal bereits von frühern Besuchen und versprach, in der kurz gemessenen Zeit uns das Schönste und Sehenswertheste der Stadt zu zeigen. Er führte uns kreuz und quer durch die im allgemeinen engen

Straßen, welche oft in Winkeln bis zu 27° ansteigen und die alle, um durch stärkere Reibung die Fahrzeuge an zu schnellem Bergabschießen zu hindern, mit scharfkantigen Steinen gepflastert sind. Es war ein Spaziergang, den ich nimmer vergessen werde; berauschender Duft durchwallte die milde Abendluft, über die Mauern der Gärten nickten blühende Rosen- und Heliotropenhecken, in den niedrigschwelligen Thüren und kleinen Fenstern saßen in oft malerisch zerlumpter Tracht bräunliche Gestalten, neugierig den blonden Söhnen des Nordens nachstarrend. Da begegnete uns der erste baldachin-überschattete Ochsenschlitten — Wagen werden durch die erwähnten Neigungswinkel der Straßen unmöglich — und, welch günstiges Omen! ein echt deutsches, reizendes Mädchenantlitz lugte freundlich durch die halbgeöffneten Vorhänge des fremdartigen Gefährts. Mir pochte das Herz in dieser märchenathmenden Umgebung, jetzt endlich war ich im Gelobten Lande meiner Jugendträume, und die dunkeln Augen portugiesischer und spanischer Schönen ließen mich die Glut südlicher Liebe ahnen. Doch keine Zeit war zu langem Träumen!

Schnell gemiethete Pferde wurden bestiegen, und keuchend in den warmen Winterkleidern sprengte die Cavalcade, der Führung Speer's folgend, einen steilen Berg hinan. Die Pferdejungen trabten unermüdlich neben uns, oder hingen sich sorglos an die Schwänze der magern, aber ausdauernden Klepper. Unser Weg führte zu einem der schönsten Aussichtspunkte in der Nähe Funchals, zu der etwa 630 Meter hoch gelegenen Kirche Nossa Senhora de Monte, an einem Hange des Monte de Arrebentão. Ein herrlicher Anblick bot sich uns dort oben dar. Wir sahen zu beiden Seiten in die zerschluchteten Berge mit vielen, theilweise trocknen Wasserläufen, in dunkle Mandelwälder und helle Zuckerpflanzungen, in junge Saatfelder und mattgrüne Wiesenhänge; hier und da Bananenbüsche, über und unter uns dunkler Kiefernwald, kreisrunde Basaltkuppen mit graublauen Agaven, und tief zu unsern Füßen die Stadt an der weiten

schiffbelebten Rhede. Doch eilig weiter, da es dunkelt und selbst der herrlichste Aussichtspunkt die gebieterische Forderung eines hungernden Magens nicht zufriedenstellt!

In ziemlicher Schnelligkeit hatten wir die Wallfahrtskirche erreicht, doch ungleich schneller und eigenthümlicher machten wir unsere Rückreise in die Stadt. Wir bestiegen oben bereitgehaltene kleine Schlitten, welche losgelassen an der steilen Fläche in rasender und betäubender Geschwindigkeit hinabsausen. Die Kufen des Schlittens, welchen der vorn hockende Führer bewunderns-werth geschickt mit den Beinen lenkt, werden unterwegs mit nassen Tüchern befeuchtet, um dem Entzünden derselben durch die Reibung vorzubeugen.

In kürzester Zeit saßen wir im Hotel Reade um ein gutes Abendbrod, welches von feurigem Inselweine gewürzt uns Be-sinnung genug gab, zu wissen, daß wir noch auf unserm alten Planeten hausten. Manches Glas weihten wir dem Andenken der trotz Madeira schönen Heimat; meine Gefährten gaben sich dem Genusse einer unvermeidlichen Cigarre hin, während ich von neuem hinausstürmte ins Freie, in die nächtige Natur. Be-wundernd staunte ich zum Sternenzelt empor und athmete mit Wollust den berauschenden Blumenduft ein. Die ferne Heimat wußte ich in des Winters weißes Gewand gehüllt, und hier hatte ich ewiges Leben vor mir; daheim betrachten sie die kaltglitzernden Eisblumen am Fenster, und ich pflückte hier feurige Rosen und würzehauchenden Jasmin. Lilien senkten ihre weißen Kelchblumen, Camellienblüten leuchteten aus dunkelglänzendem Laube, Passi-floren umrankten die üppigste, fremdartig blumengeschmückte Stre-litzia, Chinarosen, Amaryllis, vanilleduftende Crinum, graziöse Fuchsien, Myrten, Oleander — ein wahres Paradies schien mir der wohlgepflegte Garten des Gasthauses. Auch der Früchte entbehrten wir nicht, denn als ich mich wieder zu meinen Genossen in die erleuchtete Laube gesellte, da fand ich Pomona's Füllhorn um die Kelche goldigen Weines geleert: Bananen, Aguacatas (Persea gratissima), Guaven (Psidium pyriferum), Ananas,

Orangen, Feigen, Anonen, Mangos (Mangifera indica) lagen in appetitreizender Fülle neben nordischem Obst. Ich naschte vom Feuerweine, labte mich an den köstlichen Früchten und schloß mich dann den in die sonntäglich belebten Straßen hinausziehenden Freunden an.

Noch einmal durchschlenderten wir die duftdurchwallte Stadt und gaben uns endlich auf der geräumigen Esplanade nahe der Kathedrale ganz dem Zauber südlicher Geselligkeit hin. Jetzt erst, wenn der Mond sein mildes Licht über Berge und Gärten, Stadt und Meer ergießt, beginnt das frohe Leben der Kinder der Insel; es wallt und wogt in den Straßen und auf den Plätzen; fremde und heimische Trachten, Sprachen, Gesänge fesselten unsere Aufmerksamkeit, und auch der eingeborene Landmann und Arbeiter, mit dem possirlichen, langgeschwänzten schwarzen Käppchen, der carapuça, schwärmte mit seinem braunen*) Liebchen am Arme umher. Girrende Lieder in spanischen und portugiesischen Lauten trafen unser Ohr, und frohgestimmt antworteten wir mit dem ernsten deutschen Volksliede. Freundlich wurde es begrüßt und versammelte bald eine Schar von Landsleuten um uns. Hier und da pfiff oder kreischte ein lustiger Papagai, Schellen von Ochsenschlitten klangen harmonisch zum anfeuernden Hohaho des tiefstimmigen Treibers, dort klappten die Hufe eines mit einem verspäteten Touristen heimkehrenden Rosses, eine Kirchenglocke läutete zum Gebet; Gejubel und Geschwätz, Lachen und Scherzen, dazu Blumenduft, Mondenlicht, warme Luft und über allem der sternenblitzende Himmelsdom — das ist eine Decembernacht in Madeira!

Trotz aller Abgespanntheit und Müdigkeit waren wir am nächsten Tage schon zeitig auf den Beinen. Freund Schulze hatte vor, hier von Madeira ein Pferd an den Gabún mitzunehmen, welches jetzt unter vielen feilgebotenen bessern und schlechtern Gäulen ausgesucht werden sollte. Ich überließ das Geschäft meinen

*) Die portugiesische Bevölkerung ist stark mit Negerblut vermischt.

Gefährten und wanderte wieder umher, um die kurzgemessene Zeit nach Kräften durch Sehen auszunützen. Wieder durchstreifte ich die Straßen und suchte einen Blick in die Gärten zu gewinnen. Leicht ward er mir geboten von der Brücke über den Ribeiro secco, von welcher ich in tief unter mir liegende Gärten sah. Einzelne Araucarien, Pinien und Cypressen vereinten sich zu schönen Gruppen mit Myrtenbäumen, dem sonderbaren Eucalyptus, mit Platanen, Tulpen- und Lorberbäumen und unsern schönen Tannen. Hier und da fiel mein Blick auch auf einen großen Aloë, auf Granaten- und kugelkronige Mangobäume, wie auf die palmenähnliche Carica; am Boden wucherten süße Bataten, Melonen, Kürbisse, Arum, und große Felder von Zwiebeln verriethen die starke Ausfuhr derselben.

Den Besuch des berühmten englischen Friedhofs, den eine Ravenala und ein Drachenblutbaum so sehr interessant machen, mußte ich mir bei der kurzen Zeit für eine etwaige Landung auf der spätern Rückreise aufsparen, und nur noch die Kathedrale konnte ich im Vorübergehen besichtigen. Enttäuscht schweifte mein Blick über das in ganz bäuerischem Geschmack und mit überladener Farbenpracht geschmückte Innere der Kirche; nur die Plafonds, welche aus dem früher auf der Insel heimischen Cederholze*) verfertigt sind, konnten mir Interesse abgewinnen.

Ich eilte zum Ufer, wo ich meine Reisegefährten bereits vorfand, eifrig mit einigen Bootsführern wegen der Ueberführung des erstandenen Pferdes — es war ein starkknochiger, gutgebauter Schimmel — verhandelnd. Die Brandung war jedoch so wild, daß die sonst waghalsigen Kerle selbst für große Summen das Pferd nicht an Bord bringen wollten. Dasselbe war aber nun einmal gekauft, und wohl oder übel mußte Freund Schulze es in einer Pension lassen, um es mit dem nächsten Steamer bei hoffentlich besserer See nachgesandt zu erhalten. Ich will hier

---

*) Wol Juniperus brevifolia oder J. Cedrus. Vgl. Schacht, „Madeira und Tenerife" (Berlin 1859).

noch gleich hinzufügen, daß das Thier nach längerm Warten wirklich zu seinem Eigenthümer gelangte und sich unter dem Aequator eines mehrjährigen Daseins als Reitpferd erfreute.

Gegen zehn Uhr waren wir, beladen mit Früchten, die wir noch in aller Eile auf der feira (Markt) gekauft hatten, wieder an Bord und amusirten uns noch eine Weile damit, die hoffnungsvolle Jugend Funchals im spiegelklaren Meere tauchen zu sehen. Nackt standen die gelben Jungen in den Booten von Madeira eigenthümlicher, sehr kleiner Form, warteten bis eine mitleidige Hand einen 3 pence, 6 pence oder gar shilling in die durchsichtige Flut warf, und flugs schossen sie kopfüber der sichern Beute nach. Manchmal freilich irrte sich ein Taucher in der Entfernung, machte verzweifelte Sätze in der Tiefe, immer mehr und mehr dem Auge entschwindend, aber jedesmal kehrte er wieder, das Geldstück mit triumphirendem Lächeln zwischen den weißen Zähnen haltend. Doch genug des Spiels; schon rasselt die Ankerkette in die Höhe, mit rauhstimmigem Hoiho wird der Eisenkoloß von den Seeleuten eingebracht, die Signalschelle im Maschinenraume ertönt, und langsammählich beginnt die Schraube das krystallklare Wasser mit Milliarden von Schaumbläschen zu durchrauschen. Fahr' wohl, Madeira, du Blume des Oceans!

Unser Curs ging wieder nach Süden; am Nachmittag erhoben sich die fernen Schatten der Inseln Chaol, Dezerta grande und zuletzt Bugio (Dezerta pequena); schnell ging es vorbei, nach dem Log 10¾ Meilen in der Stunde, und ohne einem Segel zu begegnen, den Canarischen Inseln zu.

Am Mittwoch den 10. December um 6 Uhr morgens rief mich das Poltern der niedergehenden Ankerkette wach und an Deck, wir lagen vor Ciudad de las Palmas auf Gran-Canaria. Ich sah ein ganz anderes Bild, als es das Panorama von Funchal dem bewundernden Auge bot; hier glaubte ich schon ein Stück Afrika zu sehen. Aus grauen, verwittert scheinenden Felsen bestehend, streckt sich die Insel im Halbrund um uns her, in unserer nächsten Nähe die Stadt Palmas am Fuß eines trapezförmigen

Berges, auf dessen Plateau sich ein kleines Fort erhebt. Die Bucht, in welcher wir ankerten, dehnt sich in einem großen Bogen von Nordnordost nach Südsüdwest aus. Der nördlicher gelegene Theil des Eilands ist aus höhern kahlen Bergen gebildet, die an der Ostseite in das sogenannte Sphinxhead auslaufen; auf einer dominirenden Höhe steht ein Fort mit einem Leuchthaus. Dann, nach Süden gesehen, folgt eine Strecke niedrigen Strandes, an welche sich wieder hohe Berge mit der Stadt in der Tiefe anschließen. Es scheint, als ob der nördliche Theil einst für sich allein bestanden und der flache Strand seine Existenz einer Dünenbildung zwischen beiden Inseln zu verdanken habe. Es würde dieser Fall analog dem der Bildung des Neutral Ground bei Gibraltar sein. Die sandige Verbindungsstrecke ist mit niedrigem Gestrüpp und mit vielen Dattelpalmen dicht bestanden. Die Bergeilande selbst zeigen graubraune Farbentöne, wie sie etwa Asche gibt; an den Hängen schimmern in fahlem Blaugrün die zur Cochenillezucht angebauten Opuntien*) matt hervor. Die mächtige Kathedrale im südlichen Theile der Stadt fesselt den Blick durch ihre zwei hohen spitzen Thürme, welche allein den Eindruck eines orientalischen Platzes beeinträchtigen. Alle Häuser sind weiß oder hellgelb, das Auge blendend, meist kleinfenstrig und mit flachen Dächern. Die See, im Gegensatz zu der bewegten Flut vor Funchal, ruhte regungslos in ihrer intensiven Azurbläue um uns her und vervollständigte so das Bild trägster Ruhe, welches sich mir als erster Eindruck von der Palmenstadt einprägte.

Der Hauptexportartikel der Insel ist die kostbare Cochenillelaus**), welche getrocknet in Säcken versendet wird; das Gewicht der Ladung wird häufig in schwer zu bemerkender Weise durch Hinzufügung von sich rothfärbendem Sande zum Schaden des Käufers vermehrt. Seit einiger Zeit beginnt die Ausfuhr

*) Opuntia coccinellifera.

**) Die von hier hauptsächlich ausgeführte Sorte ist die renegrida, die bei der Zubereitung ihren gelblich weißen Staub verloren hat.

recht guter Cigarren. Gran-Canaria mit 60,000 Einwohnern, von welcher Zahl ein Drittel auf die Hauptstadt fällt, zeichnet sich durch Billigkeit des Lebens aus. Von wohlunterrichteter Seite wurde mir mitgetheilt, daß ein Junggeselle mit 1000 Mark, abgerechnet Kleidung und Nebenausgaben, hier sehr gut leben könne. Viele ziehen den Aufenthalt auf dem kahlern Gran-Canaria dem auf Madeira vor, weil hier nicht der traurigstimmende Blick auf so viele Kranke das Behagen stört. An den Eingeborenen der Insel fallen die starken Hängebäuche auf, eine Folge der meist vegetabilischen (gewöhnlich Mais-)Nahrung.

Nach zweiundeinhalbstündigem Aufenthalt auf der Rhede lichteten wir die Anker und dampften kräftig dem Süden zu. Bald nach der Mittagsstunde kamen wir an der Südspitze Gran-Canarias vorbei, und kurz darauf schimmerte westlich von uns in weiter Ferne hoch oben am Himmel der Aschenkegel des Pic von Teneriffa. Bläulichweiß wie ein mächtiger spitzer Eisblock glitzerte der Vulkangipfel, umgeben von weniger hohen Kuppen, aus den niedrigern Wolkenlagen heraus, sodaß dort riesige Schneepyramiden in der Luft zu schweben schienen. Noch lange, lange war der Silberschein des Pics in immer mehr sich auflösenden und verschwimmenden Contouren sichtbar, dann nur noch eine matte Wolke, ein Hauch, bis zuletzt selbst unsere guten Gläser den Bergriesen nicht mehr sichtbar machten.

Dem köstlichen warmen Tage folgte eine noch schönere laue Nacht; am dunkelfarbigen Himmelszelte still und geheimnißvoll die resplandores eternales mit dem zum ersten male sichtbaren Kreuz des Südens noch tief am Horizont, und unter uns, das Schiff umwogend, das Leuchten des Meeres! Der Schaumstreifen, den die Ethiopia auf ihrer Bahn zurückließ, glich einem mattsilbernen auf- und niederschwellenden Bande, durch welches hier und dort wieder goldige und bläuliche Strahlenhaufen hindurchbrachen — wie gedämpftes Wetterleuchten am Grunde des Oceans; bisweilen blitzten auch deutliche Funken hervor, sodaß

Lichtreflexe vom Spiegel des Schiffes auf das hin- und herwallende, milder leuchtende Kielwasser zurückfielen.

Der 11. December sah mich in der unglücklichsten Stimmung erwachen; ich wurde von starken Zahnschmerzen geplagt, welche sich in der fremden Umgebung noch peinlicher fühlbar machten als auf dem Festlande. Ich hielt zwar den Tag über tapfer aus, entschloß mich aber, um mir eine ruhige Nacht zu verschaffen, doch schließlich zum Ausziehen des Uebelthäters. Welch kostbares Bild: eine herrliche sternenreiche Nacht in der Breite des Cap Blanco, hundert Seemeilen von der Küste, prachtvolles Meerleuchten, auf Deck Gesang und Tanz der Passagiere — und nicht weit davon das geheimnißvolle Wirken zweier Aesculapssöhne, des Schiffsarztes Atkinson und des Dr. Speer, eifrig um einen deutschen Jüngling bemüht, der mit scheuen Blicken nach den im Sternenschein blitzenden Instrumenten schielt! Nun, der Schaden war bald geheilt, und der Zahn heraus, das Blut gestillt, die Wunde zusammengepreßt; und fort ging es wieder zu Tanz und Spiel. Nach kurzer Zeit wurde unser Vergnügen unangenehm gestört. Am östlichen Himmel, der Küste zu, erschienen von Zeit zu Zeit rothe Signallichter, auf unsere Raketenantwort leuchtete drüben ein großer Feuerschein auf, den wir weiterfahrend wol eine Stunde lang noch im Auge hatten. Kapitän Rattray wollte den Curs des Schiffes wegen der hierorts gefährlichen Küstenriffe und Bänke nicht ändern, und wir mußten uns mit der Vermuthung zufriedengeben, daß die Feuer von Fischern herrührten, obgleich wir eher an ein verunglücktes Fahrzeug dachten.

Am folgenden Tage nichts als Himmel und Wasser; ein uns begegnender Postdampfer meldete dreizehn Todte an Bord, an Bord eines andern Schiffes neun Todte und den Gesundheitszustand in Bonny schreckenerregend.

Sonnabend 13. December früh wurde mir von einem der Schiffsoffiziere ein fliegender Fisch gebracht, der über Nacht von einer hohen See an Deck geschleudert worden. Es war der nördlich vom Aequator seltner erscheinende Exocoetus volitans L. Am Tage sah ich

nun zum ersten male auch ganze Scharen dieser silberglänzenden Thierchen, getragen durch die zitternde Bewegung der unverhältnißmäßig langen flügelartigen Brustflossen, oft an dreißig Meter und mehr in Höhe von einem bis mehrern Metern über die auf- und niedersteigenden Wogenkämme dahineilen, wie wenn plötzlich ein Silberschatten über die grüne Flut streicht, um bald wieder in ihr zu verschwinden. Stets waren die Flugfische von den größern Boniten (Thynnus polamys L.) begleitet und verfolgt, welche in der Hitze der Jagd oft selbst in halbbogenförmigem Sprunge aus den Wellen hervor- und den Flüchtlingen nachschnellen. Am eigenthümlichsten sieht es aus, wenn ein verfolgter fliegender Fisch, seinen Feind in unheilvoller Nähe gewahrend, durch Senkung einer Seite seine Flugrichtung plötzlich ändert *) und hinter dem Bonito ins Wasser taucht. Der fliegende Fisch ist demnach ein recht geplagtes Thier, denn er gelangt oft aus dem Regen in die Traufe: dem Feinde im Meere entfliehend, fällt er auf seiner Luftreise häufig den gierig und geschickt zufassenden Möven zur Beute. Gegen Mittag stieg eine günstige flotte Brise auf und half der Ethiopia, die nun etwas Segeltuch entrollte, auf 11½ Knoten in der Stunde, sodaß wir schon gegen 6 Uhr abends Cap Verde passirten. Die eingetretene Dämmerung ließ uns jedoch nur unsichere und nebelverschwommene Umrisse dieses Vorgebirges erkennen.

An den nächsten beiden Tagen vermißten wir die Flugfische, die nur strichweise das Meer zwischen den Wendekreisen zu durchziehen scheinen, gänzlich, dagegen traten Meerschwalben, Möven und auch Fregattvögel um so zahlreicher auf, lustig und fluggewandt das Schiff umkreisend oder ihr neckisches Spiel mit den Wellen im Kielwasser treibend; schnell erhaschten sie die Beute, wenn ihre scharfen Augen hin und wieder einen Brocken Nahrung entdeckten. Auch einzelne kleine Schmetterlinge, unter

*) Die Angabe, daß die Flugfische nur windan fliegen, muß auf Irrthum beruhen, da ich verschiedene Scharen der Thiere gleichzeitig nach verschiedenen Richtungen fliegen sah.

ihnen verschiedene Eulen, tauchten plötzlich auf, an die Nähe des Landes mahnend, von welchem sie wol ein für ihre zarten Flügel zu starker Windstoß herüber getrieben hatte.

Der folgende Tag, Montag 15. December, plagte uns mit fürchterlichster Hitze: es herrschten 35° C. im Schatten. Die Einförmigkeit unserer Fahrt und Umgebung schien den erschlaffenden Einfluß der ungewohnten Temperatur zu verstärken, und müde und bleiern schlich uns die Zeit dahin; kaum daß eine an uns vorbei nach Süden schwimmende Tanginsel (Sargassum natans) unsere Aufmerksamkeit erweckte. Erst der hereinbrechende kühlere Abend löste den Trägheitsbann, und eine heitere, gespannte Stimmung, wie immer wenn nach längern Tagen Seefahrt Land in Aussicht steht, bemächtigte sich unserer; Kapitän Rattray ließ ankern, um sich nicht dem Wagnisse einer nächtlichen Einfahrt in den Hafen von Sierra Leone (Freetown) auszusetzen.

In den letzten Stunden der Nacht schon ging unsere Fahrt weiter, und noch vor Sonnenaufgang erhoben sich die bergigen Küstenumrisse des heißen Afer aus dem Meere. Langsam und allmählich entrollte sich das Bild, schnell verscheuchte die siegende Sonne die Dunstschleier der Morgendämmerung, und deutlicher traten die Formen des Landes hervor, von welchem eben ein Pilot an Bord unsers Schiffes kam, um das Commando zu übernehmen. Schon konnten wir auf einer weit hinausgestreckten Landzunge das Leuchthaus mit seinem 18 engl. Meilen weit sichtbaren rothen Lichte erkennen, als Freund Rattray mich auf ein großes noch wohlerhaltenes Wrack aufmerksam machte, das nicht weit von unserm Fahrwasser und etwa eine Seemeile vom Leuchthause entfernt von den Wellen umbrandet wurde. „Look here, the Nigretia!“ Es war der Dampfer, welcher den Führer der deutschen Expedition, Dr. Güßfeldt, an die Loangoküste hatte bringen sollen. Da lag nun das stolze Bauwerk von Menschenhand, hoch hinauf an Schlot und Masten bäumten sich die Schaumkämme der langsam nagenden Wogen, da lag es, still, stumm und todt, ein Spiel für die Elemente, ein trauriges

Caveat für alle vorüberkommenden Schiffe! Sicher und ruhig glitt das unsrige vorbei und näherte sich einer zweiten Landspitze. Während das erste Cap unter seiner Fülle tropischer Baumvegetation Häuser von europäischer Bauart, die Wohnungen der Leuchthaus- und anderer Hafenbeamten, fast verbarg, tauchten auf dieser und der bald darauf folgenden Landzunge Hütten und Häuschen auf, die, klein und niedrig, mit spitzem oder flachem Palmwedeldach unter Kokos- und Bananenhainen hervorlugend, schon mehr den Anforderungen entsprachen, welche der Neuling an die „paradiesische Wildniß" stellt; sie riefen fast vergessene, doch so liebe Jugenderinnerungen an den viel bemitleideten armen, armen Robinson wach. Langsam liefen wir in den von mehrern französischen und englischen, auch griechischen Schiffen belebten Hafen ein, in welchem besonders an einem Werftbau sehr reges Leben herrschte, und ankerten dann nahe am Ufer, wo eine breite Steintreppe hinab in die Flut führte. Alsbald entfaltete sich rings um unser Schiff ein Treiben, ähnlich dem schon bei der Ankunft auf der Rhede von Funchal geschilderten: ähnlich nur, denn die Lebhaftigkeit der Kinder Afrikas übersteigt an obligatem Lärm weit das Feuer des Romanen. Trotz der gespanntesten Aufmerksamkeit war es mir nicht möglich, auch nur einen kleinen Theil alles dessen zu sehen und zu hören, was an Neuem und Fremdartigem auf mich einstürmte. Vom rotherdigen Ufer stieß, schon lange ehe unser Schiff verankert war, eine Unzahl von Canoes und Booten ab, welche uns nun dicht umschwärmten. Die Insassen gaben ihren Wünschen und Anerbietungen in den verschiedensten Idiomen, meist in schlechtem Englisch, und mit möglichst starkem Geräusche Ausdruck. Früchte wurden zum Verkauf ausgeschrien, Matten, Gewebe, Vögel, Affen, Felle — alles übrigens zu schon ziemlich civilisirt hohen Preisen — angeboten, Ueberfahrten ans Land in diesem oder jenem Boote besonders laut und dringlich empfohlen; Wäscherinnen priesen ihre Kunstfertigkeit an, die leeren Körbe aus den Canoes hebend, als ob wir unsere Wäsche schon jetzt hineinwerfen sollten. Alle die

ungeduldigen Dränger mußten jedoch ausharren, bis die Hafenbeamten ihre Pflichten erfüllt hatten und den Verkehr mit dem Schiffe gestatteten.

Noch starrte ich, ans Bollwerk gelehnt, musternden Blickes in das fremdartige Leben, noch erfreute sich mein Auge an den kraftstrotzenden Körpern der braunen Kerle, welche halb nackt und halb mit oft unbestimmbaren Garderobestücken bekleidet waren, als unvermuthet mich deutsche Worte aus meiner Betrachtung aufschreckten. Mich umwendend sah ich in die blauen Augen eines kräftigen, blondhaarigen Mannes. Deutsche überall auf der Welt! Es war ein an dem Melacoreeflusse nördlich von Sierra Leone ansässiger Kaufmann Namens Weber, welcher hier in der Stadt ein sehr hübsch eingerichtetes Wohnhaus stets zu seiner Verfügung hat. Mehreren Landsleuten, die sich, zur Musterung der Postschiffpassagiere und um Neues aus der Heimat zu erfahren, regelmäßig bald nach Ankunft des Dampfers an Bord einfinden, wurde ich ebenfalls vorgestellt, und wir, das reisende Kleeblatt, nahmen deren freundliche Aufforderung, die drei Ruhetage der Ethiopia ganz am Lande zuzubringen, und die uns allseitig angebotene Gastfreundschaft erfreut an; bald schaukelten wir in einem schmucken, von sauber und uniform gekleideten Schwarzen geruderten Boote ans Land.

Endlich also betrat ich afrikanischen Boden! Wol jeden, der zum ersten mal eine langersehnte fremde Erde unter seinen Füßen weiß, überkommt ein eigenthümliches Gefühl der Freude und einer gewissen Unsicherheit: der Freude über die Erfüllung seines Wunsches, der Unsicherheit über die Folgen derselben. Und doch, der Anblick so vieler Europäer, denen es ja einst ebenso ging und die sich nun seit lange schon in die neuen Verhältnisse hineingefunden, beruhigt bald: so weit bist du gekommen, du wirst auch weiter kommen! und das Gefühl der Freude überwiegt. Als Knabe hatte ich mit wahrhaft heiligen Schauern und mit andächtiger Bewunderung die Schriften kühner Forscher gelesen, verschlungen; ich hatte mit ihnen gelitten, wenn sie darbten und

in Todesgefahr schwebten, ich hatte mit ihnen gejubelt, wenn sie Frohes erfuhren oder nach langer Prüfungszeit ans Ziel gelangten; Sehnen ergriff mich nach fremden Welten und fernen Menschen, und Zorn und Schmerz erschütterten mich um das Los geraubter, verschacherter Sklaven. Damals wagte ich nicht daran zu denken, daß auch ich einst unter Palmen wandeln würde, daß auch ich einst Stätten betreten sollte, die noch keines Weißen Fuß berührt, daß auch ich einst, selbst froh und frei umherschwärmend, Mitmenschen sehen sollte, deren Elend und Erniedrigung alles übertraf, was sich das tief erregte Kindesgemüth nach jenen Beschreibungen träumen ließ. Doch fort mit diesen Schreckenserinnerungen; jetzt war ich ja am vorläufigen Ziel, ich war in Afrika und staunte die herrliche Natur und den fremden Menschenstamm mit heißhungriger Freude an.

Die drückend warmen Tagesstunden brachten wir bei einem vortrefflichen Mahle, bei welchem köstliche Früchte für mich die Hauptrolle spielten, in Herrn Weber's Hause zu; erst gegen Abend, als die Sonne schon längere Schatten in die Straßen warf, machten wir mit unserm liebenswürdigen Wirth als belehrendem Cicerone einen längern Spaziergang durch die Ansiedelung, um ein allgemeines Bild von einer englischen Colonialhauptstadt zu erhalten.

Die Straßen, mit einer Art Ficus- oder Spondiasbäumen alleeartig bepflanzt, sind in einigen Theilen der Stadt regelmäßig angelegt und von hübschen, meist gelbgetünchten zweistöckigen Häusern mit platten Dächern und Veranden gebildet. Die meisten Häuser dienen Europäern, viele aber auch reichen Negern zur Wohnung, fast alle jedoch sind Eigenthum von Eingeborenen und nur auf eine bestimmte Zeit an Europäer vermiethet. In den andern Stadttheilen verschwindet der europäische Anstrich mehr und mehr, und kleine Lehmhäuschen mit Palmblattdächern bergen dort noch die Ursprünglichkeit des wilden Afer, welche, in allen Gegenden desselben ziemlich gleichförmig wiederkehrend, die Behauptung von der Einförmigkeit

des afrikanischen Continents in dieser Hinsicht wahr macht. Wieder ein anderes Quartier, welches schon an die Nähe Europas mahnt, möchte ich das Judenviertel oder Ghetto Freetowns nennen. Zu beiden Seiten der Straßen sind hier budenartige Verkaufsläden bis spät in die Nacht geöffnet, in welchen alle möglichen Dinge, auch alte Kleider verhandelt werden. Hier hörte ich auch einige Minuten lang afrikanische Musik, wenn man nämlich ein eintöniges Aneinanderreihen ewig wiederkehrender Klänge so bezeichnen darf. Weber versprach mir, bei Gelegenheit in seinem Hause ein Concert zu veranstalten. — Erst spät langten wir wieder daheim an und verlebten nun mit noch mehrern Landsleuten bei einem Glase guten Rheinweins eine Stunde echt deutscher Gemüthlichkeit. Wahrlich, wenn mich nicht das etwas fremdartig geschnittene bräunliche Gesicht der Hausfrau, einer sehr hellen Farbigen vom Senegal, und die schwarze Bedienung an Afrika erinnert hätten, ich würde mich in einem Parkhäuschen irgendwo am Rhein vermuthet haben. Selten wurde ein englisches Wort gehört, die Unterhaltung war deutsch und drehte sich hauptsächlich um unser Vaterland und den letzten Krieg, welcher noch immer gewaltig in den Seelen aller nachhallte. Wir Neuankömmlinge hatten freilich einen schweren Stand, schien es doch nach den unaufhörlich an uns gestellten Fragen, als ob man von uns voraussetzte, daß wir die sämmtlichen deutschen Zeitungen der letzten Wochen auswendig gelernt hätten. Etwas abgespannt und müde trennten wir uns erst spät und begaben uns zur Ruhe, nachdem wir für die frühen Morgenstunden des kommenden Tages einen längern Spaziergang verabredet hatten.

Als die Sonne noch unter dem Horizont glühte, waren wir auf dem Wege nach Hebbelsfarm, einem landeinwärts von Freetown gelegenen Berge von etwa 100 Meter Höhe und bis zum Gipfel mit herrlichstem Wald bedeckt. Es war ein köstlicher Marsch durch die Morgenkühle; balsamisch duftete die thauverjüngte Natur, und frisch begann die Seebrise ins Land zu wehen, als wir oben angelangt waren. Ein schönes Bild entrollte sich

unsern Blicken. Zu Füßen sahen wir die eben erwachende Stadt, die zahlreichen Hütten und Häuser, aus denen hier und da Rauchsäulen aufwirbelten; links die größern stattlichen Regierungsgebäude, Kasernen und Forts, weiterhin das stille blaue Meer, im Scheine der Frühsonne goldig erglühend und die tropischen Baumformen am Ufer der Landzungen im Spiegelbilde wiedergebend. Wie hatte ich aufgejubelt, als ich die wenigen Palmen Funchals erblickte — und welchen Reichthum an Kokos und Datteln fand ich hier! Im Walde rauschten ihre herrlichen Strahlenkronen über allen andern Bäumen, sie flüsterten im Thale, sie glänzten im Meere wider, und stolz überragten sie die Feigenbäume, Bananenstauden und Brotbaumwipfel, welche die Häuser der Stadt umschatteten.

Wol lange mochte ich gestanden haben, selbstvergessen auf das Bild in der Tiefe hinabsehend, als der Ruf der Freunde mich weckte. Einer derselben hatte nicht weit von unserm Aussichtspunkte einen ziemlich wasserreichen krystallhellen Bach entdeckt. Welch kostbarer Gedanke: ein Bad, ein Morgenbad in einem Waldbach der Tropen! Bald hatten wir den Genuß, unter den vielblättrigen Baumwipfeln, beim Lispeln von Bambusgräsern und dem Duften oleanderähnlicher Blüten den Leib in thautropfkühlem Naß zu dehnen. — Heiß brannte die Sonne hernieder, als wir uns zum Heimweg rüsteten, ich beladen mit Pflanzenschätzen, unter welchen an Farbenglut die weitverbreitete schöne Poinciana wol den ersten Platz einnahm. In der Stadt besuchten wir noch die bäurische Kirche, die Markthalle, in welcher eine große Menge in- und ausländischer Producte schnatternd, keifend, schreiend und lachend feilgeboten wurde, und stiegen dann zu den englischen Forts herauf, deren Inneres uns durch Vermittelung eines aus Anlaß des Aschantikriegs mit uns nach Cap Coast-Castle reisenden Offiziers bereitwilligst gezeigt wurde. Die hier garnisonirenden Soldaten bestehen aus einigen Westindia-Regimentern unter englischen Offizieren; viele davon sind Freiwillige. Die überall herrschende große Sauberkeit und Genauigkeit berühren

wohlthuend. Einem preußischen Feldwebel dürften freilich die lose sitzenden rothen Röcke und die etwas legère Haltung der dunkeln Krieger nicht recht gefallen; jedoch würde er, wie ich glaube, auch an einem noch so gut erzogenen deutschen Regimente, wenn es einige Jahre in den Tropen garnisoniren müßte, merkwürdige Erfahrungen hierin machen. Die Disciplin der Truppen wird von den Offizieren als eine ausgezeichnete gelobt, und als wir die Wohnungen der Soldaten besuchten, wurden wir von lauter freundlich blickenden Leuten in strammer Haltung begrüßt. Man sah ihnen und ihrer Umgebung an, daß die Regierung große Sorgfalt auf ihr Wohlergehen verwendet. Einer der Oberärzte des stehenden Heeres, welchem sich noch eine Miliz anschließt, ist ein Neger, der Autor eines als werthvoll geschätzten medicinischen Werks über die Krankheiten in tropischen Klimaten.

Beim Nachhausegehen fielen mir die vielfach verschiedenen Farben und Trachten der Leute auf den Straßen auf. Aus allen Theilen von Nord- und Nordwest-Afrika kommen Händler hierher, und auch die ständige Einwohnerschaft der Colonie selbst bietet eine bunte Zusammensetzung verschiedener Völkerstämme dar. Von fremden Stämmen sieht man: die Süsu, welche mit Erdnüssen und Sesam; die Tímmini (Temne) aus der Sierra Leone-Niederung, die mit Palmöl; die Mandíngo, die mit Häuten und Wachs; die Fülah, die mit Gold; die Serraküli (Serechule, Sarakulé, Serrakolet), die mit Gold und Elfenbein; die Bénna, die mit Reis; die Līmba, Cánna und Bündo, die ebenfalls mit Gold nach Freetown kommen; die letztern sind die pfiffigsten Händler, zugleich auch im Koran sehr bewandert. Von den Bewohnern der Colonie selbst sind zu nennen: die Aku, theils Mohammedaner theils Christen, die reichsten Leute in Sierra Leone; die Ebu; die den Donner anbetenden Bóppo; die dummen Cóngo und die Marrün aus Amerika. Die Marün (sich selbst nennen sie Sédda) sind dem Aussterben nahe. Sie bildeten den Stamm der Colonie. Von Jamaica, wo sie nach dem Frieden mit den dortigen Ansiedlern (1738) sich dem Ackerbau gewidmet hatten, wurden sie

nach Canada gebracht und kämpften im amerikanischen Befreiungskriege für England. 1792 siedelten sie von Nova Scotia, wohin sie nach Beendigung des Kriegs gewiesen wurden, nach Sierra Leone über. Schon halbcivilisirt, doch noch unfertig kamen sie mit den später erst von Sklavenschiffen befreiten Negern zusammen, denen sie Verachtung entgegenbrachten. Diesem Umstande hauptsächlich ist es zuzuschreiben, daß die Marrūn sich der Arbeit schämten, schließlich verarmten und jetzt dem Trunke ergeben ihrem gänzlichen Untergange entgegengehen.

Auffallend war mir, daß fast jeder Neger ein gelbes, süßholzähnliches Stäbchen im Munde hielt oder an einem Ende pinselartig zerbissen hinter dem Ohre trug. Das Stäbchen dient zum Reinhalten der Zähne, und in der That habe ich bei den ohnehin wegen ihres schönen Gebisses berühmten Negern nie so perlenähnliche, glänzendweiße Zähne gesehen als gerade in Sierra Leone und einigen demselben benachbarten Plätzen der Ober-Guineaküste. *)

Das gesellschaftliche Leben in Freetown bietet jenes ziemlich stereotype, doch farbenbunte, an Wechsel und für den Fremdling an Ueberraschungen reiche Bild dar, wie es in allen tropischen Städten mit so gemischter Einwohnerschaft sich zeigt; nur eben hier mit vorherrschend afrikanischen Charakterzügen. Das gegenwärtige Gouvernement behandelt die schwarzen und farbigen Unterthanen mit einer außerordentlichen Zuvorkommenheit, welche an ein Kokettiren mit Humanität und Philantropie streift und in ihren Consequenzen weder dem Einheimischen noch dem Eingewanderten zum Segen gereichen kann. Statt eine Vermittelung der Gegensätze zwischen Weiß und Schwarz herzustellen — wie wir sie, durch den Charakter des Brasilianers bedingt, im südamerikanischen Kaiserreiche zum Theil beobachten können —, wird

*) Vielleicht nicht mit Unrecht gab man mir als Hauptgrund für die Schönheit der Negerzähne an, daß die Schwarzen ihre Speisen nur lauwarm, niemals heiß genießen.

eine fortwährend wachsende Spannung hervorgebracht; die Europäer fühlen sich oft zu Gunsten der Schwarzen ungerecht behandelt, und die letztern, besonders natürlich sobald sie Beamte sind, misbrauchen häufig ihre Gewalt. Wird doch der Ankömmling, wenn auch in halb scherzhafter Weise, gewarnt, auf offener Straße gesprächsweise das Wort negro oder gar nigger oder auch das deutsche Neger zu gebrauchen. Ein blackman, der das höre, könne leicht Beschwerde wegen „Beschimpfung" führen. Uebrigens fand ich auch an andern Orten, daß die Eingeborenen unter sich das Wort negro als Scheltwort anwenden.*) Die schwarzen Polizisten sind natürlich unantastbare Persönlichkeiten, die ihre Nase auch in Dinge stecken, welche sie gar nichts angehen, ohne eine Zurückweisung gewärtigen zu müssen. Während meiner Anwesenheit in Freetown hörte ich oft genug sagen, daß bei einem Zank oder Streit zwischen Negern und Weißen die erstern vor dem Richter stets Recht erhielten. Uebrigens glaubte ich, dergleichen Bitterkeiten doch immer nur cum grano salis nehmen zu müssen.

Wenn wir auch, durch liebevolles, vorurtheilsloses Eingehen auf den Negercharakter und durch jahrelanges Studium desselben wol dazu berechtigt, entschieden für den oft, sei es bona oder mala fide, geschmähten Schwarzen unsere Lanze einlegen, so bleiben wir uns doch bewußt, daß wir damit Ausgleiche zwischen den vorläufig divergirenden Rassen herbeiführen wollen, wir wollen die eine heben, ohne die andere zu schädigen. Ein einseitiges Vorgehen aber, wie es in Sierra Leone wenigstens unter dem derzeitigen Gouvernement der Fall ist, hat nur das Gegentheil von dem Gewünschten zur Folge. Trotzdem stellen wir Sierra Leone als Muster einer Colonie in Westafrika auf. Es gab allerdings eine Zeit, wo sie im Argen lag und man über sie, ebenso wie über Liberia, höhnisch und mitleidig lächelnd die Achseln zuckte.

---

*) Auch der portugiesisch sprechende Neger verlangt, preto, d. h. Schwarzer, genannt zu werden.

Besonders den so weit verbreiteten Negrophoben kam der traurige Zustand der Colonie zu statten; schienen sie doch sagen zu dürfen, daß die Colonie ja den besten Beweis liefere, wie alle zur Erziehung des Negers aufgewandte Mühe umsonst sei! Dabei aber vergaßen sie nur, daß der Hauptmasse nach die dorthin verpflanzten Neger nicht das geeignete Material zur Erziehung waren, daß sie am wenigsten aber als Repräsentanten der Rasse in Hinsicht auf Civilisationsfähigkeit gelten konnten. Es waren eben Sklaven, und aus solchen freiwillig arbeitende und arbeitstüchtige, ihren Platz ausfüllende Mitglieder der Gesellschaft heranzubilden, fällt ganz ungeheuer schwer. Der eingeführte Neger, aus welchem Theile des Continents er ursprünglich geraubt oder verkauft sein mag, hat keine Heimat mehr, kein Volk, dem er ureigen angehört, keine Familie, keine eigene Sprache, keine eigene Sitte mehr; ein von seinem Standpunkte aus berechtigtes, unausrottbares Mistrauen gegen alle Weißen, ob sie nun Gutes oder Böses für ihn sinnen, erfüllt ihn und macht alle Hebungsversuche zur größern Hälfte vergeblich; die Hauptbasis für die Empfänglichkeit guter Lehren, das Vertrauen zu der Selbstlosigkeit und guten Absicht seiner Lehrer fehlt. Was soll in aller Welt aus solchen Menschen werden?! Haben die Verächter der Negercolonien — denn noch heute gibt z. B. Liberia manchen Grund zum Tadel und zum Lachen — noch nicht einsehen gelernt, welchen moralischen Einfluß die Sklaverei ausübt? Nachdem der Sklave als solcher moralisch und theilweise auch physisch zu Grunde gerichtet, heruntergearbeitet worden, ändert sich jetzt das Benehmen der Weißen gegen ihn: aus Schlägen und brutaler Behandlung wird urplötzlich überschwengliche Liebe, die ihn als gleichberechtigten Mitmenschen veredeln und heben soll, — und da wundert man sich nun, daß aus ihm ein bemitleidenswerthes, lächerliches Zerrbild wird, eine Mischung von Sklave und Freiem, ein Neger im Frack und Cylinderhut, aber ohne Hemd, Beinkleid und Schuhe?!

Doch liegen die Sachen jetzt (ich spreche von Sierra Leone

hauptsächlich) schon anders und besser. Seit die britische Regierung den Werth der Colonie erkannt hat*), werden ausreichendere Mittel an Geld, wird besseres Material an Beamten für sie verwendet; seit besonders die Wesleyaner-Missionare nicht nur unter den ursprünglichen Bewohnern der Colonie, den dorthin verpflanzten Sklaven, Erfolge erzielt, sondern auch die mit denselben von außen verkehrenden oder eingewanderten Völkerschaften günstig beeinflußt haben, seit der Verkehr mit England sich hob und manche wohlhabenden Neger ihre Kinder in Europa erziehen lassen, seit eine Anzahl schwarzer Civilisatoren selbst in ihrer Heimat thätig ist: hat Sierra Leone ein durchaus anderes und zwar achtunggebietendes Ansehen erhalten. Der unparteiische Beobachter wird auf einem Gange durch die Stadt den entschiedensten Eindruck der Rührigkeit und des Fleißes erhalten; er wird hier, wie auch in Liberia, manchen Schwarzen finden, der sich ihm nahe- und gleichstellen kann und mit dem zu verkehren er sich sicherlich nicht zu schämen braucht. Er wird, sobald er alle für und wider wirkenden Verhältnisse ins Auge faßt, ganz bestimmt zu der Ueberzeugung gelangen, daß der Neger, im allgemeinen schon über die Stufe der Rohheit, die wir dem „Wilden" zuschreiben, hinaus, auch zu größerer geistiger Selbständigkeit, zu eigenem Nachdenken, zu Productivität geführt werden kann, sobald man nur die rechten Erziehungsmittel dazu in Anwendung bringt.

Soweit die dem Nordländer noch ungewohnte Hitze es gestattete, tummelte ich mich am Mittwoch in der ganzen Stadt umher,

---

*) In dem officiellen Ausweise über die Finanzverwaltung der britischen Colonien an der afrikanischen Westküste von den Jahren 1870, 1871 und 1872 finden sich die Einnahmen der Colonie Sierra Leone in den drei Jahren von 80486 Pf. St. auf 94436 Pf. St. vermehrt, und der Bestand in den öffentlichen Kassen belief sich beim Rechnungsabschluß auf 13880 Pf. St. Die Einnahmen fließen hauptsächlich aus Zöllen. Von den Ausgaben erwähnen wir 837 Pf. 5 Sh. an eingeborene Häuptlinge abgegeben, 120 Pf. 12 Sh. 8 P. zur Unterhaltung freigelassener Sklaven.

naschte hier und dort von den Naturschätzen und vom Leben des Menschen; alles nur im Fluge, denn die knapp zugemessene Zeit eines Schiffsaufenthalts erzeugte, wie natürlich, eine fieberhafte Hast: alles wollte ich sehen und kennen lernen, ich lief hierhin und dorthin, bis ich am späten Abend müde und matt zu meinem deutschen Wirthe zurückkam. Auch hier war ich kaum im Stande, meine zahlreichen Bemerkungen in genügender Ordnung und Deutlichkeit zu notiren, denn als „seltener Gast“ konnte ich mich der Verpflichtung, Neues aus der Heimat zu berichten, nicht gut entziehen. Um so mehr Anforderungen wurden an unsere Unterhaltungsgabe gestellt, als sich bei Weber noch vier andere Deutsche eingefunden hatten, denen — was weiß ich zum wievielten male — immer wieder die schon von andern gestellten Fragen zu beantworten waren. Für mich besonders gab es noch nähere Beziehungen zu den Herren, da ihnen theilweise auch meine vor mir angelangten Expeditionsgefährten bekannt waren und ihnen das Unglück der Nigretia noch in lebhaftester Erinnerung stand. Es ist etwas Eigenthümliches um solch eine Unterhaltung mit Männern, die sich schon in fast allen Welttheilen umsahen; wie aufmerksam hört ihnen der eben flügge gewordene Nestling zu, und wie schwer wird es ihm doch, ein leises Lächeln zu unterdrücken, wenn er bisweilen einen der Sprechenden trotz seiner „Weltkenntniß“ auf den kleinstädtischsten Einseitigkeiten ertappt. — Endlich, endlich machte sich heute auch bei den afrikanischen Europäern die Müdigkeit geltend, die mich schon lange sehnsüchtig an Ruhe denken ließ.

Am nächsten Morgen hatte ich erst meine Gliedmaßen aus dem überkörperlangen Nachtgewande, welches unter dem Schutz des Mosquitonetzes eine weitere Decke unnöthig macht, herauszufinden, ehe ich mich durch ein kühlendes Bad erquicken konnte. Doch nahm ich es nicht, wie gestern, in einem waldumrauschten Bache, sondern in einem primitiven, gleichwol seinen Zweck erfüllenden Badezimmer, durch dessen schadhafte Wände die neugierigen Augen einiger Negerkinder verstohlen hindurchlugten. Später ließ ich mich an Bord unserer schwimmenden Heimat rudern, wo ich die Corre-

spondenz für Europa abzufertigen gedachte. Aber mein Leser denke hier ja nicht an die Stille eines Arbeitszimmers, selbst nicht eines, das vom dumpfschallenden Lärm der Großstadt umraunt wird! Das ist Zephyrsäuseln gegen das Lautchaos, welches mich umdonnerte, als ich an Bord geklettert war. Ich würde vergeblich nach Worten suchen, um zu schildern, welches Gepolter und Gerassel die zwei Dampfwinden verursachen, indem sie unaufhörlich die oft mit Donnerkrachen anprallenden Fässer, Tonnen, Kisten und Ballen aus dem Raume heben und dann in die langseitliegenden Fahrzeuge hinabsenken, wie vielerlei rauhe Befehlsworte, Signalrufe und Pfiffe, Flüche, Gelächter, Scheltworte, wie viele Fragen und Antworten, wie viele verschiedene Lieder der Arbeiter in den Booten, an Bord, am Bugspriet, im Zwischendeck, und hohl und dumpf im tiefen Raume durcheinander schallen. Und trotz dieses betäubenden Durcheinanders bedarf es für den an das Schiffsleben schon etwas gewöhnten Reisenden nur eines flüchtigen Blicks, um zu sehen, in welch militärischer Ordnung und schiffsmäßiger Pünktlichkeit alles von statten geht, wie jeder seinen bestimmten Platz, seine genau vorgeschriebene Arbeit hat, ein kleines, aber unumgänglich nöthiges Glied in der Kette von Verrichtungen, die sich aus dem fernsten Winkel des Schiffs bis fast an das Ufer wohlgeordnet durch all den chaotischen Lärm hindurchzieht.

Und bei diesem alle Sinne beanspruchenden Geräusch arbeiten, Berichte über die Reise, das Gesehene und Erlebte schreiben, oder überhaupt nur darüber denken! Doch was half's, ich mußte mein Heil versuchen. Obgleich unten eine wahre Backofenglut herrschte, zog ich mich dennoch in den Salon zurück, denn wenn der Schall des Lärmens dort auch noch betäubend genug war, so drang er doch nicht mit der gleichen Intensität wie oben zu mir. Manchen Schweißtropfen vergoß ich, aber ich kam doch vorwärts, und nach einigen Stunden hatte ich den letzten Brief adressirt. Da wurde ich aber auch sofort in einer Weise von neuem in Anspruch genommen, welche jede fernere, wenn noch so ernst gewollte Arbeit unmöglich gemacht hätte.

In den Salon traten nämlich Dr. Atkinson, Dr. Speer und eine Negerin, eine Negerin von so ungeheuern Leibesdimensionen, daß mir das Riesenfräulein von Burg Niedeck eine misrathene Zwerggestalt erschien; ich mußte mich über das Erstaunen wundern, welches ich als Kind einmal einer reisenden „Riesendame" gezollt hatte. Die Frau war eine respectable und reiche Fruchthändlerin aus der Stadt; sie soll, wie mir später versichert wurde, noch manche gleichartige Genossin in der Colonie haben. Dr. Speer und sein College hatten sich den Spaß erlaubt, mich der Frau, welche ärztlichen Rath suchte, als „großes Thier", sogar als Generalarzt zu nennen, welcher die Leitung der Sanitätsverhältnisse im Aschantikriege übernehmen sollte. Der Scherz hatte nur den Zweck, mich des genauern Anblicks dieser „Größe" nicht verlustig gehen zu lassen. Ihre europäische Kleidung verdeckte die Körperformen und ließ mich noch zu geringe Schlüsse auf die wahren Umfangsverhältnisse ihrer Gliedmaßen ziehen. Als aber die Patientin — sie klagte über starke Schmerzen im rechten Oberarm — denselben bis zur Schulter entblößte, da wußte ich eigentlich gar nichts zu sagen; ich sah eben eine unförmliche braune Fleischmasse vor mir, die an Umfang dem Fuße eines Elephanten in Wahrheit nichts nachgab. Kaum ließ mich mein maßloses Erstaunen die würdevolle Miene beibehalten, welche einem Generalarzte der englischen Aschantitruppen zukommt, und es wurde mir schwer, nachdem ich irgendeine seltne Krankheit mit sehr gelehrtklingendem Namen constatirt hatte, das mir von Atkinson während der Consultation mitgetheilte Mittel zur Verhütung einer drohenden Entzündung aufzuschreiben. Nun sollte ich liquidiren! Die Schiffsärzte auf den westafrikanischen Dampfern, häufig oder meistens Männer von sehr vielseitiger, nur nicht medicinischer Bildung, treiben mit ihrer Kunst ein recht einträgliches Geschäft; je weiter nach Süden, desto theurer die Consultationen. Der gewöhnliche Schiffsarzt verlangt in Sierra Leone zehn Schilling; ich als berühmter Mann sollte durchaus ein Pfund Sterling verlangen, und die ehrenwerthe Frau schien auch wirklich gar

keinen Anstand gegen dieses enorme Honorar erheben zu wollen. Vielleicht war es die Eitelkeit, sich von einem „bedeutenden Manne" behandelt zu wissen, die alle ihre Bedenken überwog. Nun war es mir doch genug des Scherzes, und ich erklärte der verblüfften Frau, welcher eine solche Generosität noch nicht vorgekommen sein mochte, daß ich durch ihren Anblick für meine geringe Mühe hinlänglich belohnt sei. Sie ging. Eine Stunde später erschien ein kleiner hübscher Negerjunge an Bord, welcher für den großen Doctor einen weitbauchigen Korb voll der herrlichsten Früchte abzugeben hatte. Wohl oder übel mußte ich die Gabe annehmen.

Gegen Abend ging ich an Land, besorgte auf dem Postamt, welches von tüchtigen, darunter auch schwarzen, Beamten verwaltet wird, meine Briefe und suchte dann die Freunde auf, um mit ihnen die letzten Stunden vor der Abfahrt von Freetown zu verleben. Weber erinnerte sich seines Versprechens, mir den Genuß eines afrikanischen Concerts zu verschaffen; schnell war es arrangirt, und ich hörte den merkwürdigen Klängen mehrerer mit den Fingern bearbeiteter Kürbisschalen und den Liedern einiger Dscholóf-Negerinnen zu, deren Melodien in ihrer monoton-tragischen Eigenart auch das verwöhnte Ohr des Europäers angenehm berührten. Ich gehe hier nicht weiter auf die Musik ein, sondern verweise den Leser auf das 14. Kapitel des zweiten Theiles, wo er Näheres darüber wie überhaupt von den Uranfängen der Kunst bei einigen Negervölkern Westafrikas finden wird.

Spät am Abend bei herrlichem Wetterleuchten begaben wir uns an Bord, mit der Ueberzeugung, daß unter den in der Ferne umhergewirbelten europäischen und deutschen Elementen sich mancher noble Charakter findet, der das Scheiden erschwert. In der That konnte nur der Blick in die an Neuem reiche Zukunft das Gefühl der Wehmuth mildern, mit welcher ich von den schnell liebgewonnenen gastfreien Deutschen Abschied nahm.

Am Morgen des nächsten Tages erweckte mich noch im Dämmerschein der monotone Lärm des Scheuerns; nach solchen

Ladetagen, wie sie die saubere Ethiopia eben durchgemacht und auf ihrer Fahrt noch recht häufig durchzumachen hatte, wird die Reinigung des Schiffs in ganz besonders gründlicher Weise vorgenommen, nämlich durch eine Waschung mit Putzsteinen von der Form eines gewöhnlichen Ziegels in einem an langem Stiele befestigten eisernen Rahmen. In seiner Handhabung erinnert das Werkzeug an einen Rechen; der Stein wird auf jedem Fleckchen des ganzen mit Wasser überströmten Decks hin= und hergeschoben, sodaß zu Häupten des Schlafenden, den ja vom Deck nur die dünne Breterlage desselben trennt, eine Morgenmusik sich hören läßt, die nichts weniger als geeignet ist, den Emporgeschreckten als froher Gruß des jungen Tages zu erfreuen. Es ist eine ungemüthliche Zeit an solchen Morgen, die, wie gesagt recht oft, häufig in endloser unmittelbarer Folge wiederkehren; nicht allein das Deck wird dann gesäubert, sondern überall wird gefegt, geputzt, gewischt und gewaschen; die dachartig hervorragenden Fenster des Salons, an deren Seiten putzbare Bänke angebracht sind, ein neben dem Mast stehender Schrank für die Flaggen, die Brüstung des Schiffs, die Innenwände, das Steuerrad, das Kompaßhäuschen, alle Metallstücke, jede Schraube und jeder Stift müssen im schönsten Glanze strahlen. Und dazu gehören einige Stunden, welche durch die überall herrschende Feuchtigkeit jeden, der nicht ein halbes Amphibium ist, unter Deck festhalten. Wehe, wenn des Kapitäns Auge einen leichten Fleck entdeckt; ein schriller Pfiff auf der kleinen Pfeife, und der Quartermaster zieht mit einem Gesicht ab, welches nach seiner Länge auf die Stärke der empfangenen Nase schließen läßt.

Bei solchen Gelegenheiten heißt es, dem Unangenehmen das Angenehme abgewinnen, und in der That konnte ich da nichts Gescheiteres thun, als so wenig als thunlich bekleidet an Deck zu gehen, in den strömenden Fluten umherzupatschen und schließlich in geringer Entfernung von einer der Pumpen, welche das Wasser emporholen, stehen zu bleiben. Irgendein dienstbarer Geist machte sich dann schnell das Vergnügen, den Schlauch auf

mich zu richten, und so hatte ich das schönste Douchebad, das ich mir wünschen konnte. Dann, in ein leichtes Negligé gehüllt, trank ich im Salon meinen Morgenkaffee, und zwar mit einer ganz besondern Vergünstigung: der stets gefällige Steward glaubte in so früher Morgenstunde wohl ein Auge zudrücken zu dürfen, wenn ich im Salon eine Cigarre rauchte, obgleich über der Thür groß und breit geschrieben steht: Not allowed to smoke! Denn unmittelbar in den Salon führt die Thür der Ladies'-Cabin, und die Erlaubniß, in der Nähe eines solchen Heiligthums eine profane Cigarre rauchen zu dürfen, ist, selbst wenn die Götter, für welche es bestimmt, eben nicht darin weilen, gewiß ein Zeichen opferwilliger und wahrer Zuneigung des Steward.

Heute Morgen nun nahm ich kein Douchebad, da ich meine Glieder nicht gern den Blicken Neugieriger am Strande bloßgeben wollte, sondern blieb gleich unten beim Kaffee. Erst als das Rasseln der Scheuersteine aufgehört hatte, suchte ich mir ein weniger feuchtes Plätzchen an Deck aus. Der Kapitän gesellte sich zu mir und erzählte im Laufe der Unterhaltung, daß er in einer Stunde die Anker lichten wolle; er warte nur noch auf den Purser (Zahlmeister), der an Land einige Besorgungen zu machen habe. Die Stunde verrann indeß und der Erwartete war noch nicht erschienen, obgleich zur rechten Zeit der Kanonenschuß zum Zeichen der bald erfolgenden Abfahrt erdröhnte und zum selben Zweck der Bluepeter aufgehißt war. Der Kapitän gab noch eine halbe Stunde zu, befahl dann aber die Anker zu heben, und das Schiff verließ seinen Platz, dem Ausgang des Hafens zusteuernd. Schon waren wir in der Nähe des Nigretiawracks, als ich durch mein scharfes Glas ein Boot erkannte, das in rasender Eile im Kielwasser der Ethiopia daherschoß. Rattray, welcher sich um nichts kümmernd schon full speed fuhr, ließ jetzt die Geschwindigkeit des Schiffs etwas vermindern, und nun kam das Boot auch bald dem unbewaffneten Auge in Sicht. Es war herrlich anzusehen, wie die zwölf Neger in langen Ruderzügen das kleine Fahrzeug pfeilschnell seinem Ziele zutrieben. Endlich kam das Boot langseit.

An einer heruntergelassenen Fallreep kletterte der Purser an Bord und warf den fleißigen Kerlen im Boote eine Hand voll Silbermünzen zu. Manches Stück fiel in die Flut, und erst als wir schon auf und davon waren, sah ich die letzten der Ruderer, die sich natürlich den sinkenden Geldmünzen nach ins klare Meer gestürzt hatten, wieder in ihr Boot steigen.

Bei der schnellen Fahrt der Ethiopia, welche durch die mit uns gehende Meeresströmung noch beschleunigt wurde, hatten wir bald das südlich von Sierra Leone fortlaufende, bis zu etwa 300 Meter hohe bergige Festland bei Cap Schilling, die Banana-Islands, die St. Ann-Shoals und das St. Ann-Cap auf der Scherboro-Insel aus den Augen verloren, und endlich war auch der dunkle Schimmer am Horizont, welcher das dahinter liegende Ufer andeutet, verschwunden. In kreisrunder Fläche dehnte sich um uns, als Mittelpunkt, der Ocean in seine unendliche Weiten aus, mit jedem Augenblick änderten wir unsern Aussichtsort und doch blieb es immer dasselbe Bild; als aber die kühle Nacht herniedersank, als die Sterne zum leuchtenden Meere hinabflammten, da sah ich von Stunde zu Stunde, nach oben schauend, die geheimnißvollen Veränderungen am Himmelszelte, an welchem die flimmernden Weltallsatome ihre kosmischen Bahnen zogen.

Der Tag verlief mir schnell in Arbeit, da ich die Notizen, die ich in Freetown gemacht, vervollständigte und in einer Form zu Papier brachte, welche jeden Irrthum in späterer Zeit unmöglich machen sollte. Nichts ist unrichtiger und nachtheiliger, als sich auf sein Gedächtniß zu verlassen. Häufig genug werden bei spätern Arbeiten Kleinigkeiten, die aufzunotiren man sich nicht die Mühe genommen, von Werth, das Gedächtniß allein scheint dann nicht genügende Garantien zu bieten, und man bedauert, sich die Zeit und Mühe, eine Notiz zu Papier zu bringen, nicht genommen zu haben. Schon in den ersten Tagen meiner Reise empfand ich das, und dem wohlgemeinten Rathe eines erfahrnen Freundes folgend, schrieb ich alles nieder, auch das Kleinste und scheinbar Geringfügigste. Daß ich trotzdem bei meinen jetzigen

Ausarbeitungen noch immer manche Lücken zu beklagen habe, läßt sich bei der ungeheuern Reichhaltigkeit des gebotenen Materials wohl denken.

Eine Veränderung war an Bord unsers Schiffs vor sich gegangen. In Freetown hatten wir eine Menge Kru=Neger erhalten. Wir werden im Laufe der Reise noch oft mit diesem Volke, welches an der ganzen Westküste Afrikas von Sierra Leone hinab bis Angola ein eigenthümliches Element bildet, in Berührung kommen, deshalb will ich hier einige Bemerkungen über dasselbe einschalten. Die Krus (englisch Krooboys, Kroomen) sind durchgängig herculische Gestalten von dunkelbronzebrauner Hautfarbe. Zwischen breiten Schultern, auf kurzem starkem Halse ruht ein Kopf mit ausdrucksvollem, eckigem, aber gutmüthig schauendem Gesicht, welches häufig von einem Backenbart umrahmt wird. Bemerkenswerth ist, daß die Nase der Krus unter der stark gewölbten Stirn nicht die Contouren zeigt, wie man sie auf gewöhnlichen Negerbildern findet, sondern meistens vielmehr mit hohem und geradem Rücken scharf hervortritt. Alle Krus sind durch einen schwarzen Streifen kenntlich, der sich von den Stirnhaaren bis zur Nasenwurzel, häufig auch bis zur Nasenspitze hinzieht. Oft haben sie auch auf den Schläfen die Zeichnung eines schwarzen Winkels, dessen einer Schenkel in Bleistiftstärke vom Scheitelpunkt am Augenwinkel bis halb zum Ohr, dessen anderer bis zur halben Höhe der Stirn an das Schläfenhaar reicht. Eine seltnere Zeichnung sieht man auf der Innenseite des linken Oberarms, bestehend in einem dreifingerbreiten schwarzen Streifen, in welchem fortlaufend sich berührende Rauten die Hautfarbe zeigen; in diesen Rauten liegt jedoch wieder je ein runder schwarzer Fleck. Außer Armbändern von europäischen Stickperlen und Elfenbeinringen um die Handgelenke tragen viele als Zierrath zwischen Knie und Wade eine Schnur, an der entweder einige Kauris (Cypria moneta) oder andere kleine Muscheln befestigt sind. Mit dem Bau der athletischen Körper, welche die gewöhnliche aus europäischen Stoffen gefertigte Kleidung der Küstenneger tragen, stehen ihre Kräfte

im Einklang; die Krus sind der stärkste Menschenschlag West- und auch wol des ganzen Afrikas. Der Name Kru wird ihnen von den Europäern beigelegt; vielleicht ist er identisch mit dem englischen Worte crew (womit allerdings die Schreibweise des Namens Kroo nicht übereinstimmt), d. h. Schiffsmannschaft, denn die Krus bilden eben hauptsächlich die Bemannung der westafrikanischen Fahrzeuge; sie selbst nannten sich früher Clāho, jetzt Grēbo. Nach der Sage sollen sie, wie Allen und Thomson *) mittheilen, von den Mandingos und Fûlahs aus ihrer nördlichern Heimat vertrieben und vor etwa 260 Jahren an die Küste gekommen sein. Hier sind sie zu einem reiselustigen Schiffervolk geworden; wol kein Platz an der Westküste Afrikas zwischen den schon erwähnten Punkten ist ohne Krooboys, und auf keinem Schiffe, welches jene Küstenländer berührt, fehlen sie. Ich unterhielt mich mit manchen von ihnen, die mir stolz von ihren weiten Reisen nach England, Hamburg, den Vereinigten Staaten und Südamerika, von den großen Städten und Eisenbahnen, die sie dort gesehen, erzählten. Die hervorragendste Charaktereigenthümlichkeit des Kru ist seine Heimats- und Freiheitsliebe. Winwood Reade erzählt, die Sklavenhändler hätten stillschweigend das Uebereinkommen getroffen, keine Krus aus Afrika auszuführen; wo es doch geschehen sei, wären die Krus vor Heimweh oder „aus Tücke“ gestorben. Ihre Erwerbs- und Reiselust treibt sie, sich für einen Monatssold, der bis zu 1 Pfd. St. steigt, auf Schiffe zu verdingen, welche sie bei der Rückfahrt nach Europa an ihrer heimatlichen Küste wieder absetzen. Auf der Reise nach Süden und zurück werden sie zum Löschen, Laden, Stauen und den übrigen mannichfaltigen Schiffsarbeiten verwendet; ihren Lohn erhalten sie nach Ablauf der Fahrt nicht in Geld, sondern gewöhnlich in Waaren, wofür sie sich, wenn sie genug beisammen haben, ein Heim gründen. Viele Krus verdingen sich, gewöhnlich auf ein oder zwei Jahre,

*) „A Narrative of the expedition to the River Niger in 1841“ (London 1848).

auch an die europäischen Ansiedler, die Kaufleute, die am Meeresufer leben. Vornehmlich aber eignen sie sich als Schiffsmannschaft, es ist als ob ihnen die Fähigkeit, mit den auf See nöthigen Arbeiten und Handgriffen fertig zu werden, angeboren sei. Wol jeder Kapitän ist ihres Lobes voll, denn sie sind intelligent und klug, energisch, anhänglich an den Weißen, fleißig, und dabei von heiterster Gemüthsart; jede Arbeit begleiten sie mit ihrem eintönigen Gesange, ohne jedoch dabei jenen unnöthigen übermäßigen Lärm zu machen, wie er von manchem andern Negerstamme unzertrennlich ist. Ihre Genügsamkeit ist staunenswerth. Ich sah Wochen hindurch die Krus der Ethiopia, und später auch solche in den Ansiedlungen, täglich nur eine Ration (etwa 1½ Liter) Reis verzehren, dazu erhielten sie tagsüber drei kleine Gläschen schlechten Rum; nur selten, an Sonntagen, wurde ihnen etwas Fleisch oder Fisch gegeben. Ich konnte kaum begreifen, wie die Leute bei dieser uns höchst mangelhaft erscheinenden Nahrung so kräftig bleiben und mit spielender Leichtigkeit von früh bis spät so schwere Arbeiten verrichten konnten. Und wenn sie den ganzen Tag gearbeitet hatten, wie man es in so unermüdlicher Ausdauer nicht oft bei Europäern, auch in den gemäßigten Klimaten, finden dürfte, dann fühlten sie am Abend noch nicht einmal das Bedürfniß nach Ruhe. Kaum hatten sie ihr frugales Mahl verzehrt und sich vom Staube des harten Tagewerks gereinigt, so versammelten sie sich beim Mondenschein im Zwischendeck, sangen und tanzten nach den Tönen einer Pennywhistle oder Harmonika bis Mitternacht. Am frühen Morgen wieder an der Arbeit, war keine Spur von Müdigkeit an ihnen wahrzunehmen.

Um 9½ Uhr morgens am folgenden Tage, Sonnabend 20. December, näherten wir uns wieder dem Lande und bekamen Cap Mount in Sicht. Dasselbe erschien mir in der Ferne wie eine Insel, aus zwei nebeneinander liegenden etwa 300 Meter hohen Bergen zusammengesetzt. Erst als wir uns auf etwa eine Meile der Küste näherten, sah ich, daß das Cap mit der ganz flachen Küste zusammenhängt. Unsere Fahrt ging nun stets im

Anblick des Ufers entlang, das in seinem monotonen Wechsel von kahlen Hügelzügen und ebenso kahlen Strandebenen die vielverschrieene, aber nur local auftretende „Oede" Afrikas zeigte. In der Mittagsstunde ankerten wir vor Monrovia, der Hauptstadt der Republik Liberia, welche gegenwärtig das ganze Land vom Scherborofluß im Westen bis zum Cap Palmas im Osten umfaßt. Bei der gänzlichen Unbestimmbarkeit der Zeit, wie lange die Ethiopia vor dem Platze verweilen würde, schien es mir nicht rathsam, an Land zu gehen. Der sonst so liebenswürdige Kapitän hatte gestern erst den Beweis geliefert, daß er nach Abwickelung seiner Geschäfte sofort weiter dampfe, ohne auf Zurückbleibende zu warten, und der Gefahr des „Sitzenbleibens" wollte ich mich doch nicht aussetzen. Ich blieb daher an Bord und begnügte mich, die vor mir am St.-Paulfluß liegende Stadt durch mein Glas zu mustern und mich durch Unterhaltung mit einzelnen Bürgern der Republik, welche an Bord kamen, über ihr Vaterland etwas zu informiren.

Der Blick auf die Küste zeigte in der Nachbarschaft der Stadt einen flachen Strand, der nach dem Innern des Landes zu von bewaldeten Bergen umsäumt wird. Die Stadt selbst weist in ihrem Aeußern nichts Besonderes und Anziehendes auf, nur die sorgfältiger errichteten und größern öffentlichen Bauten deuteten darauf hin, daß nicht eine der gewöhnlichen Ansiedlungen der Küste vor mir lag. Die 1826 erfolgte Gründung der Colonie durch die American Colonization Society (zur Ansiedlung freier Farbiger der Vereinigten Staaten) ist bekannt. Schon seit 1816 bestehend, bereitete die Gesellschaft das Unternehmen lange vor; 1822 kaufte sie das Land östlich vom Cap Mesurado, das linke Mündungsufer des St.-Paul, das jetzt einen Leuchtthurm mit sehr schlechtem Licht und die Missionsgebäude trägt, an und verpflanzte einige amerikanische Negerfamilien dorthin. 1837 bestanden in der Nachbarschaft dieser ersten Niederlassung noch drei andere, von ähnlichen Vereinen gegründete Colonien. Der tüchtige Gouverneur Buchanan, ein Amerikaner, vereinigte die sich feindlich gegenüber-

stehenden Niederlassungen, benachbarte Eingeborenenstämme schlossen sich dem Bunde an, und 1847 erklärte sich die ganze Colonie als selbständige freie Republik. Später, 1857, wurde noch die von der Maryland Colonization Society 1834 vom Cap Palmas bis zum Rio Pedro angelegte Colonie Maryland mit Liberia vereinigt. Was ich über den Werth von Sierra Leone äußerte, übertrage ich auch auf die Republik; das Urtheil über diesen kleinen Freistaat, der durch mancherlei Fehlgriffe das Mitleid und Gelächter der Welt auf sich zog, ist nicht wol anzufechten, doch muß eine Berücksichtigung der Verhältnisse es mildern. Wir sind gern geneigt, einen Menschen zu entschuldigen, den misliche Umstände in eine unwürdige Lage brachten, warum nicht auch einen jungen Staat, der versuchsweise von civilisirten Männern gegründet, aber viel zu früh, während er noch der Leitung und Führung durch feste Charaktere bedurfte, sich selbst überlassen wurde. Es war unserer Meinung nach ein Fehler, Liberia zu einem selbständigen Staat und gar zu einer Republik zu machen; man hätte bedenken sollen, daß die republikanische Staatsform selbst hochgebildeten Völkern viel zu schaffen gemacht, und daß sie in ihrer Tadellosigkeit nach Innen und Außen vorläufig auch noch für civilisirte Menschen ein desiderium pium bildet. Und da verlangt man gar von einem sich selbst überlassenen Staat, dessen Grundstock freigelassene, d. h. Sklaven gewesene Neger bilden, daß er eine wirkliche Republik sei! Ein Republikanervolk von freigewordenen Sklaven — gibt es einen größern Widerspruch? Und doch, mag man auch achselzuckend über Liberia lächeln, niemand wird in Abrede stellen können, daß trotzdem die kleine Republik schon manches Gute gewirkt hat. Der Menschenhandel jener Gegenden ist hauptsächlich durch ihren moralischen Einfluß schon seit lange unterdrückt, die Missionäre dürfen von günstigen Erfolgen sprechen, und nicht mehr den zehnten Theil der aufreibenden Kriege, welche früher dort unmittelbar aufeinander folgten, wird die Geschichte verzeichnen können.

Ein Gang durch die Straßen des übrigens, soweit ich es

vom Schiff aus beobachten konnte, regelmäßig gebauten Monrovia mag ja recht viel Stoff zum Lachen geben, man mag die einherstolzirenden schwarzen Flaneurs in den möglichst komischen Zusammensetzungen ihrer Garderobe mit aufgeputzten Theateraffen vergleichen: allein auch der europäische Bauerbursche (vor dem wir übrigens den ihm gebührenden Respect haben) würde, wenn er es nur haben könnte, sich gern in ein Salonhabit stecken und auch gerade keine allzu günstige Figur in ihm spielen.

Leider hatte ich auch 1876 keine Gelegenheit, in Monrovia an Land zu gehen; ich konnte mich nur mit den wenigen Negern unterhalten, die als Fischer, Fruchthändler oder als Clerks dortiger Handelshäuser an Bord kamen. Die letztern erschienen in durchaus anständiger europäischer Kleidung, an welcher ich nichts Auffälliges bemerkte, und sprachen ein fließendes gutes Englisch. Gleichwol wage ich nicht, wie aus dem Vorhergesagten hervorgeht, von diesen wenigen Menschen auf die Gesammtheit zu schließen, um nicht in den analogen Fehler zu verfallen, welchen die bedingungslosen Verächter des jungen Freistaats oft begehen, wenn sie einige schwarze Hanswurste in komischem Aufzuge gesehen haben.*)

Am Nachmittag waren die für Monrovia bestimmten Waaren ausgeliefert, und wir dampften weiter. Während der Dinnerzeit, um halb 5 Uhr etwa, wurde gemeldet, daß ein Steamer in Sicht sei: die Flaggensignale sagten bald, daß das vom Süden kommende Schiff die Africa sei, ein Dampfer derselben Compagnie, deren Eigenthum die Ethiopia war. Unser Verkehr mit der Africa beschränkte sich auf das Austauschen von Briefschaften;

*) Der Commandeur der Gazelle, Kapitän zur See Freiherr von Schleinitz, sprach sich in einem am 10. Juni 1876 in der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin über die Forschungsreise der Gazelle (1874—1875) gehaltenen Vortrage günstig über Liberia aus; die Cultur-Fortschritte des Neger-Freistaats, welchen er schon anfangs der funfziger Jahre besucht hatte, überraschten ihn, und das gute Orientirtsein der farbigen Minister über europäische und deutsche Verhältnisse sowie der ihnen eigene hohe Grad von Beredsamkeit hatten seine Bewunderung erregt.

sie erhielt von uns Zeitungen aus Europa, so viel wir entbehren konnten, während wir von ihr die Nachricht empfingen, daß auf dem Kriegsschauplatz im Aschantilande „nichts Neues“ passirt sei. Die Stimmung an Bord der Africa war, wie es meistens auf den heimkehrenden Schiffen der Fall ist, eine gedrückte; es waren bereits drei Todesfälle vorgekommen, und ein vierter Passagier lag im Sterben.

Die leichte Rauchsäule des Dampfers war bald hinter unserm Gesichtskreise verschwunden; die Ethiopia nahm bis Dunkelwerden ihren Curs nach Südosten. Unser nächster Haltepunkt sollte Bassa sein; da wir aber den Platz doch nicht früh genug anlaufen konnten, um unsere Zwecke dort zu erreichen, so gingen wir um halb 8 Uhr auf offener See vor Anker. Mit dem Morgengrauen des 21. December setzte die Ethiopia ihre Fahrt fort, und bei Sonnenaufgang lag Bassa in geringer Entfernung vor uns. Auch hier konnte ich wegen des kurzen Aufenthalts, der für die Auslieferung der fälligen Waaren an ein englisches und ein hamburger Haus erforderlich war, nicht an Land gehen und mußte mich mit dem Fernblick auf die Niederlassung begnügen, welche sich in eigenthümlicher Stille und ohne belebende Staffage — es mochte an dem heutigen Sonntag liegen — lang am Strande hindehnte. Einen Besuch des Orts konnte ich erst im Jahre 1876 ausführen, und ich verweise daher meinen Leser auf den letzten Abschnitt dieses Buchs. — Schon am Mittag verließen wir Bassa, und weiter ging es, stets im Anblick der mäßig bergigen und bewaldeten Küste, unaufhaltsam im Südostcurs fort. Gegen Abend stieg ein günstiger kühler Wind auf, die Segel des Dampfers wurden entrollt, und wir Nordländer, die wir die Heimat in Schnee und Eis gehüllt wußten, freuten uns, als nach Sonnenuntergang das Thermometer bis auf 20° C. gefallen war; wie wohl that die Frische des stetigen Windes! Lange stand ich am Stern des Schiffs, um staunend und sinnend in den schnell vorübereilenden, ewig wechselnden und doch sich stets gleichbleibenden Schimmerstreifen des Kielwassers zu schauen. Später begleitete ich den Kapitän bei

seinem Spaziergange auf der Commandobrücke in steter Wiederkehr vom Steuer- zum Backbord und zurück, und als ich von Rattray mit einem „Good night, Captain" schied, gab mir derselbe noch die erfreuliche Versicherung mit zur Ruhe, daß wir, die Nacht hindurch weiterdampfend, am Morgen zu einem mehrstündigen Aufenthalt vor Cap Palmas ankern würden. Heute, wie schon seit einigen Abenden, machte ich es mir für die Nacht auf einer Polsterbank an Deck bequem, denn in den kleinen Cabinen zu schlafen, hielt ich bei der in ihnen herrschenden Temperatur für eine Selbstkasteiung. Zwar kam durch die großen Windpfeifen, jene aufrecht stehenden, oben seitwärts gebogenen Trichter, welche, mit ihrer weiten Oeffnung stets dem herrschenden Winde entgegengedreht, denselben auffangen und durch das Deck in die Räume leiten, immerhin ein Luftzug in die kleinen Kämmerchen, allein doch nicht genug, um den Schlaf dort unten zu einer wirklichen Erquickung zu machen. Außerdem mußten heute auch die Portlids (die kleinen runden Fensterluken) verschlossen gehalten werden, weil die unruhiger gewordene See jeden Augenblick durch die Oeffnungen in die Cabinen hineinzuschlagen drohte.

Erst das Rasseln des in die Tiefe sinkenden Ankers erweckte mich, und kaum fand ich Zeit zur Toilette; wenige Minuten später kletterte ich an einer Fallreep hinunter in das meiner harrende Schiffsboot, in welchem Freund Schulze bereits saß. Die Ethiopia lag weit vor Cap Palmas in See, wir hatten daher eine lange Fahrt von mehr als einer Stunde, bis wir landeten, und somit fand ich Muße genug, das bald vor mir auftauchende, bald wieder verschwindende Küstenpanorama zu mustern. Das Wetter war mislaunig und die See ging hohl; bald balancirten wir auf einem Wellenkamm und thronten hoch oben mit einem weiten Fernblick, bald drohten rollende Wellenberge von allen Seiten uns zu begraben. Links vor uns sah ich, wenn unser Boot sich tapfer auf die Höhe gearbeitet hatte, das Wrack eines großen Dampfers am Strande liegen; es war die Yoruba, ein Schiff, welches die African Steam-Ship-Company erst vor kurzem verloren hatte.

Man erzählte, der Kapitän der Yoruba sei auf den zeitweise verdeckten Klippen in der Nähe der Rußwurms-Islands dicht vor dem Cap leicht aufgestoßen, doch sofort wieder losgekommen; aber ganz den doppelten Boden des Dampfers vergessend, sei er umgekehrt und habe die Yoruba mit full speed westlich vom Palm-River auf den Strand gerannt („gebeacht"), um nur Waaren und Passagiere zu retten. Alles wurde geborgen, und nun liegt das schöne Bauwerk da, dem Wind, Wetter und den Eingebornen preisgegeben. Vor uns gerade aus warf das Meer am Ufer mächtige Schaumberge in die Höhe: es war die Barre, über der die ausströmende Ebbe des Palmas mit den Wellen des Oceans kämpfend verschmolz; dort mußten wir hindurch. Rechts ruderten wir an der Spitze des hohen felsigen Palmencaps vorbei, welches — lucus a non lucendo — keine oder kaum zu sehende Palmen trägt. Wohl aber steht dort ein seinen Zweck wenig erfüllendes Leuchthaus und ein Hospital inmitten von Fruchtbäumen und Bananengebüschen. Das Ganze, auf der Höhe liegend, machte auf mich im Vorbeifahren einen sehr romantischen Eindruck. Nun näherten wir uns allmählich der Barre des Palmas, dessen Mündung westlich vom Cap und weiter nach Norden liegt. Die Wellen zogen heute von Südwesten, und daher war die Brandung stärker. Auf meiner spätern Reise fuhren wir ohne besondere Vorsicht in den Fluß hinein, denn die Gewalt der damals von Südosten rollenden Meereswellen wurde durch das Cap gebrochen, und außerdem war gerade Flutzeit. Diesmal aber hieß es „aufpassen!" Wie oft noch saß ich im Laufe der kommenden Jahre in einem Boote, um die Barre eines der vielen kleinern Flüsse Westafrikas zu durchschneiden — nie, obgleich ich fast stets vermied, an die Gefahr, von dem etwa umschlagenden Boote zerquetscht zu werden, wie es nicht selten der Fall ist, zu denken, niemals ohne daß ich eine gewisse Aufregung empfand, sobald wir in den Bereich der kämpfenden Wasser kamen. Wenn der das Boot mit einem langen Riemen steuernde Headman sich aufrichtete, um die Lage zu überschauen,

wenn sich die auf den Kanten des Boots hockenden Ruderer fester setzten, die Füße gegen die Rippenhölzer anstemmten und kräftiger mit ihren braunen Händen den Stiel der kurzen Paddeln umschlossen, wenn sie dann die Köpfe drehten und wendeten, hinschauten und rathend durcheinander riefen, wenn sie, dem Commando des Führers folgend, ihre Arme in schnellerm Tempo anstrengten und dazwischen das brausende Meer seine urgewaltige Melodei brüllte: dann konnte ich mich niemals des Gefühls einer ängstlichen Neugierde, was nun wol kommen und wie es ablaufen werde, erwehren. Jetzt ein Moment, wo jeder Blick in die Umgebung verschlossen ist, vorn und hinten, zu beiden Seiten, ringsum nur Schaum und Gischt von den Wellen, die mit den aus dem Fluß stürzenden Wassermassen zusammenprallend zerstieben und zerschäumen. Aber noch ein Ruck der Paddeln, und ruhig wiegt das Boot auf der leichtwogenden Flut des Palmasflusses.

Kaum hatte ich das Hereinschlagen eines Schaumbergs bemerkt, und erst jetzt fühlte ich mich gänzlich durchnäßt. Doch never mind; schien doch die Sonne so kräftig, daß ich wohl erwarten konnte, binnen kurzem wieder trocken zu sein. Am Lande fragten wir uns zu dem hier bestehenden hamburger Hause hin und wurden von dem Agenten desselben, der nämlichen Firma, für welche auch Schulze thätig war, in liebenswürdigster Weise bewillkommnet. Bald standen einige Flaschen „echtes wiener Märzenbier" und warmer Champagner in schaudererregender Eintracht beisammen, und manche Conservenbüchse mußte ihren delicaten Inhalt zur Feier der europäischen Gäste spenden. Natürlich glichen die ersten Stunden in Harperstown denen in Freetown wie ein Ei dem andern; was wir dort schon mehrmals erzählt, mußte hier wieder berichtet werden. Man könnte das lästig finden und vor dem Besuche zurückschrecken; allein wenn man sieht, wie herzlich man von seinem Landsmann empfangen wird, wie groß seine Freude ist, nach vielleicht langer Zeit jemand aus der Heimat sprechen zu können, dann unterzieht man sich wol gern der kleinen Mühe, alles, was man vom Vaterlande weiß, immer von neuem zu

erzählen. Es ist wahr, wer nicht Fischblut in seinen Adern hat — und dem gewährt Reisen überhaupt wol wenig Genuß —, der ist kaum eine halbe Stunde nach solch herzlicher Begrüßung in der Fremde schon „gut Freund" mit seinem Wirth; und wenn auch die Freundschaft nur wenige Stunden währt und bald durch neue Begegnungen in den Hintergrund gedrängt wird, so erinnert man sich nach der Heimkehr in das gesittete Europa mit seinen gesellschaftlichen Vorzügen und Mängeln doch mit Vorliebe solcher Stunden, die im Fluge, ohne Rücksicht auf Form und Etikette zwei bis dahin sich fremde Menschen einander nahe brachten. Es liegt eine eigene Poesie in solchem Fliegen durch die weite Welt, besonders im wilden Lande. Ueberall trifft der Zugvogel Genossen des kleinern oder größern Kreises, dem er selbst angehört; er tauscht Eindrücke mit ihnen aus, belehrt und läßt sich belehren, und fliegt dann leichten Herzens seinem nächsten Ziele zu, um dort neue Bande zu knüpfen und ebenso schnell wieder zu lösen.

Nach unserm Imbiß machte ich mich auf den Weg, um, die wenigen Stunden ausnützend, einen Blick in die Maryland-Niederlassung zu werfen, welche sich an die eigentliche Republik Liberia anschließt und wie diese unter dem Schutze der Vereinigten Staaten steht. Harperstown zieht sich am Ufer des Palmas-Rivers hin; unmittelbar am Flusse selbst macht die Ansiedlung weniger den Eindruck einer Stadt, denn in dem wilden Buschdickicht, das stellenweise bis in die Flut hineinhängt, liegen ganz unregelmäßig eingestreut die kleinern und größern Häuser, meist zweistöckige, oft festungsähnliche Bauten aus Bruchstücken der Gneisfelsen, woraus hauptsächlich das Cap und die Rußwurms-Islands bestehen. Eine Straße, wenn man es so nennen darf, bildet der Strand, welcher sie jedoch, theilweise mit Buschvegetation bedeckt, hier und da blos auf einen von Haus zu Haus führenden Fußpfad zusammendrängt. Vom Flusse aus nach Osten gehend, sah ich auf der Höhe im Rücken des Caps die weitere Ausdehnung der Stadt mit zahlreichen Häusern, die schon von regelmäßigern Straßen umrahmt werden. Mitten in den

herrlichen Gärten, in denen des Menschen Hand nur die Ueberfülle der Kraft zu bändigen hat, liegen die Häuser der schwarzen und farbigen Einwohner der Maryland-Colonie. Während die Wohnungen der Weißen am Flusse, zum Schutz und zu größerer Sicherheit bei etwaigen Zwistigkeiten mit den Eingeborenen, aus Stein gebaut sind, ruhen hier — wie in der Latropetown, einer Ansiedlung, die sich östlich vom Palmas-Cap an den Ufern einer nur durch einen schmalen Sandstreifen vom Meere getrennten und zum Cavally-River gehörigen Lagune hinzieht — nur leichte zweistöckige Holzbauten auf einem durchbrochenen, säulenartigen Fundament von Steinen, aus dessen Lücken höchst martialisch Kanonenläufe hervorschauen. Die prachtvollste Vegetation entzückte mich. Zahllose Fächer- und Kokospalmen schwankten über den Dächern der Häuser, deren Wände, nach Art derjenigen der westfälischen und braunschweigischen Bauernhäuser, mit dachziegelähnlichen Holzschindeln bekleidet sind. Riesenhafte Brotfruchtbäume trugen versteckt zwischen den großen lappigen Blättern ihre nährenden kopfgroßen Früchte; Sapsap *), die in den Steppen schon verwildert auftraten, zeitigten ihr herrliches Obst; Mangopflaumenbäume spendeten mit ihren dichtlaubigen Kugelkronen erquickenden Schatten; Oleander und Plumieren wucherten förmlich; Moringen mit ihrem zarten Fiederlaub und Hibiscus mit leuchtenden Blüten standen inmitten von Manioc-, Bataten-, Yam-, Arum- und Abelmoschusfeldern, die von Pisangbüschen umzäunt waren. An den Wegen sproßten Heliophytum mit dem Duft unseres Heliotrop, Mimosen, schönblütige Asclepien und Convolvulaceen; vor den Hausthüren standen zierliche Kronenbäumchen des Grand flamboyer des Indes und Guaven. Auch viele Papawbäume (Carica), zum Theil in riesenhaften Exemplaren, fand ich, jedoch nur mit Zwitterblüten und länglichen gurkenähnlichen Früchten, während sie weiter im Süden nur mit eingeschlechtigen Blüten auf je einem Stamm und mit birnenähnlichen Früchten vorkommen.

*) Sapadilla, Anona muricata, ähnlich der A. Cherimoja.

Die hiesigen Schwarzen, abgesehen von den wohlhabendern Einwanderern, gehören einem stattlichen Menschenschlage an, welcher jedoch an Körpervorzügen den ebenfalls aus dieser Gegend stammenden Krus nicht ganz gleichkommt. Alle benahmen sie sich gegen den Fremden mit wirklich liebenswürdiger Höflichkeit, jeder stand mir bei Bitten um Auskunft sofort in besserm oder schlechterm Englisch Rede, beschrieb mir die nächsten Wege zu Plätzen, welche ich besuchen wollte, oder führte mich selbst dorthin. Noch heute klingt mir das: Holla, stranger! im Ohre, mit dem mich ein alter weißhaariger Neger in seinem Garten anrief, um mir eine eben gebrochene Frucht aufzunöthigen. Zum größten Theil trugen die Leute gute europäische Kleidung ohne jede Geckenhaftigkeit und Prätension; manche begnügten sich freilich mit der allerprimitivsten Körperbedeckung: an einer gewöhnlich mit Kauris besetzten Hüftschnur war ein zwischen den Beinen hindurchgezogenes schmales Tuch befestigt. Die Gesichter zeigten relativ hübsche Züge mit gutmüthigem Ausdruck. Der Schmuck der Frauen und Mädchen bestand auch hier in meist weißen Perlenhalsbändern oder solchen aus Leopardenzähnen und in Messingringen um die Fußknöchel. Viele der Männer trugen einen oder mehrere Elfenbeinringe am Handgelenk. Die Hauptnahrung der Nichtbegüterten besteht in Manioc und Pisangfrüchten. Die hervorragendsten Exportartikel sind Oel, Palmnüsse, Kaffee, Reis und etwas Gold. Von letzterm sah ich merkwürdig gearbeitete Stücke in den Händen von Europäern, die mich in der Form der Arbeit an indische Kunst erinnerten und auch dort mit dem Namen „asiatisches Gold" — es war von hellgelber, messingähnlicher Farbe — bezeichnet werden. Bei der Gelegenheit erfuhr ich, daß hier, wie auch noch in Cape Coast, die Neger echtes Gold von Imitationen durch den Geruch unterscheiden zu können glauben, übereinstimmend — wenn ich nicht irre — mit den Polynesiern.

Noch mitten in meinem plan- und ziellosen Umherstreifen drang der Schall eines Kanonenschusses an mein Ohr, ein Blick

auf das Meer zeigte mir den Bluepeter am Vortop, und nun hieß es eilen! Im Vorbeigehen begrüßte ich noch meinen freundlichen Wirth, der wie jeder Kaufmann bei Ankunft eines Schiffs alle Hände voll zu thun hatte. Ein herzliches Dankeswort im Fluge, und bald saß ich mit meinem Begleiter wieder im Boot, dessen Ruderer schon auf mich gewartet hatten. Diesmal mußten wir eine schwere Fahrt zum Schiffe bestehen, da die heranrollenden Meereswogen zu überwinden waren, während wir sie bei der Einfahrt mit einiger Vorsicht hatten benutzen können. Glücklich kamen wir durch die Mündung des Flusses, immer aber schleuderten die anschwellenden Wogen unser Fahrzeug zurück, und nur mit der größten Anstrengung wurde die verlorene Strecke wieder eingeholt, ehe eine neuanstürmende Welle uns abermals eine Strecke zurückwarf. Schon glaubten wir alles hinter uns zu haben, als doch noch ein Wasserwall sich vor uns erhob, überbrach, ehe er durchschnitten war, donnernd und sprühend zusammenkrachte und unser Boot überströmte. Ein Glück noch, daß wir nicht umgestürzt waren; und trotz der salzigen Nässe, die uns in den Augen brannte, ging es jetzt mit frohem Gesang an Bord.

Nur einige Stunden hatten wir für unsern Landbesuch gehabt, denn als ich beim Umkleiden den Anker heraufwinden hörte, war es noch 1½ Stunden bis Mittag. Beim Lunch erfuhr ich, daß wir mit Uebergehung einiger Küstenplätze, welche ich erst drei Jahre später kennen lernen sollte, direct nach Cape Coast-Castle dampfen würden. Wir hatten daher sechsunddreißig Stunden Fahrt vor uns, die ich zu einer genauen Musterung meines Gepäcks verwandte. Der Feuchtigkeitsgehalt in der Atmosphäre jener Breiten macht diese Arbeit hin und wieder dringend nöthig, und in der That hatte ich mit dem Lüften der Garderobe, dem Putzen der Waffen und sonstiger Gegenstände von Stahl und Eisen vollauf zu thun. Der mehrjährige Aufenthalt in Westafrika hat fast allen meinen dorthin mitgenommenen Habseligkeiten unvergängliche Spuren aufgedrückt, herrührend von dem fressenden Rost, den zerstörenden Zähnen der Ratten und Ameisen, dem Schimmel, welcher

die Ledereinbände der Bücher stark heimsuchte, und besonders in den letztern hat sich bis heute der scharfe Modergeruch erhalten, der mich die mitgenommenen von den hiergebliebenen genau unterscheiden läßt.

In der Nacht vom 23. zum 24. December dampften wir am Dreispitzen-Cap bei St.-Yorge de la Mina (Elmina) vorbei, und beim Grauen des Morgens ankerten wir vor Cape Coast-Castle, der Hauptstadt der englischen Goldküsten-Colonie, welche gerade mit den Aschantis einen harten Stand hatte.

Es war ein anderes Bild als die bisher gesehenen, welches sich mir heute darbot: martialischer, „europäischer", es sah mehr nach Krieg und Schlachten, nach massenmordenden Kanonen aus, denn die Forts der Stadt schieben sich zum Theil hart an den Strand des Meeres oder doch wenigstens in den Vordergrund des Bildes. Im Westen leuchtete das Fort von Elmina aus dem Grau der Ferne herüber, im Hintergrunde von Cape Coast und im Osten drohten einige Montalamberts, und um uns her lag etwa ein halbes Dutzend englischer Kriegsschiffe vor Anker. Reges Leben herrschte auf ihnen, Truppen wurden ausgeschifft und Munition und Proviant, von welchem auch die Ethiopia eine Menge brachte, ausgeladen. Boote, stark bemannt, schossen eilig hin und her, und hellstimmig klang bisweilen ein „Old England for ever" über die Flut. Wehmüthig berührte mich die Bedienung der Boote; war es doch lauter junges Blut, Zöglinge aus den Seamen-Orphan-Instituten, noch ohne männlichen Bart, in den zarten Farben der Jugend. Kein Kanonen-, aber Fieberfutter. Wie lange noch, und die gesunden Bursche sehen blaß und gelb aus, hohläugig, mit schmerzverzerrten Zügen und fieberverzehrtem Körper — Opfer des Krieges in jenem Klima, unbeweint von Mutter und Vater, denn es sind ja die Waisen verstorbener Seeleute, welche die für sie aufgewendeten Erhaltungs- und Erziehungsmittel in dieser Weise zurückzahlen! Doch wenden wir unser Auge von dem thränenwerthen Anblick ab, und lieber auf das fremdartige Küstenbild.

Der Strand steigt, mit Ausnahme einiger Punkte, sanft aus dem Meere zum Lande an; in geringer Entfernung von den Fluten beginnt die Vegetation, welche die Stadt umschließt. Das Hauptgebäude des Platzes, der sich gerade jetzt in der Kriegszeit durch geschäftig und eilig rennende Menschenmengen besonders vortheilhaft vor andern Küstenorten auszeichnete, ist das unmittelbar am Strande erbaute Fort Coast-Castle; es steht auf einem kleinen Vorberge, welcher aus dem ziemlich genau von Westen kommenden Ufer, dort wo es landeinwärts nach Nordosten verläuft, hervorspringt. Das Fort selbst, das an der Seeseite vorzüglich stark armirt ist, bedeckt ein ansehnliches Areal und ist mit Thürmen und Bastionen reichlich versehen. Zu fortificatorischen Zwecken erbaut, enthält es jedoch auch die Wohnräume des Gouverneurs, der Offiziere, Beamten, eine Schule, ein Hospital und die Gerichtssäle. Am Westende des Forts befindet sich eine kleine mit zwei Thürmchen geschmückte Kapelle. Das Ufer, auf welchem der Riesenbau ruht, steigt steil aus dem Meere, sodaß die Südostseite des Forts am Fundamente von der hoch hinaufschnellenden Brandung umschäumt wird. An der Südseite bricht sich das Meer an der, Tabara-Rock genannten, isolirt vor dem Fort aus der Flut ragenden Felsenpartie. Nördlich der Festung dehnt sich die europäische Stadt mit ihren freundlichen weißen Häusern, und die Eingeborenenstadt Iguah mit den unscheinbaren bräunlichen Lehm- oder Steinhäuschen aus. Nicht weit von ihr, im Osten auf einer geringen Höhe, leuchten die Zelte bivuakirender Truppen aus dem lockern Walde. Im Hintergrunde, tiefer im Lande, erheben sich im Westnordwesten das Fort Victoria, im Nordwesten Fort William, im Nordnordosten das Fort M'Carthy, welches seinen Namen zu Ehren des in einem frühern Kampfe (1824) gegen die Aschantis gefallenen Sir Charles M'Carthy trägt. Alle drei, auf dominirenden Höhen erbaut, beherrschen die Stadt und ihre Umgegend. Die beiden erstern sind von kubischer Form und in der gleichen Höhe von einem viereckigen Thurme gekrönt; derjenige des Fort William trägt ein festes weißes Leuchtfeuer, das nahe

an 63 Meter über dem Niveau des Meeres brennt und auf 12 engl. Meilen in See sichtbar ist.

Zu Füßen und in den Zwischenthälern der die drei Forts tragenden Berge steht hauptsächlich die europäische Stadt und auch die Häuser der wohlhabendern schwarzen Kaufleute, während Iguah sich mehr nach Osten schiebt. Die Bergzüge, welche das Städtebild umsäumen, sind nicht sehr hoch, theils locker bewaldet, theils kahl, und senden Querausläufer zu den westlich und östlich der Stadt gelegenen Küstenvorbergen. Westlich von Tabara-Rock liegt der Tabara's wife genannte Granitfelsen im Meere; am Ufer zwischen Cape Coast und Elmina dehnt sich eine Lagune hin, welche auf dem schmalen Sandstreifen an der Seeseite von üppigen Kokospalmen-Gruppen beschattet wird. Palmen derselben Art und andere Laubbäume beleben auch das Innere der sonst ziemlich kahlen europäischen Stadt. Nur die Hauptstraße, welche auf das Hauptfort stößt, hat eine Allee von wilden Ficusbäumen. Das fast zwei deutsche Meilen von Cape Coast gelegene Elmina war, wie die erstere und die meisten übrigen Colonien jenes Küstenstrichs, ursprünglich portugiesisches Besitzthum, kam später, beim Verfall Portugals, in Hollands Macht und ist jetzt in englischen Händen. Von Elmina wurden durch Gonsalez die ersten Sklaven ausgeführt und auch der erste Goldhandel mit den Eingeborenen betrieben. Das dortige Fort ist ebenfalls sehr stark gebaut und mit vielen Geschützen versehen. Als Handelsplatz hat Elmina in den letzten Jahren viel verloren, da sich das meiste geschäftliche Leben in Cape Coast concentrirt.

Am 24. December bot sich mir keine Gelegenheit, an Land zu kommen; fast hatte ich, wenn auch wol grundlos, den Verdacht, als ob man Fremde nicht gern sähe; wenigstens hatte Rattray allerlei haltlose Ausflüchte. Die Stimmung unter den Militärs und den ihnen befreundeten Eingeborenen schien eine gedrückte; aus den Gesprächen der an Bord kommenden Offiziere und Beamten, welche theils Besuche machten, theils das Ausladen der Proviantkisten überwachten, erfuhr ich, daß die englischen Truppen

am vorhergehenden Tage empfindliche Verluste erlitten hätten. Der derzeitige Hauptbestandtheil der Armee, eingeborene Fäntis, wurde feige gescholten; ja die Leute sollten sich sogar schon geweigert haben, gegen die Aschantis zu kämpfen. Der Kapitän vertröstete mich auf morgen, wo er selber mit an Land gehen wolle. Ich fand mich um so eher in das Unabänderliche und zügelte meine Ungeduld um so leichter, als heute ja ein besonderer Tag war und die Gedanken häufiger als sonst in der fernen Heimat weilten. Kam doch heute der Abend, wo ich daheim den altgewohnten Christbaum leuchten wußte: Weihnacht in Afrika! Mein Christbaum war das flimmernde Sternenmeer, das matte Glühen der Brandung, die sich an den Tabarafelsen und am Fort mit furchtbarer Gewalt aufbäumte, mein „Gloria, gloria in excelsis deo" hörte ich in dem vieltausendjährigen Rauschen des Oceans. Doch wehmüthigen Gedanken oder gar dem Heimweh nachzuhängen, dazu konnte ich glücklicherweise nicht kommen, denn aus dem Zwischendeck herauf schallten schon seit Sonnenuntergang die frohen Lieder der Krus, welchen heute eine Extraration Rum verabfolgt worden war. In ausgelassenster Freude stampften die Kerle mit ihren nackten Füßen die Bohlen des Schiffs, taktmäßig klatschten die Hände ineinander, bisweilen fiel ein kühnes Scherzwort, dem ein zügelloses Gelächter folgte, und zwischen allem hindurch tönte der monotone ernste Gesang der Zuschauenden, begleitet von den dünnen Tönen einer blechernen Pfeife. Spottlieder auf die Aschantis wurden gesungen, die Tapferkeit der Englishmen gepriesen und nach Herzenslust auf die Fäntis gescholten, deren Frauen die einzigen Männer seien. Mit meinen Landsleuten stand ich oben auf dem Hinterdeck und schaute in das frohe Getümmel, in den sorglosen Lärm der sich selbst überlassenen unverdorbenen Naturkinder, und wenn einmal ein ungehorsamer Gedankenblitz zu dem fernen Weihnachtsbaum nach Norden schweifte, dann platzte dort unten irgendein Witzwort wie eine Bombe unter die sch[illegible] genugsam erregten Gemüther, und schnell war ich wieder in — Afrika. Doch Wein! Ein guter Gedanke, der

nicht allein in mir entstanden zu sein schien; auch meine Kameraden murmelten plötzlich von unerklärlichem Durst, von Weihnacht und dergleichen Sentimentalitäten mehr. Und gedacht, gethan: wir zogen uns von dem Trouble zurück, mit Mühe und Noth wurde ich des Chief-Stewards habhaft, der sich damit amusirt hatte, den Krus mit seinen musikalischen Fertigkeiten zu imponiren, und endlich blinkte der beste Sorgenbrecher seit Noah's Zeiten, goldiger Rheinwein in unsern Gläsern.

Am Donnerstag mittag gingen der Kapitän, der Purser und wir drei Deutsche an Land; nach kurzer Fahrt, die, abgerechnet das Hereinschlagen der starken Surfwellen in unser Boot, ohne Fährlichkeit ablief, waren wir angelangt, und nun galt es, die zwei Stunden, welche uns bewilligt waren, auszubeuten. Unser erstes Ziel war natürlich das Castell. Welch buntes Leben und Treiben in seinen vielen Höfen! Die Mauern und Wälle, mit zahlreichen Geschützen bespickt, imponirten uns in ihren gewaltigen Dimensionen; auf den Höfen lag eine Menge Kriegsutensilien aufgestapelt, ein Haufen Geschützkugeln verdeckte den andern; Kanonen und Mörser, welchen noch kein Platz angewiesen war, oder die, von Mauleseln gezogen, ins Innere transportirt werden sollten, standen umher; zahllose Fässer und Kisten mit Provisionen, welche unser Schiff schon ausgeladen hatte, lagen noch ordnungslos da. Ihre jetzt zu überschauende Menge ließ mich erst sehen, welch ungeheure Massen der Bauch eines Schiffes bergen kann. In großer Anzahl war auf allen Höfen des Forts Militär vertheilt, meist Schwarze, einige davon noch nicht uniformirt. Sobald wir uns einem Trupp der Leute näherten, gleichviel ob sie standen oder saßen, Waffen putzten, würfelten oder Karte spielten, wurden wir sofort in tadellos strammer Haltung vorschriftsmäßig gegrüßt, da wir von einem Offizier begleitet waren. Wieder zeichneten sich die Soldaten einiger Westindia-Regimenter durch ihre Sauberkeit aus. Es waren herrliche Typen unter ihnen, mächtige, breitschultrige, baumstarke Kerle, welche dem Riesenregiment des Preußenkönigs alle Ehre gemacht hätten, von

brauner oder fast schwarzer Hautfarbe, mit funkelnden Augen, die ernsten Züge oft bartumrahmt. In einer malerisch phantastischen Uniform, deren Schnitt der Tropentemperatur Rechnung trug, standen sie als Schildwachen vor allen Thüren und Pforten, oder saßen mit eingeborenen Frauen und Kindern gruppenweise im Schatten einiger Bäume, essend, sprechend, spielend und scherzend; wurden unsere Korkhelme durch eine Thür in den Höfen sichtbar, so gab eine Schildwache einen leisen Wink, und wie der Blitz standen die Männer kerzengerade, das Scherzwort war verstummt, der Löffel, der eben zum Munde gehen sollte, lag hinter ihnen im Sande, und mit ihren breiten Leibern in Reih und Glied deckten sie die Frauen und Kinder, die heute am Feiertage freien Einlaß in das Fort hatten. Die Offiziere, sämmtlich Briten, trugen jenes kleidsame und praktische Costüm, das in Deutschland zuerst durch die Porträts des Amerikaners Henry Stanley bekannter geworden. Die Farbe desselben ist durchweg grau; ein weites Jaquet, im Rücken mit Schnalle versehen, umschließt den Oberkörper, graue Beinkleider stecken an den Knien in grauen Gamaschen, welche bis zum halben Spann der mit grauen Schuhen bekleideten Füße reichen; als Kopfbedeckung trugen sie jenen leichten mit grauem Tuch oder dünnem Filz überzogenen Korkhut von der Form eines Helms, welcher in allen Tropenländern sich Eingang verschafft hat. Die Wölbung des Hutes ist groß genug, daß man bei Märschen in besonders heißer Sonnenglut Stücke eines Bananenblattes hineinlegen kann. Dieses Schutzmittel ist als ausgezeichnet zu empfehlen, es hält den Kopf kühler als der so lästige Sonnenschirm. Hinten ist der Rand des Huts verbreitert, sodaß kein Sonnenstrahl den Nacken, diesen dafür empfindlichsten Körpertheil, treffen kann. Als Rangabzeichen haben die Offiziere hellgraue Bänder und Schnüre auf den Aermeln.

Bald mußten wir diesem anziehenden Soldatenbilde Ade sagen; wir hatten nur noch wenig Zeit und wollten uns doch im Fluge auch die Stadt ansehen. Bei einem Bekannten Rattray's lernte ich Winwood Reade kennen, den berühmten Nimrod. Aber sieht

so ein Nimrod aus? Wenn je ein Europäer die Beweise seines Aufenthalts in Afrika an sich trug, so war es Reade, der ja auch bald nach unserm Zusammentreffen gestorben ist. Ein wanderndes Skelet, von einer grünlich-graugelben Haut zusammengehalten, mit irrem Blick in den tiefliegenden Augen und mit spärlichem, ergrautem Haar, gebeugt und gebrochen: so stand der Mann vor mir, den seine kühnen Fahrten und Jagden, sein Muth und seine unbeugsame Willensstärke berühmt gemacht haben. Fast war ich froh, als ich ihm schon nach wenigen Minuten den Abschiedsgruß bieten konnte, denn mir graute; so also sehen die Opfer Afrikas aus! Auf unserm Wege zu einem Kaufladen, wo wir einige Einkäufe machen wollten, kamen wir an einer Kreissäge vorbei, die gerade arbeitete. Den uns begleitenden Ruderern gefiel das Ding so sehr, daß sie beim Zurückrudern an Bord den Lärm der schneidenden Maschine sofort täuschend nachahmten. In dem offenstehenden Store, in welchen wir eingetreten waren, trafen wir eine Anzahl Eingeborener, die ich während der schnellen Abwickelung unsers Geschäfts flüchtig mustern konnte. Die Leute waren wohlgestaltet, mit nicht abstoßenden Gesichtern. Die Frauen trugen Chignons, welche in einen oder zwei aufrechtstehende Locken oder Zöpfe ausliefen. Ihr Schmuck bestand meistens in weißen Stickperlen- oder Kaurischnüren um den Hals und die Handgelenke, seltener in fein gearbeiteten Goldsachen. Elfenbeinringe sah ich weder bei Männern noch bei Frauen der Eingeborenen; nur die von Westen eingewanderten Neger, besonders Krus, trugen solche. Einen überaus lächerlichen Anblick gewährte ein großer starker Neger, dessen Bekleidung außer in dem gewöhnlichen Hüfttuch in einem gelben Kutscherfrack mit neusilbernen Wappenknöpfen bestand. Unter dem vorn zugeknöpften Livreerock trat der Knoten eines starken Nabelbruchs, den man bei Negern sehr häufig findet, in merkwürdigstem Contrast hervor. Dort sah ich auch, wie noch öfter an der Oberguinea-Küste — nie aber oder doch nur für kurze Zeit in Niederguinea — Männer mit stellenweise rasirtem Kopf, und zwar war gewöhnlich

der Scheitel in einer runden Fläche kahl geschoren, von welcher zwei rasirte Streifen bis halb zum Nacken und dann hinter den Ohren hinauf zu den Schläfen liefen. Diese Frisur scheint dort ständig zu sein. Im Süden sah ich nur das Kopfhaar der Frauen bisweilen in hübschen mathematischen Zeichnungen mosaikartig geschoren, das der Männer höchst selten und dann ganz abrasirt. Bei den Angola-Negern bemerkte ich häufig einen nackten runden Fleck von Thalergröße am Hinterhaupt, auf den sie sich bei Fieber oder Kopfweh Schröpfköpfe setzen.

Der Kapitän drängte zur Abfahrt. Auf dem Wege zum Strande wurde mir die neueste Nummer der „African Times“ gebracht; in diesem Blatte fand ich die Nachricht, Dr. Basham (Bastian) habe am Congo Diamanten gefunden, und es herrsche nun natürlich unter den dort lebenden Europäern großes Diamantenfieber. Wie mir Professor Bastian, dem ich eine Copie der Sensationsnote zuschickte, später schrieb, beruhte die Nachricht auf Irrthum; die ihm vorgelegten vermeintlichen Diamanten seien von ihm für werthlose Granaten gehalten worden und hätten sich bei der spätern Untersuchung in Berlin auch als solche erwiesen.

In der Mittagsstunde waren wir unterwegs zur Ethiopia; die Fahrt wurde uns durch die Gesänge unserer Ruderer verkürzt. Daß sie dabei das Geräusch jener Säge nachahmten, erwähnte ich bereits; auch zischten sie, wie wenn auf dem Schiffe der Dampf abgelassen würde, und schlugen dazu in fehlerlosem Takt mit den Stielen der eben aus dem Wasser gehobenen Paddeln auf den Rand des Boots. Es machte mir stets Vergnügen, wenn ich in solch einem Ruderfahrzeuge saß, zu sehen, wie sich die Bronzekörper der Neger wegen der Kürze der Paddeln weit vorn überlegten, sodaß die eine Hand mit in die Flut tauchte, wie dann die Muskeln kraftvoll unter der gespannten Haut schwollen, in deren Gelenkfalten die Sonnenstrahlen oft prächtige Tinten hervorriefen.

Am Freitag mittag lichteten wir die Anker und hatten bald, Akra zudampfend, Cape Coast-Castle im Rücken. Nach

flotter Fahrt langten wir gegen Abend vor dieser britischen Colonie an, welche neben Cape Coast und mit den später folgenden Orten Lagos und Bónny den wichtigsten Handelsplatz der im allgemeinen westöstlich verlaufenden Küste bildet. Mit dem etwas östlich von Akra gelegenen Christiansborg kam die Niederlassung, wie noch manche andere Plätze der Goldküste, aus dänischem und holländischem in britischen Besitz.

Akra präsentirt sich mit dem Hintergrunde fernbläulicher Bergzüge recht einladend. Vor uns dehnt sich im Schutze des St. James-Forts die europäische Stadt mit schmucken Häusern aus; sie trägt einen orientalischen Charakter, jedoch möglich, daß das, was ich in dieser Hinsicht „orientalisch" nenne, sich zu dem Begriffe „südlich" erweitern läßt; ich hörte das Aussehen Akras mit dem spanischer Städte in Amerika vergleichen. Stattliche weißmauerige oder ehrwürdig verwittert erscheinende Gouvernementsbauten und Forts mit niedrigen Platt-Thürmen, theils näher am Strande, theils weiter in der Stadt, überragen die einfachern Häuser der europäischen Kaufleute und der Eingeborenen, welche letztern die Einrichtungen in den Häusern der Weißen in oft komischer Weise nachzuahmen suchen. Die Colonie erhebt sich auf circa 10 bis 12 Meter hohem Uferrande aus eisenschüssigem, braunrothem Lehm; westlich der Stadt wird das Ufer flacher, und dort kann der Blick über eine wellige Ebene auf die Berge des Innern schweifen. An Freundlichkeit verliert Akra durch das Fehlen der Vegetation; nur sehr wenige, vereinzelte Kokospalmen stehen im westlichen Theil, nur ein Baum und ein paar niedrige Gebüsche im östlichen, wie auch die nahen Berge im Westen nur Grasvegetation mit dazwischen zerstreutem Buschwerk tragen und daher in abgebrochen sägeförmigen Contouren scharf vom Blau des Himmels sich abheben. Die nordöstlichen Berge scheinen dichter bewaldet, und ihre Begrenzungslinien sind gefälliger abgerundet.

Etwa eine halbe Meile östlich von Akra leuchten die weißen Häuser Christiansborgs herüber; zwischen beiden Plätzen bildet das Ufer eine kleine, von vielen Fischerbooten und Canoes reich

belebte Bucht. Christiansborg ähnelt seiner größern Nachbarstadt sehr durch seine Lage auf demselben hohen Uferrande, sein altes Fort und seine vegetative Umgebung. Das Fort jedoch macht einen imposantern, großartigern Eindruck. Das Ufer fällt mit dem östlichen Thurme des Castells, zu dessen Fundament die Strandfelsen benutzt sind, senkrecht in die Flut des Meeres und läßt seitwärts davon den Blick auf eine kleine Lagune offen, vor welcher auf dem flachen Strande ein größerer Kokospalmenhain steht. Die hervorragendsten Baulichkeiten der Stadt gehören der Baseler Mission an, welche ich am nächsten Tage zu besuchen mir vornahm.

Am 27. December führte ich meinen Entschluß aus, und zwar mußten wir — Freund Schulze ging auch mit an Land — das Boot eines Kaufmanns in Akra benutzen, da der Kapitän alle seine Leute an Bord brauchte. Wegen des ziemlich flach aus dem Meere ansteigenden Ufers, aus welchem hier und da abgeschliffene Felsblöcke zu Tage treten, konnte das Boot nicht ganz bis ans Land fahren, sondern wir wurden, wie schon in Cape Coast, von einigen starken Negern hinübergetragen. Natürlich mußte ich wieder Salzwasser trinken, denn eine außergewöhnlich hohe Surfwelle brauste heran, riß den beim Boote stehenden Ruderern das Fahrzeug aus den Händen, schleuderte es auf mich und mein zweibeiniges Reitpferd, welches dem Andrange nicht standhalten konnte, und — nun da lagen wir eben gequetscht und zerschlagen am Ufer. Die halbe Stunde, welche zum Trocknen meiner Kleider nöthig war, brachte ich in der Wohnung eines Kaufmanns zu; dann gingen wir in ein Geschäftshaus der Baseler Mission, wo wir aufgefordert wurden, die Anstalt in Christiansborg zu besuchen. Das war mir gerade recht, zumal der Chef des Hauses uns sogar ein Fuhrwerk für den Weg versprach. In der That stand auch bald ein leichter Wagen mit einem Baldachin gedeckt zu unserer Abfahrt bereit — allein ohne Pferd, Esel oder Ochs. „Steigen Sie nur ein!“ hieß es ermunternd. Kaum saßen wir im Wagen, als vier Schwarze, das heißt Neger, erschienen, von denen zwei sich

vorspannten, die andern schoben, und fort ging es in scharfem Trabe. Der Weg von Akra nach Christiansborg ist eine Kunststraße und kommt den besten Chausseen gleich; sind die Alleebäume erst größer geworden, dann wird es sich in ihrem Schatten ganz angenehm fahren lassen. Jetzt aber machte die trotz des Baldachins brennende Sonne und der aufgewirbelte feine Staub auch das Gefahrenwerden zu einer Strapaze. Die Landschaft, deren ärmliches Aussehen durch Opuntien noch gesteigert wurde, bot, obgleich mir neu, in ihrer Oede kein fesselndes Bild. Nur eine Menge umherflatternder Schmetterlinge, welche mir bei der schnellen Fahrt kaum wesentlich von unsern mitteleuropäischen verschieden schienen — trieb sich doch auch der Allerwelts-Weißling, dieser Spatz unter den Schmetterlingen, dort umher — und die zerklüfteten, Burgruinen ähnlichen Termitenbauten von mehr als Mannshöhe beschäftigten meinen Blick. Nach fast halbstündiger Fahrt stiegen wir aus, denn wir kamen nun in die Schattenpartien der Missionsgärten, und bald wurden wir von einigen Missionaren freundlich begrüßt. Der Weg war heiß gewesen, wir nahmen daher, wie man sich wol denken kann, die Einladung zu einem Glase Rheinwein mit Freuden an.

Der Leser mag lächeln: die Herren Missionare scheinen da draußen ja ein recht schönes Leben zu führen; sogar Rheinwein! Auch ich konnte mich eines solchen Hintergedankens nicht ganz erwehren; meine spätern Erfahrungen haben mich aber eines Bessern belehrt. Kräftige und stärkende Nahrungsmittel sind für jene heißen Klimate die einzig richtigen, denn sie sind der allerwesentlichste Schutz gegen Krankheiten. Wer nie stundenlang in der sonnendurchglühten Steppe umherwanderte, wer nie mit bleiernem Druck im Hirn von der Jagd in den Mangroven heimkehrte, wer sich nie von Fieberfrost geschüttelt fühlte, wenn durch die stechende Sonne die Thaunässe des Morgens auf dem Körper verzehrt wird: der kann kaum glauben, daß man oft ein Glas Wein, oder besser noch Cognac, mit Gold aufwiegen möchte, ja es als Lebensretter zu betrachten hat. Selbst-

verständlich ist das ne quid nimis auch hier eine Wahrheit, denn der zu starke Verbrauch von Spirituosen trägt sicher ein gut Theil der Schuld an den großen Sterblichkeitsziffern jener Küste, und wir reden auch nur dem weisen Gebrauch dieser Getränke das Wort; wir kennen Fälle genug, in welchen Sieche nur im Genuß von Alkohol, sogar in den Wirkungen von Opium Linderung oder vielmehr Vergessen fanden, bis die Erde sie endlich deckte. Mangelhafte Ernährung und das Fehlen recht wirksamer Stärkungsmittel liefern dem Tode in Afrika zahlreiche Opfer; Temperänzler, welche dem Wasser huldigen, würden dort von ihrem Abscheu vor dem Laster des Weintrinkens — des Trinkens, nicht des Trunks — sehr bald zurückkommen. Der Stoffwechsel geht dort rascher vor sich, die Hautthätigkeit ist eine sehr gesteigerte, daher muß die Qualität der Nahrung die Quantität ersetzen. Weshalb fanden wir die Portugiesen, welche doch sonst, nebst den Spaniern und Italienern, den Einflüssen der tropischen Klimate am besten widerstehen sollten, am schlechtesten aussehend, am meisten heruntergekommen? Weil ihre Nahrung ihnen keine genügenden Widerstandskräfte gibt. Ihre beständigen Mehlbreie mit Knoblauch und Zwiebeln, ihr ewiges Huhn mit Reis, das fortwährende Einerlei der Speisen ohne Abwechselung Tag aus, Tag ein würden auch des Stärksten Gesundheit untergraben. Gutes Fleisch neben frischen Gemüsen, Wein und Cognac oder ähnliches Getränk sind ganz unumgänglich nothwendige Erhaltungsmittel des Körpers, der ohnehin von Krankheit hart geprüft wird, und somit auch der Geisteskräfte, und nur Uneingeweihte können von „Völlerei“ bei Missionaren oder europäischen Kaufleuten sprechen, weil sie auf deren Tisch stets Wein oder Bier finden. Daß mancher dabei, den eigentlichen Zweck des Trinkens vergessend, des Guten zu viel thut, ist eine Erscheinung, welche für die Beurtheilung des Lebens der betreffenden Kategorien in Afrika ebenso wenig als Maßstab dienen kann wie für die Allgemeinheit hier in Europa, obgleich sie dort von schnellern und viel traurigern Folgen begleitet ist.

Ein alter Herr von den Missionaren, welchen ich auch auf meiner Rückreise nach Europa gesund und frisch wiederfand, führte uns durch die sorgsam gepflegten Anlagen der Mission von Haus zu Haus umher und zeigte uns die Arbeitshallen und Werkstätten, in welchen — nach der für jede Mission wichtigsten Erkenntniß der Wahrheit, daß vor allen Dingen Arbeit adele und läutere, daß Arbeit die Grundlage aller Cultur und Gesittung sei — die eingeborenen Zöglinge der Mission nützliche Handwerke erlernen. Die Akra-Neger sind denn auch über die ganze Küste als Zimmerleute, Böttcher, Tischler, Maurer und Schmiede verbreitet, und ihre vorzüglich gebauten Boote gehören zu den am theuersten bezahlten Arbeiten der Eingeborenen.

Die Stunde des Abschieds schlug mir viel zu früh, und nur ungern bestieg ich unser schnelles Gefährt, um noch dem Leben in Akra meine Aufmerksamkeit zu widmen. Ich kam gerade zur rechten Zeit, den ergötzlichen Anblick eines aufgeregten Volkshaufens zu genießen. Es fand eine Art Procession statt, welche nur aus Frauen bestand. Eine dichte Menge ältlicher und jüngerer Schönheiten wälzte sich mit ohrenzerreißendem Geplärr und Geschrei durch die Straßen, wirr schallten Stimmen, Lieder und Gebete zum Christen- wie zum Negergott durcheinander, Fahnen unbekannter und bekannter Nationalitäten, unter den letztern auch die deutschen Farben in verkehrter Reihenfolge, flatterten über dem Volksgetümmel, und die weiten Frauengewänder wehten phantastisch im Winde. Und was für Gewänder! Es war mir schwer, nicht in hellautes Lachen auszubrechen, als ich die Sterne eines Vereinigten Staaten-Banners und bei einer andern Frau das Porträt Moltke's in einem, wie mir schien, gelben Taschentuche eine gewisse Körperstelle decken sah. Die nackten Körpertheile der Frauen waren mit Kreide in entsetzlicher Weise bemalt, und diese weißen Figuren gaben den gleich Derwischen im Tanze sich Drehenden ein wahrhaft diabolisches Aussehen. Es war in der That, als wären die Thore eines Tollhauses geöffnet worden. In dieser Annahme — wenn solches in Akra über-

haupt möglich gewesen wäre — hätte ich noch bestärkt werden können, als mich einige der Zügellosesten in ihre Mitte nahmen, mir nun in höchst unzweideutigen drastischen Bewegungen ihre stärkste Verachtung zeigten, mich mit Schmähworten überhäuften, ja in höchster Wuth meine Kleider anspieen. Nur mit größter Mühe gelang es mir, mich den Klauen dieser mir unerklärlich ekstatischen Megären zu entziehen, und ich erfuhr dann, daß es ein Gebetumzug sei, welcher der Tapferkeit der Männer unter Kapitän Glower auf dem Kriegsschauplatz gelte; es war die Nachricht eines Siegs über die Aschantis, welche diese mir unvergeßliche Scene hervorgerufen hatte. Die Frauenwelt von Akra hatte sich sehr verdient gemacht; man erzählte mir, daß beim Beginn des Kriegs die schönern jungen Weiber in puris naturalibus Lieder singend durch die Straßen gezogen seien, um durch den Anblick ihrer Formen die saumseligen und feigen Männer zu erregen und sie mit ihren kriegerischen Gesängen — wie weiland Tyrtäus die Griechen — zu begeistern. Die mir bezeigte Verachtung hatte in der Vermuthung ihren Grund, ich sei ein englischer Offizier — meines grauen Anzugs und Korkhelms wegen wurde ich für einen solchen gehalten —, der sich noch hinter das Hintertreffen gedrückt hätte. — Die Haartouren und der Schmuck der Frauen waren von derselben Art, wie ich sie in Cape Coast beschrieben; die wenigen Männer, die man sah, hatten rasirte Hinter- und Vorderköpfe, sodaß nur an den Seiten, ich möchte sagen Cotelettes stehn blieben. Manche trugen auch Mützen aus einem Stück hübschgemusterter, sehr feiner und auf dem Mittelpunkte des Deckels der Kappe zu einem Büschel ausgefranzter Strohmatte. Diese Mützen sind auch den Europäern in ihren meist zugigen Häusern zu empfehlen.

Wieder war es die höchste Zeit an Bord zu kommen, da ich durch die Gefangenschaft unter den patriotischen Vertretern des zarten Geschlechts lange aufgehalten worden; das Boot, welches mich an Land gebracht hatte, wartete meiner schon, und — das „Treten“ von Fremden ist nicht blos in unserm Harz und bei den

„treuherzigen“ Bewohnern der Schweiz und Tirols Sitte, sondern fand auch schon bei den Sonnensöhnen Afrikas Eingang — wohl oder übel mußte ich, wenn ich das Schiff nicht ohne mich abdampfen sehen wollte, mich entschließen, den etwas bittern Preis von 4½ Schilling für die Her- und Rückfahrt zu zahlen. Doch war ich froh, daß ich überhaupt noch an Bord gekommen, denn als ich an der Fallreep hinaufkletterte, hörte ich bereits den Anker emporwinden.

Am nächsten Morgen ankerten wir vor Jella Coffee und dem eine Viertelmeile östlich davon liegenden Kiba (Keta, Prindsensteen). Wir waren während der Nachtfahrt an dem Voltaflusse mit dem Salzsee, der Ansiedlung Addafü und am St. Paul-Cap vorbeipassirt. Die nun erreichten Plätze waren bei der weiten Entfernung selbst mit Hülfe des Glases kaum sichtbar, erst bei der Heimfahrt sollte ich sie genauer kennen lernen. Der rege Geschäftsverkehr, welcher sich schnell zwischen der Ethiopia und den zahlreichen langseit umhertanzenden Canoes entwickelte, ließ auf Intelligenz und Rührigkeit der Eingeborenen schließen. Ob an den bisher besuchten Küstenorten der Handel sich auf das Festland beschränkt und er nur hier ausnahmsweise genöthigt ist, weil niemand von den Schiffsleuten ans Land geht, an die Fahrzeuge heranzukommen, oder ob die Neger dieses Küstentheils die östlich und westlich davon wohnenden Eingeborenen an kaufmännischem Sinn und Geist übertreffen, wage ich nach der kurzen Zeit, die ich an jedem Orte, gleichsam wie im Fluge, zubrachte, nicht zu entscheiden: Thatsache aber ist, daß ich nirgends sonst ein geschäftiges Treiben fand, welches die Schwarzen in so günstigem Lichte erscheinen ließ. Die Menge der Canoes, ihr fortwährendes Durcheinanderschießen und der Lärm ihrer Insassen machten es unmöglich, ihre Zahl festzustellen; sicher waren es mehr als vierzig solcher Fahrzeuge, die unsern Dampfer im Laufe einer halben Stunde umkreisten und deren jedes mit Handelsartikeln schwer beladen war. In der Form zeigten sie größere Vollkommenheit und bildeten die erste Stufe zum

verdeckten Schiff; sie waren bedeutend fester gebaut als die, welche ich bisher gesehen, und am Vordertheil mit einem erhöhten Verdeck überdacht, unter dem mancherlei Waaren gegen Nässe geschützt lagen. Der Handelsgegenstände gab es ungewöhnlich viele, doch waren alle für die Küche und den Gaumen bestimmt: Truthähne, Hühner, Enten, Schafe und Ziegen, Zwiebeln in auffallend großer Menge, Tomaten, Kohlarten und andere Gemüse, Kokosnüsse und die übrigen Landesfrüchte. Die Bezahlung wurde unsrerseits in englischem Gelde oder in europäischen Waaren, wie Haaröl, wohlriechende resp. gefärbte Wasser, Pomaden, Schirme, Strohhüte, Seife und dergleichen, geleistet. Daß übrigens die biedern Neger auch die Quintessenz des Handels bereits kannten, bewiesen uns ihre Preise; für drei Kokosnüsse z. B. wurde ein Schilling gefordert. Mit der Ehrlichkeit der Weißen mußten sie keine besonders günstigen Erfahrungen gemacht haben, sie schlossen kein Geschäft anders ab, als daß sie erst nach Empfang unserer Gegenleistung ihre Waare auslieferten. Eine auf einen Haufen Kokosnüsse weisende Hand, mit den ausgespreizten Fingern die Zahl der verlangten Früchte angebend, genügte um den Handel zu eröffnen; schnell und gewandt wie eine Katze klomm der Eigenthümer an einem der zahlreich über das Bollwerk hängenden Taue empor; nach kurzem Feilschen steckte er das erhaltene Geld zwischen die Zähne, kletterte in sein Fahrzeug zurück, und warf nun von seinem hin- und herschaukelnden Standpunkt die glatten Früchte mit großer Geschicklichkeit an Deck. Angenehm fiel mir die gänzliche Neidlosigkeit der Neger auf, niemals beobachtete ich, daß einer in den Handel des andern dreingeredet oder seine eigene Waare für geringern Preis angeboten hätte; dieselbe Bemerkung machte ich übrigens im großen und ganzen bei allen Negern, mit denen ich in Verkehr trat. Der Lärm war aber deshalb nicht minder groß, und hätte mich nicht das rege Leben, das Studium der wechselnden Physiognomien, der Bewegungen und des ganzen Gebarens der Leute gefesselt, ich würde es in dem starken Zwiebel- und

Thiergeruch, dem Geschnatter und Gegacker des Federviehs, dem Schreien der Handelnden und unter den umherfliegenden Bündeln von Hühnern, Enten, Zwiebeln, Früchten, Seifen, Pomadenbüchsen nicht ausgehalten haben. Schon drehte sich alles vor meinen Augen und ich begann an den Rückzug zu denken, als das Signal zur Weiterfahrt nach Lagos gegeben wurde. Schnell beendeten die verspäteten Feilscher ihr Geschäft, und nach kurzer Zeit hatten wir die zu der fernen Küste zurückrudernde Canoeflotille im Rücken.

Die Fahrt ging nun wieder den ganzen Tag am Meeresstrande entlang, glühend brannte die Sonne selbst durch die über uns ausgespannte rauchgeschwärzte Awning hindurch, und nur der Blick auf das im schnellen Wechsel sich entrollende Uferpanorama, auf dichtbewaldete Hügelzüge und die zahlreichen, freundlich in Grün gebetteten Häusercomplexe von Porto Seguro, Aguëh, Little- und Great-Pópo *), Whyda und Porto nuovo ließ uns die Unbill einer Schattentemperatur von 30° C. minder empfinden. Häufig wechseln die Bergrücken mit flachern Partien ab, wo die schon vom St. Paul-Cap mit Unterbrechungen sich hinziehenden Lagunen dicht ans Meer treten und nur durch einen schmalen Strandstreifen von ihm getrennt sind, bis von Porto nuovo an eine zusammenhängende große Reihe von Lagunen beginnt, welche sich weit nach Osten, selbst noch Lagos im Westen zurücklassend, fortsetzt, im Verein mit der nun folgenden sumpfreichen Nigerniederung die Küste bis zur Biafra-Bai und an den Fuß des Camarün verflacht und so einen der ungesundesten Landstriche der Erde schafft. Die kommende Nacht verhüllte uns dieses eintönige Landschaftsbild, und als wir nach erfrischendem Schlaf die Sonne des 29. December den Umkreis erleuchten sahen, erblickten wir weit in der Ferne Spitzen von Thürmen und Dampfessen ähnlichen

---

*) Great- und Little-Pópo waren früher portugiesisch und hießen Povo (Dorf) grande und P. pequeno; das Wort Povo wurde in der englischen Aussprache zu Pópo verhunzt, die übrigen Worte übersetzt.

Bauten, welche der von Vertretern fast aller Nationen bewohnten Stadt Lagos angehörten. Als Beweis für den großartigen Handelsverkehr dieses Orts umlagerte uns eine Menge europäischer Fahrzeuge, welche Waaren aus- oder einluden.

Leider erlaubten auch hier die übeln Brandungsverhältnisse und die große Entfernung unseres Ankerplatzes von der Küste mir nicht, an Land zu gehen. Auch bei der Rückreise wurde mein Wunsch, die emporblühende und für den zukünftigen Handel Westafrikas höchst wichtige Stadt kennen zu lernen, nicht erfüllt, jedoch gestatteten wenigstens die größere Nähe und der sehr lange Aufenthalt des Dampfers genauere Umschau und eingehendere Erkundigungen bei einzelnen an Bord kommenden Bewohnern von Lagos. Diesmal mußte ich mich mit dem sehnsüchtigen Blick auf das allzu entfernte Land begnügen; ich vertrieb mir die Zeit mit Angeln und unterbrach mich darin nur, um nach den kräftigen dunkeln Gestalten mit den auffälligen Haarfrisuren zu schauen, welche in den Canoes oder größern Launchen, die Ethiopia umlagernd, beisammen saßen. Bei den einen war der Kopf genau zur Hälfte kahl rasirt, zur Hälfte dicht mit üppigem Haarwuchs bedeckt, während bei andern nur am Scheitel ein runder Fleck herausgeschoren war, von dem zwei schmale nackte Streifen bis zu den Ohren hinabliefen. Die Canoes ebenso wie die kurzen Handruder ändern der Küste entlang ihre Formen. Die von Sierra Leone bis Cape Coast zeigten im Querschnitt die mehr oder weniger genaue Form eines Halbkreises und bestanden meist aus Einem Stück mit einer Spitze und glatt abgeschnittenem Spiegel. Das letztere wiederholte sich auch bei den Canoes von Cape Coast bis Lagos und Bonny, doch hatten die dort sehr großen Canoes einen flachrunden Boden mit geraden, nach innen schief aufsteigenden Wänden, welche daher oben am Rande weniger weit als am Boden auseinander standen. Die Fahrzeuge in dem weiterhin folgenden Altcalabar waren vorn und hinten spitz, doch breitete sich am Hinterende der Rand noch löffelförmig aus. Die eigenthümlichsten,

die ich an der ganzen Küste sah, waren die im Norden von Ambrīs gebräuchlichen, an beiden Enden spitzen, und im Querschnitt einer liegenden 3 oder einem ω gleichenden Doppelcanoes. Die Ruderplatten von Sierra Leone bis Cape Coast sahen wie ein in die Länge gezogenes Herz mit drei Spitzen, von denen die mittelste spießförmig verlängert ist, aus; der Stiel lief in die obere, gewöhnliche Oeffnung des Herzens. Die Paddeln in Cape Coast näherten sich in der Platte der Form eines Halbkreises, jedoch war die Sehne desselben in Form einer 3 ausgezackt (also etwa 3); die in Lagos waren einfach lanzenförmig; in Altcalabar fand ich die Form der Paddeln von Sierra Leone wieder, nur traten die beiden Seitenspitzen des gespaltenen Herzens nicht so scharf heraus, und die mittlere war noch länger.

Der Tag in Lagos verging ohne erwähnenswerthe Vorfälle, nur einmal kam eine traurige Unterbrechung: die von Fernando Po und Bónny anlangende Elmina berichtete von schauderhaft grassirenden Fiebern in dem letztgenannten Orte und hatte schon nach der kurzen Fahrt zwei Todte an Bord. Ich erinnerte mich des wohlmeinenden Raths von Professor Bastian und beschloß, in Bónny unter keiner Bedingung die Ethiopia zu verlassen.

Als ich am andern Morgen erwachte, dampften wir schon weiter in südsüdöstlicher Richtung an der Küste entlang, deren dichter Mangrovensaum bisweilen von einem der zahlreichen Mündungsarme des gewaltigen land- und deltabildenden Nigerstroms unterbrochen wird. Nach Umgehung der Nun-entrance (Hauptmündung des Niger) und des Formosa-Caps fast genau östlich steuernd, kamen wir an zwei dicht nebeneinander liegenden bereits gesunkenen Wracks vorbei, welche nur durch ihre noch die Meereswogen überragenden Masten die Unglücksstätte anzeigten. Das Wetter war köstlich, und kein Wölkchen trübte den Himmel, dessen duftige Klarheit nichts von den gewaltig einherbrausenden Stürmen ahnen ließ, welche in der Regenzeit sein Antlitz mit undurchdringlichem Schleier verhüllen. Als der Abend kam, ankerten wir auf hoher See vor der Bónny- und Neucalabar-

mündung, in welche Rattray wegen der sehr zahlreichen und leichtveränderlichen Sandbänke, wie sie besonders hinderlich vor allen sogenannten Oelflüssen und auch den übrigen Wasserläufen Westafrikas lagern, hier aber durch die gemeinsame Mündung der beiden zum Nigerdelta gehörigen Ströme besonders gefährlich werden, bei Nacht nicht einlaufen wollte.

Früh am Morgen des Sylvestertags stand ich auf der hohen Commandobrücke, um noch einen Blick auf das herrliche weite Meer zu werfen; wir sollten von ihm nun für einige Tage Abschied nehmen, um unsern Weg in den trüben Fluten eines Stromes zu suchen. Bald hatten wir in mancherlei Windungen die Sand- und Schlammanhäufungen passirt, welche jene Flüsse unaufhörlich vor ihren Mündungen zusammenschwemmen, und vorwärts ging es dann in rastloser schneller Fahrt durch Mangrovenwälder, welche die Ufer aller westafrikanischen Flüsse an deren Unterläufen bilden.

Eine eigenthümliche Starrheit charakterisirt diese Tropenvegetation, welche im Habitus ihrer Vertreter mit demjenigen der nordischen Erlen nur annähernd zu vergleichen ist. Ruck- und stoßweise erzittern die rhododendronartigen ledrigen Blätter im Hauch des Windes; ihre oberseits mattdunkle, unterseits hellere Farbe breitet ein kaltes blasses Grün, wie man es in den feuchtheißen Zonen nicht leicht erwartet, über das Dickicht von weißrindigen Stämmen und Aesten aus, welche überall durch den blattarmen Laubschleier hindurchlugen und keine andere Vegetation als höchstens einige an ihnen selbst nistende, in der Form unsern Misteln ähnliche Loranthusbüschel in ihrem Gebiet aufkommen lassen. Nur kurze Zeit beschäftigen die oft sehr hohen Bäume mit dem weit aus dem Wasser ragenden, den Stamm in Besenform tragenden Wurzeldickicht, mit den bald Säulen, bald Tauen oder Fäden ähnelnden, in ein unauflösliches Gewirr verflochtenen Luftwurzeln das Auge des Neulings in angenehmer Weise; dann vermag das Leben der zahllosen Fischer- und Sumpfvögel, vom kleinen farbenschillernden Alcedo (Eisvogel) bis zum großen Schlangenhals-

vogel (Plotus Levaillanti Temm.) und den mannichfachen prächtigen Reiherarten hinauf, auch die schlangengleiche Bewegung eines panzerhäutigen Krokodils, ihn für den unbeschreiblich eintönigen und öden Anblick des Sumpfwaldes nicht zu entschädigen; bald fühlt er die erschlaffende Wirkung der Atmosphäre. Der Aufenthalt in der Luft dieser Dickichte ist die Feuertaufe Afrikas; wer sie ohne Schaden stundenlang einzuathmen vermag, der kann sich als gefeit ansehen gegen die Angriffe des Fiebers; die sich hier bei gewöhnlichen Sterblichen in oft nur zu häufiger Wiederkehr und in verstärktem Maße einstellen. Weiße wie Neger haben in den Mangrovegebieten besonders schwer mit ihren Einflüssen zu kämpfen, und der Fremdling in jenen Zonen hat oft noch an ihren Nachwirkungen zu leiden, nachdem er schon seit Jahren in das wirthlichere Europa heimgekehrt ist. Stechend brennt die südliche Sonne durch die lichten Kronen herab, fühlbar wogt die fieberschwangere Luft hin und her, der süßlich-dumpfe modrige Dunst drückt auf das Gehirn, bleiern liegt er auf den Augen, deren Lider zu schmerzen beginnen, und sehnsüchtig schaut man nach dem Auswege aus dieser wol großartigen, aber verderbenhauchenden Wildnißöde.

Auch ich empfand hier schon die Wirkung Afrikas, obgleich ich vor unserm Einlaufen in die Mangroven vorsorglich einige Dosen Chinin, jenes Medicament, welches in diesen Erdstrichen mit Gold nicht zu theuer aufgewogen wird, zu mir genommen hatte; ich athmete förmlich auf, als wir nach mehrstündiger Fahrt durch die moorwasserähnliche Flut den üppigen Wuchs der Sumpfbäume in minder kräftigen Formen und endlich auch andere Baumarten in das Dickicht eingestreut sahen. Noch machten wir einige Wendungen in dem vielgekrümmten, insel- und kanalreichen Strom und näherten uns dann der Niederlassung Bónny, welche in directer Linie nur etwa 15 engl. Meilen von der Küste entfernt am linken, Ost-Ufer des im allgemeinen von Nordwesten kommenden Stromes liegt. Jedoch gilt die Bezeichnung „Niederlassung Bónny am Ufer“ nur für ein kleines Negerdorf und

etliche Baulichkeiten der Europäer zur Aufbewahrung von Waaren. Ganz andere Wohnungen, als ich bisher gesehen, haben die Weißen sich hier bereitet, und die Colonie bot mir ein völlig neues, überraschendes und interessantes Bild. In Akra streifte ich noch durch die Straßen einer Stadt, von Lagos sah ich Thürme in der Ferne ragen, hier in Bónny aber befand ich mich in einer Schiffscolonie. Um den unangenehmen Aufenthalt an den immer sumpfigen Ufern des Stromes zu meiden, haben nämlich die Europäer ihre Heimstätten in sogenannten Hulks, in alten abgetakelten Schiffen, die im Flußbett verankert sind, aufgeschlagen. Neben dem größten derselben, dem Adriatic von 3000 Tons, dem Lagerschiff der englischen Postdampfer-Compagnie, legte die Ethiopia langseit an, und nun hatte ich Muße, mich in das Neue hinein zu denken und es zu studiren.

Mit der relativ gesündern Lage verbinden die Hulks auch große Vortheile beim Laden und Löschen der Güter. Die untern Schiffsräume dienen als Waarenlager, das Zwischendeck ist zum Marktplatz oder Kaufladen verwandelt, und die Cabinen, wo es anging, erweitert, sind zu Wohn- und Schlafzimmern eingerichtet. Das geräumige Hinterdeck wird als Eßsaal und Gesellschaftssalon benutzt und ist gegen Sonne und Regen durch ein Dach von Raphiapalmwedel oder von galvanisirtem gewelltem Eisenblech verwahrt; auf den stehengebliebenen Enden der gekappten Masten ruhend, deckt es das ganze Schiff und gibt ihm ein düsteres, sargähnliches Ansehen. In der That illustriren die Hulks das Bild, das man sich von der Lebensgefährlichkeit des Aufenthalts an den Oelflüssen (so nennt man die Ströme, an welchen hauptsächlich Handel mit Palmöl getrieben wird) machen mag, auf das Frappanteste. Europäischer Comfort und Luxus der Ausstattung sowie das Gefühl größerer persönlicher Sicherheit läßt die Bewohner dieser Archen auf die Annehmlichkeit, festen Boden unter sich zu haben, gern verzichten.

Solcher Hulks lagen hier nicht weniger als zwölf, eine Zahl, welche in keinem andern der Oilrivers, nicht in den

Mündungsarmen des Niger, nicht im Altcalabar und im Camarün, erreicht wird, und die neben der Anwesenheit des Adriatic als Postdampfschiffs-Agentur darauf hindeutet, daß Bónny den Centralpunkt für den Handelsverkehr dieses Winkels der Küste bildet. Der wöchentliche Umsatz des Platzes soll die Höhe von mehrern tausend Tons erreichen. Der Strom fließt hier, wie schon die bisher gemachten Andeutungen über die Vegetation besagen, zwischen flachen, theils sandigen und mit jungem Wald bestandenen, theils noch von reinem Mangrovedickicht gebildeten Ufern. Die Hulkflotille schiebt sich mehr an das linke Ufer heran, gegenüber dem Dorfe, an dessen nördlichem Ende einige europäische Waarenlager und Arbeitshallen sich befinden. Am Südende steht ein größeres Missionsetablissement, ein ziemlich ansehnlicher Häusercomplex, aus dem Schatten von verschiedenen Kokos-, Elaïs- und Raphiapalmen und andern Frucht- und Schmuckbäumen malerisch hervorlugend. Auf dem Strome, dessen Fluten in gemäßigten Schwingungen dem Meere zuwallen, herrscht reges Leben, welches jetzt durch die von allen Seiten stets freudig begrüßte Ankunft des Postdampfers noch erhöht wurde. Lustig schnellen die zierlichen Boote der Europäer, wohlbemannt mit schmuck und uniform gekleideten Negerburschen, zwischen den vielen Canoes einher; da und dort ertönt ein herzlicher Willkommengruß unter alten Bekannten. Die Canoes der Eingeborenen am Bónny-Ufer sind von bemerkenswerther Größe, Feinheit und Dauerhaftigkeit der Arbeit. Das Holz derselben ist eisenhart, Ast sitzt an Ast; meine Vermuthung, daß diese Fahrzeuge erst im Rohen durch Feuer ausgehöhlt und dann mit Hülfe einer hackenförmigen Axt vollendet werden, bestätigte mir ein intelligent blickender Neger von imponirend stattlicher Gestalt, welcher in einem von vierundzwanzig Negern geruderten Canoe bei der Ethiopia anlegte. In diesem wie in allen übrigen Canoes waren die Ruderer meist junge Burschen und vollständig nackt, während die wenigen ältern Männer den gewöhnlichen Hüftschurz trugen. Soweit ich es beobachten konnte, scheint sich

aller männliche Nachwuchs bis zum Alter der Reife mit dem adamitischen Costüm zu begnügen.

Meinem Vorsatz, nicht an Land zu gehen, blieb ich treu, obgleich sich Fahrgelegenheit in Menge bot und ein Blick auf das einige hundert Schritt entfernte Negerdorf meine Wißbegier reizte, die Einrichtungen und Anlagen eines solchen Wohnsitzes und das Innere der Häuser kennen zu lernen. Doch hielt mich vorläufig auch die Aufsicht über eine durch Herrn von Koppenfels ausgeworfene Haiangel fest, und meine Standhaftigkeit sollte im Laufe des Nachmittags durch wiederholte, das „Sitzen" der Beute anzeigende Schwingungen des Angelseils belohnt werden. Ein Freudenschrei: A shark! durchlief das Schiff, und trotz der Arbeit des Ueberladens der Waaren von der Ethiopia in den Adriatic und in einen zweiten, an der andern Seite unsers Schiffs liegenden Dampfer, den Eboe, hatte sich bald eine große Corona auf dem sonst dem Schiffsvolke verbotenen Hinterdeck versammelt. Wirklich, er saß; in die Tiefe schauend bemerkten wir weit unten einen schmalen hellgrauen Streifen, der unruhig im dunkeln Wasser hin- und herschoß; es war der Tiger des Meeres, der sich durch ein Stück Salzfleisch übertölpeln ließ und in einen eisernen Haken von der Stärke eines kleinen Fingers herzhaft hinein gebißen hatte; leider doch noch nicht herzhaft genug, um das Vergnügen unserer „nähern" Bekanntschaft genießen zu können. Als wir das Thier, hin und wieder seinen verzweifelten Rucken etwas nachgebend, vorsichtig und allmählich an die Oberfläche gezogen hatten, zeigte sich's, daß der Haken nur ein kleines schmales Stück der Unterlippe gefaßt und daher beim Aufhissen des schweren Fisches — es war ein Hai von 2½ bis 3 Meter Länge — nothwendig ausreißen müsse. Das Thier mußte also noch im Wasser getödtet werden. Koppenfels, ein trefflicher Pistolenschütze, jagte ihm fünf Kugeln theils in die Augen, theils in den zeitweise geöffneten Rachen; die letzte Kugel schien eine besonders schmerzhafte Stelle getroffen zu haben, denn der hin- und herzerrende Fisch verdoppelte seine wüthenden

Anstrengungen: noch ein gewaltiger Riß, ein Hochemporschnellen des ganzen Körpers, und wie einen gespenstischen Schatten sahen wir den Fisch, Blutstreifen hinter sich zurücklassend, in der Tiefe verschwinden.

Der Tag ging zur Rüste, als ich nach diesem Intermezzo mich wieder dem Betrachten der Scenerie hingab; eigenthümlich vermischten sich die empfangenen neuen Eindrücke mit den heute besonders lebhaften Erinnerungen an die Heimat. War es doch der Scheidetag des Jahres 1873, der erste Sylvester von den aufeinander folgenden dreien, die ich in den Tropen verleben sollte.

Daheim liegt tiefer Schnee, Schellengeläute von rasch vorüberfliehenden Schlitten erklingt, auf den gefegten Wegen der Promenade schreiten Spaziergänger, in Pelze, Muffe und Shawls gehüllt, dahin, lustig kreisen auf der Eisbahn flotte Schlittschuhläufer. Jetzt wird es dunkler, der letzte Tag des Jahres sinkt hinter den schneeigen Horizont, und froh eilt jeder in seine Häuslichkeit. Behagliche, anheimelnde Wärme strahlt vom Ofen, die Zimmerluft durchweht ein Aroma von Wachslichtern und verbrannten Tannennadeln, alles rückt um die dampfende Punschbowle zusammen. Noch einmal entzündet der Vater die Lichter des Weihnachtsbaums, zum letzten mal in diesem Jahre brennen die Wachskerzchen, hastige Kinderhände plündern den geschmückten, mit Süßigkeiten behängten Tannenbaum; Gläser klingen dem Jahre einen froh-ernsten Scheidegruß — da tönt die Wachtglocke des Schiffs, sie ruft mich aus der Heimat in die Ferne, in den Süden, an Bord der Ethiopia!

Auch hier war es schon Abend geworden, tiefblau wölbte sich über den schlanken tauumwundenen Masten der nächtliche Himmel. Ueber mir sah ich die Lichter des Weihnachtsbaums, aber reicher und strahlender, nicht die brennenden Kerzen im heimischen Stübchen, sondern das Glühen und Leuchten des Weltalls. Dort drüben flammt es auf und versinkt wieder wie Geisterschein; noch einmal stiehlt sich schwaches Dämmerlicht durch

die gespenstisch grauen Schattensäulen der Mangrovebäume, lichter und heller wird es, und Luna steigt über dem Waldhorizont empor. Phantastisch belebt ihr Licht die Baumwelt, wie ein Netz von feinen Fäden spinnt es sich zwischen Wipfeln und Stämmen hin, welche auf den glatten Wellenspiegel scharfe langgezogene Schatten werfen. Still ist es um mich her, kein Fisch plätschert im Wasser, kein Blatt regt sich im Walde, bis plötzlich Ruderschlag und froher Gesang, erst leise aus der Ferne herüber klingend, dann näher kommend, mich aus meiner träumerischen Betrachtung weckt. Boote langen an, sie bringen die Kapitäne und Offiziere von den andern Schiffen, die „Palmoil-Ruffians“ (Palmölstrolche, scherzhafte Benennung der Kaufleute), die ganze übrige europäische Gesellschaft aus Bónny, alle von Kapitän Rattray eingeladen, den Abend an Bord der Ethiopia mit uns zu verleben.

Bald lagerten wir an Deck auf ausgebreiteten Polstern und Matten, wol an zwanzig Mann, und tranken ein mixtum compositum von Ale und Porter, das in gutem Verhältniß gemischt an unsere schweren bairischen Biere erinnert. Wir schwatzten, lachten, scherzten und gaben uns ganz den Eindrücken des Augenblicks hin.

Die diensteifrigen Quartermasters hatten auf des Kapitains Geheiß in aller Eile den Raum des Hinterdecks geschmückt; was sie von Flaggen und Lampen auf den Hulks auftreiben konnten, war hier zu bunten Gruppen geordnet, zwischen geschmackvoll drapirten farbigen Tüchern hingen zahlreiche Lichter. Um einen Gesammtanblick des Bildes zu gewinnen, stieg ich in ein Boot; ein paar kräftige Riemenzüge, und ich trieb in geeigneter Entfernung von der Ethiopia im Strome. Reich belohnte sich die kleine Anstrengung des Ruderns; mit geringen Mitteln war hier in der That ein schöner und eigenthümlicher Effect erzielt worden. Das stille bleiche Mondlicht verschmolz magisch mit dem gelben Schein der Laternen, hier und dort glühte auch ein grünes oder rothes Signallicht unter dem Segeldach hervor, und die

verschiedenfarbigen Flaggen spiegelten sich, immer wechselnde Bilder bietend, auf der in der Nähe des Schiffs leicht bewegten Oberfläche des Stromes.

Bald war ich wieder an Bord. Die Fröhlichkeit der Versammelten, außer uns drei Deutschen lauter Briten, war im schönsten Zuge. Da beschlossen wir Landsleute, nach kurzer Berathung, die letzte Nacht des Jahres in heimatlicher Weise zu feiern.

Mit dem Chief-Steward muß man auf gutem Fuße stehen: diesen Rath hatte ich stets befolgt, und siehe da, obgleich es schon am Weihnachtsabend hieß, der „still Hock" sei ausgegangen, förderte der Beherrscher von Küche und Keller, gerührt durch unsere geheimnißvollen Mienen und im Vertrauen darauf, daß wir etwas Großartiges, Niedagewesenes leisten würden, doch noch einen ganz anständigen Korb Rheinwein aus der dunkeln Tiefe an das Licht der Cabinelampen. „Das Quantum war zwar für die Rückreise bestimmt, allein da heute Sylvester ist, und da es nun einmal nicht anders sein kann" — genug, wir hatten Wein. Und was für Wein! Der uns bisher gelieferte still Hock des Schiffs, den wir nur vermöge eines hochgradigen Patriotismus und einer opferfreudigen Pietät für „Rheinwein" getrunken hatten, mochte wol nie an den Bergen unsers schönen Stromes gereift sein; dagegen heute! Ungläubig las ich die Marke: „Rüdesheimer 65er". Ich öffnete eine Flasche und fand auf dem Kork den Stempel „Mumm, Frankfurt a. M." Ein Dank- und Freudenlaut „Heiliger Mumm!" drückte unsere Ueberraschung aus und schien dem Steward sehr zu schmeicheln. Wie lieblich und würzig duftete das kostbare Rebenblut! „Sect her!" Und ein geheimnißvolles Walten begann. Damit ihm nichts entgehe, schaute der Speisemeister neugierig zu, wie wir Rheinwein mit Zucker, Sect und Sodawasser zusammenbrauten. Eis war auch noch vorhanden, um der Bowle die Temperatur des nordischen Sylvesters zu geben, und bei der Prüfung konnte unser Werk als gelungen bezeichnet werden. Still und unbemerkt schlichen wir uns wieder

zur Gesellschaft zurück, gespannt auf den Erfolg der ihr zugedachten Ueberraschung.

Aus einer Versenkung, nämlich die Salontreppe empor, stieg eine abenteuerliche Gestalt; Tischtücher, Goldpapier, Küchenutensilien, grüne Blätter und Ranken, letztere aus dem Missionsgarten zum Festschmuck der Cabine gespendet, waren das Material, aus welchem ein mythologisches Monstrum, Bacchus, Neptun und Knecht Ruprecht zugleich, componirt worden war. Ein Wasserkönigsdiadem aus Goldpapier mit hinundherschwankendem Dreizack en miniature, als Glanzpunkt, ruhte auf dem blonden weinlaubumkränzten Haupte; hinunter bis fast zum Boden rieselten Schilfstrahlen, wozu sich aller Botanik zum Trotz die langen Blätter von Dracaenen hatten hergeben müssen; ein großes in malerischem Faltenwurf drapirtes Tischtuch verlieh der hohen Gestalt majestätische Würde; ein Gürtel, von Cypressenzweigen — Tannen gab es nicht — schnell zusammengedreht, hielt das Gewand lose zusammen; und unter dem Arm schwankte die drohende Ruthe Knecht Ruprecht's. Das am wenigsten Mythische, aber den lustigen Erdensöhnen am meisten Willkommene war jedenfalls die riesige, blitzende, mit thautropfkaltem Naß gefüllte Bowle. Der winterliche Meerweingott stellte seinen aus der Tiefe der See gehobenen Schatz auf einen Kasten, hob seine Ruthe zum Schlage aus und tauchte sie — es war ein Schaumschläger aus der Schiffsküche — in die Weinflut, zur letzten Mischung der Elemente. Die Gläser waren gefüllt, und der Mischgott sprach: „Mylords and gentlemen, eine deutsche Sylvesterbowle an Bord eines Engländers unter dem Tropenhimmel Westafrikas!" Die Gläser klangen, sie wurden geleert, und begeisterte Rufe der Anerkennung wirbelten durcheinander.

Eine frohe Stunde begann, lachend und scherzend flog uns die Zeit dahin, Witzworte sprühten hüben und drüben; auch dem Ernst wurde manches Wort geweiht, und mehr als einmal wandten sich unsere Gedanken zur nordischen Heimat zurück. Da erklang in kraftvollen, sonoren Tönen das wehmüthige „Long,

long ago" von den Lippen des liederreichen Atkinson, und auch wir Deutsche mußten unsere Volkslieder, wie schon an manchem Abend, zum besten geben, und ein German song folgte dem andern. Natürlich wurde auch die „Watch on the Rhine" verlangt, wol schon zum funfzigsten male während unserer Fahrt. Die Engländer können sich nicht satt daran hören, leise summen sie die Melodie mit und lassen sich von ihr hinreißen; überraschend und geheimnißvoll, wie ihnen heute die deutsche Rheinweinbowle erschien, so erstand ihnen in den großen Kriegsjahren das Deutsche Reich.

„Fest steht und treu die Wacht am Rhein!" Brausend zogen die Klänge im Trio, wie ein Strom durch seine Ufer bricht, in die stille Tropennacht, ein Gruß an unsere Nation, das Herz der Erde und des Rechtes Hort! Der englische Consul erhob sich, er feierte in begeisterten Worten den Ruhm des greisen Heldenfürsten und schloß mit dem Toaste: „The old William, hip hip hurrah!". Der letzte Tropfen aus der Bowle floß in die Gläser, als die eherne Zunge der Schiffsglocke Mitternacht schlug. In unser „Prosit Neujahr" und „A happy Newyear" mischte sich ein Lärm, ein so furchtbarer betäubender Lärm, wie ich ihn nie wieder vernommen habe. Auf den Hulks und den Schiffen wurden von der weißen und schwarzen Mannschaft alle Geräthe, die zum Lärmmachen dienen konnten, in fanatischer Virtuosität bearbeitet, verstärkt durch das aus allen Kehlen erschallende „Hurrah!" Kanonen donnerten, Gewehre knallten, alte Tonnen dröhnten, die Glocken läuteten, auf Blechkisten wurde getrommelt — kurz, es war kaum zum Ertragen. Endlich kam unser erster Offizier auf einen glücklichen Gedanken: er holte ein Dutzend Raketen, wir befestigten sie schnell an die stets bereit liegenden Stäbe, und prasselnd und knatternd schossen sie zum sternenbesäten Himmel empor. Unsere Voraussetzung traf zu, der ohrenzerreißende Gruß an den Neujahrstag verstummte, und die Lärmmacher eilten, sich das Feuerwerk anzusehen.

So wurde es allmählich still. Die Kapitänspfeife schrillte,

und wie aus dem Boden gezaubert stand unser spendenreicher Sylvester-Bowlengeist vor uns, mit seiner Ruthe gravitätisch auf die nach dem Geheiß seines Herrn neugefüllte Bowle weisend. Die Heiterkeit wurde fortgesetzt; der Kapitän brachte den Toast auf seine Königin aus, und feierlich choralartig erklang das übliche „God save the Queen". Bald darauf kam, von der ganzen Schiffsmannschaft begleitet, eine Deputation derselben, um in dem wunderbaren Idiom, das an den Ufern des Clyde und Loch-Lomond gesprochen wird, den drei Germans zu danken, da Koppenfels der Heiterkeit der Leute eine in Sierra Leone gekaufte Kiste wol nicht gerade sehr feinen Bordeaux geopfert hatte.

Hierauf luden die Kruboys uns ein, ihnen zu folgen, und wir sahen vom Hinterdeck aus zu, wie das muntere Schiffsvolk beim Klang improvisirter Lieder und einer verstimmten Harmonika seine heimatlichen Tänze aufführte. Der Mond schien so freundlich und klar auf das belebte Bild der Freude, und niemand von uns dachte an den Tod, der Bónny ein so trauriges Renommé verleiht.

Als die Gesellschaft wieder um den Rest der Bowle versammelt war, wurden wir zum Schluß gebeten, the best song to the night zu singen; wir wußten schon was verlangt wurde und sangen bewegt jenes wehmüthige Lied, welches dem überwiegenden Ernst im deutschen Charakter so treffenden und melodischen Ausdruck gibt: das Lied vom Mühlenrad und dem zersprungenen Ringlein.

Leise drückten wir uns zum Gutenachtgruß die Hände; noch kurze Zeit sah ich allein in das Spiel des Mondes mit den Wellen, dann schlief ich mich in das neue Jahr hinein.

Das hohle Pfeifen eines ankommenden Dampfers erweckte mich am Morgen; die Palm lief ein und theilte uns mit, daß sie den Soudan, welcher, obwol früher als die Ethiopia von Liverpool nach Westafrika abgefahren, zu unserer großen Verwunderung Freetown noch nicht berührt hatte, in Teneriffa mit zerbrochener Maschine verlassen habe. Das war für die Dauer meines Aufenthalts auf Fernando Po von Einfluß, da ich dort zur Weiter-

reise nach meinem Endziel, der Loangoküste, die Ankunft des Soudan erwarten mußte. Die Palm brachte verdoppeltes Leben in das ohnehin buntbewegte Flußbild von Bónny. Ueberall, wohin das Auge schweifte, traf es auf waarenbeladene Canoes, Gruppen von handelnden Negern auf den Hulks und am Ufer, hier und da auch Weiße, Briefe und Zeitungen lesend oder sich Neuigkeiten aus Europa mittheilend.

Der Tag war unbeschreiblich heiß, und die Sumpfluft machte trotz meiner Vorsichtsmaßregeln ihren schädlichen Einfluß auf mich geltend. Eine grenzenlose Müdigkeit, stumpfe Gleichgültigkeit gegen die Umgebung, die ich noch gestern und am heutigen Morgen mit lebhafter Aufmerksamkeit betrachtet hatte, überkam mich, und die heftigsten Schmerzen schienen mir die Stirn zersprengen zu wollen. Ein Fieber im Anzug! Doch hielt ich mich tapfer, nahm etwas Pyretic saline, ein brausepulverähnliches ganz vorzügliches Erfrischungsmittel, das in Indien und Afrika von den Engländern in sehr großen Quantitäten consumirt wird, und beschäftigte mich mit Schreiben nothwendiger Briefe, welche die Ethiopia auf der Rückkehr von Fernando Po nach Europa mitnehmen sollte, mit Aufzeichnungen in mein Tagebuch und mit Angeln. Das Ergebniß meiner Fischerei belief sich am Abend auf vier welsähnliche kleine Fische (engl. catfish, dessen Rückenflossen-Stachel lang eiternde Wunden verursachen soll); von Weißen wie Eingeborenen mit Ekel zurückgewiesen, mundeten dieselben unsern Krus, wie es schien, vortrefflich.

Am Freitag Vormittag erfreute mich Kapitain Rattray durch die Kunde, daß wir am Nachmittag die Anker lichten und unsere Reise nach Fernando Po fortsetzen würden. Die Aussicht, bald wieder die belebende, gesunde Luft des Meeres zu athmen, erfrischte mich auch körperlich; immerhin hatte meine Freude über die Abfahrt einen etwas trüben Beigeschmack, denn auch der Tag des Scheidens von der schmucken Ethiopia und ihrem liebgewonnenen Führer war ja damit in nächste Nähe gerückt. Und schon hier in Bónny galt es, einem liebenswürdigen, stets heitern

und scherzreichen Reisegefährten Ade zu sagen: als der Dampfer den Ankerplatz verließ und der Flußmündung zusteuerte, standen wir noch lange am Steuerrad, um dem vom Bord des Adriatic herüberwinkenden Dr. Speer die letzten Abschiedsgrüße zu senden.

In geringerer Zeit, als wir zur Einfahrt gebraucht hatten, passirten wir die Barre, die hier auch während der Ebbe schiffbar ist, und bald dampfte unser Schiff angesichts der noch immer flachen Küste gen Osten. Als nach Sonnenuntergang fern am Horizont im Süden und Osten dunkle Wolkenschatten emporstiegen, die jedoch in Wirklichkeit die Gipfel ferner Berge darstellten, gingen wir auf hoher See vor Anker, um uns am frühesten Morgen des 3. Januar der Insel Fernando Po zu nähern. Während die östlichen Schatten des Camarün noch im Dunstschleier der Morgendämmerung versunken waren, verdichteten sich schon seit einiger Zeit die Wolken im Süden; dunkler und massiger thürmten sie sich vor uns auf, bis sie immer deutlicher begrenzt und schärfer hervortretend die festen Formen des berggekrönten Eilands zeigten, welches den vorläufigen Zielpunkt meiner Reise bildete.

Weiter rauschte unser Schiff durch die grünen Wasserberge, und eine frische, kühlende Morgenbrise wehte mir das Nachgefühl der Nacht, die ich in einer Hängematte auf Deck schlafend zugebracht hatte, aus den Augen. Im Osten, wo in weiter Ferne unsichtbar das vielumworbene afrikanische Festland lag, glühte schon die strahlende Sonne auf: nur kurze Zeit noch, und die fernblaue Bergmasse, die gen Himmel strebend und von Wolkenschleiern umhüllt bisher dem Blick sich entzogen, nahm die lebhaftere und ausdrucksvollere Färbung des Waldes an, dessen sattes Grün so wohlthuend auf das Auge wirkt und im Gegensatz zu dem nimmerruhenden Element der Meerflut es um so angenehmer berührt.

Es war eine köstliche, schnelle Fahrt am Nordufer der Insel von Cap Bullen an entlang: Bucht folgte auf Bucht, immer neue Bilder tauchten auf und schwanden wieder im Vorbeifliegen,

fremdartige Baumgruppen dicht am Strande, vom Schaumgürtel des Meeres umsäumt, wechselten mit jähen Abstürzen kahler braunfarbiger Basaltwände, über welche oft kraftvolle Ampelideen in grünen Naturfestons herabhingen und mit ihren Spitzen den ewig umbrandeten Fuß der Insel berührten.

Ueber den Waldgürtel, welcher den ganzen Rand der Insel umschließt, an den strahlenförmig zum Clarence-Pic gerichteten Berglehnen emporschauend, begegnete mein Blick einem Palmenreichthum, wie ich ihn in so großartiger Fülle später nur in einigen Gegenden der Kuánsa-Ufer wieder gesehen habe. Wipfel an Wipfel, ein Fiederblatt am andern, Tausende und Abertausende durch- und übereinander geschobener prächtiger Wedelsterne, nur selten von alten weißrindigen Baumriesen überragt. Die letztern begannen schon wieder sich mit dem verheißungsvollen grüngoldigen Knospenschleier unserer nordischen Frühlingszeit zu schmücken, obgleich sie nach den letzten Tornados im December erst vor kurzem ihre Blätter verloren hatten. Solch ein herbstlich kahler Baum inmitten ewig frischen Grüns, eine während der trocknen Jahreszeit (dry séason, tempo de cacimba) häufige Erscheinung, gemahnte mich immer wie ein trauriger, abgestorbener Mensch, der die Zeit seiner Jünglingsjahre nicht vergessen kann und sich unter die heitere, kraftübersprudelnde Jugend drängt.

Die dichten Oelpalmenwälder machen die Insel zu einem der reichsten Plätze Westafrikas, sie bedecken stellenweise den Riesenleib des Pic bis zu einem Drittel seiner Höhe, die dann weiter hinauf bis zum Gipfel mit dichtem Laubwald besetzt ist. 3261 Meter hoch, bildet der Clarence-Pic mit dem gegenüber auf dem Festlande stehenden noch gegenwärtig thätigen Camarün-Vulkan von 4250 Meter Höhe ein gigantisches Thor, an die Säulen des Hercules erinnernd. Eine furchtbare Gewalt muß einst Fernando Po (eigentlich nach einem der portugiesischen Entdecker von 1471, Fernão do Po, vorher auch Hermosa, die Schöne, genannt), das offenbar einst mit den übrigen Inseln des Guineabusens: Ilha do Principe (Princes-Island), St.-Thomé,

Annobom und der palmengeschmückten Ilha das Rollas (Taubeninsel), unter der Linie zusammenhing, vom Festland losgetrennt haben. Der Camarün- und der Clarence-Pic sind ebenso wie die Berge von St.-Thomé und der Prinzeninsel fast das ganze Jahr hindurch in Nebel und Wolken gehüllt. Den Camarün sah ich 1876 auf der Fahrt von Fernando Po nach Bónny einmal ganz frei von Wolken, den Clarence-Pic, der übrigens vom Seven-Fathoms-Point im Altcalabar aus oft deutlich zu sehen ist, während meines längern Aufenthalts in der Hauptstadt der spanischen Insel nur an einem einzigen Abend (um 10 Uhr) fünf Minuten lang unumwölkt — eine große Seltenheit, wie mir von den dortigen Europäern versichert wurde.

Um $9\frac{1}{2}$ Uhr dampften wir auf die Rhede von St.-Isabel (Port Clarence, Clarence-Cove) zu; schon von weitem hatte ich die Häuser der Stadt als weiße Pünktchen aus dem dunkeln Grün der Palmen und Wollbäume (Eriodendron anfractuosum DC, *Silkcottontree*) hervorlugen sehen, und jetzt fiel mir die besonders nach Westen zu buchtenreiche Uferbildung der Insel auf. Bald arbeitete die Maschine half speed, dann slowly, endlich klingelte der Telegraph: stop! und der schwere Anker rasselte an seiner Riesenkette in die klare Tiefe. Nun konnte ich mit Muße das Fleckchen Erde betrachten, welches mir für eine Reihe von Tagen zum Aufenthalt dienen sollte; das fortwährende Verschieben des Bildes, das bei der Fahrt so störend wirkt, hatte ich nicht mehr zu fürchten.

Die Bucht, an deren Ufer die Inselhauptstadt St.-Isabel liegt, ist sehr tief; sie erlaubt selbst Schiffen von größerm Tiefgang bis dicht ans Ufer zu fahren und dehnt sich in einem nach Norden offenen Halbkreis aus. Ihre Uferwände, deren schroff abstürzende Felsen, mit Bomben und Lavafetzen gespickt, nackt zu Tage liegen und nur selten in einer Spalte von üppigen Gräsern und Bananenbüschen verdeckt sind, erinnern an einen Krater, und in der That bilden einige höchst pittoreske, am Gipfel bewaldete und mit überhängenden Pflanzenguirlanden geschmückte Felsen-

inseln die unterbrochene Fortsetzung vom westlichen Ende des Halbrunds. An dem größern dieser Felsenbrocken, früher Adelaide (nach William's IV. Gemahlin), jetzt Isabelinsel genannt, hat das ewig weiterfressende Meer die sonderbarsten Thore und Thürmchen herausgewaschen, und auf der siennafarbenen Grundfläche seiner in Winkeln von 45 Grad nordsüd fallenden Schichtung zeichnen hellgraue Steinflechten seltsame Figuren. Das im Durchmesser ziemlich einen Kilometer spannende Ostende des Halbrunds bildet der frühere Williamspoint, jetzt Isabelpoint. Er trägt ein sehr niedriges und trübes, daher kaum Nutzen bringendes Leuchtfeuer und ist mit einigen Geschützen ausgestattet, die wol niemandem mehr Schaden zufügen können. Eine Merkwürdigkeit des Williamspoint ist der auf ihm errichtete Denkstein zum Gedächtniß der bei der Baikie'schen Nigerexpedition Umgekommenen, unter denen sich bekanntlich auch unser Landsmann der Botaniker Theodor Vogel befand.

Nach Westen zu folgt eine lange Reihe Buchten, gebildet durch weit ins Meer vorspringende Ausläufer des Pic, von welchen der Ankerschuß unserer Schiffskanone in großartig rollendem, viele Minuten andauerndem Echo widerhallte. In der nächsten Bucht lag das Wrack eines gebeachten spanischen Kriegsschiffs. Die Stadt Isabel schiebt sich mehr in die östliche Seite des Halbkreises hinein; sie besteht aus äußerst freundlich blickenden Häusern, theils mit anheimelnden rothen Ziegeldächern, theils mit der tropischen Palmenwedeldecke. Die stattlichsten, schon vom Meere aus ins Auge fallenden sind: die Kirche mit kahlem viereckigem Thurm, das mit blauer Ornamentik geschmückte oder vielmehr verunzierte weiße Haus des Gouverneurs, das dem Hafen drei Giebelfronten zukehrt und von einer besonders breiten Veranda umgeben ist, unfern davon das feste Häuschen des Hafenmeisters, und zur Seite der Kirche ein ansehnliches Gebäude, durch die auf seinem Dache wehende englische Flagge als Besitzthum des Agenten der Dampfer-Compagnie gekennzeichnet. Ein anderes sehr sauberes Haus, ein wahres Schmuckkästchen, steht ganz isolirt, von

Ficusbäumen und Kokospalmen umschlossen, am Westende der Bucht, während weiter oberhalb der Picwand, an deren Fuße die Stadt sich hindehnt, noch zwei perspectivisch kleine Häuschen aus dem Waldesgrün lugen, die, wie man mir sagte, von zwei dort oben angesiedelten Pflanzern bewohnt sind.

Zu beiden Seiten des künstlichen Aufstiegs, der von dem schmalen, mit rundgespülten Kieseln und Lavastücken bestreuten Uferrande an dem steilen Abhang in sanften Windungen zur Stadt emporführt, stehen Magazine und Waarenhäuser; zwischen ihnen und der Felswand in ihrem Rücken hat sich im Laufe der Zeit Humusstoff genug angesammelt, um hohen Pisangstauden, deren Blätter je näher dem Meere desto bläulichere Färbung anzunehmen scheinen, wilden Mais- und Zuckerrohrbüschen und einem üppigen Gerank von Passifloren und Cucurbitaceen die nöthige Nahrung zu bieten.

Kaum hatte ich Zeit, dieses reizende Bild flüchtig in mich aufzunehmen, als wir von dem Agenten der Dampfschifffahrts-Gesellschaft, einem englischen Kaufmann, gastfreundlich eingeladen wurden, sein Haus für die Zeit unsers Verweilens auf Fernando Po als das unsrige zu betrachten. Das Anerbieten war mir natürlich äußerst willkommen, da Hotels hier sebstverständlich noch nicht existiren und sich nicht voraussehen ließ, wie lange die Ankunft des nächstfälligen Dampfers sich verzögern und wie lange er im Hafen Aufenthalt haben würde. Der Soudan befand sich, wie bereits erwähnt, auf dem Wege, er konnte heut oder morgen, möglicherweise aber erst in acht Tagen ankommen. An größere Ausflüge durfte ich daher nicht denken, noch weniger an das Besteigen des sehr unwegsamen Pics, das bestenfalls sieben bis acht Tage in Anspruch nehmen soll.

Jetzt schlug die Stunde des Scheidens von der Ethiopia und von dem wackern Rattray, mit dem ich so schöne fünf Wochen zusammen verlebt hatte. Schnell wurde meine Bagage: die in der Cabine umherliegenden Bücher, Zeichnenutensilien, Wäschestücke, eingepackt, den Bootsleuten und Offizieren ein Good bye zugerufen und mit dem Kapitän ein Glas Ale zum

fare well geleert; noch ein Glückwunsch für die Zukunft, ein Scherzwort hüben und drüben, noch einmal: „Good bye, Captain! Adieu, Ethiopia!“ dann hinab ins Boot, und nach einigen Riemenzügen war ich gelandet.

In meinem neuen Heim machte ich mir keine Umstände mit dem Wiederauskramen der Sachen, ich mußte ja jeden Augenblick zur Weiterreise bereit sein. Nur einige Bogen Pflanzenpapier legte ich mir zurecht, desgleichen Spiritusgläser und das Nothwendigste zum Insektenfang. Ehe ich einen Gang durch die Stadt unternahm, orientirte ich mich einigermaßen von der luftigen Veranda aus, von wo ich noch manche Nacht zu dem gewaltigen wolkenbehangenen Pic und dem flimmernden Sternenmeer emporschauen sollte. Vor mir lag die Plaça d'España, geschmückt mit angepflanzten Dracaenen und dem prachtblütigen Grand flamboyer des Indes (Poinciana pulcherrima) und von den vorerwähnten größern Gebäuden umrahmt, deren jedes einzelne in einem Hain von Kokospalmen, Fächerpalmen (Hyphaene) und Brotfruchtbäumen sich halb verbarg. Links von mir schäumte tief unten das weite grüne Meer, belebt von dem spanischen Kriegsschiff Edetana mit grellfarbiger rothgelbrother Flagge, von den Canoes und Booten, die geschäftig und lärmend die Ethiopia umschwärmten, und einem kleinen Dampfer. Der letztere, welchen ich später zu einer kleinen Fahrt benutzte, hatte für mich den Werth einer Reliquie: es war derselbe Pioneer, auf dem Livingstone den Zambesi befahren hatte; durch Kauf war das Schiff nachher in das Eigenthum unsers Wirths übergegangen. Rechts von mir sah ich in eine kurze, mit üppigstem Dickicht endende Straße, und dann auf das himmelanstrebende eherne Haupt des Pics, das, von weißen Wolkenfetzen wie von Schneewehen umlagert, mehrere Nebengipfel zu haben schien, während er in der That einen der vollkommensten Bergkegel der ganzen Erde darstellt.

Mein Wirth, der schon seit dreizehn Jahren in Westafrika lebte und, obwol sein Körper nur aus Knochen und Sehnen bestand und obwol er immer noch fast regelmäßig jeden Monat

von Fieberanfällen heimgesucht wurde, den klimatischen Einflüssen zähen Widerstand entgegensetzte, begleitete mich als Führer durch die Stadt — wenn diese Bezeichnung auf einen Ort mit etwa vierzehn oder sechzehn größern Häusern und einer Anzahl dazwischen verstreuter Hütten anwendbar ist. Die Straßen sind mit wurzelbehangenen Ficusbäumen oder niedrigern Erythrinen eingefaßt; hier und da hatten auch die Stützpfosten eines dem Zahn der Zeit erlegenen Zauns, gewöhnlich Spondiaspfähle (Sp. lutea), wieder Wurzeln geschlagen und Zweige mit Blättern und Blüten getrieben, sodaß sie nun stellenweis schattenspendende Alleen bildeten. Nur in ihren ersten Anfängen von der Plaça d'España aus laufen die Straßen gerade, weiterhin verzweigen sie sich je nach dem Gutdünken der Neger, welche die zerstreuten, aus Baumstämmen und großen Cannaceen- oder Zingiberaceen-Blättern errichteten Häuschen bewohnen. Außer von Kokospalmen, Bananenbüschen und Brotfruchtbäumen werden die in der Nähe der Negerhütten auf ausgerodeten Lichtungen angelegten Manioc-, Mais- und Batatenfelder auch von mächtigen Wollbäumen, von Mango-, Orangen-, Guaven-, Limonenbäumen und von Oel- und Fächerpalmen beschattet. Breite Ananasbüsche, gehegt oder verwildert, sieht man überall; ebenso hat sich die stachelreiche Opuntia, von Hause aus wol nur zu Einzäunungen angepflanzt, auf Wegen und Stegen festgesetzt und hindert den nach einem flüchtigen Schmetterling Jagenden in einer für Kleider und Haut sehr empfindlichen Weise. Ueberhaupt gibt es hier der Dornen und Stacheln gar viele, und oft wenn ich die Hand nach einer sammetbraun glänzenden Bohnenfrucht ausgestreckt, zog ich sie schmerzend, mit Hunderten von glasharten feinen Brennhärchen besetzt zurück.

Die Stadt, welche wie die ganze 37,61 □Meilen große Insel als Deportationsort dient, zeigt einestheils von dem frühern Feuereifer bei ihrer Anlage, anderntheils von der jetzigen großen Vernachlässigung, wie ich sie auch in allen portugiesischen Besitzungen an jener Küste gefunden habe. Die früher von den Spaniern errichteten

stattlichen Gebäude werden nicht erhalten, sondern nur nothdürftig ausgeflickt; ich sah im Walde Fundamentmauern ehemaliger Lazarethe und Kasernen von Bäumen überwuchert, und tief in den weichen Boden eingesunkene Kanonenrohre. Im Osttheil der Insel stehen die Ruinen eines Forts und einer Niederlassung, die im 16. Jahrhundert von dem Portugiesen Luiz Ramires gegründet wurde, und noch heute heißen jene Trümmer das Portuguez-Fort. Im Jahre 1778 ging die Insel aus portugiesischem in spanischen Besitz über; sie gewann jedoch erst Bedeutung, als 1827 die Engländer befreite Negersklaven aus Sierra Leone in St.-Isabel einführten und hier Handel zu treiben begannen. Die Cacao- und Kaffeeplantagen der spanischen Regierung, die ich im Laufe der nächsten Tage besuchte, waren halbverwildert, das Unkraut stand üppiger als die einst sorgsam angepflanzten Fruchtbäume, die Ananas, welche zur Abgrenzung zwischen die Baumreihen gesetzt waren, hatten sich des größten Theils des Bodens bemächtigt, und nur die hohen Mangopflaumenbäume, die Aprikosen der Tropen, welche größere Feldabtheilungen quadratisch umrahmten, ließen sich noch nicht durch das kleine Pflanzengelichter darunter stören, sondern trugen kraftvolle kugelförmige Kronen, deren Blätter die Länge des Oleanderblatts mit der Breite und Farbe des edeln Lorberblatts verbinden. Noch hingen an Stielen, welche mich an die unserer herbstlichen abgebeerten Weintrauben erinnerten, einzelne Ueberreste verfaulter oder überreifer braungoldiger Früchte von Enteneigröße.

Die Bewohner der Stadt: Spanier, Engländer und Neger, zeigen in vieler Hinsicht wesentliche Unterschiede. Obenan steht natürlich der speculative, fleißige und nüchterne Sohn Albions, welcher hier die besten Geschäfte, hauptsächlich in Palmöl, macht. Ihm fühle ich mich versucht den Neger anzureihen, das heißt den Neger in der Stadt, der an Mäßigkeit, Fleiß und Ausdauer über dem gewöhnlichen Spanier der Insel steht. Die Stadtneger, wie wir schon wissen, Colonisten aus Sierra Leone und Krus, sind verhältnißmäßig wohlhabend, indem sie sich als Pflanzer,

Handwerker, Wäscher, Fischer ihren Unterhalt verdienen; auch haben viele in den Missionen schreiben und rechnen gelernt und fungiren nun als Handlungsdiener oder Aufseher bei den spanischen und englischen Kaufleuten und Plantagenbesitzern; der Sprache der Waldbewohner von Fernando Po mächtig, können sie den Geschäftsverkehr zwischen diesen und ihren Herren vermitteln. Die Spanier fallen durch ihre krankhaft graugelbe Gesichtsfarbe, matten, ausdruckslosen Züge und die schlaffe, kraftlose Haltung des Körpers auf. Zusammengesunken schleicht solch eine ausgemergelte Menschenfigur, wenn sie sich überhaupt einmal auf die sonnige Straße wagt, im Schutze eines Sonnenschirms dahin, wirft sich aber bald, fast aufgelöst durch eine so außerordentliche Anstrengung, wieder auf ihr vielbenutztes Lager. Die Hauptbeschäftigung dieser verkommenen, unwürdigen Nachkommen einer thatkräftigen Nation, welche einst die Neue Welt vor sich zittern machte, ist Schlafen, Essen, Trinken, Karten- und Billardspiel; letzteres hat in frühern, bessern Zeiten seinen Weg hierher gefunden. Kein Wunder übrigens, daß ich so wegwerfend über die spanischen Bewohner von Fernando Po sprechen muß: es sind zum größten Theil Deportirte, ebenso wie auch die meisten Portugiesen, welche an der ganzen Niederguinea-Küste das Hauptcontingent der weißen Bevölkerung bilden.

Achtungswerther, weil ernst und redlich an der Erfüllung ihrer schwierigen Aufgabe arbeitend, waren die 1868 vertriebenen spanischen Missionare von der Gesellschaft Jesu, welche ihr mühevolles, ärmliches und opferreiches Leben mehr im Innern der Insel, hauptsächlich in Banebäri und an andern kleinern Orten verbrachten. Ihre Bemühungen, die Adiyas (nach Bastian's Erklärung „Dorfbewohner"), die Eingeborenen des Eilands, zur Annahme des Christenthums und europäischer Gesittung zu bewegen, erzielten nur geringe, kaum in einigen nichtssagenden Aeußerlichkeiten bestehende Erfolge, deren Spuren sich jetzt schon wieder gänzlich verwischt haben.

Die Adiyas, bekannter unter dem Namen „Bübis", der ihnen

stattlichen Gebäude werden nicht erhalten, sondern nur nothdürftig ausgeflickt; ich sah im Walde Fundamentmauern ehemaliger Lazarethe und Kasernen von Bäumen überwuchert, und tief in den weichen Boden eingesunkene Kanonenrohre. Im Osttheil der Insel stehen die Ruinen eines Forts und einer Niederlassung, die im 16. Jahrhundert von dem Portugiesen Luiz Ramires gegründet wurde, und noch heute heißen jene Trümmer das Portuguez-Fort. Im Jahre 1778 ging die Insel aus portugiesischem in spanischen Besitz über; sie gewann jedoch erst Bedeutung, als 1827 die Engländer befreite Negersklaven aus Sierra Leone in St.-Isabel einführten und hier Handel zu treiben begannen. Die Cacao- und Kaffeeplantagen der spanischen Regierung, die ich im Laufe der nächsten Tage besuchte, waren halbverwildert, das Unkraut stand üppiger als die einst sorgsam angepflanzten Fruchtbäume, die Ananas, welche zur Abgrenzung zwischen die Baumreihen gesetzt waren, hatten sich des größten Theils des Bodens bemächtigt, und nur die hohen Mangopflaumenbäume, die Aprikosen der Tropen, welche größere Feldabtheilungen quadratisch umrahmten, ließen sich noch nicht durch das kleine Pflanzengelichter darunter stören, sondern trugen kraftvolle kugelförmige Kronen, deren Blätter die Länge des Oleanderblatts mit der Breite und Farbe des edeln Lorberblatts verbinden. Noch hingen an Stielen, welche mich an die unserer herbstlichen abgebeerten Weintrauben erinnerten, einzelne Ueberreste verfaulter oder überreifer braungoldiger Früchte von Enteneigröße.

Die Bewohner der Stadt: Spanier, Engländer und Neger, zeigen in vieler Hinsicht wesentliche Unterschiede. Obenan steht natürlich der speculative, fleißige und nüchterne Sohn Albions, welcher hier die besten Geschäfte, hauptsächlich in Palmöl, macht. Ihm fühle ich mich versucht den Neger anzureihen, das heißt den Neger in der Stadt, der an Mäßigkeit, Fleiß und Ausdauer über dem gewöhnlichen Spanier der Insel steht. Die Stadtneger, wie wir schon wissen, Colonisten aus Sierra Leone und Krus, sind verhältnißmäßig wohlhabend, indem sie sich als Pflanzer,

Handwerker, Wäscher, Fischer ihren Unterhalt verdienen; auch haben viele in den Missionen schreiben und rechnen gelernt und fungiren nun als Handlungsdiener oder Aufseher bei den spanischen und englischen Kaufleuten und Plantagenbesitzern; der Sprache der Waldbewohner von Fernando Po mächtig, können sie den Geschäftsverkehr zwischen diesen und ihren Herren vermitteln. Die Spanier fallen durch ihre krankhaft graugelbe Gesichtsfarbe, matten, ausdruckslosen Züge und die schlaffe, kraftlose Haltung des Körpers auf. Zusammengesunken schleicht solch eine ausgemergelte Menschenfigur, wenn sie sich überhaupt einmal auf die sonnige Straße wagt, im Schutze eines Sonnenschirms dahin, wirft sich aber bald, fast aufgelöst durch eine so außerordentliche Anstrengung, wieder auf ihr vielbenutztes Lager. Die Hauptbeschäftigung dieser verkommenen, unwürdigen Nachkommen einer thatkräftigen Nation, welche einst die Neue Welt vor sich zittern machte, ist Schlafen, Essen, Trinken, Karten- und Billardspiel; letzteres hat in frühern, bessern Zeiten seinen Weg hierher gefunden. Kein Wunder übrigens, daß ich so wegwerfend über die spanischen Bewohner von Fernando Po sprechen muß: es sind zum größten Theil Deportirte, ebenso wie auch die meisten Portugiesen, welche an der ganzen Niederguinea-Küste das Hauptcontingent der weißen Bevölkerung bilden.

Achtungswerther, weil ernst und redlich an der Erfüllung ihrer schwierigen Aufgabe arbeitend, waren die 1868 vertriebenen spanischen Missionare von der Gesellschaft Jesu, welche ihr mühevolles, ärmliches und opferreiches Leben mehr im Innern der Insel, hauptsächlich in Banebäri und an andern kleinern Orten verbrachten. Ihre Bemühungen, die Adiyas (nach Bastian's Erklärung „Dorfbewohner"), die Eingeborenen des Eilands, zur Annahme des Christenthums und europäischer Gesittung zu bewegen, erzielten nur geringe, kaum in einigen nichtssagenden Aeußerlichkeiten bestehende Erfolge, deren Spuren sich jetzt schon wieder gänzlich verwischt haben.

Die Adiyas, bekannter unter dem Namen „Bübis", der ihnen

von den Europäern gegeben wurde, weil sie jeden mit „Bübi" (Freund) anreden, sind ein hoch interessantes Volk. Sie kamen erst nach der Entdeckung (1471) des damals, wie alle atlantischen Inseln jener Gegenden, unbewohnten Eilands durch den Portugiesen Fernão do Po aus dem Gabünlande herüber, von wo sie durch die aus dem Innern herandrängenden M-póngwes verjagt worden waren. Sie sind nur in den Wäldern ansässig; in St.-Isabel wohnen keine Adihas, denn trotz der ungewöhnlichen Sanftmuth ihres Charakters fühlen sie sich von den Europäern und deren Lebensgewohnheiten nicht angezogen. Frei, früher höchstens von den unermüdlichen Missionaren aufgesucht, leben sie in kleinen Walddörfern, welche sich dem an den Ufern der Insel entlang Fahrenden durch zahlreiche Rauchsäulen verrathen, und kommen nur in die Factoreien der Weißen und in die Stadt, um die Erzeugnisse ihres Landes — dieselben wie die ganz Westafrikas — zum Austausch gegen europäische Waaren anzubieten. Zeuge werden von ihnen, im Gegensatz zu allen andern Negern jener Länder, fast gar nicht verlangt, denn sie gehen, bis auf ein schmales Schamtuch, das aber häufig genug auch nicht einmal angelegt wird, völlig nackt. Ihr einziges nie fehlendes Kleidungsstück ist ein breitrandiger Hut, vielmehr überhaupt nur eine breite Krämpe, aus den zerspaltenen Blättern der Fächerpalme geflochten und durch lange dünne Stäbchen oder Knochen, die wie kleine Spieße aus dem Flechtwerk hervorstehen, am Kopfe festgehalten. Das dichte Haar, meist künstlich zu großen Toupets aufgedonnert, wird gewöhnlich mit einer gelben ockerartigen Erde derart verschmiert, daß die Haarstränge zu kleinen Kügelchen zusammengeknetet sind. Um den Hals und die Handgelenke tragen sie aneinandergereihte Knochen oder Steine, auch wol Fellstreifen oder breite Schnüre europäischer Stickperlen. Ihre Waffe ist häufig eine Feuersteinflinte, sonst auch ein Speer, selten eine Keule. Außerdem hat jeder Mann an einer Schlinge am linken Oberarm ein großes in einer Holz- oder Hautscheide steckendes Messer hängen; die Frauen haben an derselben Stelle eine Tabacks-

pfeife. Die Adiyas sind ein großer (im Durchschnitt 1,70 Meter hoher), stark und kräftig gebauter Volksstamm von tiefdunkelbrauner Farbe, aber mit, besonders bei dem weiblichen Geschlecht, häßlichen Gesichtszügen. Ihr sanftmüthiges und ruhiges Wesen bildet den wohlthuendsten Gegensatz zu dem Schreien und Lärmen bei den meisten andern Negerrassen; nie hörte ich von ihnen, selbst beim Handel mit dem Europäer, einen heftigen Wortwechsel.

Leider konnte ich dies interessante Völkchen nur an den einzelnen Individuen, die ich in der Stadt sah, beobachten und es nicht in seinen urwaldumrauschten Wohnungen aufsuchen, um seine Lebensgewohnheiten und Sitten, seine eigengeartete Sprache und seine geistigen Fähigkeiten kennen zu lernen. Erkundigt man sich aber bei Europäern, mit denen man nicht schon längere Zeit genau bekannt ist, über die Zustände der Eingeborenen, so erhält man gewöhnlich die widerspruchsvollste Auskunft, weil jeder von ihnen von seinem geschäftlichen Standpunkte oder seiner Bildungsstufe aus und daher wol selten auch nur annähernd objectiv urtheilt.

Ich verbrachte meine Tage auf der schönen Insel, die an üppiger und wilder, kaum erst an verschwindend wenigen Stellen von der Hand des Herrn der Schöpfung berührter Vegetation und an großartiger Gebirgsscenerie auf der ganzen westafrikanischen Küste nicht ihresgleichen hat, mit Fahrten in der geschützten Hafenbucht und Spaziergängen an dem schmalen Uferrande, am Fuße der oft senkrecht aufsteigenden Basaltfelsen, und lag dort der harmlosen Pflanzen- und kleinern Thierjagd ob, welche der Landschaft in den Augen des Forschers erst den rechten Reiz verleiht. Wenn während der Ebbezeit das Meer zurückgetreten war, fischte ich nach vielgestaltigen Algen, sammelte die merkwürdig beweglichen Schneckenhäuschen, in welchen der Einsiedlerkrebs sich festgesetzt hat, und beutete die übrige Thierwelt aus, von der langbeinigen großen Spinne mit dem schwarz und goldgelb gestreiften Hinterleib, welche an den Wänden des stellenweis von

von den Europäern gegeben wurde, weil sie jeden mit „Bübi" (Freund) anreden, sind ein hoch interessantes Volk. Sie kamen erst nach der Entdeckung (1471) des damals, wie alle atlantischen Inseln jener Gegenden, unbewohnten Eilands durch den Portugiesen Fernão do Po aus dem Gabûnlande herüber, von wo sie durch die aus dem Innern herandrängenden M-póngwes verjagt worden waren. Sie sind nur in den Wäldern ansässig; in St.-Isabel wohnen keine Adiyas, denn trotz der ungewöhnlichen Sanftmuth ihres Charakters fühlen sie sich von den Europäern und deren Lebensgewohnheiten nicht angezogen. Frei, früher höchstens von den unermüdlichen Missionaren aufgesucht, leben sie in kleinen Walddörfern, welche sich dem an den Ufern der Insel entlang Fahrenden durch zahlreiche Rauchsäulen verrathen, und kommen nur in die Factoreien der Weißen und in die Stadt, um die Erzeugnisse ihres Landes — dieselben wie die ganz Westafrikas — zum Austausch gegen europäische Waaren anzubieten. Zeuge werden von ihnen, im Gegensatz zu allen andern Negern jener Länder, fast gar nicht verlangt, denn sie gehen, bis auf ein schmales Schamtuch, das aber häufig genug auch nicht einmal angelegt wird, völlig nackt. Ihr einziges nie fehlendes Kleidungsstück ist ein breitrandiger Hut, vielmehr überhaupt nur eine breite Krämpe, aus den zerspaltenen Blättern der Fächerpalme geflochten und durch lange dünne Stäbchen oder Knochen, die wie kleine Spieße aus dem Flechtwerk hervorstehen, am Kopfe festgehalten. Das dichte Haar, meist künstlich zu großen Toupets aufgedonnert, wird gewöhnlich mit einer gelben ockerartigen Erde derart verschmiert, daß die Haarstränge zu kleinen Kügelchen zusammengeknetet sind. Um den Hals und die Handgelenke tragen sie aneinandergereihte Knochen oder Steine, auch wol Fellstreifen oder breite Schnüre europäischer Stickperlen. Ihre Waffe ist häufig eine Feuersteinflinte, sonst auch ein Speer, selten eine Keule. Außerdem hat jeder Mann an einer Schlinge am linken Oberarm ein großes in einer Holz- oder Hautscheide steckendes Messer hängen; die Frauen haben an derselben Stelle eine Tabacks-

pfeife. Die Adiyas sind ein großer (im Durchschnitt 1,70 Meter hoher), stark und kräftig gebauter Volksstamm von tiefdunkelbrauner Farbe, aber mit, besonders bei dem weiblichen Geschlecht, häßlichen Gesichtszügen. Ihr sanftmüthiges und ruhiges Wesen bildet den wohlthuendsten Gegensatz zu dem Schreien und Lärmen bei den meisten andern Negerrassen; nie hörte ich von ihnen, selbst beim Handel mit dem Europäer, einen heftigen Wortwechsel.

Leider konnte ich dies interessante Völkchen nur an den einzelnen Individuen, die ich in der Stadt sah, beobachten und es nicht in seinen urwaldumrauschten Wohnungen aufsuchen, um seine Lebensgewohnheiten und Sitten, seine eigengeartete Sprache und seine geistigen Fähigkeiten kennen zu lernen. Erkundigt man sich aber bei Europäern, mit denen man nicht schon längere Zeit genau bekannt ist, über die Zustände der Eingeborenen, so erhält man gewöhnlich die widerspruchsvollste Auskunft, weil jeder von ihnen von seinem geschäftlichen Standpunkte oder seiner Bildungsstufe aus und daher wol selten auch nur annähernd objectiv urtheilt.

Ich verbrachte meine Tage auf der schönen Insel, die an üppiger und wilder, kaum erst an verschwindend wenigen Stellen von der Hand des Herrn der Schöpfung berührter Vegetation und an großartiger Gebirgsscenerie auf der ganzen westafrikanischen Küste nicht ihresgleichen hat, mit Fahrten in der geschützten Hafenbucht und Spaziergängen an dem schmalen Uferrande, am Fuße der oft senkrecht aufsteigenden Basaltfelsen, und lag dort der harmlosen Pflanzen- und kleinern Thierjagd ob, welche der Landschaft in den Augen des Forschers erst den rechten Reiz verleiht. Wenn während der Ebbezeit das Meer zurückgetreten war, fischte ich nach vielgestaltigen Algen, sammelte die merkwürdig beweglichen Schneckenhäuschen, in welchen der Einsiedlerkrebs sich festgesetzt hat, und beutete die übrige Thierwelt aus, von der langbeinigen großen Spinne mit dem schwarz und goldgelb gestreiften Hinterleib, welche an den Wänden des stellenweis von

diluvialem Lehm gebildeten Ufers ihre starken Fangnetze aufstellt, bis zu dem kleinen Leuchtkäfer, der gleich einem mattbläulich schimmernden Stückchen Phosphor in der Dunkelheit umherschwebt. Das eigenartige Halbdunkel des Urwalds, die hunderterlei Formen der Riesenbäume, häufig schwer mit Bartflechten behangen oder mit einem monströsen Platycerium (P. Stemmaria) bewachsen, die herrlichen, theils zartgefiederten, theils derber gebauten Farne am Boden, die riesigen, von einer fußlangen purpurnen Spatha umhüllten Kolben des Amorphophallus mit Blättern auf oft drei Meter hohem Stiel, das undurchdringliche Gewirr von Lianen, die köstlich duftenden Rubiaceen, Apocynaceen und Jasmineen, die leuchtenden Clerodendren standen im Reichthum der Arten und in großartiger Entwickelung der einzelnen Individuen hinter keinem Urwalde Majómbes oder des angolanischen Gebirgsplateaus zurück. Stundenlang trieb ich mich dort umher, wo vielleicht noch keines Europäers Fuß geweilt, frei und ungebunden mich dem Zauber einer unberührten Natur hingebend, zu den Wipfeln der Giganten emporschauend, über welche schon so mancher Tropensturm dahingebraust, oder den wunderbaren Zug der Ameisen betrachtend, deren Wesen dem Menschengeist noch ungelöste Räthsel vorlegt. Allabendlich nahm ich in einem klaren, von schlanken Kokos- und Fächerpalmen, von Pandanus Candelabrum, schönblätterigen Marantaceen, graziösen Gräsern (meist Panicum-Arten) und reizenden Commelynen umrahmten Waldbach, der, vom Hange des Pics über Felsengeröll herabstürzend, sich in einem kleinen Naturbassin sammelt (in welchem sich auch ein Zitterwels — Malapterurus vom Nil? — aufhält), ein erfrischendes Bad, und mit Bedauern schied ich von dem herrlichen Fleckchen Erde, dessen ganze urgewaltige Schönheit ich kaum erst zu ahnen begann, als am Montag dem 12. Januar das weithinprasselnde Echo eines Kanonenschusses die Ankunft des Postdampfers Soudan verkündete.

Da hieß es denn wieder einmal: einpacken! Schnell war es geschehen, wie es einem Reisenden ziemt, und in kurzem befand

ich mich wieder an Bord. Vorläufig steuerten wir jedoch nicht direct gen Süden, sondern zunächst nach Altcalabar an dem Strome gleiches Namens, auch Croß-River genannt, welcher sich zwischen dem Deltasystem des Niger im Westen und dem Camarün im Südosten in die Biafra-Bai ergießt. Der Soudan war nur um einen Lootsen einzunehmen nach Fernando Po gekommen und mußte deshalb dahin zurückkehren, um den Mann wieder abzusetzen. Wir hofften, den Ort in der sonst nöthigen Fahrzeit von etwa sechs Stunden zu erreichen, hatten uns aber bedeutend verrechnet. Trotz des Fluchens von Kapitän und Offizieren, trotz des Achselzuckens des schwarzen Piloten, welcher für seine Dienste 10 Pfd. St. erhält, brauchten wir gerade zehnmal so viel Zeit: erst nach zwei und einem halben Tage kamen wir in Altcalabar an.

Bald nachdem wir die Insel verlassen hatten, fiel einer jener Nebel, wie sie in diesem Erdwinkel oft so plötzlich und stark auftreten. Dennoch setzte der Soudan seinen Weg fort, bis — es eben nicht mehr ging. Es ist mir als wäre es erst gestern geschehen, so deutlich entsinne ich mich des, ich möchte sagen kitzelnden Gefühls, welches mich durchschauerte, als das Schiff seinen Halt im feuchten Element zu verlieren schien, als es, in der schnellen Fahrt wie von unterirdischer Faust gehemmt, plötzlich langsamer dahinschleifte, mit seinem Kiel schwer in den Sandbänken furchend, dann wieder flott wurde und vorwärts eilte, abermals und mit erschütternder Gewalt aufstieß, von neuem loskam, doch kurz darauf wieder zu taumeln begann, bis endlich ein Signal des Kapitäns Halt gebot. Jetzt war es als ob die Stöße eines Erdbebens momentan aufgehört hätten und eine Pause in einem ungeheuern Naturdrama eingetreten sei. Der Nebel war so dicht geworden, daß er schon in kürzester Entfernung jede Aussicht verhinderte; gleichwol ließ der Kapitän, nachdem er in Karten und Plänen studirt und sich mit dem Lootsen berathen hatte, wieder Vorwärts commandiren, der Dampfer arbeitete weiter, bis er wieder festsaß, und so ging es abwechselnd bis zum hereinbrechenden

Abend. Wir athmeten auf, wenn das Fahrwasser frei wurde, und schraken zusammen, wenn das Schiff von neuem jene Stöße empfing oder gar, sich bedenklich auf eine Seite legend, langsam und schwerfällig über den Sandboden dahinkroch. Zu Nacht wurde Anker geworfen.

Die Stimmung unter den zahlreichen Passagieren war natürlich nicht die angenehmste. Manche derselben, welche schon von England aus an Bord des Soudan reisten und bereits früher die erwähnte, durch Beschädigung der Maschine entstandene Verzögerung zu erleiden gehabt hatten, mochten guten Grund haben, ungehalten zu sein. Außerdem ließ der Comfort des Schiffs viel zu wünschen übrig, und auf keinem englischen Postdampfer, so viele ich deren auch im Laufe der nächsten Jahre kennen lernte, fand ich solchen Schmuz, wie er an Bord des Soudan an der Tagesordnung war; besonders das stehende Wasser im Raum „stank“ im wahrsten Sinne des Worts zum Himmel. Die Laune der Schiffsleute war selbstverständlich auch gerade keine freundliche, und heftige Scenen fanden zwischen den Offizieren und dem Piloten statt, welcher dem schlechten Zustand der Lothleinen (sie sollten untereinander in ihren Maßen nicht übereinstimmen) alle Schuld zuschob. So vereinigte sich denn das Schelten der Passagiere über den „gebrechlichen alten Kasten“, über die Mannschaft desselben und den Lootsen mit dem Aerger der Schiffsleute über die Nachsichtslosigkeit der Reisenden zu einem ganz amusanten Schauspiel, das mir um so mehr Ergötzen bereitete, als ich mich mit dem sarkastischen Schulze (Koppenfels war an Bord des Pioneer nach dem Gabūn abgedampft) und einem für die Mission in Gabūn bestimmten amerikanischen Fräulein Doctor ganz dem Studium „über den Ausdruck von Gemüthsbewegungen“ hingab. Das Material hierzu konnte jedenfalls nicht leicht vielseitiger gefunden werden, hatten wir doch Engländer, Franzosen, Spanier, Portugiesen, Holländer, Neger aus Nord und Süd, Mulatten und schließlich uns selbst, Amerikaner und Deutsche, an Bord.

Nachdem der Soudan am nächsten Morgen noch einige, immer holpriger werdende Versuche, vorwärts zu kommen, gemacht hatte, ankerten wir wieder, und der zweite Offizier nebst dem Piloten und der nöthigen Mannschaft bestiegen ein Boot, um, mit Lothleinen, Kompaß und andern Instrumenten ausgerüstet, auf einer längern Fahrt durch den hartnäckig dicken Nebel zu untersuchen, in welcher Richtung am besten aus diesem Labyrinth von Sandbänken hinauszukommen sei. Wir an Bord Bleibenden gaben uns nun nicht weiter mit laienhaften Vermuthungen über den einzuschlagenden Weg ab, selbst die am meisten Ungehaltenen fügten sich, wenn auch noch immer mit gelindem Murren, in das Unvermeidliche. Ich für meine Person hatte genügend mit der Sichtung und Ordnung meiner Notizen von Fernando Po und der Aufzeichnung einzelner noch nicht gesicherter Bemerkungen zu thun, sodaß es mich fast überraschte, als der ohnehin schon dunkle Tag dem Abend wich.

Wir lagen noch immer an demselben Platze, und das Boot war, wie ich hörte, noch nicht zurückgekehrt. Es wurde dunkler und später, endlich Nacht; die Uhr schlug acht, halb neun — noch immer kein Boot. Die Bemannung desselben war allerdings mit Nahrungsmitteln hinreichend versehen, dennoch, welchen Befürchtungen gibt in solcher Lage sich nicht die Landratte, ja sogar der wetterharte Seemann hin! Um 9 Uhr begann der Kapitän in kleinen Intervallen Kanonenschüsse abzufeuern und Raketen steigen zu lassen, um die etwa suchend Umherirrenden durch Schall und Licht auf den rechten Weg zum Schiffe zu leiten. Es half nichts, eine Viertelstunde verrann nach der andern, kein Boot kam, keine Antwortrakete ließ sich sehen; immer noch der dichte Nebel, kein Sternenschein, kein Mondesstrahl, fort und fort das monotone Plätschern und Schlürfen der Wogen an dem Schiffskörper, unheimliche Ruhe, beängstigende Dunkelheit; es waren überaus peinliche Augenblicke, mir fast die schwersten in meinem Leben, denn ich fürchtete, jenen Männern, welche um unsertwillen auf schwanker Nußschale, ohne Licht sich dem treulosen Element an=

vertraut hatten, könne ein Unglück zugestoßen sein. Es war bald zehn Uhr; noch immer nichts; alle Passagiere und die Mannschaft schauten lautlos oder nur miteinander flüsternd über Bord in die undurchdringliche Dunkelheit — umsonst, nichts war zu entdecken. Von Zeit zu Zeit dröhnte ein Kanonenschuß ins leere weite Nebelmeer hinaus, der Feuerstrahl erhellte auf Secunden stets dasselbe Bild: einen schmalen Streifen wellenschlagenden, den Lichtschein in tausendfachem Reflex zitternd widerstrahlenden Wassers; eine Rakete nach der andern stieg empor, hoch oben nur leise knisternd, kaum sichtbar in der dicken Luft. Da endlich — wieder war eine Viertelstunde lautlosen Harrens verstrichen — da drüben, scheinbar in weiter Ferne ein schwacher Lichtschein! Ein Alpdruck, eine Weltlast rang sich los von jeder Brust, ein vielstimmiger Jubelschrei erscholl, und wie Donnerrollen durchbrauste es das Schiff und rief es von Mund zu Mund: Sie kommen, sie kommen! Sprühend und leuchtend brüllte das Geschütz seinen Signalschuß in die Nacht, die Dampfpfeife stieß ihren hohlen, schauerlich dumpfen Heulton aus, ein ganzes Bündel Raketen prasselte rauschend in die Höhe, und die Leuchtkugeln spritzten umher, als ob sie es einem Sternschnuppenfall im August gleichthun wollten. Auch drüben antwortete von Zeit zu Zeit ein Feuerschein, deutlicher wurde er, schon konnten wir ihn als Raketenstrahl erkennen; nicht lange mehr, und die angstvoll Erwarteten klommen unter, wenn niemals, so gewiß jetzt herzlich gemeinten Willkommenrufen an Bord.

Nach dem Bericht der Zurückgekehrten befanden wir uns, wie der Kapitän angenommen hatte, östlich von der Mündung des Altcalabar zwischen den Sandbänken des Rio del Rey; sie waren dicht am Lande gewesen und hatten sich bei der Rückfahrt verirrt. Wegen des dicken Nebels hatten sie erst in der letzten Viertelstunde unsere Signale gehört und gesehen.

Am 14. Januar setzten wir unsere Reise fort, allerdings in der ersten Stunde noch unter den alten Hindernissen; allein da die zu nehmende Richtung nun nicht mehr wie gestern außer aller

Berechnung lag, kamen wir bald in das rechte Fahrwasser, und endlich, gegen neun Uhr, begann auch der Nebel sich zu lichten, um nach und nach ganz zu verschwinden. Bald hatten wir die breite Mündung des lang gesuchten Stroms in Sicht, mit ihr auch die unvermeidlichen Mangroven. Kurz darauf befanden wir uns wieder in den Sümpfen, zwischen deren Rändern und Inseln der Fluß seine grünlichgelben Fluten dahinwälzt. Hier und da schlängelt sich eine schmale Wasserstraße aus dem Dickicht in den Fluß hinein, von breiten ineinandergeschlungenen Baumkronen überschattet: ein Anblick, der dem eines aufgezogenen zersetzten und verblichenen Theatervorhangs gleicht, von welchem die langen Luftwurzeln wie abgerissene Taue und Stricke unordentlich herabhangen. Ich sah hier, wie später auch an andern Strömen, besonders in der Entfernung von 1 bis 2 deutschen Meilen von der Mündung aufwärts, recht stattliche Manglebäume, oft von 22, 25 bis 30 Meter Höhe, sodaß der gewöhnlich gebrauchte Ausdruck „Mangrovengebüsch“ nur locale Anwendung finden darf. Häufig standen die Bäume sehr dicht, mit ihrem kerzengeraden Wuchs an unser „Stangenholz“ erinnernd. Der Altcalabarstrom hat meistens eine ansehnliche Breite, verengt sich jedoch auch bisweilen zu einem schmalen Kanal, sodaß ich von Deck aus das Uferlaub fast mit den Händen erreichen konnte. Träge sonnen sich auf umgebrochenen Stämmen Krokodile, in Form und Farbe oft nicht von ihren Ruheplätzen zu unterscheiden; lautlos schlüpfen sie in die schützende Flut, wenn vom Schiff aus auf ihre Eisenhaut ein machtloser Schuß fällt, der ein tausendfältiges Echo im Wald wachruft. Selten nur schweift ein Purpurreiher oder Schlangenhalsvogel über uns hin, nur lustige Eisvögel treiben im Wurzeldickicht, nach bläulichen Krabben jagend, ihr munteres Wesen — sonst dasselbe monotone Naturbild, wie es Bonny darbietet. Nach einigen Stunden Fahrt auf dem vielgewundenen Strome werden die Sumpfbäume lichter und winziger in ihren Formen, Gruppen von Pandanus- und Raphiapalmen drängen sich dazwischen und wenige, aber durch grelle

Farben auffallende Blütensträucher. Einzelne Canoes werden sichtbar, mit ihren schwarzen Insassen halb verborgen im Ufergebüsch unter überhangenden, laubenbildenden Zweigen — ein echtes Bild wilden Jagdlebens. Jetzt endlich ertönt die Dampfpfeife des Soudan, wir nähern uns dem Ziel unserer ungebührlich langen Fahrt, und nach wenigen Minuten rollt der Anker inmitten einer Schiffscolonie in die schlammige Tiefe.

Vor uns entfaltet sich ein interessantes Bild. Der aus Norden kommende Fluß macht einen plötzlichen Bogen nach Südwesten, in dessen südlicher Hälfte wir liegen, sodaß wir scheinbar auf einen See blicken, dessen Hintergrund das waldige linke (Ost-) Ufer bildet. Zu unserer Rechten liegen die sargähnlichen Hulks, wie wir sie schon in Bónny sahen, unter ihnen verankert die sehr große Matilda. Auf allmählicher Ufererhebung dehnt sich am Lande, von Urwald dicht umschlossen, Duketown aus, eine Stadt oder ein Dorf von 3000 bis 3500 Einwohnern, deren alter, blinder Fürst den eigenthümlichen Namen Bassafiōne trägt. Obgleich reinlich und von ansehnlichem Umfang, macht der Ort doch keinen anheimelnden, sondern einen düstern Eindruck. Die aus demselben dunkeln Lehm, auf welchem sie stehen, erbauten Häuser und ihre graugelben Palmenblattdächer zeigen keine hellen, freundlichen Farben; ihre Form ist die des Giebelhauses, bis auf den Phantasiestil der Wohnung Bassafiōne's, welche in merkwürdigem Widerspruch zu ihrer Umgebung steht: es ist ein hübsches, strohgedecktes Haus im Schweizerstil, mit gefälliger Schnitzarbeit, mit Glasfenstern, Balkons, Säulenportalen und Erkern, hoch über alle andern Häuschen hinausragend. Vor dem Dorf am Ufer liegen geräumige Canoes, die zwei große Fässer und bis zwanzig Ruderer aufnehmen können; andere, mit einem Schatten- und Regendach in der Mitte, worunter Waaren aufgestapelt liegen, schwirren im Fluß umher; majestätisch unter einem Sonnenschirm, dessen einzelne Zeugstreifen in den verschiedensten, grellsten Farben leuchten, sitzt der Herr des Boots, mit schallender Stimme den zwölf Ruderern im Hinter- und den sechs im Vordertheil

des Canoes seine Befehle ertheilend; fröhlicher Gesang, im Dreivierteltakt und nur in drei Noten sich bewegend, begleitet das regelmäßige Einschlagen der kleinen Handruder, deren Form bereits beschrieben wurde. Am Ufer bemerkte ich eine Vorrichtung, die oft bei unserm Militär einen gewissen Ort ersetzt, und die auch hier in der That, und zwar gleichzeitig von Männlein und Weiblein, zu demselben Zweck benutzt wird. Duketown ist mit einigen schönen Bäumen, darunter auch mit einer stattlichen Cäsalpiniacee, welcher Baum auch für den Buschwald im Süden charakteristisch ist, geschmückt. Den Hintergrund des großen Dorfs bildet ein Wald; seine Spuren sind auch noch in den Straßen in alten Riesenstämmen zu sehen, welche dem Feuer und der Axt des schwarzen Herrn der Schöpfung nicht erlegen sind. Im Walde selbst fielen mir besonders wieder die Silkcottonbäume durch ihre Größe auf, mehr noch aber dadurch, daß einige halb entblättert waren, die andern im vollständigen Laubschmuck prangten. Im Süden der Stadt, auf einer Anhöhe erheben sich zwei Missionsgebäude, rings umgeben von Blumen- und Nutzgärten, welche uns manchen köstlichen Genuß für die Tafel lieferten. Die Nordflanke von Duketown bildet, hinter einigen aus importirtem Material erbauten Waarenhäusern der Europäer, das sich plötzlich wendende Flußufer, von den Weißen mit echtem Bambus (auch die Raphiapalme wird hier Bambupalme oder kurz Bambu genannt) bepflanzt, der sich, wo er nicht wieder ausgerodet wurde, um die Communication der Stadt mit dem Stromufer offen zu halten, bereits zu dichtem Djungel verfilzt hat. Selten sah ich eine Pflanzengruppe von so gefälligen Formen wie diese Bambusbüsche; leicht und anmuthig legen sich die Aeste, Zweige und Blätter an- und übereinander, üppige Rundungen bildend, gleich grünseidenen Polstern, auf welche der Sonnenstrahl goldige Lichter malt. Ueberall in der Umgebung des Orts streben kräftige Kokos-, zierliche Oelpalmen empor; in den Gärten der Missionen sah ich die Prachtkrone des Brotbaums der Südsee; die Anona (Cherimoja) Perus, bläulich überhauchte Ananas, Mangopflaumen,

Silver- und Copperbananen zeugen von dem Reichthum des Bodens und der mächtigen Wirkung der Tropensonne. Die nicht minder blendende Pracht der Blüten und Blumen hier im einzelnen zu schildern, muß ich mir versagen, nimmer aber vergesse ich die Blüte der Plumiera, „jene märchenhaft schöne Blume, die wie Morgendämmerung leuchtet, und deren Duft wie ein Traum von den Ufern des Ganges uns anhaucht".

Folgen wir dem Strom eine Strecke aufwärts um seine Biegung nach Norden, so erscheint am rechten Ufer Tom Robins-Town, das mit Duketown, obwol nicht so weit ausgedehnt wie dieses, große Aehnlichkeit hat. Abwärts von dem Orte umsäumen den Fluß wieder Mangroven mit ihren in dieser Region gewöhnlichen Begleitern. Der Sumpfbaum hat sich auf dem rechten Ufer größeres Terrain erobert als auf dem linken, wo er schon unterhalb Duketowns ziemlich verschwindet; die naturgemäß an der innern Seite des Flußbogens schwächere Strömung mag sein Wachsthum dort mehr begünstigen.

Sowol in der Umgebung des Schiffs wie auf dem Lande, so weit ich es übersehen konnte, herrschte eine auffällige Armuth der Thierwelt, was vielleicht dem Lärm, den so viele auf verhältnißmäßig kleinem Raum zusammengedrängte Menschen verursachen, zuzuschreiben ist. Auch bei meinem zweiten Besuche Altcalabars machte ich dieselbe Bemerkung.

Ich fühlte mich nach der stundenlangen Fahrt im dunstigen Flusse nicht ganz wohl und begab mich ziemlich früh zur Ruhe. Schlafgestärkt und erfrischt folgte ich am andern Morgen mit Freund Schulze der Einladung eines Engländers Namens Walker, ihn auf seinem Hulk zu besuchen. In reger und lehrreicher Unterhaltung floß uns der Vormittag hin, mein Tagebuch füllte sich mit Notizen über Land und Volk, über die Witterungs- und klimatischen Verhältnisse jener Gegend. Da letztere ziemlich auf den ganzen Küstenstrich Oberguineas Anwendung finden, möge hier einiges davon mitgetheilt sein.

Entgegen der allgemein verbreiteten Ansicht, sind es durch-

aus nicht die hohen Temperaturen, welche die Westküste Afrikas zu einem so äußerst ungesunden Aufenthalt machen. Die Hitzegrade in einzelnen Gebieten Innerafrikas, an der Küste des Rothen Meeres, in Ostindien sind theilweise höher und doch der Gesundheit weniger nachtheilig, weil dort nicht die Luft jene große Menge von Feuchtigkeit enthält, welche das Leben unzähliger Organismen in der Atmosphäre bedingt und begünstigt und damit den Krankheiten und dem Tode in großartigem Maßstab in die Hände arbeitet. Der leider zu früh verstorbene R. Buchholz*) beobachete im Camarūn-District eine höchste Temperatur von 35° C. im Schatten, die allerdings hohe Mitteltemperatur von 24° bis 25° C., und eine ausnahmsweise niedrige in der trocknen Jahreszeit, wo die Abkühlung am stärksten ist, von fast 19°, gewöhnlich aber von 21,25° bis 22,5° C. Hiernach belief sich die Temperaturdifferenz selbst in der trocknen Jahreszeit nur auf 12,5° C., sie schwankt aber in der Regel innerhalb noch engerer Grenzen. Die so lästige und wegen des starken Feuchtigkeitsgehalts doppelt schädliche hohe Mitteltemperatur beruht also weniger in außerordentlich hohen Hitzegraden, als vielmehr in der beständig sich beinahe gleichbleibenden Wärme. Die Regenzeit (raining season, tempo de chuva) beginnt an der Oberguineaküste mit Ausgang Juni und dauert häufig bis über die Mitte des Septembers hinaus; sobald sie aufhört, erheben sich die Tornados, die Gewitterstürme, die bis zum December anhalten. Die Monate Januar, Februar und die ersten Tage des März sind zwar regenlos, doch genügt die während der nassen Monate in den Wäldern angesammelte Feuchtigkeit und besonders der starke Thaufall, um den meisten Pflanzen auch während dieser trocknen Monate ihre Ueppigkeit zu erhalten. Die nach Ende der trocknen Zeit beginnenden Tornados bilden dann die Einleitung zu den im Juni wieder einsetzenden regelmäßigen Regen. Bei solcher

*) „Land und Leute in Westafrika.“ Sammlung gemeinverständlicher, wissenschaftlicher Vorträge, herausg. v. R. Virchow und F. von Holtzendorff, Nr. 257 (Berlin 1876).

weitaus den größten Theil des Jahres andauernden Feuchtigkeit ist es erklärlich, daß alle Arten Insekten und Ungeziefer in unglaublichen Mengen sich entwickeln, daß unter den Menschen Krankheiten überhandnehmen, und daß alle Metall- sowie die mit Klebestoffen zusammengeleimten Holzgeräthe von Rost und Moder angegriffen werden.

Im Laufe des Gesprächs war unser Wirth meinem Wunsch, ein Stück vom Lande kennen zu lernen, zuvorgekommen, indem er uns seine beiden Reitthiere, ein Pferd und eine Mula, zur Verfügung stellte. Bald nach Tisch, als die stärkste Mittagshitze etwas nachgelassen, machten wir uns auf; Schulze bestieg das lebhaftere Pferd, ich die störrige Mula, und so trabten wir ins Land hinein durch den herrlichsten Wald. Unser Weg, meist bergansteigend, lief auf lehmigem Boden zwischen hohen Seitenwänden hin; in der Regenzeit dient er, wie es scheint, dem von den Höhen herabfließenden Regenwasser als Rinne. Ueber uns wölbte sich ein dichter Dom von glänzenden Blättern, zur Seite am Boden wucherten decorative Gewächse in üppigster Fülle, im gewöhnlichen Leben Blattpflanzen genannt, wie Caladium und andere Aroïdeen, Cannaceen, an Baumsäulen emporkletternde Philodendren, Phrynien, Maranten, und die abschüssigen Wände waren mit kräftigzierlichen Farnen, Selaginellen und Gräsern geschmückt. Doch wir durften nicht lange bei Betrachtung des Einzelnen verweilen, wollten wir noch vor Sonnenuntergang wieder in Altcalabar eintreffen, denn es galt einige Meilen zurückzulegen, die nicht immer in raschem Tempo passirt werden konnten. Nach einer starken Stunde kamen wir an den Manioc-, Bataten- und Kaffeeplantagen Walker's vorüber; sie zeichneten sich durch Ordnung und Sauberkeit vor denen, die ich auf Fernando Po gesehen, vortheilhaft aus. Darauf folgten niedrigbuschige Lichtungen und Savanen, bis nach wieder einer Meile Wegs das kleine, schmuzige und armselige Dörfchen des „king" Akwa erreicht war. Wir rasteten hier nur wenige Minuten, die eine Audienz bei Sr. Majestät dem König in Anspruch nahm. Höchstdieselben schienen sich ihrer

Würde nicht sehr bewußt, sie schliefen, als wir ankamen. Ihre Kleidung bestand in einem gewöhnlichen Hüftschurz, von der Stirn stiegen zwei kahlgeschorene Streifen zum Wirbel hinauf, wo sie sich zu zwei runden Flecken verbreiterten. Eine Unterhaltung mit dem erhabenen Herrn, dessen schneeweißes Haar sein hohes Alter bezeugte, war nicht möglich, da weder er noch jemand von seiner Umgebung je mit einer civilisirten Sprache Bekanntschaft gemacht; wir mußten uns der Zeichen und Geberden bedienen, um wenigstens etwas Trinkwasser zu erhalten. Man reichte es uns in einem Topfe, der in einer sehr buntbemalten großen Waschschüssel stand. Zuvor aber benetzte Se. Majestät ihre Lippen damit, zum Beweise daß es rein und frei von schädlichen Bestandtheilen sei. Nahe dem Sitz des Königs war eine sehr wohlgenährte Ziege an einen Pfahl gebunden, und über ihr in erreichbarer Höhe hing an einem Strick von dem Blätterdach der Hütte herunter ein Bündel saftiger und würziger Futterkräuter, an dem sie gierig rupfte und fraß. Das nicht angenehm duftende Thier schien von seiten der Eingeborenen hohe Verehrung zu genießen und wurde vor jeder Berührung durch uns Weiße sorgfältig gehütet. Was es für eine Bewandtniß mit ihm hatte, konnte ich nicht erfahren, auch nach unserer Heimkehr hörten wir von den Befragten nur, es sei die „Gesetzesziege", ohne daß uns dieser mystische Titel weiter erklärt wurde. Das königliche Palais unterschied sich von den andern Hütten durch wahrhaft penible Sauberkeit, sonst hatte es die außerordentliche Einfachheit mit ihnen gemein. Eine nicht weit davon stehende Hütte mit einem Schädelhaufen (ähnlich den Thierschädel-Fetischen des M-kissi-nsi im Süden), aus dem eine Stange mit einem, Gott weiß wie hierhergekommenen Damenhut emporragte, wurde das „Gesetzhaus" genannt. Auf unserm Heimritt, bei dem wir einen andern Weg einschlugen, sah ich noch mehrere solcher Haufen von Thier- und Menschenschädeln, mit Zeuglumpen, Flaschen- und Topfscherben vermischt.

Gegen Sonnenuntergang waren wir wieder an Bord des Hulks, um uns von Mr. Walker zu verabschieden. Wir fanden

bei ihm „König“ Tom Robin, den Beherrscher jenes früher erwähnten, am Flußufer gelegenen Dorfes, nebst seinem „Minister“ Archibald. Tom Robin trug, wie sein königlicher College Akwa, einen Schurz um die Hüften, sein Oberkörper aber war mit einem Rock und sein Haupt mit einem Calabreser bekleidet; um den Hals schlang sich eine aus rothgefärbten Grashalmen geflochtene Schnur, die er in komisch-geheimnißvoller Weise als Fetisch bezeichnete.

Am Vormittag des nächsten Tags, 16. Januar, verließen wir Altcalabar mit dem um 10 Uhr stattfindenden Eintritt der Flut. Aber der Soudan verleugnete seine Pechvogelnatur auch diesmal nicht: wiederum suchte er sich bei der Ausfahrt statt des tiefern Fahrwassers die seichten Stellen aus, sodaß er umzukehren gezwungen war und die Ausfahrt von frischem beginnen mußte. Nun ging es besser; wir hielten die Richtung nach Fernando Po und ankerten, als die Nacht hereinbrach, auf hoher See. Im Verlauf der Zeit sollte den Soudan übrigens doch noch sein Schicksal ereilen: er strandete im Jahre 1876 unter eigenthümlichen Verhältnissen auf der Rhede von Funchal.

Am 17. früh liefen wir St.-Isabel an, um nach kurzem Aufenthalt am Westufer der Insel vorbei unsere Reise nach dem Gabūn fortzusetzen. Bald versank das Eiland, auf dem ich unvergeßlich schöne Tage verlebt hatte, hinter uns in den Fluten des Oceans, und nichts als Himmel und Wasser zeigte sich meinen Blicken. Der Tag war drückend heiß, sodaß es mir bei meiner Disposition zu Fieberanfällen schwer wurde, in gewohnter Weise mein Tagebuch weiter zu führen.

Am Sonntag, 18. Januar, nachmittag wurde Gabūn erreicht, die französische Niederlassung unter dem Aequator. Wir verweilten hier zwei Tage, bis Dienstag Abend; doch konnte ich diesen Aufenthalt leider wenig genug ausnutzen, da fortwährendes Unwohlsein mir die Umschau im Orte und seiner nächsten Umgebung sehr erschwerte. Die kühlern Tagesstunden verwendete ich zwar zu Spaziergängen, in der heißen Mittagszeit aber ruhte

ich in einer Hängematte unter der Veranda des Woermann'schen Factoreigebäudes, während mein bisheriger Reisegefährte und jetzt wieder leitender Agent des Hauses, der schon sechs Jahre hier gelebt hatte, mir von seinen Reisen auf dem südlichen Ogōwe und von den in jener Gegend wohnenden Völkerschaften erzählte. Auf meinen Promenaden gewann ich indeß ein ziemlich übersichtliches Bild der Niederlassung, das ich in folgenden Zeilen wiederzugeben versuche.

Die Gabūnländer bilden das nördlichste der von den deutschen Expeditionen nach Westafrika in Angriff genommenen Forschungsgebiete, an welches sich dann im Süden Loango und Angola anschließen. Unter „Gabüngebiet" verstehen wir den ganzen zwischen Cap Ninje (St.-Jean) im Norden und Cap St.-Catharine im Süden, etwa von 1° 10′ nördl. Br. bis 1° 50′ südl. Br. gelegenen Landstrich. Im Jahre 1845 erwarb Frankreich einen Theil desselben durch Vertrag mit den mächtigsten Häuptlingen des Landes, und mittels weiterer Verträge vom 1. Juni 1862 und 14. Januar 1863 dehnte es seinen Besitz bis zu der bezeichneten Grenze aus. General Faidherbe, bekannt als tüchtiger Forscher in Senegambien und Algier und zuletzt als Feldherr im Deutsch-französischen Kriege hervorgetreten, berechnete das von ihm annectirte Gebiet auf 363 □Meilen mit 186,000 Einwohnern; freilich sind hier, wie in fast allen europäischen Besitzungen Westafrikas, die Grenzen, besonders im Innern des Landes, ganz illusorisch, am wenigsten werden sie thatsächlich anerkannt. Das Besitzrecht der Europäer documentirt sich nur in der Errichtung und Bemannung kleiner Forts; Steuern zu erheben oder sonstige Rechte und Pflichten einer Regierung in dem Maße auszuüben, daß die Bezeichnung „Colonialbesitz" im eigentlichen Sinne des Worts gerechtfertigt wäre, sind sie fast nirgends im Stande. Jedenfalls fand die französische Regierung am Gabūn nicht das, was sie suchte, denn 1873 war schon seit einigen Jahren von dem Austausch dieser Colonie gegen die englische Niederlassung mit Bathurst an der Gambiamündung die Rede, welche die dortige französische

Besitzung Senegambien mit Gorée und St.-Louis vortheilhaft abrunden würde. Dagegen würde Gabūn in englischen Händen sich an das britische Territorium der Oberguineaküste anschließen. Wenn die Misregierung der portugiesischen Colonien Angola an der West- und Mozambīque an der Ostküste fortdauert, dann wird auch diese Länder der britische Löwe, welcher eben Transvaal annectirt hat und dasselbe Los der Oranje-Republik in nahe Aussicht stellt, sich wol nicht entgehen lassen, wonach ferner die Annexion der dazwischen liegenden Gebiete Congo, Loango und Majūmba *) ihm wenigstens sehr erwünscht (!) scheinen dürfte; wird doch jetzt bereits von dem Plane gesprochen, das nördlich von Mozambīque gelegene reiche Sánsibar sich anzueignen, und somit wäre die Perspective auf eine Empress of India *and South-Africa* eröffnet. Wie weit England seine Arme in diesem Erdtheil noch ausstrecken wird, wer möchte das voraussagen angesichts seiner neuesten Bestrebungen, auch das Land des Khedive thatsächlich zum englischen Colonialbesitz zu machen! Eine andere Frage ist freilich, ob die übrigen europäischen Mächte das weiterhin ruhig mit ansehen werden.

Noch aber weht über Gabūn die französische Tricolore, noch sind dort ein Hospitalschiff und — wenn auch nur zeitweise — mehrere Kriegsschiffe der Division navale d'Atlantic Sud stationirt, welche in frühern Jahren, als der transatlantische Sklavenhandel noch schwungvoll betrieben wurde, die Bestimmung hatten, im Verein mit englischen Kriegsschiffen die Küste gegen Westen abzusperren und den Handel mit „lebendem Ebenholz“ zu unterdrücken.

Dem vom Norden kommenden Beschauer entrollt sich beim Einlaufen in den Gabūn ein imposanter Anblick. Der Gabūn oder Olowipóngwe ist kein eigentlicher Strom, wie man früher

---

*) Nicht zu verwechseln mit Majómbe, dem waldigen Bergland im Innern von Loango.

vermuthete und wie jeder Uneingeweihte aus den Umrissen der Küste schließen möchte, sondern ein riesenhaftes Aestuarium, in welches die kleinen, nur etwa 10 bis 12 Meilen langen Flüßchen Cōmo oder Olombopōte, aus der Serra do Cristal kommend, und Rhémbo, auf demselben Gebirgszug, wahrscheinlich in der Nähe des Durchbruchs des Ogōwe entspringend, einmünden. So gestaltet er sich zu einer Bucht von etwa 3½ Meilen Breite, die über 10 Meilen weit südöstlich ins Land hineingreift. Die Einfahrt, noch breiter als die des Zaire (Congo), wird im Süden vom M-pongara-Point, dem sich im Südwesten der N-gombe-Point anschließt, im Norden, also am rechten Ufer vom Clarapoint gebildet. Der Gabūn hat krystallklares Wasser, eine durchschnittliche Tiefe von 12 Meter und bietet in seiner geschützten Lage, ein paar seichte Stellen abgerechnet, trefflichen Ankergrund für die größte Flotte. Doch pflegen die europäischen und amerikanischen Schiffe nicht tief ins Land einzufahren, sondern bei Glaßtown-Libreville zu ankern, dem Hauptort der französischen Colonie und gewöhnlich auch mit ihrem Namen benannt, welcher sich, in zwei Hälften getheilt, an dem der Einfahrt östlich' gegenüber liegenden, von Nordwest nach Südost verlaufenden rechten Ufer malerisch ausbreitet.

Die allgemein verbreitete, sprichwörtlich gewordene Vorstellung von dem öden und einförmigen Aussehen afrikanischer Küstenlandschaften paßt nicht im geringsten auf das Panorama von Gabūn; eine üppige Pflanzenwelt, an die der Insel Fernando Po erinnernd, reicht stellenweise bis an das Ufer, man sieht die prächtigsten Tropenbäume, deren Wurzeln die Fluten der Bucht umspülen. Das südliche Ufer ist allerdings spärlicher von der Natur bedacht, denn der Blick von meinem Standpunkt an Bord des Soudan aus wird hier allein von dem „Fetischwood" (Geisterwald) angezogen, einem dichten Rhizophorenwalde, welchen die Phantasie der Eingeborenen mit grausigen Gespenstern und dem Gorilla bevölkert, der deshalb von allen gemieden wird und jenen ins Englische übertragenen Namen erhielt. Auch den anspruch-

monium, halb zerstört durch die beständige Feuchtigkeit, in allen Fugen knarrend und ächzend, zeigt die Spuren allabendlichen Gebrauchs. Gleich daneben aber steht das dem profanen Bacchusdienst geweihte Buffet, wohlversehen mit verschiedenen Weinsorten sowie mit Cognak, Genèvre, Absynth und andern Spirituosen. Auf den Tischen umher liegen abgegriffene Bücher des mannichfaltigsten Inhalts, und Zeitungsblätter neuern Datums bedecken die alten, ältern und sehr alten Nummern.

Im Hofe, in den Waarenhäusern, auf der Werft und in der Schmiede, überall herrscht jene Regsamkeit, welche von lebhaftem Handel und Wandel Zeugniß ablegt. Die mit dem Verpacken von einheimischen Landesproducten für die Ausfuhr, mit dem Fortstauen neuangekommener Waaren, mit Ausbessern von Booten oder mit der Böttcher- und Schmiedeprofession beschäftigten Arbeiter sind größtentheils Akra- und Kruneger oder Senegalesen; sie zeichnen sich besonders durch Fleiß und Sparsamkeit vor allen andern Eingeborenen Afrikas, mit denen die Weißen in Berührung traten, vortheilhaft aus. Doch auch das weiße Personal der hier etablirten Handelshäuser greift tüchtig mit ein, hier durch ein kräftiges Wort oder einen seemännisch derben Scherz zur Arbeit anfeuernd, dort einem Dummen oder Faulen mit thätigem Beispiel vorangehend. Erreicht zwar die hiesige Rührigkeit noch nicht diejenige der englischen Colonien, so erquickt sie doch schon wahrhaft das Auge des Reisenden, der eben aus Fernando Po oder den südlichern portugiesischen Besitzungen kommt, noch voll des Eindrucks, den dort die in ihrer trägen Stagnation rettungslos hinsiechende und zu Grunde gehende europäische Bevölkerung auf ihn gemacht hat.

Zwischen den größern Etablissements findet man einfachere, aber saubergehaltene Negerhäuschen verstreut, theils gleichfalls aus Stein, theils aus leichterm Material gebaut; es sind meist Wohnungen der schwarzen Kaufleute oder Handwerker, welche in einer der Missionsanstalten erzogen wurden. Im Innern dieser Häuschen sieht es etwas bunt aus: Ueberreste von der Urväter

Hausrath bilden mit Geräthen, die auf Cultur und Gesittung deuten, ein wunderliches, oft zum Lachen reizendes Gemisch: eine Erscheinung, die sich überall wiederholt, wo die Grenzen der Civilisation und der Wildniß zusammenstoßen.

Die Missionen mit ihren Kirchen und Schulen schließen sich etwas im Hintergrunde an die Stadt an; ihre wohlgepflegten Gärten zeugen von dem Fleiß und der Thätigkeit der Missionare, welche werthvolle Pflanzen aus allen Theilen des Erdenrunds hier einzubürgern suchen, um nebst ihrer oft nutzlos, weil unzweckmäßig gelehrten Religion den Eingeborenen auch handgreiflichere Segnungen zu bringen. Die Palmen und palmenartigen Gewächse hinweggedacht, könnte man sich in die Pfarrei eines heimischen Dörfchens versetzt glauben. Neben den Gemüsen des Nordens neuseeländischer Flachs (Phormium tenax), neben der Weinrebe die Cherimoja (von den Spaniern mit Recht „la reina de los frutos" genannt), neben Feigenbäumen der herrliche Gabün-Tulpenbaum (Spathodea sp.) und viele andere Pflanzen fesseln in diesen Acclimatisations- und Versuchsgärten durch Reichthum der Arten und des Wuchses den Blick des Botanikers wie des Naturfreundes.

An Straßen darf man freilich in Glaßtown nicht denken; von Haus zu Haus führen Fußsteige, meist von Gynandropsis oder Cleome, auch Mimosa pudica und dem kosmopolitischen Wegebreit umwuchert; hier und da leuchtet auch eine blühende Poinciana aus dem Dickicht oder eine Gruppe buntfarbiger Convolvulaceen, in deren duftenden Trichterblüten ein Heer von nektargierigen Insekten sich versammelt. Etwas wie eine Straße bietet nur der flache Strand; auf seinem feuchten Sande erheben sich stellenweis mächtige Blöcke von Brauneisenstein, an andern Stellen bedecken sie, zerbröckelt am Boden liegend, ganze Strecken des Ufers. Den Meeresstrand entlang gehend, kommt man am Nordwestende von Glaßtown wieder auf einen Ufertheil, wo noch keine Häuser stehen, dafür aber die prächtigste Waldvegetation,

überragt von einzelnen Affenbrotbäumen, Wollbäumen und Oelpalmen, das Auge erfreut. Dann folgt Libreville, der Sitz der Regierung und vorzugsweise Wohnort der französischen Bevölkerung. Aehnlich wie Glaßtown angelegt, doch reicher an stattlichen Bauten, wie das 1842 gegründete Fort d'Aumale, das Hotel de Ville und sonstige Amtsgebäude mit hohen Fenstern in ihren dicken weißen Mauern, dehnt es sich durch einige Straßen und von dichtlaubigen Mangobäumen beschattete Plätze mehr nach dem Lande zu aus. Vom Bord des Soudan sah ich an der entferntesten Nordwestecke der Stadt ein allerliebstes Häuschen, im Villenstil auf einem sanft zum Ufer abfallenden Rasenfleck erbaut, den zu beiden Seiten ein theils natürlicher, theils künstlich angelegter Park coulissenförmig begrenzte.

Richtet man von Glaßtown den Blick landeinwärts in die Ferne, so hat man eine weite Ebene vor sich mit dichten Waldungen, aus welchen hier und da eine blaue Rauchsäule, den Wohnstätten Eingeborener entsteigend, in die Luft wirbelt; weiter gen Norden zieht sich eine Hügelkette hin, als deren Spitze der Bouetkegel (nach dem Lieutenant Bouet-Williaumez, welcher 1838 bis 1839 den Guineagolf erforschte, benannt) etwa 200 Meter hoch emporragt; und am äußersten Horizont schließen das Panorama bewaldete Bergzüge, die mit ihren Contouren in bläulichem Duft verschwimmen — ein entzückendes Landschaftsbild, das zwar an Wildheit der Gebirgsfiguration von Fernando Po und mancher andern Insel im Guineabusen übertroffen wird, aber in eigenartiger idyllischer Schönheit jenen Inseln und auch Freetown nichts nachgibt.

Dem Clara-Point folgt am rechten Ufer des Gabūn Cap Joinville und im Norden die Corisco-Bai, südlich vom Rinje (St. Jean)-Cap, dem nördlichsten Punkte der französischen Besitzung. In die Corisco-Bai, in welcher zwei Eilande: Big- und Small-Elobi, liegen, mündet nördlich vom Elobi-Point neben dem von Süden kommenden Mündạh der etwas größere Mūni; beide Flüsse schwemmen während der Regenzeit große Massen Sand

und Schlamm in die Bucht und thun damit ihrer Vortrefflichkeit als Hafen bedeutenden Eintrag.

Was ich über die Eingeborenen, die Witterungsverhältnisse, die Thier- und Pflanzenwelt des Landes, theils aus eigener Anschauung, theils und hauptsächlich aus den Unterhaltungen mit meinem sehr gut orientirten Freunde Schulze erfahren, werde ich, um meinen Lesern die Gabünländer im Zusammenhang vorzuführen, mit den Schilderungen vom Ogōwe verbinden.

Dienstag, den 20. Januar, spät abends nahm ich von meinem Freunde Abschied und bestieg, ziemlich ermattet und angegriffen, das Boot, das mich wieder an Bord des Soudan zurückfuhr. Das Meer leuchtete so schön und intensiv, wie ich es selten beobachtet habe; jeder von den Rudern fallende Tropfen glich flüssigem Golde.

Unsere Abfahrt verzögerte sich länger, als ich geglaubt hatte; erst um 9 Uhr vormittags des andern Tags steuerten wir am M-pongara-Point vorbei. Gegen $4^1/_2$ Uhr abends passirten wir die Linie — ohne alle Feierlichkeit oder Ceremonie. Auf den Dampfern weiß man, zum Bedauern manches Matrosen und wol auch manches Schriftstellers, nichts mehr von der Aequatortaufe und dergleichen Seemannsspäßen, welche bei Beschreibung der Reise mit einem Segelschiff noch zu interessanten Kapiteln Stoff bieten.

Nach Süden zu bleibt die Uferlandschaft niedrig, und die graugrünen Mangrovenbestände verleihen ihr einen so öden und lebensarmen Ausdruck, daß man einen in der Ferne auftauchenden Bergkegel mit Freuden begrüßt. Aber je näher wir am Abend erst der Nazareth-Bai (0°30′ südl. Br.) und dann der Lopes-Bai (0° 36′) kamen, welche durch die weit ins Meer vorspringende Insel mit dem Cap gleichen Namens gebildet wird, desto abwechselungsreicher gestaltete sich das Bild. Bergzüge mit dem hohen Sangatänga (Monticule) traten hervor; häufige Lücken im Rhizophorengürtel, die vermehrten Schaumwogen der Meeresbrandung, das Vorhandensein zahlreicher Creeks, alles deutete an,

daß wir uns dem Mündungsgebiet eines mächtigen Stromes näherten. Das Deltasystem des Ogōwe (Ogowai, Ogobai), welchen der französische Reisende Aymés „den Riesen unter den Flüssen des äquatorialen Afrika“ nennt, ist in der That großartig; es umfaßt von dem nördlichen Nazareth-Arm bis zu dem südlichen in die N-cōmilagune mündenden Fernan Vaz-Arme eine Breite von 120 Kilometer. Den Lauf des Stroms, der, abgesehen von dem südlichern Cap St.-Catharine, die natürliche Grenze des französischen Besitzthums Gabūn bildet, hat schon mancher Reisende bis zu seiner Quelle zu erforschen versucht; zuletzt 1877 Graf Brazza. Neuere Geographen nahmen an, er müsse zwischen 5° nördl. und 5° südl. Br. entspringen, weil seine regelmäßig zweimal im Jahre eintretende Hochflut: einmal im März und April, das zweite mal im October und November, mit den im März und October am stärksten fallenden Regen im Kalmengürtel des centralen Afrika correspondire. In jüngster Zeit ist jedoch festgestellt worden, daß man die Quellen des Ogōwe südöstlich von seiner Mündung zu suchen habe, wenn auch eine Verbindung desselben mit dem Congo nicht glaubhaft erscheint.

Ehe wir, am Lopes-Cap vorbei nach Süden dampfend, das Land wieder aus den Augen verlieren, werfen wir nun einen zusammenfassenden Blick auf die hoch interessanten Gabūnländer mit ihrer Bevölkerung, ihrer Thier- und Pflanzenwelt.

Die Ureinwohner Gabūns, die aber auch erst aus dem Innern eingewandert sein sollen, sind die M-póngwes, ein nach afrikanischem Maßstab hübsch zu nennender Menschenschlag, in manchen Stücken den Mandingos ähnlich, nur von hellerer Hautfarbe. Leichter als die übrigen Eingeborenen befreunden sich die M-póngwes mit den Weißen und ihren Sitten, vielleicht von dem Gedanken geleitet, bei ihnen Schutz zu finden vor den aus dem Innern mächtig herandringenden und alles erobernden Fans. Freilich besteht das, was sie bisjetzt von europäischem Wesen angenommen, zum größten Theil nur in Aeußerlichkeiten, doch macht sich in mancher Beziehung auch der versittlichende Einfluß des Weißen

immerhin schon bemerkbar. Sie besitzen ein auffallendes Talent, sich fremde Sprachen anzueignen; ich habe mit M-póngwes gesprochen, die neben ihrer eigenen Sprache und derjenigen anderer Stämme der Eingeborenen auch Englisch, Französisch, ja Portugiesisch und Spanisch verstanden. Natürlich reden sie die fremden Sprachen mit starker Beimischung ihrer eigenen. Die Wohnsitze der M-póngwes sind jetzt nur noch auf die unmittelbare Nähe der Ufer des Gabūnästuars beschränkt.

Ein schon häufig besprochenes Volk sind die Abóngo (Obongo bei Du Chaillu, Babongo in Loango). O. Lenz traf, als er den Okánde, den Mittellauf des Ogōwe, aufwärts verfolgte, dort einzelne Familien dieses Stammes an, der keine geschlossene Volksgemeinde mehr bildet, sondern zerstreut theils nomadisirend umherzieht, theils unter andern Völkern lebt und deren Sprache redet; vermuthlich gehört er zu demselben zersprengten und unterdrückten Volk wie die Akkas Schweinfurth's. Obgleich sowol geistig als körperlich sehr herabgekommen, sodaß kaum eine große kräftige Gestalt unter ihnen gefunden wird, dürfen die Abóngo doch nicht als Zwerge bezeichnet werden, insofern man bei dieser Bezeichnung an misgebildete Geschöpfe denkt, deren verschiedene Körpertheile in keiner normalen Proportion zu einander stehen; dies trifft bei den Abóngo durchaus nicht zu, vielmehr läßt sich ihre körperliche Erscheinung im Verhältniß zu den übrigen Negern etwa mit derjenigen der Pommern zu den andern Deutschen vergleichen.*) Infolge der Unterdrückung, die seit alten Zeiten auf ihnen lastet, sind sie scheu und furchtsam geworden und so gleichgültig gegen alles, daß selbst der erste Anblick eines Weißen ihnen

*) Die Messungen Du Chaillu's ergaben an fünf Frauen 133, 135, 140, 152 und 152½ Centimeter, an einem jungen Manne 137 Centimeter; die des Dr. Lenz an einigen Männern 175, an einigen ausgewachsenen Jünglingen 148, an alten Frauen 130 Centimeter. Durch Dr. Falkenstein, Mitglied der Loango-Expedition, wurde in Tschinschóscho ein etwa vierzigjähriger Babóngo von 136½, ein etwa funfzehnjähriger Knabe von 102½ Centimeter gemessen.

keine Aeußerung des Interesses abnöthigt; nur Salz, das am obern Ogōwe ebenso stark wie in vielen andern Strichen Afrikas begehrt wird, vermag ihre Begier zu reizen.

Die M-póngwes und alle übrigen Stämme des völkerreichen Gabūngebietes, wie die M-béngas an der Corisco-Bai, die Osekiānis an den Ostufern der Gabūn-Bucht, die Orūngus am Cap Lopes, die östlich von den Osekiānis wohnenden Akélles, die darauf folgenden Okōtas, Apingis, Okándas und andere, die wir, um den vorgeschriebenen Rahmen nicht zu überschreiten, hier nicht einzeln aufführen, werden aber an Zahl, Kraft, Muth und Geschicklichkeit und besonders an innerm Zusammenhalt weit übertroffen von den mächtigen Fans (Faon, Pahouin, M-pangwe, von einigen Stämmen Osyēba, Oschēba genannt), welche im Westen bereits bis an den Mūni und dessen Nebenflüsse und bis an die Südufer des Gabūn kommen, ja schon am Meeresstrande zwischen N-gōmbepoint und Cap Lopes ihre Niederlassungen haben. Unaufhaltsam drängen sie von Osten heran, was ihnen um so leichter wird, da sie als das geistig dominirende Volk von der französischen Colonialverwaltung auf mancherlei Weise begünstigt werden. Im Norden reichen ihre Wohnsitze, nach O. Lenz, bis zum 4° und 5° nördl. Br., im Süden bildet ihre Verbreitungsgrenze der Einfluß des südlich strömenden Ofūë in den Ogōwe, auch weiter abwärts von jenem Strom haben sie sich angesiedelt, und im Nordosten greifen sie ohne bestimmte Abgrenzung tief ins Innere hinein. Schweinfurth betrachtet sie als mit den Niamniam zusammengehörig. Die Fans sind von verhältnißmäßig heller Hautfarbe und, namentlich die im Bergland wohnenden, gleich den Gebirgsbewohnern im Süden Angolas, von gedrungenem, muskulösem Körperbau. Dem Kannibalismus ergeben, zeichnet sich das Volk, wie andere Anthropophagen-Völker, durch geistige Regsamkeit und Erfindungsgabe aus.

Was die Vegetation des Gabūngebiets anlangt, so ist sie die gewöhnliche des tropischen Westafrika. Die Lagunen und Flußläufe im flachen Küstenlande sind mit Rhizophoren-Waldungen

umsäumt, weiter nach dem Innern folgen Pandanus und Papyrus nebst verschiedenen Palmenarten, im Bergbezirk dichte Wälder, in der Plateauregion parkartig bewaldete Steppen. Aus den Bergwäldern bringt Gabūn Rothholz (*camwood*, Baphia nitida), Ebenholz (Diospyros senegalensis u. a.) und Gummi elasticum (von der Landolphia florida-Ranke, nicht von einem Baum) in den Handel.

Der Reichthum der Thierwelt ist durch Du Chaillu's Jagdfahrten bekannt und sprichwörtlich geworden. Zu den zahlreichen Affenarten, von denen der lange bezweifelte Gorilla und die den Lemuriden Madagaskars nahe stehenden Galagos (Galago Demidofii, den Schweinfurth traf? Einen G. Monteiri Bartl. beobachtete ich auch in Angola) hervorzuheben sind, gesellen sich mehrere Antilopenarten, Büffel (Bos brachyceros und Bos caffer), Schakale, Hyänen, Leoparden, im Innern Elefanten, Riesenschlangen, Viperarten und die Seekuh (seacow, Manga der Eingeborenen, Manatus senegalensis?), welche auch in südlichern Gegenden, im Kuīlu, Loémme, Congo und Kuánsa (peixe mulher) vorkommt.

Die Witterungsverhältnisse in den Gabūnländern gestalten den sanitären Zustand der Bewohner zu einem sehr ungünstigen, und die besonders heftig in den Küstenstrichen auftretenden Fieber raffen einen großen Procentsatz der Europäer hin, selbst die Eingeborenen haben viel darunter zu leiden. Eine nicht zu viel Menschenleben fordernde, erfolgreiche und dauernde Ausnutzung der westafrikanischen Aequatorialländer durch Weiße wird so lange unmöglich bleiben, solange man nicht den verderblichen Einflüssen des Klimas Schranken zu setzen vermag, bevor nicht wenigstens, wie es z. B. in Algier durch Massenanpflanzung des australischen Gummibaumes (Eucalyptus globulus Lab. und E. rostrata Schlecht.) mit Erfolg geschieht, die fiebererzeugenden Miasmen, welche den faulen Sümpfen entsteigen, auf irgendeine zweckmäßige Weise entfernt oder doch auf ein weniger gesundheitsgefährliches Maß reducirt werden. Im Innern des Landes findet der

Europäer auch hier, wie fast überall in Südafrika, seiner Gesundheit mehr zusagende Klimaverhältnisse, und es würde, um eine geregelte, massenhafte und gefahrlosere Einwanderung zu ermöglichen, einzig und allein der Anlage von Communicationen und der Beschaffung genügender Verkehrsmittel bedürfen, welche die Ankömmlinge den schlimmen Folgen eines längern Aufenthalts in der miasmenreichen Küstenregion durch unverzügliche Weiterbeförderung ins Innere entziehen. Es ist das eine Erfahrung, welche gleicherweise auf Ost- wie auf Westafrika ihre Anwendung findet, und allein auf ihr fußend, kann es dereinst gelingen, Afrika, diesen Erdtheil, welchem die Zukunft gehört, zu einem neuen Arbeitsfelde zu machen!

Die südlich von Cap St.-Catharine folgende Küste, welche wir Freitag nachmittag, gerade zwei Monate nachdem ich die Hauptstadt des Deutschen Reichs verlassen, bei Black Point (Ponta negra) wieder anliefen, bietet einen öden Anblick. Trostlos und kahl dehnte sich der flache sandiggelbe Strand vor uns aus, auch die starren Fächerpalmen vermochten ihm keinen Reiz zu verleihen. Ueberall dasselbe Bild ebenen Graslandes, nur selten mit dürftig aussehendem Niederwald bestanden und von schwachen Erhöhungen durchsetzt.

Von Black Point, der letzten Station vor meinem endlichen Bestimmungsort Lándana, steuerten wir Sonnabend den 24. Januar nach Süden, und zwar so dicht an der Loangoküste entlang, daß ich fast jede einzelne der am Strande stehenden Fächerpalmen unterscheiden und die Gebäude der schönen ausgedehnten Factorei Massäbe, halbwegs zwischen Black Point und Lándana, deutlich erkennen konnte. Immer aber trug die Küstenlandschaft denselben monotonen Charakter wie die nördlich von Black Point, welche nur durch die Berge an der Loango-Bai angenehm unterbrochen wird. Niedergeschlagen starrte ich über Bord auf die trübe erscheinende Meerflut, deren Farbe schon seit dem Cap St.-Catherine das Einströmen des mächtigen Congo verräth; beinahe vier Breitengrade weit wälzt der Fluß seine hellen Wassermassen fast

unvermischt mit denen des Oceans in der Küstenströmung dahin.*) Den Blick wieder erhebend, wandte ich ihn von neuem gelangweilt der Landschaft zu, die mir noch trister erschien, als sie in Wirklichkeit ist, da ich eben aus Fernando Po und Gabūn kam, aus der Ueberfülle tropischer Vegetation. Ich ahnte nicht, mit welcher Lust ich das jetzt von mir verachtete Land durchstreifen, wie lieb ich es gewinnen und wie schwer mir das Scheiden von ihm werden würde.

Um 5 Uhr abends ankerten wir in der Bucht von Lándana. Von Deck aus konnte ich mit bewaffnetem Auge kaum die kleinen braungrauen Häusercomplexe der deutschen Station Tschinschóscho, meines demnächstigen Heims, erkennen; pochenden Herzens wartete ich auf Gelegenheit, an Land zu fahren, aber meine Geduld mußte eine harte Probe bestehen, denn da alle für Lándana bestimmten Waaren in eine größere schon in See bereitliegende Launch geladen wurden, so fand kein Verkehr mit dem Ufer statt. Die an Bord kommenden Europäer erzählten mir von meinen Landsleuten in Tschinschóscho, meine Ungeduld stieg, doch keiner von ihnen kehrte eher ans Land zurück, als bis die Launch abgefertigt war, und erst um Mitternacht kam ich in Begleitung des portugiesischen Kaufmanns Thomas Rodwich, welcher die Correspondenz der deutschen Expedition an Bord des Postdampfers gebracht hatte, in Lándana an. Bei ihm blieb ich die Nacht, um am folgenden Tage, Sonntag den 25. Januar, nach langer, anstrengender, aber lehr- und genußreicher Reise, von meinen zukünftigen Freudens- und Leidensgefährten empfangen, auf der Station Tschinschóscho einzutreffen.

---

*) Die Untersuchungen, welche die Gazelle 1874 am Congo und auch im weitern Verlauf ihrer zweijährigen Reise anstellte, haben die Annahme bestätigt, daß die Farbe des Meerwassers wesentlich von dessen Salzgehalt abhängig sei: starker Salzgehalt färbt das Wasser tief dunkelblau und macht es durchsichtig; geringeres specifisches Gewicht bringt ein helleres Blau und Blaugrün hervor, und je näher an einer Flußmündung, desto grüngelber erscheint in der Regel das Meer.

II.

Die deutsche Station Tschinschóscho.

Weder Elfenbein erstrahlt
Noch goldnes Deckenfeld in meiner Wohnung:
. . . . nicht um mehr.
Fleh' ich die Götter an, vom mächtigen Freunde
Bitt' ich größern Reichthum nicht,
Genug beglückt durchs einzige Sabinium.

Horaz.

Etwa hundert Schritt von den Schaumrändern entfernt, welche die donnernde Brandung des Oceans auf den sanft anschwellenden sandigen Strand ruhelos hinaufschiebt, steigt eine circa 16 Meter hohe Uferwand — wir nannten sie localpatriotisch „Klippe", wie ja der Berliner seiner Hasenheide Waldpoesie andichtet — ziemlich steil empor. Ein schmaler Fußpfad, von hohen Ricinusstauden und Gräsern umwuchert, führt in einigen Krümmungen an ihr hinauf; wir verfolgen ihn und stehen vor der deutschen Station Tschinschóscho (portug. Chinchoxo), unserm sweet home in Afrika!

Bald zwei Jahre sind verflossen, seit wir wieder von diesem Erdtheil schieden, zwei lange Jahre, reich an Sehnsucht, reich an Erinnerungen im Wachen und Träumen, reich des Gedenkens an jene Zeit, in welcher sich das Gefühl der Freiheit, der Ungebundenheit mit der ernsten Auffassung unserer hohen Pflichten und dem Bewußtsein ihrer Erfüllung zu einem Glück reizendster Art einten. Immer noch drängen sich uns im gesitteten Europa

Vergleiche mit der Wildniß auf, wo wir wenigen Deutschen, verbunden durch gemeinsame, zur Ehre unsers Vaterlands, zur Förderung des Wissens, in warmer Liebe für die Menschheit übernommene Aufgaben, uns keineswegs einsam fühlten. Im Kreise gebildeter Männer und feinfühliger Frauen, im Rauschen des tonreichen Musikgenusses, im strahlenden Ballsaal, stets und überall treten der Schwarze und sein Land in ihrer ganzen Individualität vor unser geistiges Auge, immer noch hören wir des „Wilden" monoton-melodische Gesänge, das Klimpern auf seinen einfachen Instrumenten, sehen wir die fröhlichen Menschen im engen Kreise tanzend sich tummeln. Unwillkürlich schweifen in den bequemen Räumen unserer stattlichen Häuser unsere Gedanken weit, weit gen Süden, noch über den Aequator hinaus, nach unserer kleinen Colonie am Strande des Atlantic, zu unsern Häuschen von Mattenwänden, mit kahlen Fensterluken, den rohgezimmerten Tischen, dem eisernen Feldbett, den vielen Spinnen, Mosquitos und Ratten — alles noch so urweltlich einfach, wildnißumweht, und uns doch so lieb, so lieb, daß es sich oft wie eine weiche bittende Hand um das Herz legt, als ob sie uns dorthin zurückgeleiten wolle, um uns nie mehr wieder zu lassen.

Doch fort mit den trübestimmenden schönen Erinnerungen! Begleite mich jetzt der Leser, damit ich ihn als aufmerksamer Wirth mit meinem neuen Heimatshause vertraut mache, ehe ich ihn in dem neuen Heimatlande umherführe.

Zehn Schritt vom Rande der Klippe und demselben parallellaufend zieht sich ein aus starken Gerten geflochtener dichter Zaun hin, eine an dicken Lederstücken etwas windschief hängende Thür steht uns gastlich offen, und wir kommen durch sie hindurch auf einen großen saubergehaltenen Hofraum, aus dessen Erdreich nur hin und wieder seit der letzten Reinigung ein junges Gräschen aufsproßte. Gleich zu unserer Rechten, unmittelbar am Zaun passiren wir ein niedriges kleines Häuschen; in ihm wohnen die Moleques der Station, unsere Hausdiener, meist treue anhängliche Knaben aus bessern Familien von Eingeborenen der

Umgegend, sogar „Prinzen“ darunter. Weiter im Hofe rechts steht, die Giebelseite dem Meere zukehrend, ein größeres Wohnhaus. Die uns entgegenschauende Wand macht einen gar stattlichen Eindruck, da eine Anzahl für die Photographie untauglich gewordener Glasplatten als Fenster, freilich primitiv genug zusammengesetzt, fast ihre ganze Breite einnehmen; sie reicht bis zu den untern Dachrändern und besteht, wie die von allen übrigen Häusern, aus mehrschichtig nebeneinandergestellten Schaften des Loangograses (des classischen Cyperus Papyrus), deren schwammiges, korkähnliches, von einer braungelben lederharten Haut umgebenes Gewebe eine Art Zusammennähen der einzelnen Schafte mit Moschinga gestattet. Moschinga sind unserm Stuhlrohr ähnliche feingespaltene Streifen zweier Arten der Rotangpalme, des Libámba der Eingeborenen; vielleicht dieselbe, welche Schweinfurth bei den Niamniam zu ähnlichen Zwecken verwendet fand, wie auch die Rohrstöcke daraus geschnitten werden, welche er bei den Monbuttus erwähnt*). Diese Wände von Loangogras halten sich bis etwa zwei Jahre; dann müssen sie, weil von Ameisen und Würmern zerfressen, durch neue ersetzt werden.

Oberhalb der Giebelwand bis in die aus mehreren, durch eiserne Faßbänder zusammengehaltenen Baumstämmen bestehende Dachfirst hinein ist eine Reihe senkrecht stehender Latten (portug. sarrafos) befestigt, und die gleiche Vorrichtung findet sich auch im Innern des Hauses über der Längswand, welche das ganze Haus in zwei gleiche Hälften scheidet, sowie an jeder einzelnen Zimmerwand; sie hat den Zweck, eine beständige Luftcirculation zu erhalten, welche indeß, da die aus Matten bestehenden Wände selbst durch zahlreiche Ritzen schon Luft in genügendem Maße hindurchlassen, bisweilen allzu stark wird.

Das Dach des Hauses, welches den Giebel und die Seitenwände zum Schutz gegen Regengüsse weit überragt, ist aus der Länge nach zusammengefalteten Wedeln der Raphiapalme gebildet,

*) G. Schweinfurth, „Im Herzen von Afrika“ II, 167.

die in mehrern Lagen übereinander auf dem Gitterwerk der die Dachbalken verbindenden Gerten mit Moschinga festgebunden werden und eine so dichte Decke abgeben, daß, wenn der Sturm nicht ganze Flächen derselben aufhebt, kein Regentropfen in die Zimmer dringen kann.

Das Giebelzimmer nimmt die ganze Breite des Hauses ein; der lange, in der Mitte des rohgedielten Raumes stehende Tisch, von braun angestrichenen Breterstühlen umgeben, einige primitive Schränke zum Aufbewahren von Speiseresten, Tellern, Gläsern, Löffeln, Messern und Gabeln, thönernen Wasserflaschen (Moringuen), Lampen weisen darauf hin, daß wir uns in dem Eß- und Gesellschaftssalon der Station befinden. Weitere Zimmerausstattung kann unser Auge nicht entdecken, wenn man nicht die aus verblichenen Goldpapprahmen melancholisch herrausschauenden Porträts von Weißen und Schwarzen dazu rechnen will. Doch halt! fast vergaß ich ein auch bei uns immerhin nothwendiges, obwol verhältnißmäßig selten benutztes, in jedem Hause Westafrikas aber für ganz unentbehrlich erachtetes Geräth: neben einem der Schränke hängt eine Palmatoria, ein dickes, schweres, mit einigen Löchern versehenes rundes Stück Holz von der Größe einer Handfläche an einem etwa fußlangen Stiel, mit demselben aus einem Stück geschnitten; es ist ein Strafinstrument. Der Uebelthäter erhält Schläge auf die flache Hand (palma) mit dem runden Blatt des Holzes, dessen Löcher den Widerstand der Luft möglichst aufheben sollen.

Zwei grünangestrichene Thüren zu beiden Seiten der Längswand führen aus dem Eßzimmer in die innern Gemächer. Durch die eine gelangt man in den „Fetisch" (spr. Fetĭsch), welches Zauberwort, dessen Klang in jedem Neger ein geheimes Bangen hervorruft, als Name für einen Vorrathsraum gewählt wurde, vielleicht um Diebe damit abzuschrecken. Mehr Sicherheit bieten indeß jedenfalls die Palissaden von Stämmen der wilden Dattelpalme (Phoenix spinosa), womit die Außenwand dieses Theils des Hauses umschlossen ist. In diesem Fetisch werden nicht nur die

Vorräthe für unsere Mahlzeiten, sondern auch die Waaren aufbewahrt, gegen welche wir den täglichen Bedarf an Lebensmitteln eintauschen: Kattune, Wollenstoffe, Tischmesser, Löffel, Spiegel, Nadeln, Angelhaken, Gläser, Töpfe, Machetes (säbelartige Messer), allerlei andere Kurzwaaren und Schnurrpfeifereien, endlich der nervus rerum für jeden hier abzuschließenden Handel, ein Faß voll Negerrum, d. h. voll möglichst dünnem, schlechtem Rum, der in den vielen Händen, durch welche er bis in die des letzten Verkäufers gegangen ist, immer neuen Wasserzusatz erhielt.

Die andere Thür führt in die Zimmer eines meiner Gefährten, und da derselbe gerade abwesend ist, lassen wir sie verschlossen. Wir treten wieder auf den Hof und gehen den etwa einen Fuß hoch aufgeschütteten Sandwall entlang, welcher dem Hause als gegen Nässe schützendes Fundament dient. So kommen wir durch die letzte Thür in die von mir bewohnten beiden Räume, von welchen der eine, an dem wir vorbeigingen, an den Fetisch stößt, der andere den zweiten Giebel des Hauses als Wand hat. Hier sieht es gar bunt, eben afrikanisch aus. Links von der Thür, an der Giebelwand, steht ein langer Tisch, auf den von oben durch die Latten und darunter durch die geöffnete Fensterluke helles Licht fällt; ein kleines aus Kistenbretern zusammengenageltes Bücherregal mit meist botanischen und Reisewerken, umherliegende Hefte, Schreib- und Zeichnenutensilien, ein Mikroskop, Lupen, Bandmaße — alles besagt, daß dies mein Arbeitstisch ist.

Zwar aus hartem Holze roh gezimmert und kaum gehobelt zu nennen, läßt er sich doch bei einiger Vorsicht gegen widerspenstige, nach meinen Fingern lüsterne Splitter recht gut zu seinem Zweck benutzen.

Welche Reihe von schönen Erinnerungen knüpft sich für mich an diesen Tisch! Hier saß ich, wenn ich nach einer Excursion die gesammelten Pflanzen untergebracht und mich umgekleidet hatte, um die auf der Streiferei durch Wald und Steppe empfangenen Eindrücke, die an Thier und Pflanze, an der ganzen Natur gemachten Beobachtungen niederzuschreiben und meine

Freude über das mir zutheil gewordene Glück in frohen Briefen an die fernen Meinigen auszudrücken; hier verschlang ich den Inhalt des sehnlich erwarteten, endlich, endlich eingetroffenen Briefpackets aus Europa; hier zeichnete und malte ich manche Blüte, manche Frucht, bestimmte ich Pflanzen oder emballirte Sämereien für meine Sammlung. Stockte einmal die müde gewordene Hand oder riß mir der Gedankenfaden, dann brauchte ich nur vom Tische auf und durch die Fensterluke ins Weite zu blicken, und sofort kam mir neue Kraft und Frische zur Arbeit; denn da sah ich in geringer Entfernung die braungrauen Hüttendächer des Dorfes Lusāla über die Savanengräser hinweglugen und dahinter einen hohen Berg, dessen Lehne kleinere und größere Flecken Buschwerk und Wald bedeckten und an dessen Fuß Gruppen von Affenbrot- und Wollbäumen und von Oelpalmen das Auge erfreuten.

Rechts vom Arbeitstische, im Winkel, der von der Giebel- und der Längswand gebildet wird, lehnen meine Gewehre; zwischen den langen zollbreiten Spähnen (Bansa) vom Wedelstiel der Raphiapalme, welche, quer über die senkrechtstehenden Loangograsschafte der Wand gebunden, denselben mehr Festigkeit geben, sowie in diesen selbst stecken Jagdmesser, Revolver, Pflanzenspatel und anderes dem Sammler in der Wildniß nöthige Handwerkszeug. An der langen Innenwand liegt auf einigen an die Stützpfosten des Daches angenagelten Holzpflöcken ein Bret, mit Gummi arabicum-Flaschen, Patronen, frischgegossenen Kugeln, vollen und leeren Kasten und Schachteln, mit gefüllten und leeren Sammelflaschen, Pulverbüchsen, Schrotbeuteln, Werkzeugen zum Reinigen der Gewehre schwer belastet. Nicht weit davon ist ein kleiner Riegel von Antilopenbeinen befestigt, an dem, mit einem Stück zusammengenähten Kattun überdeckt, meine Garderobe hängt oder hängen soll, denn oft genug wachte ich in der Nacht auf und hörte, wie die Ratten, um zu der Haut auf den Antilopenknochen zu gelangen, die Aufhängeschnüre der Kleider durchnagten, bis ein Stück nach dem andern zu Boden fiel. Ein paar darunter-

stehende Blechkoffer enthalten Wäsche und andere Gegenstände, die vor Feuchtigkeit und Nagethieren geschützt werden müssen, wie Aquarell-Papier und Farben, Taback, Cigarren, Schuhzeug und dergleichen. Dieser Wand gegenüber steht mein eisernes Feldbett, überhangen mit einer Mosquitäre aus ganz leichtem Baumwollenstoff; daneben ein Waschtisch, d. h. ein Tischchen, in dessen Platte ein Loch zum Hineinsetzen der Schüssel ausgeschnitten ist.

Eine Thüröffnung ohne Flügel führt in das Nebenzimmer. Sein ganzes Meublement besteht in zwei nebeneinander stehenden langen Tischen, an denen ich meine Pflanzen sortire oder ein- und umlege, und einem breiten Wandregal mit einigen Packeten schon präparirter und für den Versandt fertiggestellter Pflanzen. Am Boden sind die vorräthigen Papierballen aufgestapelt; über dem Tisch hängen von der Decke herunter an einem Faden kleine Blättchen Papier, an einem andern daneben ein Bleistift, damit ich die Pflanzen beim Umlegen schnell mit den nöthigen Notizen versehen kann.

Unter „Decke“ darf man freilich keine Zimmerdecke in unserm Sinne verstehen, sondern nur das Innere des schräg ansteigenden Daches. Grau und düster sieht es da oben aus; kaum daß sich die dunkeln Quergerten von den hellbraunen Blattlagen abheben. In zahllosen Fäden und oft bewundernswerth künstlichem Flechtwerk hängen dort die Gewebe einer großen schwarzen Spinne mit goldgelbgestreiftem Hinterleib, in welchen der durch das Dach sickernde feine Staub sich sammelt, aber auch Mücken, Fliegen, Wespen und Schmetterlinge zu Dutzenden kleben bleiben, den lauernden Webern eine willkommene Beute. Diese natürliche Garnitur von dem Dache zu entfernen, wäre Danaïdenarbeit, denn schon am andern Tage hinge sie wieder da — und warum sollte man ihr auch den Platz nicht gönnen, da sie ein gut Theil der überlästigen Mosquitos wegfängt und eine große Menge von dem Staub aufnimmt und festhält, der, zudringlicher als Regentropfen, vom Winde in das Dach hineingeweht und von den

dort oben hausenden Ratten aus den Blättern, die als Dachschindeln dienen, geschüttelt wird.

Hier und da in den Ecken des Balkengefüges oder zwischen den Thürleisten und Fensterläden baut sich eine Raubwespe ihr Nest aus Erde mit kunstvollen Gängen, in welche sie Massen von Raupen hineinschleppt. Ueber der Thür meines Arbeitszimmers sitzen frei auf einer Stange zwei graue rothgeschwänzte Papagaien — dieselben, die ich auf der Rückreise mit mir ins kalte Deutschland gebracht und die mir soeben klug und aufmerksam zuschauen, als wüßten sie, daß ich von ihnen erzähle. Auch sie scheinen sich noch oft ihrer Heimat zu erinnern, denn neben den erlernten deutschen Worten rufen sie manchmal in den früher gewohnten und oft gehörten Lauten: moleque, agua fogo, oder schelten: negro, malandro (Taugenichts), oder sie ahmen den eigenthümlichen Pfiff der Hängemattenträger nach, oder den dumpfen Ruf des afrikanischen Kukuks, oder den schrillen Laut des Regenpfeifers, wol jener Zeit dabei gedenkend, als sie noch nach Belieben aus dem Zimmer spazieren, unbeholfen auf dem Hofe einhertappen oder geschickt auf den Dächern umherklettern durften; jetzt sind sie an ihre kleine Stange angekettet, denn im gesitteten Europa hat man ja Gardinen, Teppiche und Politur vor ihnen zu schützen.

Das waren meine Studir-, Arbeits-, Wohn- und Schlafzimmer in der Station; die meiner Gefährten sind ebenso oder ähnlich, ihren Zwecken entsprechend eingerichtet.

Doch sehen wir uns weiter auf dem Hofe um. Links von der Eingangsthür, dem Molequehaus gegenüber befindet sich der Hühnerstall, welcher jedoch nur selten von einer befriedigenden Menge Federvieh belebt ist. Dann folgt ein Haus, dessen eine Hälfte die Küche, die andere ein Fetisch für die größern Vorräthe einnimmt. Durch die Thür des Eßzimmers kann man vom Tisch aus gerade in die Küche sehen, denn die uns zugewendete Seite dieses Hauses ist nur ein Breterverschlag, der heruntergeklappt und als Tisch benutzt wird, sodaß dann das Innere der Küche bloßliegt. Auf dem Herde aus Lehm

und Steinen, von einem Akra=Neger errichtet, stehen rechts etwas erhöht über Eisenstäben die Töpfe am Feuer, links der Backofen, eine hohle Halbkugel mit einem statt der Thür vor die Oeffnung gesetzten Bret. An die Küche stößt ein Gang, der nach der andern Abtheilung des Hofes führt. Dieselbe enthält ein zweites Wohnhaus, genau so wie das schon geschilderte gebaut und eingerichtet, in der Mitte den Taubenschlag und im Hintergrunde ein Affen= und ein Vogelhaus. Ueber die Bewohner der letztern beiden werde ich in einem spätern Kapitel berichten. Ein kleines festes Blockhaus in einem Winkel des Hofes birgt unsere Pulvervorräthe, und an dem vor demselben befindlichen zwei=etagigen Gitter aus Gertengeflecht hänge ich mein Pflanzenpapier zum Trocknen auf. In zwei kleinen Häuschen zur Linken des zweiten Wohnhauses logiren der Linguister (Dolmetscher), der Lavandeiro (Wäscher), der Cozinheiro (Koch) und einige auf der Station arbeitende Zimmerleute. Rechts vom ersten Wohnhause liegt der Garten, und nicht weit davon ein luftiges Häuschen, das uns zu meteorologischen Beobachtungen dient.

An drei Seiten ist die Station von der Savane begrenzt, durch welche ein Pfad nach einer etwa achthundert Schritt entfernten holländischen Factorei, ein anderer nach dem tausend bis zwölfhundert Schritt im Rücken der Station liegenden Dorfe Lusāla führt.

Alle Gebäude haben schwarze Zimmerleute aus dem südlich von Lándana gelegenen Orte Kabinda (engl. Cabenda an der Cabenda=Bai) erbaut, und zwar mit so einfachen unzulänglichen Werkzeugen, daß die primitive Construction der Bauten keiner Entschuldigung bedarf, nämlich mit einem gewöhnlichen Hammer, einem wackeligen Winkelmaß, einem untauglichen Hobel, Nägeln, Bandeisen, einer breiten Blattsäge, mit welcher auch die sämmtlichen Latten gesägt werden müssen, was bei dem steinharten Holze eine wahrhaft bewundernswerthe Geduld erfordert, endlich mit einer Hacke in der Form unserer Kartoffelhacken, nur mit mehr gewölbter und schärferer Platte, zum „Schneiden“ der

Breter. Mittels solcher Hacken werden die Breter in den Wäldern tiefer im Innern, nur je eins aus einem Baum, ganz roh herausgehauen und dann, nachdem sie die Flüsse herab zum Verkauf gebracht worden, zu Dielen, Tischplatten, Latten u. s. w. entsprechend dünner, feiner oder glatter behackt.

Das war unsere Niederlassung, wie ich sie vorfand, oder vielmehr wie sie kurz nach meiner Ankunft aus Europa fertig wurde. Ich entsinne mich hierbei einer komischen Scene. Als ich mein Eckzimmer bezog, war der Fußboden noch nicht gedielt, und zahlreiche Löcher in der Erde verriethen, daß es einem Heer von Ratten und anderm Gethier zum Tummelplatz diene. Wirklich sollte ich gleich in der ersten Nacht, die ich in der Station zubrachte, von einem unliebsamen Gaste heimgesucht werden. Ich hatte mir im Schlaf die rauhe wollene Decke meines Lagers, an die ich noch nicht gewöhnt war, vom Körper gestreift, sodaß ich ziemlich nackt dalag; plötzlich erwachte ich, ich fühlte etwas auf meinen Füßen herumkriechen. Mein erster Gedanke war, es könnte eine Schlange sein, darum verhielt ich mich regungslos, um sie nicht zum Beißen zu reizen. Allein bald ward ich an der eigenthümlichen kratzenden Empfindung, die mir das Hin- und Herkriechen des Thiers verursachte, gewahr, daß mein Bettgenoß eine Anzahl Beine und zwar sehr harte Beine haben müsse; eine Schlange war es also nicht. Nun entschloß ich mich rasch; mit kräftigem Ruck wurde das Thier abgeschüttelt, ich sprang vom Lager und zündete Licht an. Da sah ich in die Maschen meines Mosquitonetzes verwickelt — eine große Landkrabbe zappeln und mit ihren weit hervorstehenden Augen mich anglotzen. Nachdem ich sie aus dem Netze befreit, retirirte sie mit möglichster Schnelligkeit in eins der Erdlöcher, das ich dann natürlich, um einer fernern Visite vorzubeugen, fest verstopfte. Am andern Morgen gab mein nächtliches Abenteuer, als ich es den Genossen erzählte, viel Stoff zu Scherz und Gelächter.

Das Aeußere der Station hat im Laufe der Zeit mancherlei Veränderungen erfahren, und noch größern Wechsel die Lebens-

weise ihrer Bewohner. Die Schilderung der letztern behalte ich mir für ein eigenes späteres Kapitel vor; von jenem aber möchte ich nicht gern scheiden, ohne den Leser auch noch in meinen Garten geführt und ihm einiges darüber mitgetheilt zu haben.

Ausschließlich praktischen Zwecken, nämlich der Versorgung unserer Küche gewidmet, konnte er auf den Namen eines Kunstgartens kaum Anspruch erheben, zumal mir, außer wenn ich allein als Hüter des Anwesens in der Station zurückbleiben mußte, meine wissenschaftlich botanischen Arbeiten und Excursionen nur wenig Zeit für seine Pflege übrigließen. Das gewählte Terrain erwies sich leider als kein günstiges, denn der Boden, vor kurzem noch zur Savane gehörig, war durch vielhundertjährigen Graswuchs ausgesogen; doch blieb keine andere Wahl, da der Wald, dessen abgeholzte Lichtungen auch von den Eingeborenen zu ihren Culturen dem Savanenboden vorgezogen werden, zu weit von der Station entfernt lag.

Immerhin machte der Garten mit seinen regelmäßigen Gemüsebeeten einen ganz netten Eindruck. Ananaspflanzen und aus dem Walde hierherversetzte Bananen- und Piment- (Capsicum frutescens) Stauden faßten die Beete ein, auf die ich Bohnen, Erbsen, Salate, Carotten, Mangold, Gurken, Melonen, Kohlrabi, Blumen- und verschiedenen andern Kohl, Petersilie, Radies, Winterrettig und Zwiebeln gesät hatte. Die Aussaat geschah im Januar und September, weil die um diese Zeit zu erwartenden Regen die künstliche Bewässerung ersparen, nachdem zuvor der Boden umgehackt und mehrere Tage tüchtig mit Wasser getränkt worden. Letzteres ist unbedingt nothwendig für das Aufgehen der Sämereien.

Bohnen lieferten reiche Erträgnisse und ich baute deshalb ziemlich viel davon. Dagegen mußte ich es nach mehrfachen fruchtlosen Versuchen aufgeben, Erbsen zu ziehen; die niedrigen Erbsen blühten zwar reich, aber die Blüten fielen fast sämmtlich mit den Blütenstielen ab, die hohen Erbsen aber blühten gar

nicht. Da weiter im Innern wohnende Europäer viele und gute Erbsen zogen, so schreibe ich meine Miserfolge den Einwirkungen der Seebrise zu. Salat wird an der Küste viel gebaut, er steht jedoch wegen des prägnanten bittern Geschmacks seines Milchsafts den Salaten unserer nordischen Gärten sehr nach. Carotten kamen gut und reichlich; auch der Mangold gab lohnenden Ertrag, obgleich nach meinen Erfahrungen alle solche Pflanzen des Nordens, von denen die Wurzel oder der feste Blätter- und Blütenkopf benutzt wird, für die Tropen sich nicht recht eignen; die hohe Temperatur beschleunigt ihr Wachsthum zu sehr und läßt ihnen nicht Zeit genug, die nutzbaren Theile allmählich und gedrungen auszubilden. Nur Rothkohl gedieh, allerdings in kleinen Köpfen, ausgezeichnet. Die Gurkenzucht würde sehr dankbar sein, leider schädigt sie aber ein Feind, der auch der Pfirsichcultur in Deutschland viel Abbruch thut: wie in die jungen Triebe der Pfirsiche, legt hier in die Blütenzweige der Gurke ein Insekt seine Eier ab, und die ausgebrüteten Maden höhlen dann den Trieb aus, bis er verwelkt und abfällt. Von demselben Insekt wurde eine afrikanische Bohnenart heimgesucht, während merkwürdigerweise die den Gurken doch so nahe verwandten Melonen davon verschont blieben. Die letztern trugen gut, besonders die Wassermelonen und auch die Abobora der Portugiesen. Kohlrabi gedieh vorzüglich, doch ebenfalls nur in kleinen Köpfen. Blumenkohl schoß stark ins Blatt und brachte verhältnißmäßig kleine, lockere Blüthenstauden. Die Radieschen waren schärfer an Geschmack als die unsrigen, und es scheint mir bemerkenswerth, daß auch die runden Sorten, die ich gesät hatte, hier in längliche umschlugen. Rettige und Zwiebeln blieben so klein, daß sie, ebenso wie die fast ganz misrathende Sellerie, die auf sie verwendete Mühe nicht lohnten, wogegen Petersilie gut gedieh.

Im ganzen war sowol die Mühe der Bearbeitung als der Aerger über die häufige Vergeblichkeit derselben größer, als ich mir gedacht. Wie gering und schwach sind doch die Feinde des nordischen Gartenfreundes gegen die zahllosen der Tropen! Schon

die unermüdlich thätigen Ameisen allein können in einer einzigen Nacht alle Sämereien des Gartens davontragen.

Während ich mich 1875 zehn Monate in der südlichern portugiesischen Colonie Angola aufhielt, wurde die Station erweitert und auch dem Garten ein größerer Raum zugetheilt. Bei meiner Wiederkehr im October des erwähnten Jahres fand ich außer verschiedenen Schmuckpflanzen einen bereits dicht überwachsenen Laubengang von Maracuja (Murucuja, Passiflora edulis Sims.), welche die reizende lillafarbene Passiflorenblume hervorbringt und zugleich köstliche Früchte darbietet. Im Schatten dieser Bäume nahmen wir an Feiertagen unsere Mahlzeiten ein; der Ausblick von da über den pflanzen- und fruchtreichen Garten gewährte ein wunderbares Bild: die bescheidenen Kinder des nordischen Küchengartens neben den stolzen prächtiggeschmückten Erzeugnissen der Tropen!

III.

Die Loangoküste und ihre Bewohner.

> Es drängt sich uns die Ueberzeugung auf, daß die Neger über die Stufe der Rohheit hinaus sind, auf der man sogenannte Wilde zu finden erwartet, daß ihre intellectuelle Begabung sich nicht auf ein blos receptives Verhalten erstreckt, sondern höherer Entwickelung hinreichend fähig ist.
>
> Th. Waitz.

Ein flüchtiger Blick auf die Karte zur Entdeckungsgeschichte Afrikas lehrt, wie erfolgreich in unserm Jahrhundert, und besonders in den drei letzten Jahrzehnten an der Erforschung dieses Erdtheils gearbeitet wurde, dessen größtes und wichtigstes Mysterium uns erst vor einigen Monaten durch Henry Stanley entschleiert worden ist.

In mannichfachen Windungen kreuzen sich die zahlreichen Wege der kühnen Entdecker im Süden und Norden, im Osten und Westen; allüberall durchfurchte menschliche Willenskraft, Ausdauer und Intelligenz den unbekannten, so schwer nahbaren Continent. Aber auch überall scheiterten Lebensschiffe der Forscher, finden wir Gräber und einfache Kreuze, umrauscht von Urwaldbäumen oder Steppengras. Im Süden wurde das Herz des großen Livingstone nach des Sterbenden Wunsch von seinen Getreuen im Walde gebettet, und wir sahen dort das überraschende Schauspiel, daß ein paar einfache Neger in bewundernswerther Hingabe und Treue den Leichnam ihres Herrn Hunderte von

Meilen durch Wildnisse, Feindseligkeiten und Gefahren hindurchtragen, um ihn zu seinen trauernden weißen Freunden zu bringen. Im Südosten fielen Roscher und von der Decken durch Mörderhand, im Nordosten Harnier und Steudner, im centralen Norden Eduard Vogel, Beurmann und von Bary, im Nordwesten der kühne Mungo Park, neben andern Mitgliedern der Baikie'schen Nigerexpedition der Deutsche Theodor Vogel, im Südwesten in neuester Zeit Eduard Mohr und von Barth-Harmating.

Eine unverhältnißmäßig große Zahl der Reisen vertheilt sich auf den Süden, den Osten und den ganzen Norden, während erst wenige Versuche gemacht wurden, vom Südwesten und besonders vom südäquatorialen Westen aus in den Erdtheil einzudringen. Hier thürmten sich den Reisenden so große elementare Schwierigkeiten entgegen, daß alle, kurz nach dem sie landeindringend den Ufern des Atlantischen Oceans den Rücken gewendet und im Innern mit unzähligen Hindernissen um den Sieg zu ringen begonnen hatten, unverrichteter Sache um- und wieder heimkehren mußten. Ich erinnere nur an die verunglückten Unternehmungen von Du Chaillu, von Marche und Compiegne, an die deutschen Expeditionen 1873—1876 von O. Lenz am Ogōwe und die an der Loangoküste, an die der Engländer Tuckey 1816 und der Brüder Grandy 1873 am Congo, und endlich an die deutsche Kassāndsche-Expedition weiter im Süden. Alle diese Versuche, wenn auch für die Wissenschaft von meist schätzenswerthen Erfolgen begleitet, führten nicht zum Ziele, nicht in das Herz des Continents oder gar an die östlichen Gestade desselben; denn gerade hier vereinigen sich sämmtliche Schwierigkeiten, welche in andern Theilen Afrikas den Reisenden nur einzeln entgegentreten; die gänzliche Unkenntniß, das absolute, kaum durch Hörensagen durchdämmerte Dunkel, das bis vor kurzem über die westäquatorialen Gebiete herrschte und mancherorten, z. B. gerade in dem der deutschen Hauptexpedition als Eingangspforte bestimmten Loango, unmittelbar bis an das Meer reichte, verband sich mit den von der Natur errichteten Schranken und

den eigenthümlichen politischen und socialen Verhältnissen der Eingeborenen. Bei uns zu Lande, wo Posten, Telegraphen und Eisenbahnen fast wie das tägliche Brot zum normalen Leben gehören, ahnt man kaum, zu welch unübersteiglicher Höhe dort das Zusammenwirken so vieler ungünstigen Umstände sich emporgipfelt. Es gehört ein jahrelanges Studium dazu, um den Plan des Eindringens in jene Länder zur Ausführung zu bringen. Die Natur bietet keine Wege und Hülfsmittel, und der Mensch lebt in einer fremdartigen Ideenwelt, in welcher die dem Streben des Reisenden geradezu feindlichen Verhältnisse wurzeln. Der Eingeborene thut nichts für die Zwecke des Weißen, er arbeitet ihm und den Seinen sogar mit List und Gewalt entgegen. Mit List durch allerlei Chicanen, durch Aufwiegelung der Begleiter des Reisenden, durch irreleitende Angaben über das nächst zu durchziehende Land; mit Gewalt durch thätliche Feindseligkeiten!

Als Gegenwaffe bleibt dem Weißen nichts weiter als Geduld und Ausdauer; kommt er ohne diese beiden Eigenschaften hin, so werden sie ihm von den dortigen Zuständen anerzogen. Um sich gewaltsam den Weg zu erzwingen, dazu bedarf es einer sowol durch ihre Anzahl imponirenden als wohldisciplinirten und wohlbewaffneten Escorte; da aber Weiße wegen des ungesunden Klimas in den Küstenniederungen, wo ja wie erwähnt das unbekannte Gebiet, um nicht zu sagen das unbekannte Innere, schon beginnt, nicht eingeführt und als Bedeckungsmannschaft verwandt werden können, so bleibt eben nichts anderes übrig, als sich geduldig und ausdauernd eine Garde von treuen Eingeborenen heranzubilden. Dieselbe dient in erster Linie allerdings nur zum Transport der zum Eintausch von Lebensmitteln nöthigen Waaren, dann aber auch zu dem in den meisten Fällen schon genügenden augenscheinlichen Beweis, daß der Reisende über eine große und gefährliche Macht verfügt, von der er im Nothfall thätlichen Gebrauch machen kann. Diese Umgebung, die man sich als Transportmittel und Schutzwache zu beschaffen hat, muß aus Leuten bestehen, welche auf den Weißen allein angewiesen sind, von ihm

allein abhängen und, anfangs durch äußerliche Umstände gezwungen, später freiwillig Leid und Freude mit ihm theilen. Bei der politischen Miswirthschaft in jenem Theile von Afrika ist es unmöglich, dort selbst eine genügende Anzahl Eingeborener anzuwerben, für deren Verhalten ein Fürst oder Machthaber sich verbürgt und haftet; es müssen daher aus andern, entfernten Gegenden Schwarze herbeigeholt werden, welche sich gegen bestimmten an sie selbst oder ihren Eigenthümer zu zahlenden Lohn auf eine Reihe von Jahren an den Reisenden verdingen, die also infolge ihrer fremden (von der des Landes wenigstens dialektisch verschiedenen) Sprache und Sitte und weil sie von den Landeseingeborenen mit argwöhnischen Augen betrachtet, oft selbst feindlich behandelt werden, ausschließlich nur mit ihrem weißen Herrn verkehren. Hat sich der so Angeworbene erst von der Nothwendigkeit überzeugt, allein diesem zu folgen und zu ihm zu halten, dann wird es bei consequent gerechter und gütiger Behandlung nicht lange dauern, und er hängt ihm auch aus Neigung an, stolz darauf, daß der Weiße für ihn sorgt und ihn den andern Eingeborenen gegenüber bevorzugt und in Schutz nimmt. Der in dem Küstenlande selbst, von wo der Reisende den Marsch ins Innere antreten will, geborene und heimische Schwarze läßt sich wol gegen gute Bezahlung für den Reisedienst anwerben, aber von vornherein mit der Absicht, bei der ersten günstigen Gelegenheit, jedenfalls im Moment der Gefahr zu desertiren und in sein Heimatsdorf zurückzukehren. Der aus fremdem Lande eingeführte Neger hingegen kann nicht daran denken, unterwegs fahnenflüchtig werden zu wollen, denn er weiß, die Eingeborenen würden ihn nicht bei sich aufnehmen, vielmehr ihn, um das übliche Lösegeld zu verdienen, zu seinem Herrn zurückbringen.

Auch die deutsche Loango-Expedition hat in dieser Beziehung schlimme, theuer bezahlte Erfahrungen gemacht, und es liegt hierin zugleich die ganze Geschichte derselben. Hoffnungsvoll unternahm ihr Führer im Jahre 1874 mit einer Begleitung von gemietheten freien Negern (Manangāmbas) aus Loango den ersten Vorstoß

in das Innere, aber schon an der Grenze von Yángela setzten ihm seine Leute mitten im Walde das Gepäck vor die Füße und liefen davon, angeblich aus Furcht vor den als Kannibalen verschrienen Bángelas, den Bewohnern von Yángela. Nach mehrern andern mislungenen Versuchen, mit Loango-Negern ins Innere vorzudringen, wurde durch Vermittelung der portugiesischen Colonialregierung und eines portugiesischen Händlers eine große Anzahl M-balündu-Neger in dem weiter südlich gelegenen Lande Bengéla angeworben und nach Loango gebracht. Ein Theil von ihnen ging durch Krankheiten zu Grunde. Als der Rest für die Zwecke der Expedition ausgebildet war und sich treu an den Weißen attachirt hatte, kam man in Berlin, infolge einer Verkettung widerwärtiger Umstände, zu dem Entschluß, die Expedition zurückzuberufen. Die Leute mußten entlassen und wieder in ihre ferne Heimat gesandt werden. Alle Kosten, die ihre Beschaffung und Erhaltung verursacht, alle auf ihre Disciplinirung verwendete Mühe und Sorgfalt waren also vergeblich gewesen!

Menschen sind als Träger des Reisegepäcks in jenen Gegenden nicht zu entbehren, weil die Natur daselbst, so reich sie in andern Stücken gesorgt hat, keine Thiere darbietet, die zum Transport zu benutzen wären, von auswärts eingeführte Lastthiere aber, mit Ausnahme vielleicht des weniger wählerischen Elefanten, wegen Mangels an zuträglichem Futter in kürzester Zeit hinsterben. Die Loango-Expedition ließ sich aus dem südlichen viehreichen Angóla ein Dutzend Last- und Reitochsen nach Tschinschóscho kommen; die Thiere fraßen aber nicht das in den Küstensavanen vorherrschende schilfharte Gras und mußten bald, damit wenigstens ihr Fleisch nicht verloren ging, geschlachtet werden. Erst im Innern, wo auf dem erhöhten Terrain saftigere Gräser sprossen, dürfte es möglich sein, Vieh, wenn man es glücklich bis dorthin gebracht hat, am Leben und leistungsfähig zu erhalten.

Unsere Kenntniß von Loango ist, wie aus dem bisher Bemerkten hervorgeht, noch eine sehr unvollkommene; sie beschränkt

sich auf den Küstenrand und einen Theil der Flußläufe, so weit solche durch die deutsche Expedition erforscht worden.

Der das ehemalige Königreich Loango umfassende Küstenstrich hat zu natürlichen Grenzen: im Süden den Congostrom 6° südl. Br. bis zu etwa 1 Grad ostwärts von seiner Mündung, dort wo die Gebirgszüge beginnen, deren westliche Parallele in 3° 16′ südl. Br. als Cap Matūti in der Bai von Mayūmba verläuft; im Westen den von da nach der Congo-Mündung sich hinziehenden Strand. Es ensteht dadurch ein mit seiner Spitze, dem Matūti-Cap, von Südost nach Nordwest gerichtetes Dreieck, dessen Basis ein Theil des untern Congolaufs bildet, in der Länge von etwa 15 deutschen Meilen Luftlinie, während die beiden Schenkel etwa je 50 deutsche Meilen lang sind.

Gebirge und Ströme — das was dem Lande hauptsächlich seine Physiognomie aufdrückt — kennt man nur bis zu gewissen Punkten, und zwar von diesen, weil sie leichter als Straße nach dem Innern zu benutzen sind, mehr als von jenen, welche bald den Wasserweg durch Katarakten- und Stromschnellenbildung versperren. Auf ältern Karten finden sich Flußnamen vor, die hier ganz unbekannt sind und häufig zu Irrthümern Anlaß geben. Die Namen der durch Größe oder als politische Grenzen wichtigern Flüsse sind in der Reihenfolge von Norden nach Süden: der Matāmbi, der unter 3° 28′ südl. Br. in der Mayūmba-Bai mündet; der kleine Nūmbi (Kilóngo, Tschilūngo), welcher unter 4° 17′ südl. Br. südlich der Prometheus-Shoals in die Tschilūnga (port. Chilunga)-Bai sich ergießt und wahrscheinlich die Nordgrenze des frühern Königreichs Loango bildete; der Kuīlu (Quillu, Killoo, Rio dos Moutas), unter 4° 28′ südl. Br. nördlich von der Loango-Bai mündend; der kleine Loëmme (Luisa Loango), der etwa unter 5° 2′ südl. Br. ins Meer geht, und der Tschiluángo (port. Chiloango, Loango Luz, Cacongo), jetzt unter 5° 13′ südl. Br. in der Bucht von Lándana mündend, welcher die frühere Südgrenze des Loangoreichs bezeichnete, an das sich weiter nach Süden das alte Reich Cacongo anschloß, während dieses wieder durch den nächst Fūtila etwa unter 5° 27′

südl. Br. in die Kabinda (Cabenda)-Bai fallende kleine M-bēle von dem frühern, bis an das rechte Congo-Ufer sich erstreckenden Reiche Angoy getrennt war.

Vom Congo abgesehen, sind die zwei einzigen Ströme mit längerm Laufe, indem sie schon die Gebirgszüge des Waldlands Majómbe, das nach dem Innern zu auf Loango folgt, und auch die noch östlicher gelegenen durchbrechen, der Tschiluángo und, der weitaus größere von beiden, der Kuīlu; alle übrigen erscheinen nur als kleine Wasseradern und dürften ihre Quellen kaum jenseit der zweiten Kette des hier im allgemeinen Nordnordwest-Südsüdost verlaufenden „westafrikanischen Schiefergebirgs" haben. An die beiden letztgenannten Flüsse ist daher fast der ganze Handel Loangos und seiner Hinterländer gebunden, der sich in frühern Zeiten ausschließlich mit Sklavenausfuhr beschäftigte. Das Gebirge, durch welches diese Flüsse in wilden, ihre Beschiffung unmöglich machenden Katarakten sich hindurchdrängen, wurde bis zu Höhen von 700 Meter gemessen, erreicht aber, bis es sich wieder in die große Centralsenke abdacht, wol 1000 Meter; es ist aus einer Reihe krystallinischer Schiefer formirt; hingegen besteht das ihm westlich vorgelagerte Gebiet, eben die Loangoküste, aus gelbem lehmartigem Sand und aus einem feinen rothen Thon, der bei Buāla (dem Ort Loango) und Kabinda in eigenthümlichen Erosionsformen unmittelbar ans Meer stößt.

Die Oberfläche von Loango gleicht in ihrer Beschaffenheit manchen Dünenstrichen der Ostseegestade. Vom Meeresstrande bis an den Fuß des Gebirgs streichen mit Thalfalten abwechselnde Hügelzüge von weniger als 100 Meter Höhe; die Berge erfreuen fast alle durch sanft abgerundete Contouren, nur die an wasser- und somit vegetationsreichen Thaleinschnitten fallen oft steiler ab und ziehen den Baumwuchs aus dem Thale an ihren Hängen hinauf. Am Meere entlang haben sich in einzelnen Vertiefungen stehende Cyperussümpfe gebildet sowie — und zwar häufiger als an dem Osttheile der Oberguineaküste, wenn auch nicht in so fortlaufender Längenausdehnung wie dort — Reihen von Brackwasser-Lagunen,

welche theils von einer plötzlich und gewaltsam einbrechenden Meeresflut herrühren, theils Alt- und Hinterwasser sind, oder wo durch starke Brandung die Flußmündungen verlegt wurden, als Flußseen zurückblieben.

Die Temperaturen an der Loangoküste zeigen im Juli und August einen Mittelminimalstand von 21° C. und erreichen im März und April ihr durchschnittliches Maximum von 24,4° C. Die mittlere Jahrestemperatur kommt auf 25° C.; die Extreme schwanken zwischen 17° und 33°. Natürlich beziehen sich diese Gradangaben nur auf Schattentemperaturen; Sonnentemperaturen in der Luft wurden bis 59,3°, am Boden selbst bis zu 82° gemessen, sodaß im Sande liegende Eier durch die Sonnenhitze gerannen.*) Die vom October bis zum Mai währende Regenzeit (tempo de chuva), welche großartige Gewitter mit bedeutenden Niederschlägen mit sich bringt, wird durch die trocknern Monate December und Januar unterbrochen. Die eigentlich trockene und kühle Zeit (tempo de cacimba) dauert von Mitte Mai bis September.

Dieser Periodicität des Klimas entsprechen die Hauptvegetationsformen des Küstenlandes: kleiner und niedriger Buschwald auf den Kämmen der Berge; mannichfacher gestaltete Galeriewaldungen in den wasserreichern Thalsenken der vorherrschenden Hügelsavanen. Während im Osten, im Gebirge und noch an dessen westlichen Abdachungen, in der Region stetiger Regen, jene immergrünen Wälder auftreten, welchen dieser Theil den in Loango gebräuchlichen Namen Majómbe (Waldland) verdankt, werfen westlich davon bis zur Küste die meisten Laubbäume, besonders im Buschwald, in den trockenen Monaten ihre Blätter ab und verdorren die Savanengräser bis an ihre Wurzeln. Das Gras steht meist in Büscheln zusammen, dazwischen den hellen lehmgelben Boden

*) Obige Temperaturangaben basiren auf den von den Mitgliedern der Deutschen Expedition während eines Jahres (1874—1875) in Tschinschóscho angestellten meteorologischen Beobachtungen und sind daher, wegen der nur einjährigen Ausdehnung, nur von annähernder Sicherheit. Vergl. „Mittheilungen des Vereins für Erdkunde zu Leipzig", 1876.

freilassend. Bald nachdem die trockene Jahreszeit eingetreten ist, fangen die Halme und Blätter mit der Fruchtreife an zu verdorren, und nun wird von den Eingeborenen die Savane abgebrannt, sodaß die Grasstengel bis etwa auf 1/2 Fuß Höhe verkohlen; die Ueberbleibsel vermischen sich mit Asche und Staub und werden (ähnlich den „Bülten" auf sumpfignassen Wiesen Mecklenburgs) zu immer größerer Masse zusammengeballt. Die Graswurzeln besitzen so zähe Lebenskraft, daß sie nach dem Abbrennen der Savane sofort wieder Halme treiben.

Die Savanen sind, wenigstens hier, insofern gewissermaßen eine todte Kapitalanlage der Natur, als sie dem Menschen bis jetzt wenig nützen und ihr hartes Gras selbst vom Wilde verschmäht wird. Man sieht daher in den nahe am Meer gelegenen Savanen statt der Heerden von Büffeln und Antilopen, welche man nach den Erzählungen aus dem innern Sudan hier zu finden erwartet, höchstens einmal eine kleine Familie der Tragelaphos (scriptus)-Antilope grasen. Noch seltener sind hier andere Arten dieses zierlichen Thiers, und erst in den Ebenen jenseit des Waldlands lebt in größern Mengen die Cephalophus (silvicultrix) und eine zweite Tragelaphos (euryceros), welche in den Niederungen der Küste nur hin und wieder einmal an einem Cyperussumpf gesehen wird. Dagegen beleben zahlreiche Vögel, von den kleinen Finkenarten bis zum großen Erdkukuk, die Savane. In nächtiger Stunde läßt sich wol auch das Bellen eines Schakals (Canis adustus) vernehmen. Zur Pflanzencultur wird vorzugsweise der humusreichere, gegen die ausdörrenden Sonnenstrahlen geschützte Boden im Galerie- oder Buschwalde aufgesucht; in der Savane werden nur wenige Pflanzen, wie die Makōba (Voandzeia subterranea), gebaut. Möglich, ja wahrscheinlich, daß in spätern Zeiten des Menschen fleißige Hand auch diese weiten Gefilde durch Anbau seinem Nutzen dienstbar macht. Die hervorragenden Charakterbäume der Savane sind die Oelpalme, der Baobab und der Wollbaum, alles höchst charakteristische Typen, denen ich in einem spätern Kapitel eingehende Betrachtung widmen werde. Ungeachtet

dieser schönen Bäume, der Buschwälder und der, allerdings meist in den Thaleinschnitten verborgenen Galerien, trägt die Savane eine eigenthümlich starre, harte und dürre Physiognomie, und eilenden Schritts strebt der Naturfreund weiter, dem fernen dunkeln Streifen zu, den er von einem erhöhten Punkte aus am Horizont wahrgenommen. Dort strömt ein Fluß, dort zauberte dessen belebende Wasserader Wälder hervor, die der beredteste Mund, die kühnste Phantasie nicht zu schildern vermag.

An den untern Flußläufen wird jedoch auch die Waldvegetation im höchsten Grade einförmig, denn die schon oft erwähnten Mangrovenswamps reichen bis einige Meilen aufwärts von der Mündung. Hier entfaltet sich aber ein buntes Thierleben: Affen treiben heerdenweis in dem Ast- und Wurzelchaos der Rhizophoren ihr munteres geräuschvolles Spiel; zahlreiche Arten von Sumpfvögeln, wie Reiher, Schlangenhalsvögel, Dommeln, Wasserhühner (Parra africana), Ibisse, Umbervögel (Scopus umbretta), Eisvögel (Alcedo), durchstreifen den Wald und jagen ihrer Beute zwischen den Bäumen, in der Luft, auf und unter dem Wasser nach. Auch das widerlichste unter den Reptilen, das Krokodil ist hier vertreten, und zwar neben zwei andern Arten (C. cataphractus und frontatus) durch das gewöhnliche Nilkrokodil; mancher riesige Bursche sonnt sich auf einem umgestürzten Baumstamm oder auf einer Sandbank, bis er beim Nahen des Menschen fast unhörbar in die Flut hinabgleitet. Der Fluß birgt einen enormen Reichthum an Fischen, und auch Austern bauen sich zwischen den Mangrovenwurzeln so massenhaft an, daß sie an mehrern Orten eine Zeit lang den Hauptbestandtheil der menschlichen Nahrung ausmachen, und daß Europäer Kalk aus ihren Schalen bereiten.

In der Region der Sumpfbäume theilt sich der Fluß in viele Arme und Kanäle, während er oberhalb der Mangroven, wie er auch nur durch eine Mündung ins Meer fließt, seinen Lauf in einem geschlossenen Bette verfolgt. Nun erscheinen einzelne Gruppen der wilden Dattelpalme (Phoenix spinosa) am Ufer,

sodann, auf Wurzelpyramiden ruhend, Büsche wirr verzweigter Pandanus, bis endlich die kraftvollen üppigen Raphiapalmen, nur hier und da von schönen Papyrushorsten unterbrochen, allein ganze Uferstrecken einnehmen. In stolzen Bogen strecken sie ihre mächtigen Fiederwedel bis hinaus über die Flut, den schmalen Gang überwölbend, welchen sich darunter ein riesiges Flußpferd zum Ufer gebahnt hat.

Weiter am Flusse aufwärts tritt nach der Raphiapalme herrlicher Laubwald, bisher vom Ufer zurückgedrängt, unmittelbar an den Strom heran und verkündet damit die Nähe des Waldlandes. Hier entladen sich infolge der Bodenerhebungen häufiger Wolken ihres feuchten Inhalts, und dies in Verbindung mit der Bewässerung durch den Fluß ermöglicht das Gedeihen jener immergrünen Laubwälder, welche die Ufer oft noch weit bis in die Savanen der Küstenniederung begleiten und in deren Schatten Schimpansen, Gorillas und Mandrille, seltener Leoparden, Wildkatzenarten und Wildschweine (Potamochoerus) sich aufhalten.

Wenn der weiße Kaufmann nicht an der Küste bleibt, sondern tiefer ins Land geht, so baut er seine Ansiedelung an ein Flußufer, um die Landesproducte, welche von den Eingeborenen zu Wasser hinabgebracht werden, als Tauschwaare einzuhandeln. Zum großen Theil stammen die hier lebenden Weißen aus Portugal, und im Handelsverkehr wird zumeist Portugiesisch, weniger Englisch gesprochen. Aber die Zeiten, wo ausschließlich portugiesische Kaufleute den Handel an der westafrikanischen Küste in Händen hatten, sind vorüber; fast alle ihre Niederlassungen wurden von einer holländischen Firma, Kerdyk und Pinkoff in Rotterdam, angekauft, welche nun Factoreien an der Küste, von Majümba im Norden bis nach Mossâmedes im Süden, also auf einer Längenausdehnung von 200 deutschen Meilen, sowie an allen auf dieser Strecke ausmündenden Flußläufen besitzt. Selten findet man noch ein portugiesisches Handelshaus. Hingegen sind die Clerks und Agenten der Factoreien in der Mehrzahl Portugiesen, oft dieselben, welche früher als Herren darin schalteten. Außer

der genannten holländischen Firma bestehen hier mehrere große englische Häuser, unter denen Hatton, Cookson und Comp. und Stuart und Douglas die bedeutendsten sind, und eine Anzahl kleinerer französischer und portugiesischer Etablissements. Die eingetauschten Waaren werden entweder mit eigenen Schiffen der betreffenden Firmen oder durch zwei englische Dampferlinien, die British and African Steam-Ship- Company in Glasgow und die Royal African Steam-Navigation-Company in London, zunächst nach Liverpool befördert. Südlich vom Congo tritt zu diesen beiden Linien noch eine portugiesische als dritte hinzu, die Empreza Luzitana in Lissabon. Die englischen Dampfer, zugleich Postschiffe, sollen zweimal monatlich die Küste anlaufen; sie fahren jedoch ziemlich unregelmäßig, und ich weiß, daß wir in Tschinschóscho einmal fast drei Monate auf die Ankunft eines Mailschiffs warten mußten.

Als Arbeiter beim Fertigstellen der afrikanischen Waaren, beim Verpacken und Fortschaffen derselben an Bord der Seeschiffe werden in den englischen Factoreien ausschließlich Kruboys verwandt, in denen anderer Nationen auch Krumänos, mit welchem unverfänglich klingenden Namen man hier die Negersklaven, sowol die im Lande selbst geborenen wie die von außen, von Angola, Bengéla und Mossāmedes eingeführten, belegt hat. Kruboys, Kroomen (engl.) und Krumānos (portug.) werden häufig miteinander verwechselt, wie z. B. im „Anti-Slavery Reporter" (Abdruck aus den „Times") vom Sept. 1877. Die erstern sind ein Volksstamm, die letztern sind Sklaven aus verschiedenen Stämmen.

Neben Kruboys und Krumānos sieht man aber auch Moços oder Manangāmbas, d. h. freie Eingeborene des Landes, als Tagelöhner arbeiten. Man hat hier Gelegenheit, Moços und Krumānos, freie Neger und Negersklaven, beisammen zu sehen und die großen Unterschiede zwischen ihnen zu bemerken. Fast alle abfälligen Urtheile über die schwarze Rasse gründen sich auf einseitig an Sklaven gemachte Beobachtungen; um zu einem richtigen und gerechten Urtheil zu gelangen, muß man aber nicht den

durch Misbehandlung corrumpirten Sklaven, sondern den freien Schwarzen zum Gegenstand der Beobachtung nehmen. Ebenso sind die auffallendsten Widersprüche unvermeidlich, wenn „der Neger“ als solcher geschildert und dabei, wie es häufig geschieht, außer Acht gelassen wird, daß Afrika ein sehr großer, lang und breit ausgedehnter Erdtheil ist, und daß zwischen dem Neger im Norden und seinem Rassenbruder im Süden ungefähr derselbe Abstand existirt wie z. B. zwischen einem Dänen und einem Griechen.

Wol bei allen Negervölkern trifft das Wort Winwood Reade's zu: der „typische“ Neger sei selbst unter den Negern eine seltene Spielart. Die Vorstellungen, welche man sich bei uns zum Theil noch heute nach jenen Holzfiguren in den Tabacksläden oder nach den häufig von Sklavenhaltern und Sklavenhändlern herrührenden Caricaturbildern von dem Aeußern des Negers macht, sind nicht minder falsch wie die Anschauung, daß der Neger der Inbegriff des Rohen und Thierischen, daß er auch in geistiger und gemüthlicher Beziehung das Verbindungsglied sei zwischen dem homo sapiens und dem Quadrumanen. Alles, was dem ästhetischen Gefühl des Europäers als Häßlichkeit erscheint, soll sich im Neger vereinigt finden. Ein der Eiform nahekommender Schädel, Kiefer und Mund mit wulstigen Lippen, ähnlich denen eines alten Schimpanse, eine niedrige völlig flache Stirn, eine breitgequetschte, nur an den nach vorn geöffneten Flügeln als solche erkennbare Nase, verfilztes Wollhaar, affenartig lange Arme, jeglicher Fülle entbehrende untere Extremitäten, Plattfüße: das waren die Attribute negativer Schönheit, welche der Gestalt des Negers als typisch angedichtet wurden — angedichtet, denn während meines ganzen Aufenthalts in Afrika konnte ich nicht ein einziges Individuum entdecken, an dessen Aeußerm diese Bestandtheile sich beisammen gefunden hätten.

Meine hier folgenden Schilderungen und Angaben sind nur auf diejenigen freien Neger, welche ich an der Loangoküste aus eigener Anschauung und in persönlichem Umgang kennen gelernt,

zu beziehen. Dort haben sich die Eingeborenen, wenn auch mannichfach und leider meist zu ihrem Nachtheil von den Weißen beeinflußt, doch noch viel von ihrer Originalität bewahrt, während die Schwarzen südlich vom Congo bis zum Kuánsa ein völliges Zerrbild darstellen, ein Zwitterding zwischen roher Natur und falscher, verderbter Civilisation.

Die Eingeborenen von Loango, die Bafióte (sing. M-fióte), wie sie sich selbst nennen, scharf unterschieden von den weiter südlich an den Ufern des Congo lebenden Musseróngo, sind im allgemeinen von stattlicher, ja oft von imponirender Gestalt, deren wohlproportionirter Gliederbau häufig an den Körpertypus des Europäers erinnert. Die Hände, mit bräunlicher Luna der hellen Nägel, und die Füße sind meist klein und gut geformt, und die Waden zeigen keineswegs jene für typisch gehaltene Dünnheit. Das Gesicht, an dem nur in seltenen Fällen die Kieferpartie störend hervortritt, wird allerdings durch eine eingedrückte Nase verunziert. Der Mund dagegen ist scharf und oft hübsch gezeichnet; die Lippen sind zwar stark und voll, aber nicht in dem Grade wulstig, wie gewöhnlich angenommen wird, die Zähne weiß und klein. Die Bindhaut des dunkeln, feurigen, meist großen Auges hat einen gelblichen Ton; die Lider sind mit langen, leichtgebogenen Wimpern besetzt, die Brauen in der Regel nicht stark, häufig aber kühn geschwungen. Die Stirn ist ziemlich stark gewölbt, die Form des Kopfes variirt zwischen der ovalen und mittelovalen; an den Wangen zeigen sich häufig Grübchen, selten stark vorstehende Backenknochen; die Ohrmuscheln sind klein, sogar zierlich. Das schwarz und dicht gekräuselte Haar wird kurzgehalten oder in kleine Büschel zusammengedreht. Die Hautfarbe ist ein gefälliges Braun, etwa in die Nummern 3 und 7 der Fritsch'schen Farbenscala passend, und zart genug, um ein Erröthen und Erbleichen bemerken zu lassen; bei wohlgenährten und bequem lebenden Individuen erscheint sie um einige Grade heller. Nie entbehrt die Haut einer feinen Behaarung. Bart wächst spärlich, meist nur Backenbart, doch sah ich einen alten Neger,

einen M-fümu, Tualti Käja, mit rein römischem Profil und einem schönen weißen Schnurr- und Kinnbart. Der Kopf dieses Schwarzen erinnerte mich an eine Porphyrbüste, die in einem Bosquet am Fuß der Terrassen von Sanssouci steht. Die Innenseiten der Hände und Füße haben eine schmuzig-gelbe, die Hautfalten darin eine fleischfarben-rothe Färbung. Die Haut der neugeborenen Kinder ist hell, etwa von der Farbe eines hellen Mulatten, doch rosig angehaucht und mit einzelnen dunkeln Flecken auf gewissen Körpertheilen. Der so widerliche Geruch, welcher sonst der Hautausdünstung der Neger anhaftet, kommt bei den Loango-Negern nur als Ausnahmefall vor, und wird auch von ihnen selbst als solcher bemerkt und bezeichnet.

Verstümmelungen zur Verzierung des Körpers finden nur in beschränktem Maße statt; sie bestehen theils im Ausbrechen der obern Schneidezähne, theils im Tättowiren der Brust und der Umgebung des Nabels mit mancherlei Zeichnungen. Die über den Rücken und die Schultern vertheilten, zu je drei nebeneinander stehenden kurzen Schnitte in der Haut rühren vom häufig angewandten Schröpfen her, welche Operation in derselben Weise wie bei den Aegyptern vollzogen wird, indem man nämlich mittels eines Ziegen- oder Antilopenhorns das Blut aus den Messerschnitten saugen läßt und dann die Wunden mit weichem Kautschuk verschließt. Das Durchbohren der Ohrläppchen, bisweilen nur des einen von beiden, ist wol nicht erst durch die von den Weißen in den Handel gebrachten Ohrringe eingeführt worden, sondern hat schon vorher bestanden, denn in Ermangelung solcher wird ein Stückchen Holz oder Stroh im Ohrläppchen getragen.

Wie die Vorstellungen von der Körperbeschaffenheit der Neger, so beruhen auch die von ihren seelischen Fähigkeiten, und zwar in noch größerm Umfange, vielfach auf Irrthum und Täuschung. Es erklärt sich dies leicht daraus, daß mancher Reisende, der nicht die Mittel besaß, seine Unabhängigkeit den Eingeborenen gegenüber zu behaupten, sondern sich ihnen, um nur seine Ziele zu erreichen, auf Gnade und Ungnade ergeben und viel Ungemach aller Art

dulden mußte, nun unter dem Eindruck der erlittenen Kränkungen gallig gefärbte Berichte über ihren allgemeinen Charakter abgefaßt und verbreitet hat.

Der M=fióte ist kindlich, ja nach unsern Begriffen kindisch froh; er kennt nicht den Werth der Zeit, der allerdings erst dem stetig Arbeitenden zum Bewußtsein kommt. Die Heiterkeit und der Reichthum der ihn umgebenden Natur theilen sich auch seiner ungezügelten Phantasie mit und reizen ihn zu großer Sinnlichkeit an. Aeußerst leicht erregbar im guten wie im schlimmen Sinne, aber ebenso leicht wieder zu besänftigen und abzukühlen, springt er von einem Extrem ins andere über.

In Bezug auf Genuß von Speise und Trank ist er mäßig; Trunksucht liegt ihm durchaus fern. Er liebt die Reinlichkeit, badet oft und säubert sich nach jeder Mahlzeit Mund, Zähne und Hände. Verletztes Schamgefühl treibt ihm das Blut ins Gesicht und verdunkelt dessen Farbe. Auch Ehrgefühl, wenn es sich auch oft als Eigensinn äußert, ist ihm nicht abzusprechen; wird im Hause des Weißen ein Unrecht verübt, so gelingt es fast nie, den Thäter oder Anstifter unter der schwarzen Dienerschaft zu ermitteln, da jeder sich lieber bestrafen läßt, als daß er den Schuldigen verräth.

Muß der M=fióte in vieler Hinsicht ein Kind, so kann er doch keineswegs harmlos genannt werden; infolge des Verkehrs mit den Weißen bildete sich Hinterlist und Habgier bei ihm aus, und in seiner excentrischen Weise trachtet er durch unrechtmäßige Mittel nach Besitz wie nach Befriedigung vorher nicht gekannter Bedürfnisse.

Eben der Verkehr mit den Fremden begünstigte auch seinen Nachahmungstrieb und machte ihn eitel und putzsüchtig; bezeichnend ist jedoch, daß er bei ernsten und feierlichen Gelegenheiten, z. B. bei officiellem Empfang Fremder durch den Fürsten, die sonst so begehrten und beliebten grellbunten Stoffe aus Europa verschmäht und sich in seine heimischen einfarbigen Zeuge kleidet.

Wie fast allen Naturvölkern gilt auch dem M=fióten als

Gesetz: Auge um Auge, Zahn um Zahn! Er weiß, daß der Weiße ihn „übers Ohr haut“, und sucht mit gleicher Münze zu zahlen, was ihm auch oft genug glückt. Von stetem Mistrauen gegen die Absichten jedes Weißen erfüllt, aber dessen Uebergewicht fürchtend, verbirgt er sein Inneres vor ihm hinter einer gleichgültigen Miene und wird so zum lauernden Heuchler. Hat er sich aber einmal als Diener oder Sklave von dem Gerechtigkeitssinn und Wohlwollen seines weißen Herrn überzeugt, dann bezeigt er demselben treue Anhänglichkeit und Dankbarkeit für empfangene Güte.

Er hält sein gegebenes Wort und die in einem Uebereinkommen mit dem Weißen zugestandenen Bedingungen. Im Umgang mit seinen Rassenbrüdern erweist er sich offen und ehrlich; seine Kinder werden zur Wahrheitsliebe von ihm angehalten und bestraft, wenn er sie auf einer Lüge ertappt.

Die geringe Inanspruchnahme seiner Energie, welche nicht durch heißes Streben nach schwer Erreichbarem angespornt wird, macht ihn lässig, wenn auch nicht im eigentlichen Sinne des Worts faul; zur Erreichung eines naheliegenden Zwecks arbeitet er unverdrossen und ausdauernd; was darüber ist, erscheint ihm von Uebel. Seiner Natur nach gutmüthig, läßt er sich durch Aberglauben und religiösen Fanatismus zu blutdürstiger Grausamkeit, ja zu unmenschlicher Wuth hinreißen.

Er ist mittheilsam im Gespräch bis zur lärmenden Geschwätzigkeit, aber auch mittheilsam in anderer Beziehung; kaum wird er, wenn gerade beim Essen, jemanden vorübergehen lassen, ohne ihn zur Theilnahme an seinem Mahl einzuladen. Im Streit ist er aufbrausend und heftig, doch bleibt es in der Regel bei Worten; er scheut Krieg und Blut und ist nicht zu spartanischer Tapferkeit erzogen. Können zwei Gegner sich nicht untereinander verständigen, so wird die Streitfrage in einem öffentlichen Palawer verhandelt, und hier entwickeln die Eingeborenen eine staunenswerthe Geläufigkeit im Sprechen, eine überraschende Redekunst und Schlagfertigkeit, die bedeutende Geistesgegenwart und Elasticität des Denkvermögens bekunden.

Für ein entwickelteres Gefühlsleben spricht der Brauch, welcher den jungen Mädchen gestattet, ihren Gatten nach Neigung und eigenem Ermessen zu wählen, besonders aber die wahrhaft rührende Kindes- und Aelternliebe, welche mit manchen Schattenseiten des Charakters aussöhnt. Freundlichen Verkehr oder Mitgefühl mit Thieren habe ich nicht beobachtet, doch auch gerade keine Mishandlung derselben, z. B. der Hunde im Dorfe. Ausnahmsweise kam es wol vor, daß ein Schwarzer tändelnd mit den Papagaien, sehr oft, daß er mit den Schäferhunden der deutschen Station sich abgab.

Die Religion der Loango-Neger ist nicht eigentlich ein echter Polytheismus, als welcher der Fetischismus anderer Negervölker mehr oder weniger zutreffend bezeichnet wird, sondern ein freilich stark verwischter Monotheismus; denn sie glauben an einen guten Gott, welcher die Welt und den Menschen erschaffen hat und das böse Princip bekämpft. Leider aber wird diese reinere Vorstellung durch eine unglaubliche Menge des rohesten und schwer definirbaren Aberglaubens überwuchert, der allen geistigen Aufschwung hindernd beeinflußt. Sie findet ihren Ausdruck in den vielen Fetischen, leblosen, gewöhnlich tragbaren Gegenständen, denen durch den Erdpriester göttliche Kräfte zu bestimmten Zwecken verliehen sind; so gibt es besondere Jagdfetische, welche dem Jäger Beute verbürgen, oder solche, die dem N-ganga die Zauberer entdecken helfen, das heißt die vom bösen Princip Besessenen, die allerlei Schaden zufügen, namentlich Krankheiten und unerwartete oder frühzeitige Todesfälle herbeihexen. Ganz wie die „Medicin" der Indianer gilt hier der Fetisch bald als der sinnlich wahrnehmbare gewährleistende Ausdruck eines göttlichen Machtausflusses, sodaß sein Besitzer ihn schlägt oder durch einen neuen ersetzt, wenn er den von ihm erwarteten Dienst nicht erfüllt, bald als Verkörperung eines Theils von Gott oder des Gottes selbst. Eine Art Religionsübung liegt in der Befolgung der Tschīna, eigenthümlicher Verbote, welche sich auf die verschiedensten Lebensbeziehungen des Negers erstrecken. Die Tschīna besteht theils in allgemeinen, von jedermann zu befolgenden Verboten, wie z. B. in Majómbe sich mit Feuer oder brennenden

Fackeln dem Kuilufluß zu nahen, oder während eines Gewitters zu pfeifen, theils in solchen, die nur für einzelne Familien, für diese aber erbliche Gültigkeit haben: gewisse Speisen zu essen, gewisse Worte zu gebrauchen, gewisse Orte oder Gegenstände zu berühren — ähnlich dem Tapū der Südsee. Bemerkenswerth ist dabei noch, daß kein Sklave die Tschīna zu befolgen braucht.

Nach den bisherigen Anführungen dürfte es überflüssig sein, ein Endurtheil über die geistige Begabung des M=fióten hier zusammenzufassen. Der Reisende hat ja nur die Aufgabe, einzelnes Material herbeizubringen für weitere Erörterung der Frage von der Cultur und Bildungsfähigkeit der schwarzen Rasse überhaupt. Meine persönliche Ansicht, die ich aus den Erfahrungen während meines 2½ jährigen Aufenthalts in Afrika geschöpft habe, steht allerdings fest: ich halte dafür, daß die Negerrasse nicht specifisch schlechter oder niedriger organisirt ist als die weiße, und daß der Neger nicht blos abgerichtet, sondern wirklich erzogen und gebildet werden kann. Wäre die ganze Rasse geringer beanlagt, dann könnten auch nicht hochbegabte Individuen aus ihr hervorgehen. Letzteres ist aber unleugbar der Fall; unter vielen andern seien hier nur genannt: Toussaint Louverture, Benjamin Bannaker, Verfasser eines astronomischen Jahrbuchs, Dualu Bukere, Erfinder eines Silbenalphabets der Veis an der Oberguineaküste, der Bischof Samuel Chrowther, Joseph Reynes, der vor einigen Jahren im Sprecherstuhl des Repräsentantenhauses zu Washington saß. Ja, sagen die Gegner, das sind Ausnahmen! Ich aber meine, solche „Ausnahmen" liefern eben den besten Beweis für die Regel, den Beweis, daß es nur günstiger Umstände bedarf, um mehr und mehr Einzelne sich auf eine hohe Stufe der Bildung erheben und allmählich auch die Menge in der Culturentwickelung fortschreiten zu sehen.

Was die Eingeborenen Afrikas auf dem Gebiete der Kunst und des Kunstgewerbes ohne Beeinflußung von außen, nach eigener Erfindung leisten, ist zwar nicht von hervorragender Bedeutung, immerhin übertrifft es in mancher Hinsicht die Erwartungen und

zeigt wenigstens, was sie unter gedeihlichern Verhältnissen wol zu leisten vermöchten. Ich werde in einem der letzten Kapitel die Resultate meiner auf diesem Felde gemachten Beobachtungen ausführlicher mittheilen.

Die Neger an der Loangoküste treiben sowol Fischerei als Landbau, und die Doppelbeschäftigung ist nicht ohne fördernden Einfluß auf die Culturentwickelung des M-fióten. Weil der Fischfang eine verhältnißmäßig größere Sicherheit des Nahrungserwerbs gewährt, liegt allerdings die Gefahr darin, sorglos und träge zu machen; allein er nimmt andererseits die Erfindungskraft und Thätigkeit zur Herstellung zweckmäßiger Geräthe in Anspruch, erfordert Geschicklichkeit und Ausdauer und stählt die Energie im Kampf mit der Brandung des Meeres. Als ein schwächeres Culturmittel hat sich bisjetzt hier der Landbau erwiesen; die Arbeit wird meist den Frauen überlassen, und er verlangt zwar körperliche Anstrengung, aber bei der großen Ergiebigkeit des Bodens und der primitiven Einfachheit der Geräthe doch wenig Nachdenken und Uebung der Geisteskräfte. Dazu kommt noch, daß bei der verhältnißmäßig dünnen Bevölkerung jeder für sich Raum genug hat und daher der Anbau des Bodens zu keiner Interessengemeinschaft führt.

Viehzucht wird vom M-fióten nur in beschränktem Maße getrieben. Er selbst zieht die vegetabilische Nahrung und den Genuß von Fischen der eigentlichen Fleischnahrung vor, doch vielleicht erst seit Weiße sich hier ansiedelten und er nun Gelegenheit fand, mit den mühelos gewonnenen Producten der Viehzucht europäische Waaren, z. B. Zeuge, die er sonst selbst verfertigte oder aus Majómbe bezog, sich einzutauschen. Ferner ist das Einsammeln von Früchten, besonders der Oelpalme, hier eine Cultur fördernde Beschäftigung, insofern dadurch die Eingeborenen, ebenso wie durch die Viehzucht, den Fischfang und den Landbau, mit den Weißen in Verkehr gebracht und dem Handel werthvolle Güter zugeführt werden.

Ob der Handel bisher vortheilhaft auf das Gemüthsleben

des Loango-Negers eingewirkt, möchte ich sehr bezweifeln; ohne Frage hat er ihn aber geistig gehoben. Auch in ersterer Beziehung könnte manches geschehen, wenn von seiten des Weißen der Handel nicht ausschließlich um des materiellen Gewinns willen betrieben, sondern auch humane Rücksicht auf die Eingeborenen dabei genommen würde. Doch äußerst selten vereinigen sich diese beiden Momente (vielleicht wird es in den wissenschaftlichen Stationen, wie sie die Belgische Internationale Afrika-Association plant, geschehen); daher ist es ein alter von d'Urville ausgesprochener Erfahrungssatz, der auf die ganze Südwestküste Afrikas Anwendung findet: „wenn der Handel eins der mächtigsten Mittel ist, um rohe Völker der Civilisation zuzuführen, so ist er doch völlig ungeeignet, den Anfang hierzu zu machen, und zwar wegen der Schlechtigkeit der Menschen, welche dabei zuerst mit den Eingeborenen (in Westafrika noch dazu durch den Sklavenhandel) in Verkehr treten."

Den Fischfang an der fischreichen Loangoküste betreibt jedes Uferdorf gesondert für sich. Nur die Männer, von den Knaben unterstützt, beschäftigen sich damit. Die Ergiebigkeit hängt von der Ruhe oder Unruhe des Meeres oder von den Witterungsverhältnissen ab, doch ist die Ausbeute gewöhnlich groß genug, daß ein Theil derselben an andere Dörfer oder an die Weißen verkauft werden kann. Dies ist indeß Sache des Einzelnen, denn die gefangenen Fische werden, nachdem ein bestimmter Antheil an den Herrn des Dorfs und an gewisse Würdenträger abgeliefert worden, gleichmäßig unter die Fischer vertheilt. Die Netze werden von Stricken geflochten, die aus den Blattschaftfasern der Brotbanane (Pisang, Musa paradisiaca), zusammengedreht sind, und das Geflecht gleicht ganz dem der bei uns gebräuchlichen Netze; da sie zwar schmal, aber sehr lang sind, ist ihre Herstellung sehr kostspielig, mühsam und zeitraubend, sodaß ein Dorf, das ein solches Netz oder gar mehrere besitzt, schon für wohlhabend gilt. Die Canoes zum Fischfang liefert der Stamm des Wollbaums. Auch in den Flüssen wird der Fischfang betrieben, in der Regel

mittels netzartiger hölzerner Gitter aus Bansa. Nachdem ein solches am Ufer aufgestellt worden, durchstößt man mit Stangen das nächste Mangrovegebüsch oder Papyrusdickicht, um die darin verborgenen Fische aufzustöbern und in die Oeffnung des Gitternetzes hineinzujagen. In seichten Lagunen bedient man sich auch kegelförmiger Körbe, die wie ein Schlagnetz über einen dichten Schwarm vorüberziehender kleiner Fische gestülpt werden. Die nicht frisch consumirten Fische werden an der Sonne gedörrt und aufbewahrt.

Der Ackerbau ist natürlich weiter ins Land und gleichmäßiger verbreitet; ein jedes Dorf hat Manioc- und andere Fruchtfelder in seiner Umgebung, wenn auch oft nicht gerade in unmittelbarer Nähe. Am liebsten jedoch wird der humusreichere Waldboden zum Anbau benutzt. Hauptnährpflanze ist der Manioc in verschiedenen Spielarten (besonders die Varietät heterophylla), deren einige erst durch Einweichung in Wasser von ihrem bittern Geschmack befreit und genießbar gemacht werden; von wirklich giftigen Maniocknollen habe ich nichts gehört. Ich sah viele Leute Manioc (M-pänse oder Majäka) roh essen, wobei sie nur den holzigen innern Theil, der die Knollen ihrer ganzen Länge nach durchzieht, wegwarfen. Gewöhnlich aber wird Manioc zubereitet genossen: Majäka malämbe heißen Stücke der gewässerten Knolle, die mit Palmen- oder Bananenblättern umwickelt auf Stäben über siedendes Wasser gelegt und so in dem Dampfe gekocht wurden; M-känga oder Chicoänga nennt man aus frischzerriebenem Manioc bereiteten und ebenfalls so gedämpften Teig; N-dósso in Scheiben geschnittenen und an der Sonne oder am Feuer getrockneten frischen Manioc; Tapiocca einen Brei aus geröstetem Maniocmehl oder auch das trockene Mehl selbst. Tapiocca ist die Speise der Portugiesen, welche sie, wie vermuthet wird, nebst der Maniocpflanze selbst aus Brasilien mitbrachten; wenigstens haben die Eingeborenen für geröstetes Maniocmehl keine andere Bezeichnung in ihrer Sprache als das aus dem portugiesischen Worte farinha corumpirte „Falinja“. Zur Tapiocca werden an der Sonne getrocknete Wurzeln

pulverisirt und das gewonnene Mehl geröstet, während der Teig (Miūmba) zum Chicoānga aus frischen Knollen auf dem Baumstumpf einer sehr dornenreichen Liane gerieben wird. Derselbe primitive Zerkleinerungsapparat (N-tīfu) dient auch als Reibeisen zum Zermalmen der jungen Maniocblätter, welche, mit Palmöl und Pfeffer gekocht, das hauptsächlichste Gemüse (N-sáka lĕmbe, N-sáka folha) abgeben. Die Knollen des Manioc brauchen 12—15 Monate zur Reife, können aber dann drei und mehr Jahre in der Erde ausdauern.

Nächst dem Manioc werden am meisten gegessen: die Frucht der Brotbanane (Jitēbe) und die der süßen Banane (N-tóto), Mais (Mānja), mehrere Bohnenarten (Phaseolus lunatus und Ph. Mungo, Mampēssu und Madéß masála), Bataten, Oāndaerbsen (Cajanus flavus, auch in Aegypten gebaut) und Erderbsen (Makóba, Voandzeia subterranea); die Brotbananenfrucht, Mais und Bataten geröstet, die N-tótofrucht roh, die übrigen gewöhnlich zu Suppe gekocht.

Die Erdnuß (M-pīnda; Jinguba und Mendobi oder Mandubi sind aus Brasilien eingeführte Worte für Arachis hypogaea) bildet als Fettfrucht eine beliebte Zuspeise sowie wegen ihres vorzüglichen Oels einen gesuchten Handels- und Exportartikel (engl. peanut). Zwei weitere Culturpflanzen sind Taback (N-sūnga) und Hanf (Liámba, Cannabis sativa); die Blätter des erstern werden sowol geraucht als zu Schnupftaback zerrieben. Das Hauptgetränk liefert der Saft der Oelpalme. Seltner sieht man kürbißartige Gewächse, wie Yam (Dioscorea), Arum u. s. w. Eine vielgebrauchte, aber kaum der Pflege bedürfende Frucht ist die des Melonenbaums (Baum: N'lōlo, eine Frucht: Lelōlo, mehrere: Malōlo, Carica papaya).

Das Werkzeug zur Beackerung des Bodens ist eine kleine kurzstielige Hacke; der nagelförmige Fortsatz des herzförmigen Blatts wird in das dickere Ende des keulenförmigen Stiels getrieben, welcher häufig noch, um die Wucht des Schlags zu vermehren, aus demselben Ende einen zweiten, mit dem Hauptstiel

einen spitzen Winkel bildenden Ast aussendet. Da der Boden in unbegrenzten Flächen zur Verfügung steht, so wird selten dasselbe Grundstück zweimal hintereinander bebaut, und auch die Ernte von den Maniocfeldern wird gewöhnlich so nachlässig eingesammelt, daß sich überall noch Knollen in der Erde finden, wenn man in Zeiten des Mangels danach sucht.

In der Regel tragen die angebauten Felder sehr reichlich: Bananenfrüchte im Gewicht bis 50 Kilogr. sind nichts Seltenes; ein englischer Acre (0,405 Hektare) mit Arachis trägt 16 bis 18, mit Bataten oft mehr als 72 Hektoliter. Auffällig ist, daß in Loango außer Mais keine Getreideart wächst; erst am Congo beginnt der Anbau von Massāngo (Penicillaria).

Die Jagd spielt hier an der Küste eine untergeordnete Rolle, da jagdbares Wild nicht in großer Zahl diese Niederungen aufsucht. Nur Waldhühner (gallinha do mato) werden viele gefangen; selten wird eine Antilope, ein Wildschwein, ein Büffel, noch seltener ein Flußpferd erlegt. Die frühere Schießwaffe, Bogen und Pfeil, wurde durch eingeführte Feuersteingewehre gänzlich verdrängt, obwol viel Muth dazu gehört, diese schlechten, meist aus Gasröhren zusammengeflickten und mit verdorbenem grobkörnigem Pulver geladenen Flinten abzufeuern. Bisweilen veranstaltet ein Dorf eine allgemeine Treibjagd, deren Beute dann wie die eines Fischzugs unter die Berechtigten vertheilt wird.

Mehr als die Jagd befriedigt die Viehzucht den übrigens geringen Fleischbedarf des M-fióte. Den stärksten Beitrag dazu liefert das Huhn, wie es scheint eine degenerirte europäische Art, die hier längere Beine und einen kleinern Körper bekam. Doch bietet die Hühnerzucht an der Küste Schwierigkeiten, besonders seit im Jahre 1872 der Sandfloh (bicho, chigoe, Pulex penetrans) eingeschleppt wurde, der sich in Masse um die Augen der jungen Hühnchen festsetzt und sie zu Grunde richtet. Weit verbreitet als Hausthier ist die Ziege, weniger häufig das Schaf von einer hochbeinigen Art, gewöhnlich schwarz und weiß gefleckt mit glatthaarigem, nur an den Hinterschenkeln etwas wolligerm Fell. Ziem-

lich viel werden langrüsselige meist schwarze Schweine gezüchtet; weniger einige Entenarten, darunter eine dunkelbraune und eine weiße, letztere, ähnlich der ägyptischen Gans, mit knorpeliger, zinnoberrother Lappenumrahmung der Augen.

Der Verkauf des Viehs und der in den Handel kommenden Producte ist Sache der Männer; Feldfrüchte werden meist von den Frauen zu Markt gebracht. Leider hat der Handel mit den Weißen nicht die Ausdehnung*), die er haben könnte, wenn nicht die trostlosen politischen Zustände des Landes seiner Entwickelung hinderlich wären. Letztere sind jedoch wieder eine Folge des Handels, nämlich des früher allein betriebenen Sklavenhandels. Der Menschenschacher tödtete nicht nur die edlern Regungen in der Seele des M=fióte, lehrte ihn fremde Laster kennen und lieben, pflanzte und pflegte in ihm die Habgier, er lockerte auch die Bande der Volksgemeinschaft in dem frühern Loangoreiche. Seinen letzten König (Maluango) hatte dasselbe wahrscheinlich schon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts. Seit dessen Tode ist der Besitz des Reichs an eine Menge von Familienhäuptern vertheilt, von denen einige noch ihre alten Titel und Würden beibehielten. Gestützt auf Verwandtschaft, Reichthum und Klugheit, betrachten dieselben die Dörfer, in welchen sie sitzen, und deren Landbezirke als ihrer Herrschaft unterworfen; bei Streitigkeiten mit andern Dorfherren suchen sie sich durch Geschenke die Anhänglichkeit der Unterthanen und somit die Fortdauer ihrer Macht zu sichern. Daß diese Kleinfürstenwirthschaft dem Handelsverkehr nicht förderlich ist, ihn vielmehr durch Erhebung von Durchgangszöllen und durch allerhand gegenseitige Chicanen erschweren und hemmen muß, liegt auf der Hand. An das Besteigen des erledigten Throns seitens eines der zur Maluangowürde berechtigten Nachfolger knüpft sich

*) Da statistische Erhebungen gänzlich fehlen und Anfragen in den Hafenstädten doch nur unsichere Resultate liefern würden, auch die Berichte der dort ansässigen Kaufleute sehr weit auseinandergehen, enthalte ich mich aller Zahlenangaben über den Umfang des Handelsverkehrs von Loango.

eine Reihe so schwer zu erfüllender Formalitäten, daß er bis heute noch vacant blieb. Und sollte es wirklich einem klugen, energischen Prätendenten gelingen, das Königsscepter zu ergreifen, er würde gegenüber der einmal eingerissenen Anarchie und der großen Zahl auf ihre Selbständigkeit pochender kleiner Fürsten bald an der dauernden Wiederaufrichtung und Befestigung eines einheitlich regierten Staats verzweifeln müssen. Nur eine fremde civilisirte Macht vermöchte Ordnung in diese chaotischen Zustände zu bringen und damit Loango zu einem wichtigen Factor im Welthandelsverkehr zu machen. Der jetzt schon trotz aller bestehenden Hindernisse ganz ansehnliche Export läßt auf den großartigen Aufschwung schließen, den nach Wegräumung derselben der Handel nehmen würde.

Gegen die Landesproducte tauscht der M=fióte zumeist europäische leichte Baumwollenzeuge ein, welche seine heimischen, aus der innern Haut der Wedelblättchen einer Raphiapalme verfertigten Gewebe ziemlich verdrängt haben. Er gebraucht sie zu seiner Bekleidung, bei Männern wie Frauen aus einem bis zum Knie oder noch tiefer reichenden Lendenschurz und häufig noch aus einem größern togaähnlichen Stück bestehend, das mit einer Schnur oder Schärpe um die Hüften befestigt und dessen obere Hälfte, bei der Arbeit z. B., heruntergelassen wird, sodaß es dann einem langen Weiberrock gleicht. Außerdem pflegen erwachsene Mädchen und Frauen den Busen mit einem in der Höhe der Achselhöhlen hängenden Tuch zu verhüllen. Den Kopf bedeckt man nicht allgemein, aber häufig, entweder mit einer importirten wollenen oder mit einer im Lande aus den Fasern des Ananasblatts gewebten Kappe von oft sehr kunstvoller Arbeit; eine besondere Form der letztern ist ein Attribut und Vorrecht gewisser Würdenträger. Kinder gehen ganz nackt, haben jedoch eine Schnur um die Hüften geschlungen.

Das Leben des M=fióten verläuft ziemlich einförmig; Abwechselung bietet nur bisweilen ein Palawer, d. h. eine Versammlung zum Entscheid über öffentliche Angelegenheiten, oder ein Familienfest. Drei bis vier Monate nach der Geburt (der Monat hat

dieselbe, das Jahr nur die halbe Länge des unsrigen) wird das Kind getauft: im Beisein aller Bewohner des Dorfs wird es mit Wasser besprengt und ihm durch ein angesehenes Mitglied der Familie ein Name gegeben, gewöhnlich der eines Familienangehörigen, oder eines Thiers, einer Pflanze, dem jedoch, bei der Vorliebe des Schwarzen für Gelegenheitsbenennungen, welche er auch gern in oft recht sarkastischer und zutreffender Weise an dem Weißen bethätigt, später noch manche andere hinzugefügt werden. Die Mutter erzieht und belehrt das Kind, sie erzählt ihm Märchen und hält es zu schwierigen Sprechübungen an. Herangewachsen, versammeln sich Knaben und Mädchen in hellen Mondscheinnächten zu fröhlichem Tanz. Am männlichen Geschlecht wird beim Eintritt ins Jünglingsalter die Circumcisio ausgeführt. Entsprechend der zeitigern Reife in südlichen Zonen schreiten auch die Paare früher als bei uns zur Ehe. Bevor eine mannbare Jungfrau sich versprochen hat, wird sie, in lange Gewänder gehüllt, unter eigenthümlichen Tänzen und Gesängen von Dorf zu Dorf geführt und, unbeschadet ihrer künftigen Verehelichung, das jus primae noctis zum Verkauf ausgeboten: eine Rohheit, die mit dem sonstigen Schamgefühl des M=fióten in merkwürdigem Widerspruch steht. Wenn aber ein Mädchen mit der Wahl des Gatten, den ihr die Aeltern schon als Kind bestimmt haben, einverstanden ist, so bleibt sie von dem Umzuge und seinen Consequenzen verschont. Ein eigentlicher Kauf der Frau findet nicht statt, der Freier macht den Aeltern des Mädchens nur Geschenke. Sehr originell ist die Form der Eheschließung; sie besteht darin, daß die Braut dem Bräutigam in seiner Hütte zwei Gerichte kocht und er davon ißt. Es kommt vor, daß Mädchen, wenn sich die Aeltern der Verbindung mit dem Manne ihrer Wahl widersetzen, diese einfache Ceremonie in dessen Hütte heimlich ausführen, worauf die Ehe mit ihm als rechtmäßig vollzogen gilt. Trotz der erlaubten Polygamie nimmt die Frau dem Mann gegenüber eine selbständige Stellung ein: sie behält die Verfügung über ihr Eigenthum, ja aller Besitz erbt nur in weiblicher Linie fort; der Mann kann

weder seinen Kindern etwas hinterlassen, noch der Erbe seines Weibes sein. Alle Mädchen, welche — aber wieder nur in weiblicher Linie — aus den mächtigen Adelsfamilien im alten Königreich Loango abstammen, sind Prinzessinnen, und ebenso ihre Nachkommen, während die Kinder eines Prinzen nur zum Adel gezählt werden. Die Prinzessin hat das Recht, ganz nach ihrem Belieben einen Armen oder Reichen, einen Freien oder Sklaven — nur nicht einen Prinzen — zum Manne zu nehmen, sowie auch ihre Männer nach Gutdünken zu wechseln. Auch einem Manne gegenüber, der in Polygamie lebt, wissen seine Frauen durch einmüthiges festes Zusammenstehen ihre bevorzugte Stellung aufrecht zu erhalten.

Der ärmere Loango-Neger hat nur eine Frau; erst durch Handel oder durch Jagdbeute erworbener Besitz gewährt die Mittel zur Aufbringung der Hochzeitsgaben für mehrere Frauen. Mit der Zahl seiner Frauen steigt durch deren Mitgift an Sklaven sein Reichthum und sein Ansehen. Die Sklaven erfreuen sich bei den Bafióte einer milden Behandlung; sie werden als zur Familie gehörig betrachtet, „Sohn" und „Tochter" genannt, und können sogar unter gewissen Umständen ihre Herrschaft beerben. Es werden nicht wie im Innern Afrikas Sklavenjagden veranstaltet, sondern es sind Kriegsgefangene, Verbrecher oder zahlungsunfähige Schuldner, die in Sklaverei verfallen. Ein Sklave, welcher sich einer von seinem Herrn zu erwartenden Züchtigung entziehen will, sucht sich einen andern Freien, gewöhnlich einen M-fümu, mitunter auch einen Weißen, zerbricht demselben ein Gefäß, oder zerreißt ihm sein Gewand, oder versetzt ihm einen leichten Schlag, oder fügt ihm sonst welchen Schaden zu; dadurch wird er Schuld-Eigenthum des letztern, der nun als sein neuer Herr ihn zu schützen verpflichtet ist. Auch zu den Mitgliedern der Deutschen Expedition kamen öfter solche ihren Besitzern entlaufene Sklaven. Diese Sitte wirft ein merkwürdiges Licht auf den Schutz, den das Eigenthum in Loango genießt.

Beim Tode eines Angehörigen übt der M-fióte arge, in crassem

Aberglauben wurzelnde Misbräuche aus, wie die Gottesurtheile, von denen ich später das Nähere mittheilen werde. Die Leiche wird abgewaschen, über Feuer gedörrt oder mit Rum eingerieben, dann auf dem gemeinsamen Friedhofe des Dorfs begraben. Die Beerdigung von Prinzen und Prinzessinnen, für die ein besonderes Ceremoniell vorgeschrieben ist, findet auf einem ausschließlich den Mifümu vorbehaltenen Friedhofe in dem Dorfe Lübu nahe der Bai von Loango statt.

IV.

Wanderung.

Ins Gebüsch verliert sich sein Pfad,
Hinter ihm schlagen
Die Sträuche zusammen,
Das Gras steht wieder auf,
Die Oede verschlingt ihn. —

Goethe.

Es ist Morgen, die Sonne ist eben erst aufgegangen und blendet noch nicht unser Auge, während wir, unsere Station und den Meeresstrand verlassend, die sanft abfallenden Küstenberge hinaufsteigen. Kühl haucht die Frühe des Tags den Schlaf aus unserm Antlitz, erfrischend weht es uns aus Millionen Thauperlen an, unter deren Last die Gräser der Savane sich niederbeugen; und wir werden an einen Sommermorgen in nordischen Breiten gemahnt, an welchem wir, das Gewehr über der Schulter, durch Wiesen und Felder zum Waldrande eilten. Wie herrlich solch ein Tropenmorgen, wenn schön und keusch die erwachte Natur, mit Thaubrillanten geschmückt, der heißen Liebessonne des Tags entgegenharrt!

Unser Pfad ist schmal und eng, fast müssen wir einen Fuß genau vor den andern setzen; ursprünglich eine von den herabstürzenden Regenfluten gerissene Spalte, benutzte sie wol ein Neger als Weg, um ins Thal hinabzusteigen; ihm folgten andere, dann viele, und so wurde daraus ein harter Steig zwischen oft hohen und steilen Erd- und Graswällen, welcher in der nächsten Regenzeit

wieder den Fluten als Rinne dient, aber durch die neuen Wassermassen kaum mehr Veränderungen erleidet.

Das Gras steht noch hoch und üppig, obwol die Regenzeit lange vorüber, der Samen schon reifte und hier und da ein gelber Saum am schneidig-rauhen Rande der harten Blätter den nahen Herbst der Tropen verkündet. Die Seebrise setzt ein, ein Windstoß rauscht durch die schweren schilfrohrähnlichen Halme, und wo die thaubenetzten Blätter und Aehren noch ein trocknes Fleckchen an unserer Kleidung ließen, da durchnäßt jetzt alles ein Thauregen, daß wir frostig zusammenschauern. Die Bewegung läßt uns auch noch eine andere Unannehmlichkeit der Campine (Savane) empfinden, denn jetzt erst fühlen wir die spitzen glasharten Grannen, welche sich zahlreich in den Falten unserer Kleider festsetzten, von da weiter eindrangen und nun die Haut peinigen.

Da stutzen wir — ein plötzliches Knistern und Rauschen im Grasdickicht, ganz in unserer Nähe! Flugs liegt die Büchse im Arm, gespannt horchen und sehen wir. Noch einmal dasselbe Geräusch — es ist sicher ein Stück Wild, vielleicht eine Antilope! Doch wo? Das Gras, bis vier und mehr Meter hoch, ragt ja weit über unsere Köpfe hinweg, und wohin wir blicken, nichts als Halme und Blätter oder unmittelbar vor uns die gelbliche Erde des schmalen Wegs. Wir schwenken, schnell entschlossen, vom Pfade ab, um dem Geräusch nachzugehen; aber es bleibt bei dem Entschluß, denn die Ausführung ist unmöglich oder nutzlos; der erste Schritt überzeugt uns von der Schwierigkeit, in der Savane sich seinen eigenen Weg zu suchen. Wir treten auf die starken, noch ziemlich grünen Halme, elastisch biegen sie sich nieder unter unserm Fuß, doch wir schreiten weiter, und sie schnellen wieder empor, wir sehen so wenig wie vorher, nur daß uns jetzt auch der Fußpfad fehlt. Wir müssen es aufgeben, zwischen den dichten Grasbüscheln vorzudringen, und kehren, nun erst total durchnäßt und am ganzen Körper von prickelnden Grannen gepeinigt, zu dem verlassenen Pfade zurück.

Bald gelangen wir auf die Höhe des Bergs und stoßen

hier auf einen andern Weg, etwas breiter als der bisher verfolgte, der sich seitwärts von diesem abzweigt. Wir gehen ihm nach und kommen nach wenigen Schritten auf einen freien Platz, in dessen Umgebung die Gräser ausgerodet sind. Es ist — ein Friedhof. Ein Grab bietet uns einen willkommenen Aussichtspunkt; auf ihm stehend haben wir einen weiten Luginsland.

Da sehen wir ostwärts in Thäler und auf niedrige, rundlich gewellte Hügelreihen, überall aber ein wogendes Grasmeer, wie wir es eben durchschritten. Doch nicht das monotone Bild der eigentlichen Steppe liegt vor uns; hier und da ragen Gebüsche, Baumgruppen, kleine Buschwälder inselgleich aus den Halmenmassen, und soweit das Auge den Umkreis beherrscht, trifft es im Osten auf dunkle Wälder, welche je weiter nach dem Innern, desto dichter die Höhenzüge und deren Hänge krönen. Die Gräser selbst treten nicht immer in der rohrartigen Starrheit der Andropogineen auf, sondern auch feiner gegliederte Arten in oft schönem Farbenschmuck bedecken, zumal auf den Höhen, weite Flächen, so daß sich mit der großen Einfachheit in den Familien der Hauptgewächse doch eine angenehme Abwechselung in der Mannichfaltigkeit ihrer Arten verbindet. Ganz in das starre Grasbild passend erhebt sich hier und dort ein Anona (senegalensis)-strauch, ein griesgrämiger Geselle, ein unliebsamer Gast, der aber sein Recht an dem einmal eingenommenen Platze behauptet. Er erinnert uns mit seinen plötzlich spitz- oder rechtwinklig gekrümmten Zweigen entfernt an die deutsche Eiche — nur entfernt, denn ihm fehlt der stolze kraftvolle Wuchs unsers Lieblingsbaums. Der struppige und zerzauste Strauch erreicht nur die Höhe von etwa 2 Metern; die Rinde seiner sperrigen Aeste, von zimmetbrauner Farbe, splittert in dünnen Platten ab, die zerfetzt zwischen den Blättern hängen. Letztere, wenig zahlreich, sind oben dunkelgrün, etwas runzelig, an der untern Seite graugelb, ebenso wie die jungen Triebe an den Zweigen. Nur selten hängt am kurzen Stiel eine zinnoberrothe Frucht, von der Form und doppelten oder dreifachen Größe einer gewöhnlichen Gartenerdbeere und von

süßlichfadem Geschmack. Dürftig, verkommen, misgelaunt und eigensinnig streckt der Anonastrauch uns viele todte und kahle Aeste entgegen, gleich als wollte er zeigen, daß er mit den nicht minder starren und üppig wuchernden Gräsern einen erbitterten Kampf um Sein oder Nichtsein zu kämpfen habe. So wenig er unsern Schönheitssinn reizen kann, betrachteten wir ihn uns doch genauer, denn er ist ein Charaktergewächs dieser Savanen, deren Starrheit durch ihn und durch die pilzförmigen Termitenbauten (Termes mordax) am Boden noch schärfer ausgeprägt wird.

Kaum anmuthiger, nur durch das Kolossale seiner Formen und durch seine Häufigkeit in der offenen Landschaft auffallend ist der Affenbrotbaum; auch er zeigt Spuren des nahenden Herbstes; schon zerrte ihm ein Windstoß einzelne seiner handförmigen Blätter ab, und nicht lange mehr, so steht er da, seines Sommerkleids entblößt, kahl und hellrindig, mit einigen übriggebliebenen, vom fadenförmigen Stiel einsam herunterhängenden Früchten, wie eine Pflanzenruine aus untergegangener Schöpfung.

In unveränderlicher Pracht ragt allein das vielbesungene, ewig schöne Sinnbild des Südens über Campine und Buschwald empor: dort, dem Strande nah, sehen wir in langgezogener Reihe Gruppen der Fächerpalme (Hyphaena sp., nach Privatmittheilung des Herrn Prof. Ascherson H. congensis); auf starkem Stamm wiegen sich, leise hin- und herschwankend, ihre dunkelgrünen, meist halb zusammengefalteten Blattfächer an stachligen Stielen, zwischen denen die apfelförmigen, dunkelgoldbraunen Früchte in dichten Trauben hervorquellen. Weiter ins Land hinein behauptet die Oelpalme die Herrschaft; graziöser und vom leisesten Windhauch bewegt, zittert an der starken Wedelrippe ihr zartes Gefieder in der Luft; von Blüten und Früchten läßt sich nichts mehr entdecken, es müßten denn abgefallene noch am Boden liegend zu finden sein.

Selten trifft unser Blick auf kleine Gehölze, Reste des Buschwalds, welcher dem immer weiter um sich greifenden Graswuchs und den jährlich wiederholten Savanenbränden weichen mußte.

Nur dort drüben von jener Höhe im Westen winkt uns noch ein solcher Wald in dichtem Bestande. Ehe wir ihn aufsuchen, befreien wir uns von den stechenden Grasnadeln und widmen dem stillen Plätzchen, auf welchem wir stehen, dem Friedhof des nahen Dorfes Lusäla, unsere Betrachtung. Die wenigen Gräber haben die Gestalt der Grabhügel auf unsern Kirchhöfen; der Platz ist sauber gehalten, und daß die Eingeborenen ihrer Todten pietätvoll gedenken, sagen uns die auf jedes Grab gepflanzten Euphorbienbäume sowie die an einem Stock hängende Palmfasermatte, mit welcher die Erde aus der Grube gehoben wurde. Außerdem ist der Grabhügel mit Topfscherben, zerbrochenen Flaschen und Tellern bedeckt, in welchen einer der Hinterbliebenen den Manen des Verstorbenen Speise und Trank opferte; er war von einem bösen Traum geängstigt worden, und sein Priester hatte ihm denselben dahin gedeutet, daß er den Geist des Todten durch Opfergaben versöhnen solle. Speise und Trank sind verschwunden: wurden sie von den Thieren der Savane, vom Todten — oder vom Priester verzehrt?

Doch wandern wir weiter, den Pfad vom Friedhofe zum Buschwald einschlagend. Bald versinken wir wieder zwischen den hochwallenden Halmen; hin und wieder drängt sich durch die Grasbüschel ein schmaler Steig, der zu einer abseitsstehenden Oelpalmengruppe führt. Die Sonne stieg höher und es ward wärmer, das Gras ist getrocknet, Scharen von Webervögeln sausen über die Aehren hin, dort klammert sich ein kleiner Fink am schwanken Halme fest, auf diesem Busch sitzt eine langfedrige Witwe, aus jenem tönt der Ruf eines schwanzwippend auf trockenem Zweige sitzenden rostbraunen Kukus. — Endlich kommen wir auch einmal aus dem Schilfgrase heraus, auf ein Rasenfleckchen, das mit roth und gelben Blütenrispen der zartgliedrigen Gräser wie mit einem buntschimmerndem luftigen Schleier bedeckt ist. Dazwischen sproßt eine Flora von Wiesenblumen, Vernonien (V. cinerea) mit violettblauen Blümchen, Stylosanthes (erecta)-büsche mit goldgelben, feinblätterige Cassia mimosoides mit braungoldigen, Abutilon

(vericosus) mit leuchtend gelben, im Mittelpunkt schwarzrothen Blüten. — Was für ein eigenthümliches Gestell sehen wir da? Zwischen zwei aus dem Boden ragenden Gabelzweigen hängt eine mit Loangogras umwickelte Leiche. Es ist die eines Fremdlings in diesem Dorfbezirk; sein Tod wird als Beleidigung des betreffenden Häuptlings angesehen, und nicht eher als bis diese gesühnt ist, darf der Fremde begraben werden. So bleibt die Leiche hier wochen- und monatelang der Einwirkung der Luft ausgesetzt, bis ihr Gebein unter die Erde kommt. Doch, es duftet nicht gerade angenehm; fort von hier! Schreiten wir schnell weiter auf dem Pfade, von dem wir abgeschweift waren, um uns die mannichfachen Blumen zu betrachten.

Wir sind am Rande des Savanenwalds, der sich mit dem Bergeshang gegen das Meer hin zum sogenannten Schlangengrunde hinabsenkt. Auch hier haben schon Brände gehaust, und der Graswuchs drängt vorwärts; bisweilen stolpert unser Fuß auf dem nun am Walde entlang führenden Wege über Reste von Sträuchern und Wurzelstücke, die vergebens neue Triebe hinauszusenden streben. Die höhern Büsche treten weiter zurück; im Vordergrunde behaupten den Platz niedrige Akaziensträucher mit langen rebenähnlichen und mit zahllosen Stacheln besetzten Zweigen, sperrige Plumbago (zeylanicum) mit weißen Blüten und lederblättrige, dornenbewaffnete Capparis (spinosa). Dann folgen dichtbelaubte Uvaria (scabrida)-sträucher, vielzweigige starre Pittosporum oder Zizygium; dort ein Jasmin (J. noctiflorum) mit duftender röthlichweißer Blütenrispe und kirschgroßen braungrünen Früchten, hier der schlanke Zweig einer Waldliane, der Landolphia (florida)*), beschwert mit intensiv gelber, apfelsinenähnlicher Frucht. Schneiden wir in die lederharte starke Schale der Lianenfrucht, so fließt ein Milchsaft aus der Wunde, der an der Luft schnell klebrig und

*) In G. Schweinfurth's „Im Herzen von Afrika I, 209 u. 348" ist irrthümlich, wie mir der Verfasser mittheilt, Carpodinus statt Landolphia geschrieben.

schließlich hart und dehnbar wird; er liefert einen großen Theil des westafrikanischen Gummi elasticum. Mit der stark säuerlich schmeckenden goldgelben Pulpe, in die bohnengroße Kerne eingebettet sind, löschen wir unsern Durst. Auch noch eine Blütendolde findet sich an dem Zweige; ihre dicht nebeneinander gestellten, tiefeingeschnittenen weißen Röhrenblumen mit goldgelbem Munde verbreiten einen starken orangenartigen Duft. Noch tiefer im Walde erheben sich majestätische Bäume, meist aus den Gattungen Vitex, Cordia und Hippokratea, hoch über das niedere Buschwerk, dessen dichter Stand und durcheinander geschlungenes und verwachsenes Gezweig den Eingang in das Herz des Gehölzes verwehrt, wir müßten denn erst mit Stock und Jagdmesser uns einen Weg durch das Dickicht eröffnen. Auch Dracaenen strecken ihre blattschweren Zweige in unbeholfenen Krümmungen über das Unterholz aus, und eine goldblütige Spathodea leuchtet nicht fern von uns und doch unerreichbar aus dunkelm Laube grüßend herüber. Die strahlende Sonne hat eine Menge Insekten aus dem Waldesdüster ans Licht gelockt: mit buntfarbigen, glänzenden, metallschimmernden Flügeln schwirren Schmetterlinge, Bienen, Fliegen, Wespen und Käfer um die noch vorhandenen Blumen, bis plötzlich ein raschbeschwingter grüner Merops mit langem, leichtgekrümmtem Schnabel zu einem erfolgreichen Raubzuge unter den Schwarm herabschießt.

Wir kommen an die Nordostecke des Waldes. Hier sieht es traurig aus. Mit zerstörender Hand griff der Mensch in den Frieden der Natur — ein Kampf ums Dasein, in dem er, weil ihm ein Gott des Feuers Macht geschenkt, der Stärkere blieb. Die Neger brauchten Land zum Bau der Feldfrüchte; da lichteten sie durch Feuer den Wald, um lockern, humusreichen Boden zu gewinnen. Es war im September des vorigen Jahres, zu Ende der trocknen Zeit, als aus den zusammengehäuften dürren Grasbüscheln die Flamme aufschlug, in das Grün und Gelb des Gehölzes, hier einen kahlen Zweig, dort einen Ast mit ölreichen Blättern erfassend, eindrang, immer weiter um sich griff und fortwüthete, bis sie, von dicken Baumstämmen und deren Laubmassen aufgehalten, allmählich

wieder erlosch. Noch einmal wurde dieselbe grausame Procedur wiederholt, dann erst war alles Strauchwerk genügend verbrannt, daß der Boden von den verkohlten Ranken und Wurzeln gesäubert werden konnte. Abseits, unter den angesengten Zweigen der Gebüsche, welche jetzt den Rand des Waldes bilden, liegen diese todten Reste in Haufen geschichtet, wahrscheinlich bestimmt, im nächsten Jahre als Zunder zu dienen beim Anbrennen ihrer noch verschont gebliebenen Genossen. An einem Strauch sehen wir ein verlassenes Vogelnest hängen; die Jungen mögen vom Rauch erstickt worden sein und die trauernden Alten sich tiefer im Walde ein neues Heim gegründet haben: doch auch von dort werden die erbarmungslosen Boten der Culturarbeit, der Rauch und die Flamme, über kurz oder lang sie vertreiben.

Der gelichtete Boden zeigt bereits eine Reihe hoher schmaler Beete, in welche spannenlange Aststücke der Maniocpflanze und dazwischen Maiskörner und Bohnen gelegt wurden. Eben sehen wir ein Negerweib, ihr Kind in ein großes Stück Zeug gebunden rittlings hinten auf den Hüften tragend, dort emsig bei der Arbeit. Sie lockert mit der kleinen Hacke, einem Schmiedeerzeugniß der M-balündu-Neger im Süden, den Boden um die etwa 1 Meter hohen Büsche des Maniocs, dessen zarte, handförmige Blätter sich zu gefälligen Polstern wölben, gätet das wuchernde Unkraut, pflückt die langen Bohnenschoten und bricht die Stengel der reifenden Maiskolben ein. Ohne aufzusehen, arbeitet sie unermüdlich, nur bisweilen sich den Schweiß aus dem braunen Antlitz wischend, während das Kind auf ihrem Rücken, obgleich sein kleines, schon dichtbehaartes Köpfchen bei jeder ihrer Bewegungen hin und her wackelt, sich nicht im süßen Schlummer stören läßt.

Oft hört man in unserer Heimat sagen: die Schwarzen sind faul; die Natur läßt ihnen ja die Früchte in den Mund wachsen. Welcher Irrthum! Mit gleicher Mühe und Ausdauer wie dieses Weib bearbeitet jede Negerfrau das Feld trotz der tropischen, auch ihre Kraft lähmenden Sonnenglut; kein Zugvieh, weder Ochse noch Pferd, zieht hier den die harte Scholle aufreißenden Pflug;

ganz allein des Menschen schwielige Hand muß mit einer kleinen schwachen Hacke den Boden bearbeiten, den er dem Urwald abgerungen. Freilich, erst dem Menschen, der auf einer hohen Stufe der Gesittung steht, wird die Arbeit zum Bedürfniß, zum Zweck des Lebens, er erst lebt, um zu arbeiten; der Naturmensch betrachtet die Arbeit lediglich als Mittel zur Beschaffung des allernothwendigsten Lebensbedarfs, er arbeitet nur, um zu leben. Doch hat hier an der Küste der Handel, dieses mächtige Cultur-Agens, offenbar schon den Begriff des Nothwendigsten bei den Eingeborenen erweitert und ihnen damit den Sporn zu vermehrter Thätigkeit gegeben; sie bauen mehr Manioc, Mais und Bataten, als sie für ihren eigenen Lebensunterthalt brauchen, um mit dem Ueberschuß früher nicht gekannte Genußmittel von den Weißen einzuhandeln.

Ein eigenthümlicher Doppelpfiff weckt uns aus unsern Betrachtungen: es ist der unverkennbare Ruf des Waldhuhns, er kam von da unten, vom Ende des Maniocfeldes her. Wir winken der Frau, sich ruhig zu verhalten, und schleichen leise, leise, sorgsam jedes Geräusch vermeidend, zwischen den Beeten auf die Stelle zu. Da schwirrt es zu unserer Linken plötzlich in die Höhe, zwei starke Hühner fliegen dem Walde zu; doch unser Schuß ist schneller als ihr Flug, getroffen sinkt eins davon herab ins Gebüsch. Sofort setzt das schwarze Weib ihr Kind auf den Boden, eilt in das Dickicht und holt uns aus dem dornen- und stachelreichen Gestrüpp das erbeutete Huhn. Wir beauftragen sie, es nach beendeter Arbeit in der Station abzugeben, indem wir ihr einen Zettel einhändigen, die Anweisung auf 1 copo (ein kleines Glas Rum) als Belohnung für ihren Dienst.

Drüben auf jenem Berge, welcher die Gegend weitum beherrscht, steht eine Gruppe Palmen, die uns von anderer Gestalt und Art zu sein scheinen als die Oelpalme. Hinüber! Der Weg führt zuerst am Rande eines dichten Buschwalds hin; ich erkenne unter andern die langen spießartigen Blätter der Sanseviera (Ehrenbergiana) und die der breitblättrigen, rothrandigen Species

(S. longiflora), welche den Negern einen vorzüglichen Faserstoff liefern. Im Gebüsch bemerken wir eine Vorrichtung zum Hühnerfangen: eine flache Grube, in der als Lockspeise eine Oelpalmennuß liegt, ist mit einem Gitter von Stäbchen bedeckt; auf diesen ist eine an einem daneben stehenden Schößling befestigte Schlinge derart angebracht, daß wenn ein Huhn nach der Nuß gepickt und den Kopf wieder herausziehen will, es mit demselben darin hängen bleibt und an der Gerte festgehalten wird.

Jetzt biegen wir rechts ab und kommen durch ein Thal, das uns einen Ausblick auf das Meer eröffnet und in dem einige Baumwollensträucher (Gossypium vitifolium Cav.) stehen; wahrscheinlich wurde der Samen von einer benachbarten Pflanzung durch Vögel oder den Wind hierhergebracht. Wieder bergan steigend, sehen wir am Wege junge Fächerpalmen, wie eine Blattrosette unmittelbar aus dem Boden sprossend, ganz ähnlich den jungen Latania borbonica in unsern Treibhäusern und, etwas weniger, den Chamaerops humilis Italiens. Zu beiden Seiten des Pfades müssen einst Felder gewesen sein, denn der jetzt dicht mit Gras bewachsene Boden läßt noch deutlich erhöhte lange Beete mit tiefen Furchen dazwischen erkennen.

Wir langen oben bei der Palmengruppe an und sehen, daß wir uns nicht geirrt haben. Die gedrungnern Stämme, die breitern, kürzern und steifern, gegen die Spitze hin etwas nach unten gekrümmten Wedel sowie die Trauben von über kinderkopfgroßen, stumpfdreikantigen Früchten, die aus den Wipfeln herunterhangen, lassen keinen Zweifel, daß es Kokospalmen sind, in deren Schatten wir rasten. Der Baum ist hier nicht einheimisch wie z. B. an der Küste von Oberguinea, wo an einigen Plätzen seine Früchte einen werthvollen Exportartikel bilden, sondern die Gruppe wurde hier einzeln angepflanzt. Außer hier fand ich nur noch am Tschiluángofluß angepflanzte Kokospalmen. Doch richten wir nun unsere Blicke auf den Boden. Auch da begegnen sie etwas Neuem: rings um uns dehnt sich ein Makōbafeld (Voandzeia subterranea) aus, die Fläche mit dunkelm Grün wie mit einem sanften Rasen-

teppich bedeckend. Kein Unkraut kann zwischen den dichtstehenden Pflanzen und zwischen dem feinen Wurzelnetz aufkommen, durch welches sich ihre erbsenförmigen Früchte, gleich denen der M=pīnda (jinguba der Brasilianer, Arachis hypogaea) zum Reifen in die Erde senken.

Die Sonne steht bald im Mittag; unser Magen, der seit heute Morgen gefastet, mahnt uns an sein Recht. Nun, es soll ihm werden. Bleiben wir gleich hier! Gibt es einen schönern Speisesaal als diesen Platz auf dem Bergesgipfel, inmitten eines üppigen Fruchtfeldes, im Schatten segenspendender Palmen?! Flugs ist ein Sitz bereitet, das Gewehr an den glattrindigen gelblichweißen Stamm einer Kokos gelehnt, und die Jagdtasche der mitgenommenen Vorräthe entleert.

Dabei lassen wir den Blick über die Landschaft schweifen, über Nähe und Ferne. Im Osten wechseln Bergzüge mit Thalmulden ab, in welchen das Gras üppiger sproßt als auf den Höhen, hier von einzelnen Gebüschen, dort von Gruppen barocker Affenbrotbäume, weitragender Oelpalmen und seltener Fächerpalmen beschattet. Im Westen wogt das unermeßliche Halbrund des Oceans, seine leichtbewegten Wellen bald in bläulichen Schatten, bald in blendenden Lichtreflexen uns zukehrend. — Es ist heiß; aus der Savane haucht mittägliche Glut herüber, daß die Aehren und Blattspitzen in den heißen Luftwallungen zu erzittern scheinen und da, wo sie stellenweis den Fernblick abschließen, mit dem weißglühenden Aetherraum verschwimmen. Kein Wölkchen am Horizont, im Zenith das blendende Tagesgestirn, das mit seinen goldenen Strahlen des Himmels Bläue gleichsam verdrängt. Selten ein zwitschernder Vogel, nur drüben, wo wir an der Leiche des Fremdlings vorbeigingen, eine Schar Schildkrähen mit weißer Brust, von den Negern onomatopoetisch „Kabāka“ genannt. In der Meerflut unfern vom Strande strecken Delphine vorüberziehend ihre rundgewölbten schwarzen Rücken empor. Vor uns im Sande rollt ein kleiner Scarabäus geschäftig seine „Pille“. Sonst alles still und schwül; wie ein Göttergruß erscheint uns die kühle See=

brise, welche bisweilen in den Wedeln der Palmen flüstert und die Grashalme in leise rauschende Schwingung versetzt.

Unser Mahl, ein Stück kalten Huhns, mit Brot aus amerikanischem Weizenmehl, dazu ein Schluck portugiesischen Landweins, ist beendet und hat uns gestärkt; setzen wir nun unsere Wanderung fort. Die heißeste Zeit des Tags, gleich nach der Mittagsstunde, erwartet uns noch; vorsichtig schieben wir daher zum Schutz des gegen die Sonne besonders empfindlichen Nackens ein leichtes weißes Tuch unter den hintern Mützenrand, sodaß es uns bis auf die Schultern herabhängt. Ueber den nächsten Berghang im Osten kommt eine Frau herauf, sie trägt frei auf ihrem mit einem Blätterpolster belegten Kopfe ein urnenförmiges Gefäß mit Wasser. Verfolgen wir den Pfad, auf dem sie uns entgegenschreitet; wo Wasser ist, da finden wir gewiß eine frischere und manichfaltigere Vegetation, als sie die einförmige Savane darbietet.

Oben von der Höhe hat man eine entzückende Aussicht. Zur Rechten, nach Süden sehen wir den Meeresstrand bis zu der durch das Vorgebirge von Lándana (Lándana-Point) gebildeten Bucht und an derselben die Häuser des Orts, nördlich davon den weißen Gischt, den die ausströmenden Wasser des Tschiluángo im Kampfe mit dem Ocean emporschleudern, und näher an unserm Standpunkt die weiß- und braunbedachten Häuser einer der Station benachbarten Handelsfactorei, von dichten Mangrovenbeständen umschlossen, welche sich im Rücken des Gehöfts bis nahe zum Tschiluángo hinunterziehen und zwischen denen einzelne Lagunen im Sonnenlicht erglänzen; es sind die Altwasser, welche der Strom bei dem mehrmaligen, wol durch die Caléma herbeigeführten Wechsel seines Mündungsorts zurückgelassen hat. Ganz in unserer Nähe gen Südwest erhebt sich ein Berg, der uns den Blick auf Tschinschócho versperrt; auf seinem Gipfel stehen einige Baobabs und Fächerpalmen am Rande eines niedrigen Buschwalds, aus dessen nordöstlicher Ecke die kleinen Häuser des Dörfchens N-sánga hervorschauen. Jenseit der Mangrovensümpfe ein nach Nordosten streichender Hügelzug, und in dem Thale zwischen ihm, dem Berge,

auf dem wir stehen, und dem N=sángahügel der herrliche Galeriewald von Makúnga, noch bis zur Höhe der uns gegenüberliegenden Berglehne hinanklimmend. Ein stets mit neuer Lust geschautes, uns unvergeßlich bleibendes Bild!

Begleiten wir mit unserm Auge den Pfad, der sich von uns aus zu dem Thalwalde hinabschlängelt, so schweift es anfangs gleichgültig über Gras und Aehren hin, dann aber, etwa halbwegs nach unten fesseln die glühendrothen Blumen einiger Clerodendren, daneben blaßrosablühende Vernonia (die N=duli n=duli, welche den Eingeborenen ein geschätztes Fiebermittel liefert), Vernonia mit weißen, dem Eupatorium ähnlichen Blumen, auch Waltheria=(indica) und Milettiabüsche. Hier biegt der Pfad um einen Baum und läuft nun ziemlich abschüssig dem Grunde zu, in dessen Dickicht er unsern Blicken entschwindet. Rechts unten wird eine Lichtung im Walde sichtbar; ein Ackerfeld, an drei Seiten dicht von Bäumen umschlossen, an der vierten von einer Graswiese begrenzt; Weiber arbeiten auf dem Felde; aufsteigende Rauchsäulen verrathen, daß die Maisernte vorüber ist und nun das zu Haufen geschichtete Stroh angezündet wurde. Jenseit der Wiese, durch welche ein schmaler Bach fließt, wieder undurchdringliches Dickicht, nur zur Linken des Wasserlaufs klimmt ein enger Pfad an der Berglehne hinauf. Drüben hinter dem Randgebüsch des Waldes wiegen Oelpalmen ihr zartes Strahlenhaupt, dazwischen leuchtet das satte Grün von Bananen= und Pisangstauden hervor, bis oben schöner Laubwald den Gipfel des Berges krönt.

Wir steigen den Weg hinab, um das Geheimniß des Quellenwalds von Makúnga zu erforschen. Während wir uns dem Gebüsch nähern, dringt fröhliches Lachen und Sprechen aus der Tiefe an unser Ohr. Der Pfad windet sich, vom Regen tief ausgewaschen, zwischen hohen, mit Gesträuch bewachsenen Wällen hin. Jetzt biegen wir um eine Ecke, der Lärm der Stimmen wird lauter, nun um den Stamm einer hochwipfeligen Caesalpinie herum, dann fast senkrecht hinunter, und wir betreten den Boden einer kleinen engumrahmten Lichtung. An der steilen Wand uns gegenüber

entspringt unter den Wurzeln hoher Bäume eine klare Quelle, deren Wasser durch ein paar Breter zusammengestaut ist. Ein zur Seite stehender Baumstumpf von genügender Höhe dient zum Daraufstellen der Krüge, ein umgestürzter Stamm daneben zum Sitz für Plauderer. Die Quelle ist umdrängt von eingeborenen jungen Mädchen und Frauen. Bei unserm unvermutheten Erscheinen schwirrt die Schar mit dem Rufe „Uīsa mundélle, uīsa mundélle!“ (Der Weiße ist gekommen!) erschreckt auseinander. Rasch wird das etwas herabgeglittene Busentuch wieder über die Brust gezogen, der gefüllte Krug ergriffen, und auf und davon geht es in komischer Eile. Nur einige, die vor lauter Plaudern und Scherzen den Zweck ihres Kommens vergaßen, bleiben zurück; über den Rand des von reizenden Commelynenblüten, den Veilchen der Tropen, umsäumten kunstlosen Bassins gebeugt, schöpfen sie mit der halben Schale einer Kürbisfrucht die klare Flut in ihre Krüge, deren Form, an die altetruskische erinnernd, dem Geschmack und Schönheitssinn ihrer schwarzen Verfertiger kein ungünstiges Zeugniß ausstellt. „Liāte, liāte!“ (Schnell, schnell!) flüstern sich die Kinder zu. Doch wir halten sie an; wir sind durstig: „Mulēka, tuála m-blānge!“ (Gebt mir Wasser!) Ein freundlich aus großen Augen blickendes Mädchen, mit in regelmäßigen Figuren um den Scheitel gruppirtem Haar, reicht uns in gebückter Stellung die volle Kürbisschale. Wir setzen sie an die Lippen, und während wir das uns kühl dünkende Naß, das immer noch die respectable Wärme von über 24° C. hat, hinunterschlürfen, schlägt unsere schwarze Hebe dreimal die hohlgewölbten Handflächen zusammen — das übliche Zeichen des Grußes. Zum Dank geben wir ihr eine Hand voll Taback: „Támbula n-sūnga!“ (Hier, nimm Taback!), und ein freundliches Lächeln entblößt ihre weißen Perlenzähne, von denen die zwei mittlern im Oberkiefer an den sich berührenden Seiten ausgebrochen sind. Dann heben auch diese Nachzügler ihren Krug auf den Kopf, und ihn im Gehen geschickt balancirend, schreiten die schlanken wohlgeformten Gestalten die Anhöhe hinauf, wo sie im Gebüsch unsern Blicken entschwinden. Wieder allein, schauen wir uns noch auf

dem traulichen kleinen Platze um. Die Quelle ist von stattlichen Bäumen beschattet; in deren Laube verborgen flötet ein schwarz-weißer Bias (musicus) sein Lied; auf einem trockenen Aste sitzt schnarrend ein verflogener Graupapagai und putzt sich mit seinem Schnabel das Gefieder; von fernher hört man das Geschwätz eines Glanzstaars (Lamprocolius splendidus Vieill.), der sich in einem fruchttragenden Baume sein Futter sucht. Den Boden bildet eine Wiesenfläche von saftigem Gras, mit blauen und gelben Commelynenblumen durchwirkt und von der hindurchfließenden Quelle bewässert.

Quer über sie wandern wir dem nahen Walde zu, dessen dichte Schatten uns bald mit erhabener Einsamkeit umfangen. Prachtvolle Riesenbäume streben hier himmelan; um ihre Stämme schlingt und rankt sich ein Netzwerk von blütenreichen Gloriosen und großblättrigen Menispermengewinden, von purpurnen Ampelopsis- und Cissusreben, und unter dem Lichtschirm ihrer lederblättrigen Laubkronen entsprießen schattenliebende Blattpflanzen mannichfachster Art dem Boden. Mit dem fast berauschenden Duft von Landolphien, Tabernaemontanen und Jasminen, von würzigen Gardenien und Randien mischt sich der unangenehm süßliche Geruch des modernden Laubes, das nach jedem unserer Tritte elastisch in die frühere Lage zurückschwillt. Hier auf einer Lichtung dichtes Gebüsch cannaähnlicher Kaempferien, deren rothe Früchte von den Affen als Leckerbissen verspeist werden; dort ein Dracaena (obovata)-Dickicht, durchflochten von Pfefferranken (M-wówo, Cubeba sp.) mit feurigen Traubenfrüchten; hier wieder undurchdringliche Bestände einer Marantacee (Masīsi) mit saftreichem, mild säuerlich schmeckendem Stengel — und das alles im glänzendsten, frischesten Grün, strotzend von Saft und Kraft, man glaubt fast die Blätter sich entfalten und wachsen zu sehen. Ueberall nährende Feuchtigkeit spendend, rieselt die kleine Quelle, nun Tōndebach genannt, durch den Wald.

An einer Stelle streckt sich ein belaubter Ast niedrig über unsern Weg, wir müssen uns bücken, um darunter durchzukommen;

in dem Augenblick bleiben die Fäden eines Spinnennetzes uns am Auge hangen, und indem wir danach greifen, stoßen wir mit dem Lauf unsers Gewehrs ziemlich derb an den überhängenden Ast. Ein leises Knistern wie von sanftem Regenschauer, bald darauf fühlen wir ein schmerzendes Jucken und Stechen an den Händen, im Gesicht, rings um den Hals, und aufblickend gewahren wir mit Entsetzen in den Zweigen jenes Astes ein birnenförmiges Erdnest der schwarzen Ameise. Gereizt durch die von dem Stoß bewirkte Erschütterung, ließen sich die erbosten Thierchen herabfallen, um an dem Störer ihres Hausfriedens Rache zu nehmen. Sie zerstechen und zwicken, zu jeder Kleiderfalte eindringend, unbarmherzig unsere Haut. Immer unerträglicher wird die Qual, während wir, fortwährend gehemmt durch die allzu üppige Vegetation, unter den tiefhangenden Aesten, von denen manche uns auch mit den zusammengerollten Blattnestern einer großen rothen Ameise bedrohen, und zwischen dem Rankennetz von dünnern oder stärkern Lianen uns fortarbeiten müssen. Endlich kommen wir auf einen freien Platz, in dessen Mitte eine Elaïspalme steht. Hier ist Licht und Luft. Sogleich wird Gewehr, Jagdtasche, Mütze, ein Kleidungsstück nach dem andern, zuletzt sogar die Stiefel auf die am Boden liegenden trockenen Palmenwedel geworfen, dann tüchtig ausgeschüttelt und aufs genaueste durchsucht, damit nicht etwa doch noch einer der erbitterten Plagegeister in einer Falte verborgen bleibe.

Nach diesem tragi-komischen Intermezzo setzen wir unsere Wanderung fort, jetzt aber vorsichtiger, denn der Termiten und Ameisen gibt es gar viele in dem feuchten Walde. Der Pfad führt links hinüber, wieder an einer größern Lichtung und am Rande einer Verbreiterung des Tõndebachs vorbei. Hier stehen prächtige Raphiapalmen: aus dem kurzen Stamm steigen die riesigen bis 18 Meter langen Wedel, zwischen denen übermannsgroße Fruchttrauben schwer zur Erde niederhängen; neben dem mattvioletten Staubschimmer der Wedelrinde leuchten Windenblüten und die bläulichen Blumen der Psophokarpus (longepeduncula-

tus Hask.) mit der geflügelten Schote, neben dem Dunkelgrün der Fiederblätter hoch oben das feurige Hochroth der Mussaenda (splendida)-Bracteen und das Gelb der duftenden seltsam geformten Blüte der Monodora. Am linken Rande des Palmenwalds steigt der Pfad die Höhe hinan; zur andern Seite haben wir Felder mit Manioc, Mais und M-pīnda (aus den bohnengroßen Samenkörnern der letztern Frucht wird vorzügliches Oel gepreßt), dazwischen Pimentsträucher, Bananen- und Pisangstauden. Dort das Feld am Bergabhang ist zum Theil mit Liámba (Cannabis sativa L.) bepflanzt, einer Hanfart, deren getrocknete Blätter manche Neger, besonders alte Leute, aus der Wasserpfeife rauchen, um sich damit zu berauschen. Ein Rascheln im Wipfel einer Elaïs zieht unsern Blick nach oben: da sehen wir an der Rippe eines Wedels entlang ein Thier mit großer Behendigkeit hin- und herlaufen. Flugs wird die mit feinem Schrot geladene Flinte angelegt, der Schuß trifft, und zu unsern Füßen liegt eine sogenannte Palmenratte, ein grünlichbraunes Eichhörnchen mit zwei weißen Längsbinden auf dem dunklern Rücken und hellem Bauche, ein willkommener Beitrag zu unserer zoologischen Sammlung.

Doch die Sonne neigt schon nach Westen hinüber, nur noch einige Stunden wird sie uns Licht gewähren. Wir werfen von der Höhe herab einen Abschiedsblick auf das liebliche Quellenthal, den schönsten und wegen seiner reichen Vegetation am häufigsten besuchten Punkt in der Umgebung unserer Station. Noch sehen wir unten an der Quelle eine Anzahl wasserschöpfender Frauen, heftig gesticulirend und wie es scheint im eifrigen Gespräch, unser Schuß mit dem scharfen kurzen Knall hat ihnen die Nähe der Weißen verrathen. Rechts davon, durch Wald und Sumpf geschieden, rinnt eine zweite Quelle, über einen mit leuchtenden Brillantaisienblumen geschmückten Wiesenfleck. Auch dort herrscht Leben; es ist die Waschquelle, und wir hören, wie die Frauen das mit der Seifenfrucht (Adenopus breviflorus Benth.) eingeriebene Zeug klatschend auf ein im Wasser schräg angestemmtes Bret auf-

schlagen. Während wir uns zum Weitergehen anschicken, schreitet eine aus den Pflanzungen unten im Thal kommende Frau an uns vorüber, die eine Mutēte voll hellbrauner Maniocwurzeln auf dem Kopfe trägt. Mutēte heißt der hier allgemein gebräuchliche lange Tragkorb; er wird aus Palmenwedeln geflochten, indem immer je zwei mit den innern Fiederblättchen kreuzweis ineinandergeknotet, die äußern Fiedern eines jeden aber unter sich verflochten werden, und dient zum Verpacken fast aller Gegenstände, selbst halbflüssiger wie des Palmöls; nicht nur an der ganzen Loangoküste, sondern auch tief im Innern scheint er in Gebrauch zu sein, denn alle Waaren, welche durch Karavanen — allerdings wegen des Zwischenhandels jetzt nur noch selten — an die Küste gebracht werden, sind, gewöhnlich noch mit Bananen- oder Marantenblättern umwickelt, in Mutēten verpackt.

Den Pfad, von dem sich bald ein zweiter nach dem Meere zu abzweigt, in nordöstlicher Richtung verfolgend, haben wir zur Rechten einen Savanenwald. An seinen Rändern prangt eine Eugenienmyrte mit weißer Blütenpracht; aus dem lockerbüschlichen Savanengrase tauchen hier und da die intensiv scharlachrothen Blumen der winzig kleinen Striga (coccinea) auf. Mit raschen Schritten — denn die Sonne ist lange nicht mehr so drückend — marschiren wir bergab, bergauf, und wieder thalwärts, bis wir vor einem breiten Bache stehen, dessen Ufer das kostbare Papiergras (Cyperus Papyrus L.) umsäumt. Dicht drängt sich Schaft an Schaft, sodaß die feinfädigen Kronen einen zarten grünen Schleier ausbreiten. Zahlreiche Vignaarten mit Blüten von Rosen- bis Kornblumengröße ranken sich überall hindurch, und eine Melastomacee mit Rosablumen contrastirt angenehm mit dem grünen Halmenwalde. Wir rufen laut über den Bach herüber „Uīsa, uīsa, Castano!“ „Já venho“ schallt es auf Portugiesisch zurück, und hochaufgeschürzt kommt Castano, der Fährmann des Orts, der uns schon manche seltene Pflanze nach der Station gebracht, durch das Wasser gewatet. Auf seinem breiten Rücken nehmen wir Platz und lassen uns so, das Gewehr hoch haltend,

durch den Bach tragen. Eine zierliche moosähnliche Azolla und dazwischen eine kleine Utricularia bedecken sammtartig die Oberfläche des Wassers. — Bald sind wir drüben. Castano's Einladung, ihn in sein Dorf Sälowe zu begleiten, müssen wir wegen der vorgerückten Zeit ausschlagen; nur die Felder dieses Dorfs eine Strecke weit durchschreitend, eilen wir den Bergen am Meere zu. Unterwegs finden wir in dem feuchten Thalgrunde eine schönblühende hohe Erdorchidee, die wir sorgfältig aus dem Boden heben, um sie als hier selten vorkommende Pflanze unserm Herbar einzuverleiben. Im Nordosten bleibt uns ein ziemlich hoher Berg mit dem Dorf Putumōngo auf seiner bewaldeten Kuppe zur Seite liegen, wir überschreiten einen niedrigern Hügelrücken, durchschneiden ein breites nur mit Gras bewachsenes Thal, und steigen wieder zu einem Berggipfel hinauf.

Vor uns liegt der brausende Ocean, an seinem Strande vor einer kleinen Lagune das Dorf Yénga, in dessen Rücken sich der schmale Streifen von Fächerpalmen, der sich am Meeresufer hinzieht, zu einem stattlichen Haine erweitert. Yénga ist ein großes und ansehnliches Dorf. Zwischen seinen Hütten steht außer den angepflanzten Oelpalmen ein Baobab, ein Wollbaum, ein großblättriger niedriger Ficus mit sparrigem breitverzweigtem Astwerk und eine kleinblättrige Banyane, letztere von so außerordentlicher Schönheit, Dichtigkeit und großartiger Wölbung der gigantischen Kuppel, wie weit und breit keine zweite zu finden ist. Ein Exemplar dieser fünf Bäume steht in jedem Dorfe Loangos, und oft wird tief im Walde die verlassene Stätte einer frühern Ansiedlung dadurch gekennzeichnet; sie scheinen in der Vorstellung der Eingeborenen etwa die Stelle der Penaten oder Laren einzunehmen.

Wir gehen durch ausgedehnte Maniocäcker ins Dorf hinab und sehen uns bald von einer Schar Kinder umringt. Sie kennen den Weißen, und mancher der halbwüchsigen Buben macht zutraulich einen schüchternen Versuch, ihn in portugiesischer Sprache anzureden: „Boas tardes, senhor; está o branco de Chinchoxo."

Ein kleiner Uebereifriger muß sich sofort aufgemacht und dem Herrn des Dorfs unsere Ankunft gemeldet haben, denn nach kurzer Zeit erscheint der M=bóma, eine würdige Mannesgestalt, um uns zu begrüßen. Seine braune Hand faßt an die wollene Mütze — ein Tauschartikel aus unserm Fetisch —, und den Oberkörper etwas beugend spricht er zum Gruß: „Bons dias, senhor.“ Wir strecken ihm unsere Hand entgegen; mit einem leichten Lächeln um den breiten Mund — fühlt er sich geschmeichelt, oder spöttelt er über solche Vertraulichkeit? — gibt er uns die seinige, die wir herzhaft schütteln. „Como está, muënne?“ (Wie geht es dir, Herr?) fragen wir. „Está bem“, erwidert, indem er die hohlen Hände zusammenschlägt, der Angeredete in einem Tone, als ob er sagen wollte: „Wie soll's gehen? Es muß ja!“ Er ist Würdenträger, bekleidet sogar das wichtige Amt eines Obmanns der Richter (Mifúka) des Landes, und nicht minder schwere Sorgen lasten daher auf seinen schwarzen Schultern als auf denen eines hohen Beamten in civilisirten Staaten. „Senhor fica aqui?“ (Bleiben Sie hier?) „Ja, ich bleibe, aber nur kurze Zeit.“ Ein Wink, ein paar unverständlich gemurmelte Worte, und ein Knabe springt uns voraus und hält, als wir bei dem saubern Hause des M=bóma anlangen, ein Bänkchen mit Zeug belegt zum Sitze für uns bereit. Wir bitten um ein wenig Wasser; es wird uns in einem Glase auf einem Teller gereicht. Unsere Unterhaltung dreht sich zwar nicht um das Wetter, denn das kann nicht wohl anders sein als es eben ist, aber doch um alltägliche Dinge: wir erkundigen uns nach dem Gedeihen der Feldfrüchte, nach dem Ertrage des heutigen Fischzugs, nach der Stärke der morgigen Caléma, nach häuslichen Einrichtungen und Familienverhältnissen. Die Antworten des Schwarzen sind in gutem Negerportugiesisch ausgedrückt, doch immer von dem ihm eigenthümlichen Lächeln begleitet: Das weißt du noch nicht?! Als wir den Wunsch äußern, seine Wohnung zu sehen, ladet er uns bereitwilligst dazu ein. Wir treten durch eine Thür in einen kleinen, von hohen Loangomattenwänden umschlossenen Hof. Innerhalb dieses Raums

steht auf einem etwa 50 Centimeter hohen Lehmwall ein Haus, in kleinerm Maßstabe, aber von demselben Material errichtet wie die Gebäude der Station und wie alle Häuser in Loango: von Schaften des Loangograses, Bansa, Moschinga, Phönixpalmen- und Mangrovenstämmen, und von Oelpalmenblättern zur Bedachung; erst am Kuĭlu begegnet man wieder etwas anderer Bauart. Eine lukenartige Thür, so niedrig, daß wir nur gebückt und ein Bein nach dem andern über den untern fußhohen Mattenrand setzend hindurchkommen können, führt zunächst in einen schmalen Gang, welcher durch ein an das Hauptgebäude anstoßendes, mit jenem unter Einem Dache befindliches kürzeres Haus gebildet wird. Der Gang endet in einen breitern Raum, wie es scheint zur Aufnahme von Besuchen bestimmt, denn an den Wänden laufen niedrige Bänke hin. Von ihm aus gelangt man durch eine zweite Thür in den innern, den Wohnraum des Hauses. Zu unserm Erstaunen finden wir darin eine Bettstelle von Bretern, während in den gewöhnlichen Negerhütten der Erdboden, oder wenn es hoch kommt, eine Loangomatte, die auf einem zwischen sechs in die Erde gerammten Gabelästen befestigten Gertengeflecht liegt, als Schlafstätte benutzt wird, ferner einen rohgezimmerten Holzstuhl, einen Tisch mit einer weißen Wassercaraffe und Gläsern darauf, wie sie hier im Handel zu haben sind, und über demselben an der Wand eine Photographie von der Familie in Goldpapprahmen, natürlich ein Geschenk der Station. Sonst gewahren wir nichts, was unsere Aufmerksamkeit erregt, außer etwa ein neben dem Bett an der Erde liegendes Bündel von Fetischen, das heißt von Glocken, Federn, Fellen, Beuteln und andern Gegenständen, welche irgendein Würdezeichen darstellen. Unsere Neugier ist befriedigt, und wir begeben uns, von dem M-bóma geleitet, auf den Rückweg durch das Dorf. Auf unsere Bitte um Feuer für die Pfeife ruft er: „tuála žilōka“ (bring Feuer); als M-fūmu, Adeliger, darf er sich solcher gewählten Ausdrücke bedienen, der gemeine M-fióte würde „tuála m-bāsu“ (ebenfalls bring Feuer) gesagt haben.

Die übrigen Häuschen des Dorfs sind kleiner und entbehren

des Hofs sowie der Doppelwandung, welche die Wohnung des M-bóma auszeichnen. Vor einer der Hütten sind die Bewohner mit Auskochen von Palmöl beschäftigt. Der Herd dazu ist auf höchst primitive Weise hergestellt; man setzt nämlich vier urnenförmige Gefäße, etwas niedriger und mit weiterer Oeffnung als die Wasserkrüge, umgestülpt im Viereck so dicht aneinander auf die Erde, daß zwei dazwischen geklemmte, mit den Nüssen des Oelpalmenzapfens gefüllte Töpfe in der Schwebe gehalten werden; unter diesen läßt man dann ein langsames Feuer glimmen.

Unterdeß ist es spät geworden; schon nähert sich die Sonne dem Horizont, tiefpurpurn schimmert das Meer im Widerschein, und wir haben fast noch eine Stunde Wegs bis zur Station. Ein „boa noite“ unsererseits, ein gleiches mit dem Zusatz „até á manhã“ (bis morgen) seitens des M-bóma, und wir wandern über den weichsandigen Meeresstrand gen Süden, biegen aber bald wieder links in die Savane ein, wo uns zwar der Blick auf das Meer, doch nicht auf den in immer intensiverer Farbenglut leuchtenden Himmelsdom verschlossen ist. Vorwärtseilend über Berg und Thal, vernehmen wir nur noch den Abendgesang der langspornigen Lerche, während sie laut und scharf mit den Flügeln zusammenklappend emporsteigt, und das eigenthümlich hellstimmige Gebell eines auf Raub umherschweifenden Scha'als durch das immer gleiche Brausen der Brandung. Hin und wieder streift schon ein thaufeuchter Halm unser Gesicht, denn das Auge, durch die wechselnde Pracht am Abendhimmel gefesselt, achtet kaum noch auf den fast täglich beschrittenen Pfad. Stumm und gehoben schauen wir in die weltallumfassende Strahlenglorie des sinkenden Gestirns, in die immer durchsichtiger und krystallklarer werdende Atmosphäre, welche nun jeden Palmenwipfel, jedes einzelne Fiederblättchen selbst in weiter Ferne uns viel schärfer und plastischer erscheinen läßt als im Gluthauch des hellen Tags. Wie ein Purpurschleier haucht es über des Himmels Blau, aus welchem erst einzelne Sterne noch zaghaft matt herunterflimmern; Gold- und Feuerflocken streut der sterbende Tagesgott

verschwenderisch aus, daß es selbst im Osten zu glühen beginnt, wie eine Ahnung der Auferstehung. Schnell sinkt die mächtige blutrothe Feuerscheibe hinab, die intensiven Farben verduften, werden matter, ruhiger und fahler, im Zenith fliehen die Farbenschleier vor dem Mantel der Nacht, nur noch violette, graublaue, tiefbraune Schatten huschen darüber hin; auch sie erblassen allmählich, grüngoldige Hauche wehen wie eine Verklärung — die Sonne ist gesunken, und auch ihr zartfarbiges Gefolge verschwindet hinter dem Rande des Oceans.

Doch vorwärts, bald, in einer halben Stunde ist es Nacht. Rüstig schreiten wir aus, jetzt an den Trümmerhaufen der verfallenen feitoria ingleza vorbei; ein Zwist zwischen den Weißen dieser Factorei und den Eingeborenen, um den erschlagenen Hund eines Negers entbrannt, hatte zu Thätlichkeiten geführt, bei welchen die Schwarzen den Kürzern gezogen; sie rächten sich nun damit, daß sie den Engländern keine Handelswaaren mehr zukommen ließen, weshalb diese den Platz aufgeben mußten. Nur Fundamentenmauerwerk und einzelne Steine liegen noch umher; auch die Gewächse aus dem Garten der frühern Besitzer sind verwildert, und einheimische Schuttpflanzen, wie Urena (lobata L.), Triumfetta (semitritoba L.), Sida (spinosa-alnifolia L.), wuchern üppig auf der alten Wohnstätte. Nun erreichen wir den Schlangengrund und die große Fächerpalme darin, welche wegen der wie ein Frauenkleid aus dem Wipfel herunterhängenden Masse nach und nach abgestorbener Blätter den Namen „Unterrockspalme" erhielt. Noch einmal bergan, noch fünf Minuten marschirt, und wir schreiten am Zaun der Station entlang, mit freudigem Bellen von unsern pommerschen Schäferhunden Tyras und Trine begrüßt, die sich unter dem Geflecht hindurch einen Weg ins Freie gewühlt haben. Im Hause brennt schon Licht, wir treten zum Abendessen ein — unsere lange Wanderung ist beendet.

V.

Charakteristiken aus Natur und Leben.

Ehemals sah ich in Delos, am Altar Phöbos Apollons
Einen Sprößling der Palme von so erhabenem Wuchse,
Und ich stand auch also vor ihm und betrachtet' ihn lange
Staunend, denn solch ein Stamm war nie dem Boden entwachsen.

Homer.

Aehnlich wie Australien in den eigenthümlichen Typen seiner Thier= und Pflanzenwelt sich ein urzeitliches Gepräge erhalten hat, so erinnert auch Afrika in seinem Baobab, der wunderbaren Welwitschia, dem Kamel, seinem Flußpferd und den übrigen Dickhäutern lebhaft an untergegangene und — wenn man die heutige als die endgültige betrachten dürfte — unfertige Schöpfungsperioden. Wenn ich nun, da ich nur über Selbstgesehenes und Erlebtes spreche, mich auch eben nicht mit allem Wunderbaren afrikanischer Naturlaunen beschäftigen kann, so greife ich doch das mir näher bekannte und in vieler Beziehung auffälligste Naturkind, den Baobab oder Affenbrotbaum, das „Kamel unter den Pflanzen", wie er einmal treffend bezeichnet wurde, heraus, weil er mit den folgenden Bäumen den Charakter der offenen Landschaft in Loango und dem südlich gelegenen Angola bedingt.

Schon der geographische Unterricht in der Schule erzählt von den überaus unproportionirten Formen des Affenbrotbaums (Adansonia digitata L.), dessen Familienverwandte in Afrika überhaupt stark vertreten sind. Gleichwol wird von dem Typus

des Baums mehr gefabelt, als er Grund dazu gibt, und auch hier trifft es zu, daß man leicht geneigt ist, die in der Erinnerung besonders stark haftenden Eigenthümlichkeiten einiger Ausnahmefälle zum Charakteristicum eines größern Ganzen zu machen. Aus eigener Anschauung kann ich nicht sagen, ob die Baobabs, wie ich sie von Sierra Leone bis an den Kuánsa (9° 20′ südl. Br.) selbst sah und wie sie an dieser Küste noch südlich bis Mossâmedes (15° 20′ südl. Br.) genau ebenso auftreten, in weniger barocken Formen gewachsen sind als diejenigen, welche im Norden, Osten und Südosten, wo sich der Verbreitungsbezirk von Senegambien nach Nubien und von hier bis fast zur Delagoa-Bai (25° südl. Br.) erstreckt, beobachtet worden sind; allein da dies kaum anzunehmen ist, so wird die Beschreibung des Baums, nach welcher „dessen Kronenbreite die ganze Höhe desselben um das Doppelte übertrifft, sodaß sich die untern Aeste laubenbildend zur Erde biegen“, wol auf einzelne Ausnahmeexemplare passen, nicht aber auf den Normalhabitus des Baums. Immerhin imponirt der Baobab durch seine kolossalen Größenverhältnisse; dieselben werden aber nicht zur Caricatur, sondern die einzelnen Theile stehen gewöhnlich in guter Proportion zueinander. Der Stamm, von besonders großer Stärke, streckt seine untern Aeste in ziemlich wagerechter Richtung aus, jedoch sah ich nur zwei Bäume, deren Wipfelbreite die Höhe *fast* um das Doppelte übertrifft, und keinen, dessen Arme sich zum Boden biegen. Im Gegentheil haben auch immense Bäume — ich maß deren von 8, 10, 12 und 14 Meter Stammumfang — ein stattlich in die Höhe strebendes Laubgewölbe und erinnern in den eckigen Formen ihrer Verzweigung an unsere Eichen. Im Busch- oder Galeriewalde ändert sich der Habitus des Baums sogar in das gerade Gegentheil jener Schilderung, denn dort, wo er nicht vom dichten Gebüsch schon erdrückt und erstickt wurde, erreicht sein Stamm oft eine Höhe von 18, 20 und mehr Meter, ehe der Wipfel beginnt. In der Savane, seiner eigentlichen Heimat, ist die Höhe des *astlosen* Stammes immer noch 8 und mehr Meter, und auch hier spaltet sich derselbe meistens nicht in die Hauptarme der

kolossalen Krone, sondern steigt bei 75% der von mir in Loango und besonders Angola zu Tausenden beobachteten Bäume mindestens zu zwei Dritteln und oft drei Vierteln der Gesammthöhe als wirklicher Stamm auf, sich durch Aussendung von Seitenästen allmählich verjüngend. In der unmittelbaren Nähe der Station Tschinschóscho standen dicht beisammen drei Baobabs, unsere „Brüderbäume", deren Formen nicht im mindesten unproportionirt, sondern obgleich kolossal, doch schön waren; andere wieder, und zwar die meisten, sind nur insofern unproportionirt gebaut, als die Dicke des Stammes nicht ganz zu den übrigen Verhältnissen paßt.

Um das Riesengewölbe des handförmigen glänzenden Laubes zu tragen, ist bei dem ungemein weichen und schwammigen Holzgewebe diese Dicke des Stamms nöthig. Die bretartig aus dem Stamm hervorgeschobenen sogenannten Leisten, wie sie sonst vom Baobab und vielen tropischen Urwaldbäumen berichtet werden und welche ich besonders am Wollbaum sehr stark ausgeprägt beobachtete, treten hier nicht auf oder bestehen nur in einer Emporwölbung der unendlich breitverzweigten Wurzeln nahe am Stamm, welche zwar denselben Zweck wie die eigentlichen Leisten vertreten, doch ein anderes Mittel zur Erreichung desselben sind.

Der Baum ist dicht und stark belaubt, sodaß er in der Savane, an welche er sich, den Wald womöglich vermeidend, mit Vorliebe hält, dem Wanderer willkommenen Schutz vor den Glutstrahlen der Tropensonne gewährt. Jedoch nicht zu jeder Zeit, denn er wirft in der Ruheperiode sein Laub ganz ab, sodaß dann nichts wunderbarer aussieht als das kahle Riesengerippe, an den Enden seiner Arme mit den gurkenähnlichen Früchten am langen Stiel behangen. Allein der Laubfall der Bäume tritt nicht gleichzeitig ein; vielmehr beobachtete ich das Abfallen der Blätter an verschiedenen Bäumen zu verschiedenen Zeiten, allerdings immer doch so, daß die Regenmonate die Hauptwachsthumsperiode bilden. Die Blattknospen schwellen schon vor Eintritt der Regen, als ob sie die Nähe derselben ahnten, freudig an, und über das gigantische

Gewirre der grausilberrindigen Krone breitet sich jener herrliche goldiggrüne Schleier aus, welcher uns unsern Frühling so liebgewinnen läßt. Auch Blüten, welche später Früchte ansetzten, sah ich zu verschiedenen Jahreszeiten, wenn auch nicht in so häufigen Fällen, daß ich sagen dürfte, der Baobab blüht das ganze Jahr hindurch, doch oft genug sogar in den trockensten Monaten Juni, Juli, August, und zwar an vollständig blätterlosen Bäumen.

Die anfangs schneeweiße, tief herabhängende Blume von 13 bis 16 Centimeter Durchmesser gleicht mit dem Ball zahlloser Staubfäden, aus welchem ein langer und gewundener Griffel hervorragt, einem Puderpinsel, welcher oben von den nach dem Stiele zu zurückgeschlagenen weißen Blumenblättern gekrönt ist. Bald wird die unangenehm riechende Blüte in allen ihren Theilen gelbfleckig und fällt endlich ab, um die anfangs wallnußgroße, schnellwachsende Frucht zurückzulassen. Die vollständig ausgebildete Frucht, deren Stiel dann Fingerstärke und eine Länge bis 60 Centimeter erreicht, wird bei einem Umfang von oft mehr als 26 Centimeter durchschnittlich 30 bis 31 Centimeter lang; jedoch erreichen alle diese Maße ausnahmsweise auch höhere Werthe, ja ich maß in Dóndo am Kuánsa sogar eine Frucht von 72 Centimeter Länge. Die oft von einander abweichende Form der Früchte verschiedener Bäume läßt auf mancherlei Varietäten schließen; die Hauptform, von länglicher Gestalt, hat eine einfach glatte Schale ohne Erhebungen, eine andere zeigt starke Rippen mit einer flaschenartigen Einschnürung nahe dem Stiel, eine dritte nähert sich der Kugelform. Die 7 Millimeter starke harte Schale ist mit einer bräunlich-grünen Rinde sammtartig überkleidet, welche nach der Reife eine goldbraune Farbe annimmt; im Innern enthält sie ein röthlichgelbes, schwammiges, korkartiges Fleisch, welches wir in mosquitoreichen Nächten in den Stuben der Station anzündeten. Wie Zunder langsam weiterschwelend, verbreitete es dann dichte Rauchwolken, welche die lästigen Insekten vertrieben; die Schmerzen in den gereizten Augen zogen wir den ewigen Quälereien durch jene Thiere vor. Solange die Frucht noch nicht reif und

das Fleisch noch saftig ist, wird, in Angola wenigstens, ein säuerliches Getränk daraus bereitet. Die in die Pulpe zahlreich eingebetteten Kerne von Form und Größe einer Wachsbohne geben, zu Pulver gestoßen und zu einem Brei gekocht, in Zeiten des Mangels eine eßbare, aber schädlich wirkende Speise. Ausgehöhlt dient die Frucht als — sit venia verbo — Musikinstrument und als Flüssigkeitsgefäß.

Von Wichtigkeit für den Handel ist aber die Bastrinde des Stamms, welche nach einigen gelungenen Versuchen des Reisenden J. Monteiro seit 1865 (im Jahre 1874 wurden zwischen dem Congo und Ambrīs 1500 Tons exportirt) nach England ausgeführt und dort zu Papier verarbeitet wird. Die äußere, etwa $2\frac{1}{2}$ Centimeter dicke, sehr weiche Rinde ist mit einer ganz feinen, glatten und silbergrauen Haut bekleidet, welche den ganzen Baum, besonders wenn er die Blätter abwarf, weit über die Landschaft hinleuchten und seinen kolossalischen Bau um so stärker in die Erscheinung treten läßt. Innerhalb der weichern liegt eine sehr dicke, faserige Rinde um den sehr weichholzigen Stamm, dessen jüngeres Gewebe fast nur von der Consistenz eines Teiges ist. Diese dickere Rinde liefert ein sehr gutes Material zu Papier und wird von den Eingeborenen Angolas auch zu Stricken und Zeugen verarbeitet, welche letztere seltener zur Bekleidung als vielmehr ohne weiteres Zusammenstücken zu Säcken benutzt werden. Durch Einlegen in Wasser wird die Rindenschicht, wie unser Lindenbast, von allen unnöthigen Stoffen reingeschlemmt und dann, noch naß, mit einem Holzhammer, dessen große Schlagfläche netzförmig eingekerbt ist, bearbeitet, sodaß die starken Bastfasern, ohne zerschlagen zu werden, ineinander übergehen, sich gegenseitig verwickeln und dann getrocknet eine Art, ich möchte sagen Geflecht bilden, dessen rautenförmige Maschen sich elastisch verziehen, je größer oder schwerer der in das Zeug gelegte Gegenstand ist. Die Farbe des so gewonnenen Rindenzeuges (m-lēle der Neger) ist gelblich-braun oder rostfarben, und es erinnert ungemein an dasjenige, welches Schweinfurth von der Rinde der Urostigma (Kotschyana), einer Feigenart, im

Monbuttulande bereiten sah. Karavanen, welche aus dem Innern, aus Kassándsche kamen, hatten auch braunrothes Rindenzeug, welches, nach meinen Erkundigungen, ebenso aus Feigenbaumbast bereitet wird. Wie dort wird hier, und nach Livingstone auch bei den Matelele, die Rinde bis zu Stücken von 9 und 10 Fuß vom Baume ganz abgeschält, ohne daß diese Operation denselben in seinem Wachsthum schädigt; vielmehr bildet sich eine neue Rinde, welche nach einigen Jahren, wenn auch nicht so dick wie die ursprüngliche, doch wieder nutzbar geworden ist.

Die Verbreitung des Baobab (m-bōndo der Neger, danach Imbondeira der Portugiesen, engl. monkeybread-tree), dessen junge Blätter zeitweise als Gemüse (fakāssa m-bōndo in Angola) und zu erweichenden Umschlägen für Geschwüre benutzt werden, erstreckt sich, wie erwähnt, über den größern Theil des Continents, wol aber tritt er höchst selten in so ungeheurer Anzahl auf wie in Angola, einem der reichstgesegneten Theile Afrikas. Die Littoralsavanen dieser Colonie sind übersät mit Baobabs, welche — aber nur hier in der Küstenregion — schwerbehangen die kostbare Orseille (Rocella fuciformis Ach.) tragen; das Erklimmen des Baums, um zu den Orseilleflechten zu gelangen, bewerkstelligt der Neger, indem er kleine Holzpflöcke, auf je einen hinaufsteigend, wendeltreppenartig in den Stamm hineintreibt. In Angola tritt er auch häufiger als in Loango in den Wäldern auf, ja er bildet hier, wie an dem rechten Ufer des Kuánsa, oft eigene Bestände. Die Verbreitung des Baums leidet an der Küste eine nur locale, aber urplötzliche Unterbrechung in Loango, wo der Höhenzug von Buāla dicht ans Meer tritt; erst nördlich, bei Fernan Vaz (1° 15′ südl. Br.) erscheint er spärlich wieder, um an der ganzen Oberguineaküste überhaupt weniger häufig zu werden.

An den Baobab knüpft sich für mich manche schöne Erinnerung. Einzelne besonders kenntliche Bäume dienten mir auf meinen Savanenwanderungen als Wegweiser und Meilenzeichen; weit, weithin schimmert das graue Weiß seiner Rinde oder der Riesendom der belaubten Krone über die Lande. Wie oft gewährte er

mir, wenn ich umherstreifte, Schatten vor der mittäglichen Sonne; wie oft, wenn ich in Angola allein reiste, ruhte ich nachts unter seinem Laubgewölbe! Um mich herum lagerten und hockten die Träger meiner Hängematte und des Gepäcks um die Feuerbrände, essend oder schwatzend mit Karavanenleuten, welche, eingeladen durch den gastlichen Schein der Flammen, sich in unserer Nähe zur Nachtrast bereitet und ihre Waaren wie einen Schutzwall ringsumher aufgebaut hatten. Wol 50 bis 60 Menschen, lagen wir doch alle unter Einem Baum, und wenn ich, halb schon im Schlaf, in die Höhe blickte, zauberte mir der matter und matter werdende Flackerschein der zahlreichen Feuer bald lustige, bald gespenstische Bilder in den Silberwölbungen des Astwerkes hervor, bis ich vom Tagesmarsche müde endlich entschlummerte; früh am Morgen weckte mich dann ein Aestchen, das, von einem in der Baumkrone umherhüpfenden Vogel abgebrochen, auf mein Gesicht fiel.

Ein anderer Baum, welcher unter den Pflanzenriesen Westafrikas unstreitig einen der ersten Plätze einnimmt, ist der Wollbaum (Eriodendron anfractuosum DC; m-fúmo der Bafióte und Angolaner, Mafumeira der Portugiesen und Silkcotton-tree der Engländer), welchen wir schon auf der Reise von Sierra Leone her kennen lernten. Er zieht den Blick um so mehr auf sich, als er nicht allein in den dichten Wäldern wohnt und nicht unter der Menge anderer Baumgiganten verschwindet, sondern sich, wie der Baobab, als Charakterbaum der Savanen an diese und die Ufer der Wasserläufe in denselben hält. Im Gegensatz zu seinem bis auf die oben erwähnte Unterbrechung treuen Begleiter, dem oft unbehäbig gebauten Affenbrotbaum, befriedigt und erquickt sein Anblick in der wechsellosen Einförmigkeit der hohen Savanengräser das ästhetische Gefühl des Wanderers.

Im Alter erinnert der herrlich gewachsene Baum, aus der Ferne gesehen, in seinem Habitus an unsere Weißbuche, und um so freudiger begrüßt ihn deshalb der nordische Reisende, wenn er sich müde und durstig, umwallt von der Glut der Savane und deren stachelfrüchtigen Gräsern, in seinem dichten Schatten

zur Mittagsrast niederläßt oder verborgen von seinem dicken Stamm bei Sonnenuntergang mit der treuen Waffe des vorsichtigen Wildes harrt. Ganz anders geformt als im Alter erscheint der Wollbaum in seiner Jugend. In regelmäßigen Etagen zweigen sich die Aeste mit offenbleibenden Zwischenräumen radial vom jungen Stamme ab, sodaß man im ersten Augenblick versucht sein könnte, diese Steifheit, welche an die Baumkünsteleien der Rococozeit, besonders in den Gärten Frankreichs, oder an die Spalierbäume unserer heutigen Obstzüchter erinnert, für das Werk von Menschenhänden zu halten. Erst später füllen sich die leeren Räume zwischen den Etagen durch stärker und dichter werdende Belaubung der Zweige aus, und mit der Anschwellung der tafelförmigen Strebepfeiler am Fuße des Stamms überflügeln einzelne Aeste die andern, bis die schwächern absterben oder abbrechen, wenn der Tropensturm, ungehemmt durch große Waldungen oder Gebirgszüge, rasend über die Savane saust, die starren Gräser gleich einem ährenschweren Kornfelde niederschlägt, die Palmen ächzen und schwanken macht und gewaltig durch die Kronen der einzeln stehenden Bäume wettert.

Auch in der trockenen Zeit verliert der Wollbaum nie ganz, wie der Affenbrotbaum, seinen Schmuck im Winde federnder Blätter; das Laub lichtet sich allerdings bedeutend, der Baum sieht zerzaust und trübselig aus, und deutlich erkennt man nun die Haftstellen der leuchtend-blütigen Loranthusarten, deren besenartiges sparriges Durcheinander von zahllosen Zweigen massenhaft auf dem Wollbaum zu finden ist, wie bei uns ihre nahe Verwandte die Mistel (Viscum album L.) auf der Weißtanne. Während an der Leeseite die fingrig-gespaltenen, oberseits dunkelgrün-glänzenden, unterhalb stumpfer gefärbten Blätter am stärksten abnehmen, erhalten sie sich auf der Regenwindseite zahlreicher oder wurden hier schneller ersetzt, wenn die alten bei Beginn der neuen Vegetationsperiode nach und nach sämmtlich abfielen. Wunderlich nehmen sich dann die nun unverhüllt hängenden Früchte aus, welche der Baum in ganz zahlloser Menge trägt. Die 10 bis 15

Centimeter lange Kapsel ist in fünf, auch sieben Strahlen aufgespalten, welche sich in gefälliger Rundung halb zum Stiele herumlegen, und aus diesem Sterne hängt der Büschel feinhaariger, seidenglänzender Samenwolle mit den pfeffergroßen schwarzen Körnern heraus. Die Farbe der Wolle (m-fūma m-fūma) ist matt gelblichweiß, glänzend wie die zarteste Seide, die Härchen sind außerordentlich fein, aber auch so kurz, daß die Wolle für die Industrie, ausgenommen vielleicht, und wie ich glaube sogar recht gut, für Papier-, Pappen- und Filzfabrikation, kaum verwendbar ist. Die Neger und auch die europäischen Ansiedler, wenn sie keine Federn zur Hand haben, stopfen Sitz- und Kopfkissen mit dieser Wolle aus; auf den letztern liegt es sich, wie ich leider oft erfahren mußte, sehr schlecht, ähnlich etwa wie auf Erbsen, weil man sich nicht die Mühe gibt, die sehr zahlreichen Kerne aus der Wolle herauszulesen. Den gefiederten Bewohnern Afrikas aber ist die Samenwolle äußerst willkommen für den Nestbau. Webervogelnester hängen oft zu Tausenden an einem Baum, und das durchdringende Gezwitscher der zahllosen Vögel auf so kleinem Raume hört sich merkwürdig an. In Angola nistet auch hauptsächlich der herrlich gefärbte Riesenhelmvogel (Turacus cristatus) in der hohen Krone des Wollbaums.

Der Nutzen der Blätter erstreckt sich allein darauf, daß von ihnen, wenn sie jung sind, wie von denen des Baobab und anderer Malvenarten (der Urena lobata, Sida spinosa u. a.), erweichende Umschläge gegen Hautentzündungen gemacht werden.

Solange der Baum noch jung ist, bedecken seinen Stamm und die Aeste ungemein dichtgestellte, sehr scharf zugespitzte, konische und seitlich zusammengedrückte harte Dornen (n-sēnde si-m-fūma), welche später, wenn die aschgraue Rinde in kleinen braunen Blättern abplatzt, zum Theil mit abspringen, sodaß die nachwachsenden neuen Dornen mehr vereinzelt stehen.

Das Auffälligste an dem edel gebauten Baume, welcher bei einem bis zur Krone sich ziemlich gleichbleibenden Durchmesser von 3 Meter oft eine Höhe von 45 Meter und darüber erreicht, sind die radienartig angeordneten, aus dem Stamm hervor-

springenden Holztafeln, die, über dem Boden am weitesten hinausragend, sich oft bis zu einer Höhe von 4 Meter an dem Stamm hinaufziehen, bis sie dort in die Rundung desselben übergehen und verschwinden. Diese dem weichholzigen Stamm als Halt gegen die Tropenstürme dienenden Strebepfeiler bilden sich erst in einem gewissen Alter des Baumes aus, und zwar (nach Mohl) dadurch, daß der im Bast herabsteigende Saft da, wo er in die horizontal verästelten Wurzeln übergeht, sich staut. Strahlenförmig, wenn auch gewöhnlich nicht gerade, sondern in Windungen und Krümmungen ragen die breterartigen Stützwände aus dem Stamm hervor, oft so weit, daß die Nischen, welche sie unter sich mit dem Stamm im Mittelpunkt bilden, dem Menschen als zimmerähnlicher Aufenthalt für die Nacht oft sehr willkommen sind. An den Außenwänden dieser Stütztafeln platzt bei stärkerer Herausschiebung der Wände die obere graue Rindenschicht in feinen Rissen auf, durch welche dann die tieferliegende Rinde von intensiv grasgrüner Farbe mit feinen jungen Dornenanfängen heraussieht. Die radialen Streben sind nicht allein dem Wollbaum eigen; in anderer Form treten sie, wie wir bereits sahen, auch beim Baobab auf, weniger stark bei andern den Bombaceen nahestehenden Gattungen. Wie beim Baobab der dicke Stamm dem mächtigen Kronenbau hauptsächlich Halt verleiht, so erfüllen hier beim Wollbaum (wie besonders auch bei einer Sterculia), dessen Holzgewebe ebenso locker und weich wie das seiner Familienverwandten ist, die Strebestützen diesen Zweck: ohne sie könnte er den Tornados und Orkanen, von deren Gewalt sich der nordische Binnenlandbewohner kaum eine Vorstellung machen kann, nicht den zur Erhaltung seines Lebens nöthigen Widerstand leisten. Deshalb bilden sich bei ihm auch erst dann die Holztafeln aus, wenn sie nöthig werden, nämlich in späterm Alter, wenn der Sturm in der geschlossener werdenden Krone den Anhalt findet, den ihm früher bei der rein etagenförmigen Bildung der Baum nicht darbot. Der an Humusbestandtheilen reichere, die Feuchtigkeit länger bewahrende Boden wird von intensivern Regengüssen durchweicht, und

die Wurzeln allein, so breit und tief sie sich auch verzweigen, würden daher dem Baume nicht Halt genug geben, während er nun, wenn vom Sturm gerüttelt, an den Strebepfeilern ringsum feste Stützen hat. Deshalb sind auch die Holztafeln bei denjenigen Wollbäumen, welche an den immer feuchten Flußufern stehen, am breitesten und stärksten. Beim Baobab erreicht die Natur diesen Zweck theilweise schon durch die unverhältnißmäßige Erweiterung des Stammumfangs, bei andern Bäumen durch größere Festigkeit des Holzgewebes, bei wieder andern, den Banyanen, durch zahlreiche, die mächtige kuppelförmige Krone stützende Luftwurzeln, ähnlich bei den im weichen Schlamm haftenden Mangroven, bei vielen aber besonders durch Schlingpflanzen, wie die Lianen, welche manchen Baumriesen aufrecht erhalten und vor dem Wetter schützen, wie das Tauwerk die Masten des sturmgejagten Seglers.

Der Stamm des Wollbaums wird, weil das Holz leicht und weich ist, von den Negern mit Feuer und Axt zu Canoes (boäte bu-m-fuma) ausgehöhlt. Jedoch werden diese Canoes weniger in den Flüssen, wo festeres Holz nöthig ist, sondern mehr auf der See verwendet; im Fluß nutzen sie sich durch Auffahren auf Sandbänke oder Steine zu schnell ab oder brechen gar auseinander, wenn sie auf einen durch die tückische Flut verborgenen Baumstumpf auflaufen.

Wie wir bereits in dem vorigen Kapitel „Wanderung" wahrnahmen, sind der Baobab, der Wollbaum, die Oelpalme, die Banyane und eine andere Ficusart neben dem Melonenbaum, der Banane und dem Pisang überall zu finden, wo ein Negerdorf steht oder eins gestanden hat; sie sind die treuen Begleiter des westafrikanischen Negers und spielen zum Theil in seiner Ideenwelt eine Rolle. Mir wurde erzählt, daß bei Gründung eines Dorfs der älteste Mann einen Wollbaum, die älteste Frau einen Affenbrotbaum pflanze, und daß es für die Zukunft der Dorfgemeinde ein böses Zeichen sei, wenn die Bäume nicht gedeihen oder absterben. Sie scheinen also gleichsam als Schutzheilige oder

spiritus familiaris zu gelten. Auch halten die Neger unter dem Wollbaum als dem Zeugen und Wahrer des Rechts und der Gerechtigkeit ihre Palawer und Gottesgerichte ab.

Der Verbreitungsbezirk des Baums scheint sich, soweit ich selbst ihn beobachten konnte, über fast ganz Westafrika, wo überhaupt Baumwuchs fortkommt, zu erstrecken. Zuerst sah ich ihn in Sierra Leone, wo er sofort bei der Annäherung an das Land auffällt, denn er überragt alle andern Bäume oft um Wipfellänge. Der Engländer nennt ihn auch schlechtweg cotton-tree statt silkcotton-tree (Seidenbaumwollen-Baum); es ist das der Name, welchen der Baum in Westindien trägt, wo er als der stattlichste aller Bäume besonders an der Nord- und Südseite von Jamaica wächst. Ob der Wollbaum durch natürliche Wanderung nach dem centralamerikanischen Archipel gelangte, oder erst durch menschliche Vermittelung dorthin verpflanzt wurde, ist nicht mit Bestimmtheit zu beantworten; die Beobachtung aber, daß der Baum dort noch nie im Urwalde gefunden wurde, während er in Westafrika auch in diesem heimisch ist, scheint stark für die letztere Annahme zu sprechen.

Palmen! Wer hätte sich nicht schon in das Land der Palmen gesehnt? Wer sieht sie nicht vor sich, den Fuß umrauscht vom Schaum des Meeres, das stolze Haupt im blauen Aether wiegend! Stolz, das ist der rechte Ausdruck für ihre Erscheinung: stolz strebt der schlanke Stamm durch Sturm und Wetter empor und badet seine Strahlenkrone im Wohnsitz der Olympier. Mit vollem Recht nannte der Altmeister der Botanik ihre Familie die principes im Reiche der Pflanzen. Ueberall in den Ländern der Sonne wohnen und prangen sie vor allen andern, und auch unserm Lande der Sehnsucht mit dem ewig heitern Himmel, Italien, schenken sie mitleidsvoll und barmherzig ein Glied aus ihrer großen Artenkette.

Erreichen auch die afrikanischen Palmen nicht den Schönheitsrang ihrer stolzern Schwestern im fernen Westen, so sind doch

auch unter ihnen formvollendete Arten zu finden, welche jeder, der von Palmen nur in unsern Glashäusern verzogene und verzärtelte Pflänzchen, mislungene Copien der kraftvollen Originale gesehen hat, mit Entzücken betrachtet. Ich habe im ersten Kapitel erzählt, wie sich ein leiser Ruf des Erstaunens von meinen Lippen rang, als ich die erste Palme — es war nur die weniger schöne Dattelpalme — zwischen den Häusern von Funchal emporstrahlen sah. Was sind doch die berühmten Palmenstämme in Herrenhausen oder in Kewgarden gegen dieses ewig schöne, ewig jugendfrische Kind der üppigen Natur! Träumerisch wiegte sie im warmen Strahl der Decembersonne ihr luftiges Haupt, leise und schmeichelnd koste der Morgenwind in den zarten Wedeln, und geheimnißvoll grüßte sie den entzückten Sohn des Nordens und raunte mir übers blaue Meer ihre Märchen aus grauer Vorzeit zu; stumm und traumversunken lauschte ich ihr, ich sah im Geiste, wie sie die junge Menschheit in ihrer Wiege umrauschte, ihr Obdach, Kleidung, Trank und Speise spendete, wie sie den Menschen schützte und schirmte, wie ihr Schatten seine Heimat war!

Und später, in Afrika, lernte ich noch manche andere Palmenarten kennen: die Borassus, die Hyphaena, die Kokos, eine zweite Phönix, die Calamus, die Raphia; aber keine von ihnen gereicht besonders der offenen Landschaft so zur ausgezeichnetsten Zierde wie die nützliche Oelpalme (Elaïs guineensis). Ueberall herrscht sie, im Urwald, in der Savane, im Buschwald, an den Ufern des Stromes, nur die Gesellschaft der mephitischen Rhizophoren fliehend; überall zieht sie den Blick des Reisenden als der hervorragendste, schönste Ausdruck alles afrikanischen Pflanzenlebens auf sich, besonders aber in der Savane. Hat auch die Savane für den Naturforscher und Naturfreund ihren eigenen Reiz, so beschränkt sich derselbe doch nur auf die erste Zeit unserer Bekanntschaft mit dem Gräsermeere; das vorwaltende Einerlei des Schilfgrases, welches unserer flüchtig anstreifenden Hand manchen, in jenen Temperaturgraden schmerzenden und langsam heilenden Riß hinterläßt und auf dem Gipfelpunkt der Vegetations-

periode an vielen Stellen mit seiner undurchdringlichen Dichtigkeit und großen Höhe jeden Fernblick verschließt, ermüdet auf die Dauer und läßt den Anblick eines Baobab, eines Wollbaums, besonders aber einer Oelpalme oder einer Gruppe dieser Palmen um so willkommener erscheinen.

Hoch über das Proletariat der schnell entstandenen und schnell dahinsterbenden Gramineen hinweg ragt der mannsstarke, in seiner Dicke sich stets gleichbleibende Stamm der Oelpalme, auf seiner luftigen Höhe die Strahlenkrone von Fiederwedeln wiegend, welche oft die Zahl von dreißig und mehr erreichen. Der Stamm ist schwarz und rauh, denn die abfallenden oder meist künstlich entfernten Blattstiele hinterlassen tiefe Narben; die Wedel, von 2,50 und mehr Meter Länge, sind zarter als die der Kokospalme, und der leiseste Hauch des Morgenwindes ist stark genug, um sie ihre geheimnißvoll rauschenden Lieder flüstern zu lassen; im Gegensatz zu der blaugrünen stumpfen Farbe der Wedel an der meerstrand-liebenden Fächerpalme schmückt die Oelpalme das glänzendste Tiefdunkelgrün, wenn die Wedel völlig entfaltet, das leuchtendste Goldgrün, wenn sie noch fest geschlossen gleich einem schlanken scharfen Spieß aus dem Herzen der Krone hervorsprießen.

Aus den Winkeln der ältern Wedel, unmittelbar am Stamme, schieben sich unaufhörlich im Kreislauf des Jahres die dicht-geschlossenen, rispigen, aufrechtstehenden männlichen und weiblichen Blütenstände hervor, deren matte, unscheinbar schmuzig-gelbe Farbe den reichen Segen der leuchtend-farbigen Frucht nicht ahnen läßt. Wenn die männliche Blüte ihre Pflicht der Befruchtung erfüllt hat, so fällt sie ab oder wird abgeschnitten, während die weibliche Blüte sich zu dem schweren Fruchtzapfen vergrößert. Die Form des Zapfens ist gedrungen konisch und erinnert an eine riesengroße Erdbeere; dicht aneinander gedrängt und sich daher gegenseitig schwach fünfkantig drückend, stehen die über pflaumengroßen, vom zartesten Gelb bis ins dunkelste Violett und Schwarz schattirten einzelnen Früchte, welche wie zum Schutz von den verhärteten Stachelfortsätzen der Blütenachsen nach allen

Richtungen hin überragt werden. Das ist die viermal im Jahre wiederkehrende Frucht der Oelpalme, welche den Baum zum wichtigsten Gewächs eines großen Theils von Afrika macht, den weiten Raum mächtiger Schiffe stets von neuem füllt, für sich allein einen Zweig des weltumspannenden Handels bildet und, zu Licht oder — prosaisch genug — Seife verarbeitet, in unserm alltäglichen Haushalt ihren Endzweck findet.

Das Durchschnittsgewicht eines reifen Fruchtzapfens beträgt 30 bis 35 Kilogramm*); 8 bis 10 fallen auf die abgelösten Früchte, das übrige auf Stengel und Blütenüberbleibsel. Nach mehrern Versuchen geben vier Fruchtzapfen der Elaïs 32 bis 36 Kilogramm Oelnüsse; diese füllen, ohne die herausgeschälten auch noch verwerthbaren Kerne, ein Gallon (4½ Liter) Oel. Ein einziger Baum producirt — wobei die noch zu besprechende Weinfabrikation mit berücksichtigt ist —, wie schon bemerkt, jährlich vier Fruchtzapfen, also jährlich ein Gallon Oel.

Die Fettmasse, welche aus dem, die harte kaum wallnußgroße Steinschale des Kerns (n-kändi) umgebenden Fruchtfleisch gewonnen wird, ist von trüb orangegelber Farbe und gewöhnlich von der Consistenz sogenannter grüner oder schwarzer Seife, eher etwas weicher; sie wird gewonnen, indem man die ganzen Früchte eine Zeitlang, etwa dreißig Tage, in der Erde eingegraben einem Gärungsproceß unterwirft; dann wird das sich leicht ablösende Fleisch durch Stampfen von den harten Kernen getrennt, geschmolzen, um die gröbsten Unreinigkeiten herauszuschöpfen, und nachdem die Masse kalt und härter geworden, in Muteten verpackt und in die Factoreien der Europäer gebracht.**) Diese

*) Doch kommen auch Fruchtzapfen zum Verkauf, an welchen ein kräftiger Mann schwer zu tragen hat. Livingstone („Last journals") erzählt sogar von solchen, für welche zwei Mann zum Tragen nöthig waren.

**) Livingstone beschreibt die Zubereitung ebendaselbst anders: Die Früchte werden gekocht, dann in einem Mörser gestoßen und später in heißes oder kochendes Wasser gelegt, worauf das Oel abgeschöpft wird. Andere lassen die Früchte vor dem Kochen zerstoßen. In Ubjibji sollen

schmelzen das Oel nochmals in großen Kesseln, welche auf einem gemauerten Herdfundamente stehen, und lassen es dann, noch mehr gereinigt, durch in geeigneter Höhe über dem Boden der Kessel angebrachte Hähne direct in die großen Versandtfässer ablaufen. Dieses festere Oel wird aus den Flüssen Kuánsa, Béngo, Dánde, Congo, Tschiluángo, Ogōwe, Gabūn, Altcalabar und Braß ausgeführt; ein anderes, flüssigeres Oel, zu dessen Herstellung die Oelnüsse vierzehn Tage in der Erde liegen sollen, kommt von Camarūn, Neucalabar, Opōbo, Benīn und einigen andern Orten der Oberguineaküste.

Neben dem kostbaren Palmöl bietet die Frucht auch noch den Kern. Derselbe, von Hornhärte und graublauer halbdurchsichtiger Farbe, ist haselnußgroß und steckt in einer harten Schale von der Größe einer kleinen Wallnuß. Er enthält ebenfalls eine große Menge vegetabilischen Fetts, das jedoch erst in Europa ausgepreßt wird. In allen Plätzen, welche Palmöl ausführen, bilden daher auch die Palmenkerne (coconotte der Portugiesen, palmkernels der Engländer) einen starken Exportartikel, welcher in Säcken, aus den gespaltenen Blättern der Hyphaenapalme geflochten, versandt wird. Nur an der Ost-Oberguineaküste scheint die Fächerpalme seltener zu werden, und an die Stelle der palmbaskets treten dort aus Europa eingeführte Hanfsäcke.

Das Palmöl, besonders noch als Fruchtfleisch, bildet mehr noch als die vielangebaute ölreiche Erdnuß in der Negerküche einen Hauptbestandtheil bei der Zubereitung der Speisen. Während unsere Hausfrauen die nöthigen Fettstoffe für theures Geld aus ihrer Wirthschaftskasse kaufen müssen, erklettert der schwarze Hausherr auf das Geheiß einer seiner bessern Hälften den Oelpalmenbaum und kehrt mit einem Fruchtzapfen beladen heim,

---

oft 300 Gallonen auf einmal zum Markt gebracht und dort nur zum Küchenbedarf verkauft werden. Auf der Insel Pemba, nahe Sánsibar, sollen viele Oelpalmen stehen, allein die dortigen Eingeborenen seien zu dumm (?), das Fett von den Nüssen zu scheiden. Eine Zeitlang bildete aber Palmöl einen Exportartikel in Sánsibar.

dessen Fett für Wochen hinreicht. Das frische Fruchtfett schmeckt auch dem nicht allzu verwöhnten Gaumen des Weißen angenehm, und man gewöhnt sich bald an den fremdartigen Geschmack desselben. Moāmba, das roth-goldgelbe Nationalgericht (palmshop) des Negers in den Oelpalmendistricten, bestehend aus zerkleinertem Hühner-, Enten-, Hammel- oder Ziegenfleisch, getrockneten oder frischen Fischen, mit starkem Zusatz von brennendem Capsicumpfeffer (pimente) in Palmöl gekocht, bildet ein ständiges Gericht auf dem Tische des weißen Ansiedlers und wird jedem einen schwarzen Nobile Besuchenden als ehrender Willkommenschmaus vorgesetzt.

Die Elaïs ist in Westafrika auch die hauptsächliche Weinpalme und deshalb nicht mit der ebenfalls, aber verkürztstämmig vorkommenden Raphia (vinifera) zu verwechseln, deren Wedel so ausgezeichnetes Baumaterial liefern *). Sowol von dieser Raphia, aus deren Stamminnern nach den Versuchen eines mir befreundeten Engländers sich ein genießbarer Sago herstellen läßt, als auch von der Hyphaena und der Phönix wird allerdings Wein gewonnen, aber nur in außergewöhnlichen Fällen. Der gangbare Palmenwein, welcher dem umherstreifenden Europäer in jedem Negerdorf, in dem er bekannt ist, gastfreundlich credenzt und in seinem Hause für einen Spottpreis zum Kauf angeboten wird, ist der Saft der Oelpalme. Um denselben zu erhalten, wird nicht etwa, wie man wol häufig liest, das Herzblatt der Palme gebrochen (dies ist nur bei der Hyphaena und der Phönix der Fall), oder der ganze Stamm an den Blütenansätzen ausgehöhlt, oder gar ein beliebiges Blatt verwendet, sondern man schneidet die Blütenstiele ab; um die Schnittfläche wird dann ein Trichter von Stücken eines zusammengerollten Bananenblatts befestigt, welcher in die Oeffnung einer unmittelbar unter der Krone befestigten Kalabasse (Flaschenkürbis) mündet. Meist wird nur der männliche Blütenstand

*) Wie bei den Monbuttus. G. Schweinfurth: „Im Herzen von Afrika“ II, 47.

(muēnje) allein, nachdem die weiblichen Blüten (ntjässe) befruchtet sind, abgeschnitten, wonach dann allerdings die Fruchtzapfen infolge der Saftentziehung nicht ganz so ergiebig mehr sind.

Der Wein (minjēnfo oder malāwa massāmba) hat das Aussehen von Kokosmilch, von klarer Molke oder stark mit Wasser verdünnter Kuhmilch, und schmeckt frisch vom Baum, wie er fast immer getrunken wird, angenehm süßsauer, süßer noch als Kokosmilch, doch etwas fade, und man muß sich, um ihn gern zu trinken, erst an seinen Geschmack gewöhnen. Nach der Gärung, welche schon nach wenigen Stunden eintritt, aber, weil der Wein fast alle Gefäße sprengt, schwer zu bewerkstelligen ist, kommt er unserm Champagner nahe. Er ist insofern für den weißen Ansiedler von Wichtigkeit, als die schwarzen Köche aus ihm die Hefe für die Zubereitung des Brotes gewinnen.

Höchst interessant ist das Erklimmen der Palme durch den Neger. Ein aus einer Liane geschlungener weiter Ring umschließt den rauhen Stamm und die Hüfte des Kletternden; letzterer legt nun mit leichtem Schwunge des Oberkörpers, welcher auf die platt an den Stamm gestemmten Füße sich stützt, den Kletterring (lukösse) etwa anderthalb bis zwei Fuß höher an den Stamm, der in den Narbenrillen der abgebrochenen Blätter dazu den sichersten Halt liefert, schiebt sich daran hinauf und bringt dann, um in der alten Lage, nur entfernter vom Boden, dasselbe Experiment von neuem vorzunehmen, seinen mit dem Rücken angelehnten Körper durch einige Schritte am Stamme wieder weiter nach oben.

Die Pflege der Oelpalme, das Einsammeln ihrer Früchte, das Abzapfen des Weins sind neben der Jagd, dem Fischfang und dem Handelsverkehr mit den Weißen die wichtigsten Lebensaufgaben des Schwarzen, welche er selbst erfüllt, während er die eigentlichen Feldarbeiten zum größten Theil seinen Frauen überläßt. Die Oelpalme ist dem Neger auch so werth, daß er sie den „Vater der Palmen" nennt, und sehr, sehr selten findet man eine uncultivirte Oelpalme. Die Cultur ist einfach genug; sie besteht in der Reinhaltung der Stämme von allen Blättern, welche zum

Leben und Wachsen des Baums nicht absolut nöthig sind und ihm Säfte entziehen, welche der Ausbildung der Früchte zugute kommen sollen; dann in dem Ausbrechen des männlichen Blütenstandes, sobald die Befruchtung vollzogen und er, falls nicht früher zur Weinfabrikation abgeschnitten, so weit verblüht ist, daß durch die Bruchfläche kein starker Saftabfluß mehr zu befürchten steht. Das ist die geringe Pflege, deren der herrliche Baum bedarf, um überdankbar die wenige Arbeit tausendfältig zu lohnen.

Die Oelpalme (m-bā der Neger, palmeira de azeite der Portugiesen, oilpalm der Engländer) wurde von Portugiesen aus Afrika nach Ceylon, Westindien und Südamerika verpflanzt; jedoch scheint sie dort noch keine nennenswerthen Erträge zu liefern, wenigstens wird ihrer in den „Statistisch-commerciellen Ergebnissen der Novara-Reise" keine Erwähnung gethan. Die Verbreitung des Baums in Afrika scheint eine sehr weite zu sein. Schweinfurth stellt dessen nördliche Grenze (durch Anpflanzung) am Kassumbo fest, an dem er ihn bei Nembe im Monbuttulande sah. Im Westsudan geht er noch weiter nach Norden hinauf, denn noch von Sierra Leone werden ziemliche Quantitäten Palmöl ausgeführt, und alle Reisende, welche von Senegambien nach Südosten und vom Nigerdelta nach Nordwesten in den Continent vordrangen, erwähnen seiner. In dem von Grant auf der Reise zwischen Kairo und Sánsibar gesammelten Herbar wird die Oelpalme nicht aufgezählt, jedoch wächst sie nach Livingstone auf Pemba, ebenso in den Seeregionen. In zahllosen Exemplaren und in den dichtesten fortlaufenden Beständen, wie ich sie nirgend sonst beobachtete, fand ich die Elaïspalme am Kuánsastrome, und zwar besonders an dessen rechtem Ufer. In Form eines Uferwalds erhebt sich dort stundenweit Stamm an Stamm, jedem auf dem köstlichen Strom Dahinfahrenden den großartigen Reichthum des vernachlässigten Angola vor Augen führend. Weiter im Gebirge tritt sie spärlicher auf, in voller Ueppigkeit trifft sie der Blick des Reisenden in der Montanregion nur, wenn er von einem hohen Felsrand in die Hunderte

von Fuß tiefen Thäler des silberglänzenden Kuánsa und seiner Nebenflüsse hinabschaut. Noch seltener wird sie in der Hochebenenregion; nur in kümmerlichen Exemplaren auf den Felsenerhebungen dieser Hochplateaux, z. B. in dem über 4000 Fuß hohen M-püngu an dóngo, stehend, erinnert sie kaum noch an ihre Urschönheit. Jedoch scheint dies Nachlassen nur local und von dem steinigen Boden, nicht aber der Meereshöhe bedingt zu sein, denn sie wächst noch in 3000 Meter Höhe auf dem Camarün, und Livingstone bewunderte stattliche Bäume in Casembe's Reich nördlich vom Bemba (Bangweolo)-see in mehr als 3500 Fuß Meereshöhe und am Südende des Tanganyika über 2600 Fuß hoch, wobei er ausdrücklich bemerkt, daß sie östlich von Pembeté auf dem Felsboden nicht auftrete („Last journals" I, 206).

In allen Gegenden, welche sie überhaupt bewohnt, hält sich die Oelpalme nicht an bestimmte Bodenarten oder Umgebungen, sie dominirt überall: in den Savanen, auf mäßigen Bodenerhebungen, in den Thalsohlen, in eigenen Beständen, und ähnlich den Palmen Amerikas überragt sie auch die Massen des geschlossenen Laubwalds. Sie bildet die Schönheit des Landes und seinen vorzüglichsten Reichthum, und deshalb wird sie der Reisende auch nur in ganz vereinzelten Fällen noch unberührt von des Menschen Hand finden. Allüberall, wo sie ihr königliches Haupt erhebt, sucht der Neger seinen Schritt hinzulenken. Zu jeder einzelnen Palme in der Savane oder im Urwalde führen schmale Negerpfade, und der Boden um den Fuß des Baums ist stets mit abgeschälten Blättern und männlichen Blütenbestandtheilen bedeckt. Höchst selten findet sich im undurchdringlichsten Walddickicht eine Oelpalme noch vom Fuße bis zum schwanken Wipfel hinauf mit den strahlenförmig vom Stamm abstehenden Resten der Wedelstiele besetzt, auf denen sich, gleichsam auf Naturconsolen, ein üppiges blütenreiches Leben von Farnen, Orchideen, Ampelideen, Commelyneen festgewurzelt hat. Selten auch sieht man eine Palme von vielwurzeligen, stammumschlingenden Ficusarten umwuchert, oder ein merkwürdiges durchlöchertes Röhrengebilde von dichtverschlungenen

und verflochtenen Wurzeln desselben Gewächses, welches, ein cipó matador, den umfangenen stützenden Stamm schon ganz erdrückte; obwol das Urbild der Kraft, mußte hier die stolze Palme doch dem hinterlistigen, heimtückischen Würger erliegen.

Welche Widerstandsfähigkeit gegen den Andrang der Elemente die Oelpalme besitzt, hatte ich Gelegenheit in Dóndo am Kuánsa zu sehen. Dort steht in der Stadt, unmittelbar am Ufer, eine größere Anzahl Elaïs; durch Ueberschwemmungen oder durch Thiere wurden die Stämme einiger derselben gänzlich durchlöchert und zerrissen, sodaß die übriggebliebenen das mächtige Pflanzengebäude wie schwache Pfeiler tragenden Stammstreifen zusammen nur etwa noch ein Zehntel des ganzen Stammes bilden; furchtbar braust in jenem Thalkessel der Tropensturm einher, und elastisch beugen sich die Palmen vor der rasenden Wuth des entfesselten Orkans, aber stolz und ungebrochen schnellen sie wieder empor!

Wenn in der Regenzeit, wie es alljährlich geschieht, der Kuánsa über seine Ufer tritt, schauen dann manche Palmen in den tiefer gelegenen Ufergeländen nur gleich riesigen, rosettenförmigen Wassergewächsen mit dem Wipfel noch aus dem trüben Flutenspiegel; viele Wochen lang führen sie ein Amphibienleben, doch immer bleiben sie die alten, blühenden, fruchtreichen, weinspendenden Palmbäume. Nie sah ich einen vom Sturm gebrochenen Stamm der Oelpalme, und selten stößt der Wanderer in der Savane auf einen todten traurigen Stumpf, dem der Blitz des Himmels sein schmückendes Haupt zerschmetterte.

Der Anblick des Meeres, am Tage in seiner erschütternden Unendlichkeit, des Nachts in seinem geheimnißvollen Leuchten, und das Bild der Palme: dies beides hat sich von allem, was ich an Herrlichem und Erhabenem in den Tropen sah, meiner Erinnerung am unauslöschlichsten und unvergänglichsten eingeprägt. Wohl ist das Wort wahr: „Niemand wandelt ungestraft unter Palmen“; es ist mit den Palmen wie mit jener Fontana di Trevi in der heiligen Roma: wer einmal von ihrem krystallnen

Quell trank und ihrem Plätschern lauschte, wer einmal den Sturm des Südens durch die Hallen des Palmenhains brausen und in seinen Wipfeln wie fernen Donner rollen hörte, wer einmal die leise verhallenden Klänge vernahm, die der laue Abendwind durch Palmenkronen haucht, wer einmal den feurigen Helios glühend und strahlend und doch zart verschleiert hinter Palmenwäldern zur Rüste gehen oder, am Boden ruhend, die Sterne der Nacht gleich Diamanten durch die zitternden und schwingenden Fiederblättchen die müde Erde küssen sah — der hat ein süßes Gift genossen, das ihm mit freudenreichem Schmerz am Herzen nagt. Denn wo und wie er auch im nordischen Daheim unter götterdämmernden, frühlingsgrünen Eichen rüstig schafft, wie er auch sorgt und arbeitet und der Heimat Glück genießt, immer, wie blitzendes Abendroth, leuchtet es durch die Welt der Gegenwart, es ruft ihn und schmeichelt ihm wie ein wehmuthsvoll verklungenes, unsagbar süßes Märchen aus der Kinderzeit, er sieht das brausende, schäumende Meer und die stolze königliche Palme, der ein Ocean demüthig die Füße küßt.

Den charakteristischen Typen der Thierwelt wird später ein eigenes Kapitel gewidmet. Werfen wir an dieser Stelle auf die hervorragenden Eigenthümlichkeiten im Leben des Loango-Negers einige Blicke. Zu denselben gehört in erster Linie das Palawer (aus dem spanischen palabra oder portugiesischen palavra; das m-sänu, m-känu oder m-páka der Eingeborenen): eine Versammlung zur Erörterung von Streitfragen jeglicher Art zwischen zwei oder mehreren Parteien, oder zur Besprechung öffentlicher Angelegenheiten von Wichtigkeit, oder zum feierlichen Empfang von Fremden. Bei letzterer als weniger wichtig und mehr privater Natur präsidirt der Herr des Dorfs, in welchem der Empfang stattfindet, und eine solche friedliche Audienz hat weniger von dem eigentlichen Charakter des Palawers an sich. Handelt es sich aber um die Entscheidung von Streitigkeiten oder die Besprechung öffentlicher Angelegenheiten, dann tritt das

Interesse der Theilnehmenden stärker hervor, was der Versammlung ein volkscharakteristisches Gepräge verleiht. Wenn mehrere Landesgebiete dabei in Mitleidenschaft gezogen sind, so erscheinen die Herren aller dieser Gebiete und führt der M-bóma als Oberrichter den Vorsitz; wohnen aber die betheiligten Parteien in einem und demselben Dorfe, so entscheidet der M-fümu nsi oder Districtsfürst.

Bei den Streitigkeitsverhandlungen kommen hauptsächlich die Angaben der vorgeforderten Zeugen in Frage; sie gelten jedoch nicht ohne weiteres als Entscheidungsgründe oder als endgültiges Beweismaterial, sondern führen zu Discussionen der verschiedenen Parteien. Ganz der üblichen und in andern Beziehungen zutreffenden Schilderung von dem Schreien und Lärmen des Negers widersprechend, verhalten sich die Debattanten möglichst ruhig, beherrschen ihre Leidenschaften in achtunggebietender Weise und halten streng ein vollständig ausgebildetes parlamentarisches Ceremoniell inne. Besonders in den größern, häufig mehrere Tage hintereinander mit ununterbrochenem Sprechen ausfüllenden Palawern wird ein Anstand und eine Würde gewahrt, welche man dem leichterregbaren, heißblütigen Neger nicht zuzutrauen gewohnt ist. Die einzigen Waffen, welche den Anhängern der betheiligten Parteien erlaubt sind, bestehen in dem Wort zur vortheilhaften Darstellung und in der Klugheit, an alle benutzbaren Anhaltepunkte geschickt anzuknüpfen. In heißem Kampfe prallen die verschiedenen Auffassungen, schneidig und scharf wie gut geführte Klingen, aufeinander, mit blitzendem Auge messen sich die Gegner, und ein jeder nimmt schlagfertig die Schwäche des Feindes wahr. Jedoch kein Redner wird jemals von den Betheiligten unterbrochen oder gestört, sondern nachdem sein Mund verstummt ist und sich die Zustimmung oder die Unzufriedenheit der Menge in leisem Murmeln kundgethan hat, folgt ebenso ungestört die Rede des andern. Zur Aufrechterhaltung der parlamentarischen Ordnung und um dem Vorgang auch äußerlichen Pomp zu geben, sind besondere

Herolde, mit den Abzeichen ihrer Würde geschmückt, anwesend; ihnen wird unbedingt Folge geleistet.

Nicht allein diese Wahrung von gefälligen Aeußerlichkeiten, sondern auch die Gewandtheit, mit welcher der Sprecher seinen Gegner in die Enge treibt, nöthigen dem Beobachter Erstaunen ab. Die Beredsamkeit, die Schlagfertigkeit, die Ueberzeugungskraft und das gemessene Geberdenspiel einzelner Schwarzer, und besonders die würdevolle Anmuth, gepaart mit fast königlichem Anstand und Selbstbewußtsein, womit ältere Männer zu der lautlos lauschenden Menge oft ganze Stunden lang ohne Pause sprechen, ihre Für und Wider entwickeln, Strafen beantragen oder verwerfen und ihre Gründe dafür auseinandersetzen, all das ist wahrhaft bewundernswerth und am geeignetsten, die herkömmliche Ansicht von der Beschränktheit des Negers vollständig zu erschüttern.*) Häufig wird aus der feurigen Rede ein Recitativ, welches von den bei Palawern stets sehr zahlreich Versammelten stellenweise durch Wiederholung des Schlußworts eines Satzes in summendem Chorus begleitet wird. Hin und wieder finden auch, wenn die Verhandlungen in ein neues Stadium getreten sind, kurze Pausen statt, in welchen die Parteien zu Berathungen über die augenblickliche Sachlage oder Besprechungen über die nächst anzuführenden Rechts- und Beweisgründe sich absondern. Während des ganzen Palawers wird fast niemals Rum getrunken, nichts gegessen, auch sehr selten geraucht; nur kauen die Betheiligten von Zeit zu Zeit ein Stückchen der Colanuß, welche weit und breit einen sehr gesuchten Handelsartikel bildet. Die Cola enthält mehr Coffeïnprocente als selbst Kaffee und wird mit Erfolg gekaut, um Hunger und Müdigkeit fernzuhalten.

Den Schluß des Palawers verkündet der Schiedsrichter,

---

*) Die Disputationen der Neger können selbst auf hochgebildete Europäer Eindruck machen; so erzählt Bischof Colenso, erst die Einwendungen seiner Kafirschüller in Natal hätten Zweifel an der mosaischen Schöpfungsgeschichte bei ihm erregt. Vergl. Peschel, „Völkerkunde".

indem er, wenn es der M=bóma ist, zum Signal der Aufhebung der Versammlung die Tschimpāpa, das scepterähnliche Abzeichen der Oberrichterwürde, auf den Boden legt. Der Urtheilsspruch richtet sich nach Präcedenzfällen und wird stets befolgt; gewöhnlich erstreckt er sich auf Strafzahlungen in Rum, Sklaven, Gewehren, Zeugen der unterliegenden an die siegende Partei, und so sicher ist die Befolgung des richterlichen Spruchs, daß einem momentan Zahlungsunfähigen die Strafzahlung creditirt und er ohne weiteres auf freiem Fuße gelassen wird.

Der Friede des Palawers ist heilig und unverletzlich; es ist eine so vortheilhafte Form, alte Streitigkeiten zum letzten Abschluß zu bringen, Verbrechen, z. B. Diebstählen nachzuspüren, daß selbst der Weiße sich diesem uralten Brauche gern unterwirft, ja selbst in seinem eigenen Hause Palawer zusammenberuft. Auch hier unterliegt oft genug der Weiße und wird entweder mit Strafen belegt oder mit seiner Klage abgewiesen. Ich hörte von einem hierher passenden Fall, von einer Privatverhandlung zwischen einem Engländer und einem alten M=fūmu, welche einen für den erstern nicht gerade schmeichelhaften Ausgang hatte. Dem Engländer war eine schwarze Frau, mit welcher er zusammengelebt hatte, auf die Versprechung eines Portugiesen, ihr mehr als jener zu bezahlen, mit diesem auf= und davongegangen. Der erzürnte Brite erhob Klage gegen die Frau und den Portugiesen bei dem M=fūmu, zu dessen Unterthanen die Entflohene gehörte. Der alte Neger gab ihm die drastische Antwort: „Wenn wir verachteten Schwarzen untereinander Zwistigkeiten haben, machen wir sie unter uns allein aus, ohne einen Weißen um Rath anzugehen; und du, ein Europäer, hast mit deinem Bruder Streit und willst Rath vom Neger?! Geh zum ältesten Weißen an der Küste, der mag dir Recht sprechen!"

Andere male jedoch wird es dem erfahrenen Europäer sehr leicht, seine schwarzen Gegner mit Benutzung ihres Aberglaubens oder ihrer Eitelkeit zu überlisten. Das Ergebniß eines Palawers, welches mir von dabei Betheiligten erzählt wurde, fiel einem

Europäer, obwol er kaum Aussicht auf günstigen Urtelsspruch hatte, in wahrhaft lächerlicher Weise als Sieg zu. Ein Portugiese hatte einen schwarzen Spitzbuben in flagranti ertappt, er ließ ihn derb züchtigen und sperrte ihn dann ein, um in einem Palawer mit den Herren des Landes über den Fall zu verhandeln. Der Gefangene starb, ehe das Palawer zu Stande kam, und dem Weißen wurde die Schuld an seinem Tode zur Last gelegt. Der Beschuldigte, ein erst vor kurzem aus Europa angekommener Neuling, in den Gebräuchen der Eingeborenen und besonders in der Kunst, ein Palawer geschickt und vortheilhaft zu führen, gänzlich unerfahren, befand sich in keiner geringen Verlegenheit, wenn er selbst auch wol fest überzeugt sein mochte, daß sein Gefangener eines natürlichen Todes und nicht infolge der empfangenen Strafe gestorben sei. Er vertheidigte sich in dem nun seinetwegen zusammenberufenen Palawer so gut er konnte, war aber nahe daran, zu einer ansehnlichen Strafzahlung verurtheilt zu werden; da traf einer seiner Freunde noch zur rechten Zeit ein, um die Sache durch einen Witz, möchte ich sagen, vollständig zu wenden. Es war ein alter Küstenpракticus, er kannte die Schwächen der Eingeborenen und benutzte diesmal erfolgreich die leichtverletzliche Eitelkeit der anwesenden N=gāngas (Zauberärzte). Er sagte, scheinbar höchst erstaunt: „Was habt ihr denn eigentlich vor? Ihr verhandelt hier über meinen Freund, welcher doch nichts dafür kann, daß jener Spitzbube gestorben ist! Heda, ihr N=gāngas! Ihr wollt N=gāngas sein und wißt nicht einmal, was ich, der Weiße, schon lange weiß: in jenem Dorfe dort sind zwei Ndōdschis (Feticeiros oder Zauberer); die sind schuld an dem Todesfall! Soll ich euch die Namen nennen?“ Der Blamage, Ndōdschis nicht als solche erkannt zu haben, darf ein N=gānga, wenn er sein Renommé aufrecht erhalten will, sich nicht aussetzen; das Palawer wurde aufgelöst, und man schritt zur Untersuchung bei den Eingeborenen des bezeichneten Dorfs. Der Portugiese aber wurde nicht weiter behelligt.

Ein anderer Fall, welcher, weil mit der deutschen Expedition

in besonderer Beziehung stehend, den Leser interessiren mag, cursirte bei meiner Ankunft an der Loangoküste. Den Eingeborenen war anfangs das Treiben der Deutschen ganz unverständlich, ihre Empfindungen gegen sie waren zwischen Furcht, Haß und Neugierde getheilt. „Was macht der Weiße im Lande des Negers, wenn er nicht Handel treibt?“ In einem Dorfe fand infolge dessen ein Palawer statt, in welchem über das Wesen der deutschen Expedition und über das einzuschlagende Benehmen gegen dieselbe Rath gepflogen wurde. Als die Reden auf ihrem Höhepunkt angelangt waren und sich besonders gegen das Unverständliche und daher Uebernatürliche der astronomischen Arbeiten der Fremden und ihrer Instrumente richteten, kam zufällig ein bei den Schwarzen angesehener englischer Kaufmann durch das Dorf. Als alter Afrikaner mit der Landessprache ziemlich vertraut, hörte er genug, um sich zu Gunsten der Deutschen ins Mittel zu legen. „Was die Deutschen mit euerm Himmel vornehmen? Es sind unschädliche und harmlose Menschen; sie haben in ihrer Heimat einen Stern verloren, und nach dem suchen sie hier.“ — Damit war das Palawer beendet. Erst später traten Umstände ein, durch welche die Expedition in mancherlei Unannehmlichkeiten mit den Eingeborenen verwickelt wurde.

Immer freilich läßt sich die Sache nicht so friedlich zu Ende führen, häufig genug bildet den Schluß des Palawers, besonders wenn sich zwei bedeutendere M-fūmus gegenüberstehen, der Ruf: „támbula m-vīda!“ (nimm den Krieg!), oder die Veranstaltung eines Gottesgerichts. Ein Krieg zwischen Loango-Negern ist jedoch kaum mehr als ein lächerliches Schauspiel, bei welchem, wenn es hoch kommt, mit ein paar Todten oder gar nur Leichtverwundeten alles abgethan ist; die Schwarzen jener Gegend kennen die Tugend der Tapferkeit kaum dem Namen nach und lassen es bei vielem Pulverknallen und unblutigem Lärmen und Schreien bewenden.*)

*) Kriegliebende Negerstämme dagegen finden sich nördlich am Ogōwe und südlich vom Congo.

Am häufigsten schließt der Krieg mit einem neuen Palawer, durch welches der Streit in der gewöhnlichen Weise endgültig geschlichtet wird. Mehr, unzählig viel mehr Menschenleben kosten die Gottesgerichte; zu Zeiten, wie z. B. 1874 bei einer Blatternepidemie südlich vom Congo, werden durch sie Hunderte hingeopfert und weite Landstriche entvölkert.

Die Gottesgerichte gehören ebenfalls zu den bemerkenswerthesten Ereignissen im Leben des Negers. Neben dem zum Herausfordern des Gottesurtheils Bestimmten spielen die N-gāngas (Ogānga am Gabūn und in Ostafrika), Zauberärzte und Hexenriecher, die Hauptrolle dabei. Dieselben sind gewöhnlich schlaue Betrüger, seltener selbst Betrogene, die in allen Fällen, in welchen sich eine dem Neger unverständliche und daher als Zauberei geltende Erscheinung störend in das physische oder psychische Leben eindrängt, zu Rathe gezogen werden. Als Aerzte verfügen sie über mancherlei Mittel, in deren Anwendung sie bei Krankheiten oft glücklich und geschickt verfahren; reicht ihre Kenntniß jedoch nicht hin, den Gefährdeten am Leben zu erhalten, so ist unfehlbar eine Macht, stärker als ihre Medicamente oder Beschwörungsformeln, im Spiele, deren Träger, dem N-dödschi oder Zauberer, nun nachzuspüren, wiederum ihre einträgliche Aufgabe bildet.

Der Tod, wenigstens der frühzeitige oder nach einer Krankheit eintretende, gilt allen unentwickelten Völkern nicht als nothwendige Folge des Lebens, sondern als die Wirkung einer geheimen, von erzürnten Gottheiten oder bösen Zauberern ausgeübten Macht; ihnen liegt der Gedanke fern, daß auf natürlichem Wege das warme Blut eines Menschen vor den Greisenjahren oder überhaupt jemals erstarren, das leuchtende Auge brechen, und der Körper seine lebenäußernden Functionen einstellen könne. Auf jeder Stufe des geistigen Entwickelungsgangs fühlt der Mensch das Bedürfniß, für alle Erscheinungen im Leben und in der Natur, für alle Vorfälle einen Grund und Urheber zu erforschen und

kennen zu lernen. Jeder Gebildete weiß, daß der Tod folgerichtig eintreten muß und in der Abnutzung der Kräfte, in dem allgemeinen Verbrennungsprocesse seinen letzten Grund findet. Der Ungebildete aber glaubt an die Zauberkraft eines Menschen oder die Machtäußerung eines Geistes als Ursache des Todes: warum sollte daher nicht „der Wilde“ zu demselben Glauben, zu dem Wahne gelangen, daß Menschen vermöge geheimer Zauberkräfte den Tod anderer herbeiführen können. Die Idee, daß der Mensch ohne Beeinflussung solcher das Leben endender Kräfte länger oder ewig leben könne, finden wir auf dem ganzen Erdball, bei den Patagoniern, den Australiern, den Abiponen am Paraguay, den Papuanen auf den Hebriden, den Fidji-Insulanern und Negern, verbreitet. Der Hauptgrund dieser Ansicht wird in dem Umstande zu suchen sein, daß die Naturvölker, ehe sie mit der Civilisation und ihren Vertretern in Berührung kamen, Krankheiten, welche auf natürliche Art dem Leben vorzeitig ein Ende machen, kaum kannten.

Vereint mit diesem Wahnglauben tritt derjenige an Rechtsoffenbarungen auf, welche Gott, vorschriftsmäßig durch das Gottesgericht befragt, ertheilen müsse. Außer in Afrika sind Gottesgerichte bei einigen Dravidastämmen, in Südarabien, bei Brahmanen-Hindus, bei den Papuanen Neuguineas gebräuchlich. In Afrika dient zur Vollziehung des Gottesgerichts der Genuß von Giften, von Brech- oder Purgirmitteln, das Berühren glühender Eisen, das Eintauchen der Glieder in siedendes Oel — Rechtsproben, welche alle lebhaft an die Hexenprocesse christlicher Völker erinnern, deren letzter noch 1782 in der Schweiz stattfand. In Loango ist das Einnehmen eines N-cässa *) genannten Gifts

*) Nach Untersuchungen, welche Professor Liebreich mit dem von der Expedition eingesandten N-cässagift anstellte, genügt schon eine Dosis von 15 Milligramm, in Wasser gelöst und subcutan injicirt, um einen Hund zu tödten, und zwar ergaben alle Sectionen Lähmung des Herzens. Die tödliche Wirkung trat nach einer Viertelstunde ein. Auf Pflanzenfresser und

vorgeschrieben, das von der pulverisirten Rinde des N-ti-cāssa (einer Caesalpiniacee, Erythrophloeum guineense) bereitet wird. Wer der Schuld an einem Todesfall bezichtigt ist, dem wird von dem N-gānga das Giftpulver eingegeben. Wirkt dasselbe als Vomitiv und bricht er es mit aus, so ist seine Unschuld glänzend bewiesen, oder soll es doch sein, und dieselbe Menge, die den Beschuldigten vorher in fanatischem Eifer schlug und peinigte, beschimpfte und mit Koth bewarf, feiert dann — wir denken hier an ähnliche sprunghafte Umstimmungen unserer „öffentlichen Meinung" — zu Ehren des Unschuldbeweises freudige Feste. Bleibt das Gift aber im Magen, so wirkt es tödtend; doch wird gewöhnlich den Leiden des Ueberführten, schon ehe das Gift den Tod bewirkt, durch Erschlagen, worauf Verbrennen des Leichnams folgt, ein Ende gemacht. Im Süden Angolas kann auch an Stelle des Angeklagten ein Hund, welchen der Beschädigte zu wählen hat, das Gift erhalten, natürlich in geringerer Menge, und falls das Thier stirbt, wird der Inculpat für schuldig gehalten und zum Tode oder zur Sklaverei verurtheilt.

Daß es bei den Gottesgerichten nicht immer in rechtmäßiger Art und Weise zugeht, versteht sich von selbst und ist eine Thatsache, welche kaum der Erklärung bedarf, doch ebenso wenig wie die Gottesgerichte selbst ein Moment für die Beurtheilung des Volks abgeben kann. Betrug und Bestechung gibt es überall in der Welt, vollends bei Leuten, in deren Händen ein Amt liegt, welches in seiner Ausübung sich jeder Controle von seiten der Menge entzieht. Ist die Meinung des N-gānga derjenigen des Anklägers aus irgendwelchen Gründen entgegengesetzt, so wird die Wirkung der N-cāssa als Brechmittel sicher, somit der Angeklagte schuldlos sein, und der falsche Ankläger hat dann dem Unschuldigen hohes Bußgeld zu zahlen. M-fūmus können nur von ihresgleichen beschuldigt werden, und auch hier weiß der N-gānga Mittel und

Kaltblüter wirkte das Gift nicht so energisch, aber mit demselben Endresultat. („Correspondenzblatt der Afrikanischen Gesellschaft", 1876, Nr. 18.)

Wege, einen Vornehmen oder Reichen vor der tödlichen Wirkung des Gifts zu sichern, wogegen die meisten andern Angeklagten auf alle Fälle sterben müssen.

Das Verfahren ist roh, aber man darf deshalb noch nicht das Volk für unverbesserlich halten. Gerade in Bezug auf Gottesgerichte dürfen wir civilisirten christlichen Völker, die wir trotz des Gebots: Liebe deinen Nächsten und deinen Feind wie dich selbst! bis vor kurzem unsere Hexenprocesse hatten, den Naturvölkern keinen Vorwurf machen. Einzelne Bräuche, welche uns in ihrer Rohheit abstoßen, dürfen wir nicht, ohne ihren Ursprung aus dem Geiste und ganzen innern Lebenszusammenhange des Volks untersucht zu haben, verurtheilen. Ich wohnte am 19. October 1874 in Lusāla bei Tschinschóscho einem Gottesgericht bei, welches unser Rechtsgefühl auf das Aeußerste empören mußte, dennoch vergaßen wir nicht, daß zwischen vielen Sitten — im guten und bösen Sinne — der Naturvölker und denen hochstehender Culturvölker des Alterthums sich Uebereinstimmungen und Vergleiche finden lassen.

Folge mir der Leser in die Station Tschinschóscho. Nach Gewohnheit hatte ich frühzeitig mein Lager verlassen und stand am Abhang der „Klippe", ins Meer schauend und die langsam ins Land ziehende Brise mit offnen Sinnen einathmend. Unermüdlich wie jederzeit, am Morgen wie Abend, am Tage wie des Nachts, schob der Atlantische Ocean seine Ränderwellen auf den hellen Strand. Eintönig und gewaltig brauste das Meer seine Morgenhymne, und donnernd zerschellten die Wogen in der Brandung zu weißlichen Gischtatomen. Mit der friedvollen Ruhe, welche das großartige Bild des Meeres in die empfängliche Seele legt, sah ich über die dunkle wallende und wogende Fläche, deren Fernen mit dem Blau des Himmels verschmolzen. Allmählich wurde es heller, der Sterne mattflimmerndes Licht erblaßte ganz, sanfte Lichthauche wehten verheißend über den Himmelsraum, und plötzlich schoß hinter den Bergen ein Strahl hervor, „des Morgens goldflammende Majestät" verkündend. Die Sonne stieg herauf. Sie glühte bald durch die laubarmen Aeste der Baobabbäume, bald

verbarg sie sich, wie in einen Schleier gehüllt, hinter den zitternden Wedeln der Oelpalmen. Sie weckte die Schläfer aus ihrer Ruhe. Vom Erdboden im Hofe erhoben sich gähnend und sich dehnend unsere schwarzen Hausbursche, wo sie nach halbdurchtanzter fröhlicher Mondnacht unter dünnen weißbaumwollenen Decken im Morgenschlummer gelegen; der Tag kam und mit ihm Arbeit und Sorgen. Das fast erloschene Feuer wurde von neuem angefacht und sandte blaue Rauchwölkchen in den frischen Morgenwind, welcher sie zu den Hütten Lusälas am Fuße des Bergs hinübertrug. Auch dort Bewegung; zwischen den Palmblattdächern der niedrigen kleinen Häuschen huschten weiße Gestalten umher, Feuerbrände irrten hierhin und dorthin, da loderte eine angefachte Flamme empor, Schafe und Ziegen suchten ihre Weideplätze auf. Kein friedlicheres Bild als das eines Negerdorfs im Schein der Frühsonnne! Noch ist es frisch, und alles schart sich um die erwärmenden Feuer, an welchen die Maiskolben zum leckern Mahle geröstet werden; Gelächter allenthalben, Plaudern und Erzählen vom vergangenen Tage, von den Träumen der Nacht und von der Arbeit des heutigen Tages. Aber plötzlich änderte sich die Scene. Dumpfer Trommelschall klang vom Dorfe hohl und unheimlich herüber durch die friedenathmende Morgenstille; auch die Natur harmonirte nun mit der Musik, unheilschwangere Wetter zogen über den Bergen auf, und graue Wolken verhüllten die Sonne, die vor kurzem noch so fröhlich strahlte.

Da nahte sich unser Dolmetsch. Seine Rede mit den dem lebhaften Neger eigenthümlichen ausdrucksvollen Gesten begleitend, erklärte er mir, daß in Lusäla ein Gottesgericht stattfinden werde. „Vm. não ouvíu a n-düngo?“ (Hörten Sie nicht die N-düngo-Trommel?). Wenn ich Lust hätte, könnte ich demselben beiwohnen. Auf mein Befragen nach dem Grunde der Ceremonie theilte er mir mit, daß vor kurzem eine junge Frau „aus guter Familie“ an der doënça de somno*) erkrankt sei, und daß alle

*) Doënça de somno, Schlafsucht, ist eine bei den Negern jener Ge-

Mittel der N-gāngas ihr nichts geholfen hätten, sie vielmehr mit raschen Schritten dem Tode zueile. Eine alte Frau in Lusāla sei als die schuldige N-bōdschi verdächtig und habe nun die Giftprobe durchzumachen. „Glaubst du, daß sie schuldig ist?“ „Sim, senhor, ich habe heute Nacht die Eule schreien hören, und da muß jemand sterben.“ Schnell benachrichtigte ich meine Stationsgefährten, und wir beschlossen nach eingenommenem Thee nach Lusāla, dem schon oft erwähnten Nachbardorf Tschinschöschos, zu gehen, um das traurige Schauspiel mit anzusehen.

Bald mahnte uns der vermehrte Lärm und das Schreien und Johlen der Menge im Dorfe zum Aufbruch. Daselbst angelangt, erfuhren wir, daß man durch unser Kommen sich geschmeichelt fühlte und deshalb auf uns gewartet hätte. Auf einem großen freien Platze mitten im Dorfe, der mit Lehm tennenartig belegt war, sollte das Gericht stattfinden. Zuvorkommend setzten uns einige freundliche Dorfbewohner, mit welchen wir seit lange in lebhaftestem Verkehr standen, eine Bank zum Niedersitzen nahe vor den Gerichtplatz hin. Mit unsern Jagdwaffen — es war die Streichzeit der grünen Tauben (Treron calva Temm.; *rollas* der Portugiesen) — unter dem Gummimantel, denn es regnete schon stark, nahmen wir Platz und warteten der kommenden Dinge. Nicht weit von uns zur Linken lag unter einer kartenhausähnlichen Hütte die Delinquentin, gefesselt an eine jener schweren eisernen Sklavenketten,

---

genden, besonders in Mossāmedes und südlich vom Congo, sowie auch bei den Negern in Brasilien, welche meist aus Westafrika dahin kamen, häufig auftretende, noch ungenügend beobachtete, angeblich ansteckende Krankheit. Die von ihr Befallenen sterben gewöhnlich nach einigen Wochen voll leichter Fieber und unüberwindlicher Schläfrigkeit. Die von Professor Virchow angestellte Untersuchung einiger von der Expedition nach Berlin gesandter Organtheile von einer Negerin, welche in Tschinschöscho der Schlafsucht erlegen war, ergab das vorläufige Resultat, daß als hauptsächlichste Grundlage der doença de somno eine chronische Entzündung der weichen Hirnhaut zu betrachten sei. Vergl. „Correspondenzblatt der Afrikanischen Gesellschaft“ 1876, Nr. 18.

welche durch den europäischen Handel eingeführt werden. Vor der Hütte standen mehrere abschreckend weiß und roth bemalte, mit Thierfellen und Federn grauenhaft und grotesk behangene N-gängas. Einer derselben hielt der Frau eine eindringliche Beschwörungsrede, die er mit dem Geräusch verschiedener über seiner linken Schulter hängenden Klappern (wie bei den Piaï, den Medicinmännern Südamerikas, als maraka) und dem Läuten der Dschingongo (kupfernen Doppelglocke) begleitete. Ein anderer forderte sie auf, das Gift einzunehmen. Sie weigerte sich; bald aber sollte sie dazu gezwungen werden.

Sei es daß die Volksmenge durch den Widerspruch der Beschuldigten noch mehr gereizt worden war, oder daß sie den anwesenden Europäern gegenüber besondern Eifer zeigen wollte, genug ihre Wuth äußerte sich in grausamster Weise. Die Frau wurde an der langen Kette, welche mit einem Ringe um ihren Hals befestigt war, aus der Hütte gerissen und so im Dorfe zwischen den Häusern umhergeschleppt; halb ging oder lief sie, halb wurde sie gewaltsam fortgezerrt; war sie gestolpert, in die Knie gesunken oder gestürzt, dann sprangen einige hinzu, um den nackten Leib der Armen mit der fürchterlichen, aus dem Schwanze des Stachelrochen bestehenden Peitsche zu schlagen, andere stießen sie mit Füßen und spieen sie unter lautgeschrienen Verwünschungen an. Mit einförmigem Rauschen plätscherte der Regen hernieder, ein Windstoß wirbelte in der mächtigen Kuppelkrone eines nahen Banyanenbaums, und zwischen dem Lärm der Schwarzen ertönte hier und da wie verloren das winselnde Kläffen eines der gelbfleckigen magern Dorfhunde. Noch immer ließ man die Frau nicht zur Ruhe kommen, immer wieder brach die Schmerzgepeinigte zusammen und richtete sich von neuem auf, bis sie, mit Schmuz und Lehm besudelt, einigemal die Runde durchs Dorf gemacht hatte. Endlich ward sie zum Richtplatz fortgerissen, wie ein Stück Vieh, das zur Schlachtbank geschleppt wird. Leider waren wir nicht im Stande, die grauhaarige uns in ihrer hülflosen Lage um so ehrwürdiger erscheinende Alte den Henkern zu entziehen; die erlittene qual-

volle Behandlung hatte ihren Widerstand gebrochen, und sie nahm nun mit Resignation das Gift, ein Pulver von fahler rostbrauner Farbe, wie zerriebene Chocolade, das ihr in vier Portionen in Zwischenräumen von 10 bis 15 Minuten durch den N=gänga gereicht wurde. Die ersten drei, etwa eßlöffelstarken Dosen mußte sie trocken hinunterschlingen, die letzte etwas kleinere mit Wasser vermischt aus der Schale trinken, in welcher das ganze Quantum gelegen hatte.

Die Sonne brach wieder durch das Gewölk und überströmte alle, die Angeklagte wie die Ankläger, mit ihrem freundlichen Strahlengold. Ueber uns rauschten Scharen grüner Tauben durch die Luft, aber wer mochte an Jagd auf die Thiere denken, hier wo ein Menschenleben auf dem Spiele stand! Die Frau schien, von ihrer Unschuld überzeugt, auf einen günstigen Ausgang der Giftprobe zu hoffen; denn allein in der Mitte des Platzes stehend — alle hatten sich von ihr zurückgezogen —, ordnete sie jetzt das Hüftentuch, das ihr beim Hin= und Herschleifen halb zerfetzt worden war, strich sich den Schmuz aus den Haaren und vom Körper und bedeckte dann mit beiden Händen ihren welken zerfleischten Busen. Ein erschütternder Anblick; wir konnten dem in solchem Moment geäußerten Schamgefühl der Armen unsere Bewunderung nicht versagen. Nun setzte sie sich auf eine Matte am Boden, um die Wirkung des Pulvers zu erwarten, die sich auch bald einstellte. Etwa eine halbe Stunde, nachdem sie die letzte Dosis genommen, brach sie zum ersten mal, dreißig Minuten später ein zweites, dann ein drittes und viertes mal gelblichen Schleim aus. Allein die N=gängas erklärten, das Gift sei nicht in demselben enthalten. Als sie den Brechreiz gefühlt und ihn durch Räuspern bemerklich gemacht, hatte ihr ein anderes Weib, ihre Schwester, aus den Zuschauern den Rath zugerufen, sie solle auf= und abgehen; dies hatte sie gethan und dabei bald die Beine bald die Arme straff ausgestreckt, als wollte sie die Kraft der Sehnen zeigen, die ein Menschenalter hindurch im Dienste der Arbeit erprobt waren.

Wir athmeten erleichtert auf, denn wenn sie auch angegriffen schien, so war doch eine zerstörende Wirkung des Gifts, das sie nach unserer Ansicht mit ausgespien, nicht an ihr wahrzunehmen. Aber unsere Freude war verfrüht; heute hatte das Gift sie nicht getödtet, doch sollte morgen, wie man uns sagte, die ganze Procedur von neuem beginnen. Die schlauen N-gängas erklärten nämlich, das Gift habe nur deshalb nicht gewirkt, weil Weiße dabei zugegen gewesen seien. Empört über den Misbrauch, welchen die betrügerischen Hexenriecher mit ihrer die Gemüther beherrschenden Macht zu treiben wagten, sowie nicht minder über die Grausamkeit, womit der fanatische Haufe sich an den Qualen seines Opfers weidete, und tief betrübt, nichts für die Rettung der unglücklichen alten Frau thun zu können, verließen wir den Schauplatz der grauenvollen Scene.

Kaum eine Stunde nachdem wir heimgekehrt, wurde uns berichtet, die Angeklagte sei sofort wieder gezwungen worden, das Giftpulver zu nehmen, und obgleich sie es abermals ausgebrochen, habe man sie nun doch zum Feuertode verurtheilt. Zugleich sahen wir auch schon die Schwarzen mit dem in eine Matte gebundenen Opfer drüben die Bergwand hinaufstürmen. Dem ersten Impuls der Entrüstung folgend, ergriffen wir unsere Gewehre und eilten der Rotte nach. Doch ihr Vorsprung war zu groß gewesen, wir verloren in der Savane ihre Spur und mußten uns von der Nutzlosigkeit weiterer Verfolgung überzeugen. Andern Tags erfuhren wir, daß sie die schon halb todtgehetzte Frau wirklich verbrannten.

Es mag hier der Ort sein, die Annahme, den Negern sei die Vorstellung einer Fortdauer nach dem Tode unbekannt, durch Hinweis auf einige ihrer Gebräuche zu widerlegen. Fast unter allen Negervölkern ist die Sitte verbreitet, daß man den zürnenden Geist eines Verstorbenen, den man bei seinen Lebzeiten beleidigt hat, mit Opfergaben zu versöhnen sucht; die M-balūndu-Neger glauben, überführte N-dödschi (Zauberer) gehen nach der Hin-

richtung als Wärwölfe um; bei vielen Stämmen werden die Frauen und Sklaven eines gestorbenen Häuptlings mit ihm begraben, damit seine Seele nicht des Geleits entbehre, und die Massōngo von Kassāndsche geben ihren Dschāgas außer Lebensmitteln und sonstigen Bedürfnissen sieben Jünglinge zur Dienstleistung im Jenseits mit ins Grab.

VI.

An den Lagunen.

Du ruhst so still, pesthauchende Lagune,
Klar spiegelt sich in dir des Himmels tiefe Bläue,
Und dort am Ufer stehen die Mangroven;
In deinem Schoße lächeln schöne Blumen:
Der Wasserrosen liebliches Geschlecht;
Doch über dir zieht seine weiten Kreise
Ein stolzer Geier, dessen Kost der Tod!
Er dankt, Lagune, dir, daß du ihm Nahrung spendest.

L. S.

Die Kunde von frischen Büffelfährten versetzte uns in Aufregung. Zwar oft schon hatten wir die Schwierigkeiten afrikanischer Jagd im dichten Urwald wie in der hochgrasigen Savane ohne irgendeinen nennenswerthen oder ermuthigenden Erfolg durchgekostet, aber trotzdem — Büffelfährten! Wir erblickten schon das haarumwogte Ungeheuer mit blitzendem Auge und stampfendem Hufe herannahen, sahen es von einem Kernschuß getroffen in die Knie sinken, wuthschnaubend mit Gebrüll seine Mähne schütteln und schmerzgepeinigt mit dem buschigen Schweife die Flanken peitschen; noch eine Kugel — es ist am Ende, und stöhnend wühlt der gefallene Riese sein hörnerbewehrtes Haupt in den harten Boden der Savane.

Auch N-wüli-Antilopen (Tragelaphos euryceros), Schweine und die kleinere N-gülungu-Antilope (Tr. scriptus) waren gespürt — welch glückverheißende Aussicht! Von so vielem mußte doch etwas unsere Beute werden. Schnell wurden noch einige

Kugeln gegossen, die Patronen mit peinlichster Sorgfalt angefertigt, die Waffen noch einmal — zum wievielsten male schon! — geprobt, dann ein Stück Brot in den Ranzen gepackt, die Feldflasche voll erwärmenden Stoffs umgehangen, und fort ging es in freudiger Zuversicht, daß unser seit Wochen stabiles Menu von Reis mit Huhn und Huhn mit Reis endlich eine Abwechselung erfahren werde.

Wir waren zwei, Herr Lindner und ich, begleitet von dem jagdkundigen N-gó, dem schwarzen Dolmetscher der Station Tschinschóscho, und noch drei Negern; letztere sollten uns als Ruderer des Canoes dienen, da wir über eine Lagune setzen mußten, um zu dem Berge Surmāndja, unserm Jagdterrain, zu gelangen. Es war noch nicht 4 Uhr nachmittag, wir brauchten also nicht zu eilen und konnten einen kleinen Umweg über Makāja machen, mit dessen Mangōwe wir in reger Handelsbeziehung standen. Im Vorbeigehen begrüßten wir den portugiesischen Chef der uns benachbarten holländischen Factorei und zugleich Agenten der „Afrikaanschen Handelsvereeniging"; nach Jägerbrauch wünschte er uns freundlichst alle möglichen Unglücksfälle auf der Jagd, dabei mit scherzhaftem Spott seine sämmtlichen Krumānos zum Fortschaffen der „jedenfalls" reichlich ausfallenden Beute uns zur Verfügung stellend. Mit einem „bons dias" und „até logo" (bis später) bogen wir um die Ecke des Gehöfts, und einige zur Factorei gehörige Manioc- und Bohnenfelder durchwandernd, verloren wir bald den von seiner Veranda uns nachschauenden Freund aus dem Gesicht.

Rechts zweigte sich ein Seitenpfad nach der Lagune ab, auf dem wir unsere drei Neger vorausschickten, damit sie inzwischen das Canoe zur Ueberfahrt in Bereitschaft setzten. Wir aber gingen geradeaus weiter und kamen bald an eine teichartige, wie in einem Kessel zwischen verhältnißmäßig hohe Ufer eingebettete Salzwasserlagune. Auf den Uferrändern standen in stattlichem Ringe mächtige Affenbrotbäume, mit fast kugelförmigen Früchten. Die Lagune hatte nur noch wenig Wasser, denn schon seit Wochen

brannte die Sonne heiß herab, hatte kein Wölkchen den Himmel getrübt und durch neue Feuchtigkeitsniederschläge die Verdunstung ersetzt. Der ausgetrocknete, bis zu den ziemlich schroffen Uferwänden sanft anschwellende Boden glitzerte ringsum im Glanz des Sonnenscheins und blendete unsere bereits durch die Hitze und durch den Staub der dürren Savanen schmerzlich gereizten Augen. Am Ufer der Lagune bis zu ihrem Wasserspiegel breitete sich eine dünne Salzkruste aus, so dünn, daß sie den grauschwarzen schlammigen Boden darunter erkennen ließ.

Dieser Anblick mag vor langen Zeiten einen intelligenten Makája-Neger zu dem Versuch der Salzgewinnung veranlaßt haben, während bis dahin wol nur Steinsalz durch Händler aus dem Süden hierher kam und theuer bezahlt werden mußte. In der unmittelbaren Umgebung der Lagune fanden wir die primitiven, doch nicht unzweckmäßigen Anstalten dazu. An den steilen Uferwänden zog sich eine Reihe thürähnlicher Löcher hin, von Erdhügeln um- und überwölbt, ähnlich dem Backofen in der Küche der deutschen Station, nur daß die Wölbung oben nicht so rund, sondern mehr abgeplattet war. Die Löcher führten zu einer Cisterne von Thon, überdeckt von hölzernen Kreuz- und Querlagen, durch welche das Lagunenwasser tropfenweis hindurchsickert und dadurch seinen Salzgehalt verstärkt. Mittels einer in der Vorderwand der Cisterne dicht über dem Boden befindlichen verschließbaren Oeffnung wird das verdichtete Salzwasser, sobald sich genügende Mengen gesammelt haben, zur weitern Behandlung abgelassen. Zwei vielbetretene Fußpfade zu beiden Seiten jedes Ofens leiteten, oben zusammentreffend, um die runden Erdhügel hinauf. Wir erklommen den einen derselben und sahen nun, daß die Decke der Saline von einem mit Lagunenwasser gefüllten flachen Bassin aus einer porösen Erde gebildet wurde; durch Verdunstung an der Sonne concentrirt hier das Wasser seine festen Bestandtheile und tropft daher mit verstärktem Salzgehalt in den dunkeln untern Raum, in welchen die Sonnenstrahlen nicht einzubringen vermögen.

Wenige Schritte weiter durch Milletiagebüsch brachten uns zu dem ganz in Grün versteckten Dorfe Makāja. Das Wort „Makāja" bedeutet: Blätterwerk, Laub.

Makāja und noch ein paar dazu gehörige Dörfer der Umgegend sind von den Mawūmbus bewohnt, einem Stamm von ganz anderm Typus als die übrigen Loango-Neger. Wegen des charakteristischen Zugs in ihrer Physiognomie werden sie von den Portugiesen „judéos pretos" (schwarze Juden) genannt, und auch ihr Ruf als gewandte und schlaue Händler, die es meist zu Wohlhabenheit und Reichthum bringen, stimmt damit überein; doch ziehen sie sich durch ihren machtverleihenden Besitz den Haß und Neid der übrigen Neger zu, welche ihnen deshalb nun auch den Schimpfnamen „Jude" beilegen. Der Mawūmbu macht im ganzen einen respectabeln Eindruck; er ist ernst und gesetzt, sein Auge verräth Intelligenz, und in der That beweist er in den Gewerben, wie in der Töpferei und im Schmiedehandwerk (da es wenig Eisen an der Küste gibt, werden vielfach die eisernen Faß- und Ballenbänder aus den europäischen Factoreien verarbeitet), eine bemerkenswerthe Anstelligkeit. Die Hautfarbe der Mawūmbus schwankt zwischen größern Extremen als die der Basióte; bei der Mehrzahl angenehm braunschwarz, dunkler als bei den übrigen Loango-Negern, ist sie bei manchen Individuen fast so hell wie die der kupferfarbigen Indianer Amerikas. Häufig, besonders unter den Frauen, sieht man Verstümmelungen der obern Schneidezähne, indem die beiden mittlern kurz-, und die zunächststehenden an den Ecken stumpfgefeilt sind. Ob wir in den Mawūmbus den Rest eines versprengten Stammes vor uns haben, der trotz langen Zusammenlebens mit den Basióte einen Theil seiner Originalität bewahrte, oder ob die Verschiedenheiten nur von localer Einwirkung herrühren, ist bei dem Mangel an geschichtlichen Ueberlieferungen der Negervölker schwer zu entscheiden. Für die erstere Annahme spricht indeß die isolirte Stellung, welche die Mawūmbus unter den Loango-Negern in jeder Beziehung einnehmen.

Die geräumigen, fast immer mit Loangograswänden umzäunten

Hütten des Dorfs Makāja zeugen von der Wohlhabenheit seiner Einwohner. Zahlreiche mitten im Dorfe wie rings um dasselbe sprossende Bananenstauden und formenschöne Caricabäume erhöhen den freundlichen Eindruck. Ueberall liefen gackernde Hühner und blökende Schafe furchtlos zwischen den Hütten und auf den unregelmäßigen Straßen umher. Vor einer der großen Hütten sahen wir einen Töpfer bei seiner Arbeit. Schon standen mehrere urnenförmige Gefäße fertig geformt da, mit Formung eines neuen war der Schwarze beschäftigt; es schien ihm zu schmeicheln, daß wir seiner Arbeit Beachtung schenkten. Aus freier Hand und nur auf sein Augenmaß sich verlassend, formte er aus dem festen und feinen, mit Brauneisensteintheilchen vermischten Thon (N-tūma) den untadelhaft kreisrunden Boden der Gefäße. Daneben lagen auf einem an die Loangowand angelehnten Brete aus derselben Masse von ihm gefertigte Pfeifenköpfe, deren mannichfaltige Formen von seiner Erfindungsgabe zeugten, denn die aus Europa hier eingeführten Meerschaumköpfe sind von ganz glatter Eiform, können ihm also nicht als Vorbilder zur Nachahmung dienen.

Auf einem freien Platz im Dorfe wurden Loangowände für ein Haus zusammengenäht. Die Cyperusschafte, schon lose durch Libámbafäden verbunden, standen zwischen Pfählen aneinander gereiht; zwei Neger, zu jeder Seite einer, stießen mit einem Bohrholz, ähnlich dem Pflanzholz unserer Gärtner, über und unter der Querbansa Löcher durch einzelne Schafte und steckten dann Libámbaschnüre hindurch, die sie gegenseitig so fest wie möglich anzogen. Am Boden lagen zusammengerollte Bündel Loangograses, noch der Verarbeitung harrend; und nicht weit davon auf einer tennenartigen Erhebung waren bereits Eckpfähle für das zu errichtende Haus eingerammt, zwischen welchen die Wände befestigt werden sollten.

Der Mangōwe des Dorfs empfing uns auf einer vorspringenden überdachten Veranda seines auf Pfosten ruhenden Hauses. Unser Geschäft mit ihm war bald abgemacht; es handelte sich um Lebensmittel für unsern Haushalt, deren wir öfter von ihm und seinen

Unterthanen entnahmen. An der Verhandlung betheiligte sich auch ein Enkel desselben, ein junger Mann mit sehr starkem Kopfhaar, in welchem eine rothleuchtende Kugelblüte der hierher verschleppten Gomphrena (globosa) steckte, und mit zierlichem Henriquatre, auf den er nicht wenig stolz zu sein schien; er blickte bald zu einem im Sparrenwerk des Verandadachs hängenden, wahrscheinlich irgendeine Bedeutung habenden Federbüschel hinauf, bald sah er uns mit bittersüßer Miene an, da er sich überzeugen mußte, daß wir Weißen uns im Handel von seiner Schlauheit nicht übervortheilen ließen.

Wir verabschiedeten uns und kamen bei den letzten Häusern des Dorfs an einem unterirdischen Ofen mit zwei Zugöffnungen vorbei; über dem Feuer waren neun Töpfe etwa in der Figur unserer neun Kegel aufgestellt, in welchen das concentrirte Salzwasser aus der Lagunencisterne zu Salz eingedämpft wurde. Das hier gewonnene Salz hat zwar eine schmuzig graue Farbe, ist aber von reinem Geschmack.

Wieder durch die Savane wandernd, gelangten wir in kurzem an eine zweite Lagune, deren kaffeebraunes Wasser sich hier zu einem See ausbreitet, nach Süden zu aber in mehreren Armen, mangrovenbestandene Inseln und Halbinseln bildend, bis fast an das rechte Ufer des Tschiluángo sich hinzieht. Diese Lagune bezeichnet den frühern Mündungslauf des Tschiluángostroms, welcher ihrem Nordende gegenüber am Fuße des Vinhibergs in das Meer floß. Im Jahre 1863 zerstörte eine starke Caléma seine Ufer, schüttete einen Damm quer durch die Flut und versandete die Mündung, worauf der zurückgedämmte Strom eine deutsche Viertelmeile weiter südlich sich seine jetzige, durch jene Brandungserscheinung schon vorbereitete und ausgewaschene Mündung suchte. Das in dem alten Bett zurückgebliebene Wasser bildet nun die Lagune, nur durch einen schmalen feinsandigen Streifen vom Meere getrennt, sodaß man das monotone Brausen der Surf herüberhört, ja bisweilen die hoch emporgeschleuderten Gischtstrahlen sehen kann. Dieser Streifen ist stellenweise mit den Blättern, Blüten

und Ranken von Ipomoeen (J. filicaulis und asarifolia) und mit niedrigen Gebüschen des tropenkosmopolitischen Euphorbia (trinervium) bedeckt. Unmittelbar am Ufer der Lagune stehen, wo festerer Boden die Herrschaft der schlammliebenden Mangroven nicht duldet, dichte Desmodiumbüsche, Salzbäume mit der glitzernden Salzkrystallbekleidung ihrer gelbgrünen Lederblätter, und einzelne Exemplare einer interessanten Rhizophore (Dactylopetalum Barteri Hook. fil.), deren noch unbekannte Frucht zu finden auch mir nicht gelingen sollte, während ich die grauweißen Blüten in Menge abgefallen am Boden liegen sah.

Doch wir durften hier nicht rasten, wir hatten uns in Makája etwas zu lange aufgehalten und mußten nun eilen, wollten wir den Zweck unsers Ausflugs nicht verfehlen. Ich rief nach unsern vorausgeschickten drei Schwarzen, welche nach dem Ausschöpfen und Reinigen des Canoes unter einem Salzbaum auf dem weichen Polster eines fettblättrigen, mit seinen carmoisinrothen Blüten den Boden bedeckenden Sesuvium eingeschlafen waren. Schnell sprangen sie auf und trugen uns auf ihren Rücken zu dem Canoe hinüber, das wegen der Seichtigkeit der Lagune nicht nahe ans Ufer heranfahren konnte. Die Sonne stand schon in dem dritten Viertel ihrer Tagesbahn. Scharen von Vögeln umflatterten die Lagune: über unsern Häuptern schossen in raschem Fluge langfüßige Schnepfen (Tringa u. a.) dahin, hier und da saß ein Strandläufer mit wippendem Schwanz am Ufer, in dessen Schlamm mit seinem leichtgebogenen kulpigen Schnabel nach Atzung stochernd; weiterhin, wo dichte Mangroven sich in der stillen Flut spiegelten, zogen Reiher von einem Beuteplatz zum andern, oder bewegte sich ein brauner Adler mit schwerfälligem Flügelschlag zwischen den Zweigen.

Bald saßen wir im primitiven, schwankenden, aber von starken Ruderschlägen getriebenen Fahrzeug. Möglichst geräuschlos, um kein Thier mistrauisch zu machen oder gar zu verscheuchen, wanden wir uns durch die engen Kanäle, da wo die Luft- und Wasserwurzeln der Sumpfbäume nur schmale, niedrige und minenartige

Gänge offen ließen, fast auf dem Bauch liegend und mit den Händen am Baumgewirre uns fortschiebend. Während wir so stumm und lautlos dahinglitten, drängten sich mir lebhaft jene packenden Bilder wieder vor dic Seele, welche Cooper aus dem Indianerleben entworfen und die ich als Knabe pochenden Herzens und fliegenden Athems in mich aufgenommen: so stumm und lautlos mochte das verfolgte Blaßgesicht fliehen, als es die „Schwarzfeder" oder den „großen Adler" rachedürstend auf seiner Spur wußte.

Erst nach dreiviertelstündiger Fahrt erreichten wir die Landungsstelle. Unfern davon befreite ich eine smaragdgrünschimmernde Nectarinie aus dem starkfädigen Netz einer gierigen Spinne; einen Augenblick hielt ich das glänzende Thierchen, dessen Herzchen in ungestümen Schlägen pochte, in meiner Hand, dann ließ ich es wieder fliegen. Wir durchschritten einen Hain von Dattelpalmen, noch eine kurze Strecke durch hohes Savanengras — und befanden uns auf dem gesuchten Jagdterrain.

Es war eine sanft nach dem Ufergebüsch der Lagune abfallende Berglehne mit niedrigen, dank der Nähe des Wassers noch grünen Gräsern bewachsen und theils von hohen Affenbrotbäumen, theils von den Rändern eines Buschwalds begrenzt. Noch stand die Sonne hoch genug, daß wir in Ruhe die Fährten mustern und zum Anstand geeignete Plätze aussuchen konnten. Hier zeigten sich die Spuren und die Losung von beiden Antilopenarten wie von Büffeln und Schweinen; sie führten vom Buschwald den vielbeästen Hang hinunter in das Ufergebüsch. Wie wollten wir unter dem Wild aufräumen! Wir verabredeten Zeichen und bestimmten unsere Posten. An der dem Wasser gegenüberliegenden Seite des Bergs, der nach Osten und Süden zugleich anstieg, standen die Baobabs in so schnurgerader Reihe und in so gleichen Abständen voneinander, daß ich wol nicht mit Unrecht vermuthete, sie müßten angepflanzt worden sein. Vielleicht stand ich auf dem Boden einer alten Sklavenfactorei; die Lage an dem frühern Ufer des Flußes hätte sich vortrefflich dazu geeignet,

besonders auch weil die nahen Mangrovendickichte, durch welche man für jeden Uneingeweihten schwer auffindbare Schleichwege anlegen konnte, sie dem Blicke vom Meere aus völlig entzogen hätten. Unter einem Baum inmitten der Reihe schlug ich meinen dreifüßigen Feldstuhl auf; an das Ende derselben stellte sich mein weißer Gefährte, und an den Fuß des Berges zu meiner Linken wurde N=gó postirt. Unsere drei Ruderer hatte ich am Wasser bei dem Canoe zurückgelassen, mit der strengsten Weisung, jedes Geräusch zu vermeiden.

Der Abend war still und köstlich; leise wehte hin und wieder ein Hauch der Seebrise herüber; die ganze Natur um uns ging ihrer nächtlichen Ruhe entgegen. Die glänzenden Nectarinien, diese an Arten so reichen farbenprächtigen Colibris der Alten Welt, sogen den letzten Nectar aus den duftenden weißen Blüten der Vernoniabüsche (V. senegalensis; N=dūli=n=dūli der Bafióte), die sonst nur in der Nähe von Dörfern stehen, deren große Zahl also bestimmt darauf hinwies, daß hier einst Menschen gewohnt haben mußten. Tiefer dem Meere zu sank der Sonnenball, die Wipfel der Riesenbäume goldig umleuchtend; von der Höhe, auf der mein weißer Freund seinen Stand genommen, wallten die Düfte der Milletien und Afzelien herab; am dunkeln Rande des Buschwalds glühte in bläulichem Schimmer ein Leuchtkäferchen. Ueber die Lagune zogen Purpur= und Silberreiher (Ardea purpurea, garzetta und alba) ihren Horsten zu; Eisvögel (Halcyon und Alcedo sp.) stritten sich zeternd im Mangrovensumpf um ihre Nester; flüchtig über die Aehren der Gräser dahinstreifend, schwirrten Webervögel und Finken zum nahen Walde; oben in der Luft zogen schwarzweiße Geier (Gyphohierax angolensis) ihre Kreise immer niedriger, bis sie sich in dem Gezweig der Affenbrotbäume zur Ruhe niederließen. Auch in dem Baum, unter dem ich saß, hatte sich ein solcher Gesell auf einen trockenen Ast gesetzt; ich rührte mich nicht, doch mußte er die blitzenden Läufe meines ungebräunten Gewehrs bemerkt haben, er legte den Kopf bald auf die eine, bald auf die andere Seite, sah mich an, verdrehte einigemal den Hals,

um mich schärfer und mehrseitiger zu betrachten, lüftete dann seine Schwingen, und bald war er in weiter Ferne verschwunden. Dunkler wurde es, die Sonne war niedergegangen, der Mond warf gespenstische Streiflichter durch das Blätterdach der Bäume auf die Savane. Eine große weiße Eule (Scops leucotis) huschte an mir vorbei, mir zuckten die Finger am Gewehr, denn diese Art war in unsern Sammlungen noch nicht vertreten; sie kam so nahe, daß ich sie fast mit der Hand hätte greifen können, ihr schwerer Flügelschlag umrauschte mich — keine geringe Versuchung. Doch ich ließ sie gewähren, meine Aufmerksamkeit wurde jetzt durch die kleinen beschwingten Quälgeister der Sümpfe und der Nacht von ihr abgelenkt. Blutdürstige Mosquitos hatten mich zu ihrem Opfer auserkoren; nach Herzenslust stachen und sogen sie an meinem armen Cadaver, besonders an dem Theile desselben, welcher auf dem gleichseitigen Gurtenbanddreieck des Feldstuhls ruhte. Und nicht einmal schlagen durfte ich nach den nimmersatten Vampyren — das Geräusch hätte ja sonst das Wild verscheuchen können! Dieses mußte aber nun sicher kommen, der Dämmerschein war vorüber, und allein der Mond und die Sterne leuchteten durch die Nacht.

Da, zu meiner Linken ließ sich der leise Trillerruf eines Waldhuhns vernehmen. Es war das Aufmerksamkeit gebietende Signal des feinhörigen N=gó. Gespannt lauschte ich, den Athem anhaltend und gewaltsam das erwartungsvoll pochende Herz beschwichtigend. Und wirklich, in weiter Entfernung glaubte ich etwas wie Grunzen und Brummen zu hören — entschieden Büffel!

Aber es wurde wieder still — ah, die verdammten Mosquitos! — noch immer still. Jetzt glaubte ich Bewegung in dem niedrigen Buschwald vor mir zu sehen; ich starrte nach der Stelle hin, und es war als ob mein eiferdurchglühtes Auge das Halbdunkel erhellte. In der That ward es stets lichter und heller, und zugleich zog in meine Nase ein allmählich stärker werdender Rauchgeruch! Was war das? Helligkeit und Rauch lassen auf Feuer schließen. Vor mir war nichts zu gewahren, es mußte hinter mir

sein; ich wendete mich um — und welcher Anblick bot sich meinem staunenden Auge dar?

Aus dem Mangrovenwalde loderte eine riesige Glutgarbe zum nächtlichen Himmel empor, dessen glänzendste Gestirne vor dem mächtigen Flammenschein verblaßten. Sprühend, nordlichtähnlich sproßten Lichtstrahlen hinter dem Walddunkel auf, zuckend wie Blitze schnellten die lichtgetränkten Feuerzungen gierig umher, weithin dem winzigen Menschen Schauer der Ehrfurcht, des Grauens und Entsetzens vor dem entfesselten Elemente zudonnernd. Millionen von Funken sprühten, langsam verglühend, vom sanften Seewind getragen; Scharen fliehender Vögel sausten vorüber; da, dort links, dort rechts flammte es von neuem empor, wie aus neuerschlossenen Vulkanen züngelten die purpurnen, goldumsäumten Flammenstrahlen über den Horizont. Ein Waldbrand! Ein grausig schönes Schauspiel, das der bleiche Mond und das Sternenheer zu neiden schienen.

Nun war es mit Anstand und Jagd vorbei. Die Bewegung in den Büschen erklärte sich durch die tanzenden Schatten, welche das Feuer geworfen hatte. Wir drei verließen unsere Posten und traten zusammen, um zu berathen, welchen Weg wir nach unserm Canoe einschlagen sollten. Der Brand konnte nur durch Feuer entstanden sein, das sich unsere Ruderer angezündet. Niemals unterläßt es der Neger, sobald er, und besonders des Abends, länger an einem Platze bleibt, ein Feuer anzumachen; selbst im Canoe hat er stets auf Sand einen Feuerbrand liegen, sei es um die Pfeife zu entzünden, sei es um die Holzkohle selbst zu rauchen, oder überhaupt nur um Feuer bei sich zu haben. In unserm Falle mochten die unmittelbar am Lagunenufer besonders häufigen Mosquitos, die auch der schwarzen Haut lästig werden, als eine Entschuldigung für die Leute gelten.

Allein was half alles Hin- und Herreden! Schimmerten auch die Flammen jetzt schon gedämpft herüber, nur noch einen mäßigen Glutschein am westlichen Himmel verbreitend, so war doch an Büffel nicht mehr zu denken. Der directe Weg zu unserm Fahrzeug war durch die Flammen versperrt; wir mußten über

Stock und Stein, durch Gras und Sumpf in einem weiten Bogen vorwärts. Bei der Ankunft am Landungsplatz fanden wir unsere Vermuthung bestätigt; das Feuer der Schwarzen hatte die herunterhängenden trockenen Wedel einer wilden Dattelpalme erfaßt und mit rasender Schnelligkeit um sich gegriffen. Glücklicherweise entbehrte es bald der Nahrung, da der Palmenhain von Mangroven umrahmt war und nur wenige vereinzelte Dattelbäume in der Nähe standen.

Noch eine Weile betrachtete ich die blauen Flämmchen, welche dort drüben am Wasser an einer einzeln stehenden Palme zehrten, und ihren Widerschein in der dunklen Flut, dann bestiegen wir das Boot zur Heimkehr. Gleichgültig sangen die Schwarzen ihren eintönigen, in kurzen Sätzen sich immer wiederholenden Rudergesang, sie spotteten wol gar über uns; das Fahrzeug, auf dem wir mit Beute beladen zurückzukehren gedachten, war leer geblieben, die Mosquitos peinigten uns, und nur der Anblick des prächtigen Sternenhimmels vermochte unsern Schmerz über die Enttäuschung zu lindern.

Ein andächtiges Gefühl der eigenen Kleinheit muß jeden Naturfreund überkommen, wenn er wie ich jetzt im schnellen Fahrzeug auf der dunkeln Flut dahingleitet. Vom Himmel leuchtete es hehr und großartig herab, und unten spiegelte sich das ewigschöne Bild auf tiefschwarzem Grunde. Nur hin und wieder plätscherte ein überraschter Fisch im Wasser, Kreis um Kreis an der Oberfläche ziehend, in deren Wellen die Sterne zitternd hin- und herflimmerten. Mit magischem Schimmer durchströmte das Silberlicht des Mondes den Wald und breitete eine geisterhafte Färbung darüber aus; hier ließ es eine barock gestaltete Wurzel in schärferer Zeichnung hervortreten, dort umkleidete es einen Baum mit wallenden und flutenden Lichtgewändern.

Wir landeten und durcheilten wieder die Savane, deren thauschwere Halme das erhitzte Gesicht kühlend umspielten. Kleinlaut schlichen wir an der Nachbarfactorei entlang, und zum Schaden fügte sich der Spott; eine helle Stimme rief fragend von der

Veranda hernieder: „Quantos bois tem Vmcês?“ (Wieviel Büffel haben Sie?) „Ließen Sie die erlegten etwa schon an dem großen Feuer braten?“ Wir standen lachend Rede und schritten weiter. Bald waren wir in der Station angelangt — ohne Büffel, ohne Antilopen, ohne Schweine, zerstochen von Blutsaugern, verhöhnt von den Kameraden, ich selbst aber mit dem festen Vorsatz, künftig lieber eine sichere Eule zu schießen, als auf fragliche Büffel zu warten.

VII.

Am Tschilnángo.

Es war am 20. Mai, als ich mit dem Expeditionsgefährten Dr. Falkenstein wieder einmal über die Lagune fuhr, heute zu einem größern Ausflug an den Tschiluángofluß gerüstet. Das Canoe, schwer beladen mit dem photographischen Apparat und den zoologischen Sammelutensilien des Kameraden, mit meinen Pflanzenpapieren, unsern Waffen und den für einige Tage nöthigen Wäsche- und Garderobestücken, konnte nur langsam vorwärts bewegt werden. In heißer, hier zwischen den Mangroven durch keinen Seewind gemäßigter Glut brannte die Mittagssonne hernieder. Aber trotz schwerer Arbeit und ermattender Hitze sangen unsere schwarzen Ruderer so lustig, daß wo wir vorüberzogen die tristen grauen Baumbesen am Ufer aus langem Schlafe zu erwachen und mit ihren krummen Wurzelbeinen im Wasser zu trampeln schienen. Der Text des Gesangs betraf, wie gewöhnlich, die mit im Canoe befindlichen Weißen; häufig kamen die Worte „Dokotele“ (Doctor) und „Soje“ (Verstümmelung meines Namens) vor, bald von Spott-, bald von Lobes- und Schmeichelworten begleitet, von letztern wol in der Erwartung, einen Matabisch (ein Glas Rum) als Trinkgeld zu erhalten.

Unsere Wasserfahrt währte heut länger als bei unserm neulichen verunglückten Jagdausfluge, denn wir landeten, nachdem wir den Surmändja, einen isolirten Berg von mauerfugenähnlich übereinander geschichtetem weißen Sandstein, weit hinter uns gelassen, erst am Südende der Lagune. Von dort noch eine kleine Strecke zu Fuß gehend, gelangten wir um 4 Uhr zu der eine deutsche Meile südlich von Tschinschóscho gelegenen Factorei Tschiluángo am nördlichen Mündungsufer (5° 13′ südl. Br.) des gleichnamigen Flusses. Sie gehörte dem englischen Hause Hatton und Cookson und stand jetzt unter der Agentur eines Portugiesen, Senhor Cordeiro, mit dem die Station stets freundnachbarlichen und geschäftlichen Verkehr unterhielt. Wir verweilten nur so lange bei ihm, bis wir einen kleinen Imbiß eingenommen, da wir noch eine mehrstündige Fahrt auf dem Tschiluángo vor uns hatten. Am Ufer fanden wir neben dem für uns bestimmten Canoe noch ein zweites Fahrzeug, das, wie wir erfuhren, hierher geschickt war, um Don José del Val, gewöhnlich Don Pepe genannt, den spanischen Verwalter einer Factorei in Porto da Lenha am Congo, nach dem obern Tschiluángo oder, wie es abgekürzt dort heißt, in den Rio zu bringen, wo er eine Filialansiedelung besuchen wollte. Der Spanier bot uns an, mit in seinem Fahrzeuge Platz zu nehmen, und wir machten gern von dem Anerbieten Gebrauch, da hierdurch unser mit dem Gepäck schwer genug belastetes Canoe in wünschenswerther Weise erleichtert wurde.

Don Pepe war der echte Typus eines westafrikanischen Weißen aus der „guten alten Zeit" des Sklavenhandels, ein weißer Sklavenhalter vom Scheitel bis zur Sohle. Durch seine Verachtung der Schwarzen, durch die unmenschliche Behandlung seiner Leute und das Raffinement im Erfinden grausamer Strafen an der ganzen Küste berüchtigt, ward er von den Eingeborenen auch abergläubisch gefürchtet, seit glückliche Zufälle ihn aus wiederholt gegen sein Leben gerichteten Rache- und Mordanschlägen stets unverletzt hervorgehen ließen. Auch wir hatten immer nur von dieser Seite über ihn reden gehört und waren daher nicht

wenig überrascht, in unserm zuvorkommenden Reisegefährten einen für dortige Verhältnisse leidlich unterrichteten, heitergesprächigen Mann von civilen Umgangsformen und einer gewissen natürlichen Liebenswürdigkeit kennen zu lernen, dem man es keineswegs ansah, daß daheim in seiner Factorei sein Auge nur Furcht und Schrecken verbreitete. Sein Aeußeres verrieth auf den ersten Blick den Spanier: eine hagere Gestalt mit kleinen Händen und Füßen, ein fein profilirtes Gesicht von gelblicher Farbe, schwarze, etwas eingekniffene Augen, und ein Kinnbart, genau wie ihn unsere Theatercostümbücher für einen spanischen Granden vorschreiben. Später traf ich noch auf mehrere Männer aus jenen Kreisen, denen es gleich Don Pepe ganz unbegreiflich schien, wie man glauben könne, der Neger sei zu Besserm als zum Sklaven geschaffen, während sonst ihr Wesen, von diesem Punkte abgesehen, den vortheilhaftesten Eindruck auf mich machte.

Um 4¼ Uhr fuhren wir, die einströmende Flut benutzend, von Tschiluángo ab. Beide Ufer sind natürlich hier nahe an der Mündung des Stroms dicht von Mangroven umgeben. Doch macht der Tschiluángo insofern eine Ausnahme von den bisher von mir besuchten Flüssen Afrikas, als sein Bett noch von Mangroven-Inseln frei blieb. Freilich ist der Unterlauf desselben verhältnißmäßig noch sehr jung, denn bis zu Anfang der sechziger Jahre mündete er, wie schon früher bemerkt, eine Viertelmeile weiter nördlich von der Factorei Tschiluángo ins Meer. Auf der Strecke, welche wir an diesem Tage hinauffuhren, etwa 1½ deutsche Meile Luftlinie, fließt der Strom, abgerechnet zwei schärfere und einige schwächere Windungen, in ziemlich gerader nordöstlicher Richtung durch ein breites, von weit auseinander geschobenen Hügelhängen begrenztes Thal. Die Ufer sind noch über zwei Stunden weit aufwärts mit Djungeln von Rhizophoren bedeckt, die aber nur ganz in der Nähe der Mündung sich zu größern Stämmen erheben, von da ab meist niedriges Buschwerk bleiben.

In diesen Sumpfwaldungen lebt ein kleiner Singvogel, der Nüni m-kissi. Von ihm erzählen die Eingeborenen ein zartsinniges

Märchen, das Dr. Pechuël im „Globus“ (Bd. XXII, Nr. 16) mittheilt. Es war einmal eine Prinzessin in Loango, welche einen Prinzen über alles liebte. Diesem war aber durch die Tschīna verboten, eine einheimische Prinzessin zu heirathen. Gehorsam dem Verbot, wollte er außer Landes gen Süden gehen und sich aus der Fremde eine Braut holen. Er war bereits über den Tschiluángo gesetzt, als die unglückliche Prinzessin, dem Geliebten verzweiflungsvoll nachfolgend, ans Ufer kam, von wo ihre Verwandten vorsichtig alle Canoes entfernt hatten. Rasch sprang sie in den Fluß, um schwimmend das jenseitige Ufer zu gewinnen. Allein die Strömung riß sie hinab, sie war spurlos verschwunden. Seitdem singt der „unsterbliche“ Nūni m-kissi in den Wäldern am Tschiluángo seine glockenreinen Lieder.

Die Breite des Stroms betrug, ziemlich überall gleich, etwa 40 Schritt, kam mir aber wegen der flachen Ufer und der niedrigen Vegetation bedeutender vor. Einiges Leben bringt die Thierwelt in das einförmige Bild. Hoch in der Luft kreisen schwarzweiße Adler, deren Bekanntschaft wir schon auf der Lagune gemacht; in den Uferbäumen jagen sich Heerden kleiner Meerkatzen (Cercopithecus cephus). Hier hockt ein einsamer Schattenvogel (Scopus umbretta), dort huscht ein großer Leguan über die Wurzelpyramiden der Mangroven, in deren frei über den Fluß hinaus hängendem Gewirr kohlkopfähnliche Pistien (P. stratiotes), vom Strom herabgetrieben, sich festgesetzt haben. Don Pepe eröffnete mit seinem Snider-Rifle (Hinterlader der englischen Armee und auch hier bei den Weißen das beliebteste Gewehr) ein lebhaftes Feuer auf die vorbeischwebenden Raubvögel, natürlich ohne zu treffen, da das infolge der Ruderschläge ruckweis hin- und herschwankende Fahrzeug einen irgend sichern Schuß nicht gestattete.

Kein hier an der Küste lebender Europäer wird eine Reise oder nur einen einstündigen Ausflug am Meeresstrande unternehmen, ohne sein Gewehr, in der Regel auch noch den Revolver mit sich zu führen; weniger der Jagd wegen als vielmehr zum Schutz vor den Eingeborenen, selbst vor den eigenen Leuten. Wir von der

deutschen Expedition streiften jedoch unbewaffnet im Lande umher, wußten wir doch, daß die Schwarzen keinen Grund zum Haß gegen uns hatten; und ich persönlich nahm auch deshalb auf meinen Excursionen meist kein Gewehr mit, um mich nicht durch etwaige Jagdgelüste von der botanischen Arbeit abziehen zu lassen.

Don Pepe's Denkweise dem Neger gegenüber documentirte sich auch vor unsern Augen. Ohne die geringste Vorsicht legte er die geladene und gespannte Waffe auf die Ruderbank, mit der Mündung des Laufs unmittelbar hinter den Zunächstsitzenden, sodaß, wenn von der Erschütterung des Ruderns oder sonst einem zufälligen Stoß das Gewehr losgegangen wäre, die Kugel durch die ganze Reihe der auf dieser Seite rudernden fünf Krumānos hindurchjagen mußte. Als wir ihn auf diese gefährliche Richtung des Gewehrlaufs aufmerksam machten, gab er uns die charakteristische Antwort: „Qué quiere V.? son esclavos!" (Was wollen Sie? es sind ja Sklaven).

Nach zwei Stunden flotter Fahrt hielt unser Boot am rechten Ufer in einem Ausschnitt der Mangroven. Wir stiegen die grasbewachsene sanfte Uferböschung hinan, auf der ein paar angepflanzte junge Kokospalmen standen, und gingen von da linksab zu der einem portugiesischen Mulatten Namens Antonio gehörenden Handelsniederlassung Terro. Das Haus, vom Flusse her wegen der verdeckenden Sumpfbäume nicht sichtbar, ladet weder durch gesunde Lage noch durch Sauberkeit zum Verweilen ein. Wir zogen es daher vor, während Don Pepe eine kurze geschäftliche Unterredung mit dem Mischblut hatte, in der Vorhalle zu bleiben, und begaben uns dann sogleich wieder an Bord unsers Fahrzeugs.

Inzwischen war das Canoe, in dem sich unser Gepäck befand, eine Strecke weit vorausgekommen, und nun eröffneten die Ruderer einen Wettkampf, interessanter und jedenfalls eigenartiger als eine Regatta auf dem Alsterbassin in Hamburg. Anfeuernd erscholl hüben und drüben das „liāte, liāte!" oder „depressa, depressa!" von dem Spanier mit kräftigem „cachorro (Hund du), negro!" und von den Leuten selbst mit unverständlichem wirrem Geschrei

begleitet. Weit über den Rand hinaus bogen sich keuchend die Leiber der Schwarzen, um in taktmäßigem straffem Zuge das Fahrzeug wie einen Pfeil über die plötzlich bewegte Flut vorwärts zu schnellen. Wurde ein Nachlassen der Kräfte bemerkt oder auch nur vermuthet, da half Don Pepe mit einem derben Stoß seines Gewehrs nach. In kurzer Zeit hatten wir die Tête gewonnen und das Canoe hinter uns. Höhnend feierten die Unsrigen den errungenen Sieg in Gesängen, welche die Ueberholten zu stets erneuten, aber fruchtlosen Versuchen anreizten, uns den gewonnenen Vorsprung wieder streitig zu machen. Der Abend hatte sich herabgesenkt. Ruhig und klar schickte der Mond seinen Strahl durch das lockere Baumlaub oder badete sich, wo das Gebüsch eine Lücke ließ, in der silberbeglänzten stillen Flut. Ruhe und Frieden athmete die nächtliche Landschaft, wie göttlich erhaben über den Lärm der Menschen.

Der Mond- und Sternenschein erleuchtete die Gegend hell genug, daß wir eine halbe Stunde oberhalb Terros, wo das Wasser schon süßer wird und die salzige Einwirkung der Meerflut mehr und mehr schwindet, einen allmählichen Wechsel in den Formen der Ufervegetation bemerken konnten. Die Mangroven wurden lichter und kleiner, sie spielten nicht mehr wie bisher die Hauptrolle und ließen namentlich Gruppen von Phönixpalmen dicht an den Strom herantreten. Zwischen niedrigen Bäumen ragten höhere Stämme empor, an denen volle Fruchttrauben mit zinnoberrothen haselnußgroßen Beeren hingen oder goldige, aus einer dunkelröthlichen Spatha hervorquellende Blütenrispen, vom milden Glanz des Mondlichts angehaucht. Feine Strahlenwipfel oft mehr als fünf Meter hoher Papyrushorste breiteten einen duftigen Schleier über das tiefe Blau des bestirnten Himmels, und am Rande der leise rauschenden Flut bargen einzelne Wasserrosen (Nymphaea stellata) ihre schneeigen Blumen wie schamhaft schon halb in die braungrünen Kelche. Immer seltener streckte eine Rhizophore ihre weißlichen, phantastisch mit braunen Strickwurzeln behangenen Aeste uns aus dem Ufergrün entgegen; auch die wilden

Dattelpalmen verschwanden allmählich und gaben fortlaufenden Beständen eines strauchförmigen lindenblättrigen Hibiscus Raum. Streiften wir im Vorbeifahren nahe genug das Ufergebüsch, so zerrte unsere schnell ausgreifende Hand wol Ranken einer Convolvulacee mit rosigen, jetzt geschlossenen Blüten herab, oder wir zogen sie, von gelben Ameisen bekrochen, entsetzt zurück. Auch größere Bäume, wie der Wollbaum, die Oelpalme, und ein sehr stattlicher, im Habitus dem erstern ähnlicher Baum aus der Familie der Euphorbiaceen, mit unzähligen Stacheln und feinstrahlig zertheilten Blättern, wurden häufiger; im ganzen jedoch war der Grundton der Ufervegetation derselbe geblieben, zu beiden Seiten fast ununterbrochenes dichtes Gebüsch, als wir um 7½ Uhr am linken, sogenannten Cacongo-Ufer bei der holländischen Handelsniederlassung Insōno, dem Ziel unserer Reise, anlegten.

Der Agent derselben, Senhor Saraiva, hatte uns bereits erwartet. Wir zwei Deutsche stiegen aus; Don Pepe aber blieb in seinem Boot und setzte die nächtliche Fahrt noch eine kurze Strecke fort zu einer andern, etwas weiter stromaufwärts gelegenen Factorei.

In dem hübschen und geräumigen, für westafrikanischen Stil elegant gebauten Hause von Insōno, das gegenüber einer dem rechten Ufer zugeschobenen Insel auf einer mäßigen Anhöhe stand, richteten wir uns nun für einen Aufenthalt von einigen Tagen ein: mein Gefährte, theils um photographische Aufnahmen zu machen, theils seinen hierzu geschulten Moleque auf den Insektenfang auszuschicken, ich selbst, um zu sehen, welche botanische Ausbeute mir blühen würde. Senhor Saraiva unterstützte uns in der Ausführung unserer Pläne mit Rath und That und um so erfolgreicher, als er für unser Thun und Treiben nicht nur reges Interesse, sondern wirkliches Verständniß hatte. Sohn eines Apothekers in Portugal, besaß er naturwissenschaftliche Kenntnisse, welche uns in vieler Beziehung zu statten kamen, da es ihm vermöge seiner Kunde der heimischen Medicinalpflanzen nicht schwer geworden war, sich mit den meisten Mitteln der eingeborenen Aerzte

(N-gänga milūngo) bekannt zu machen. Daß er in seiner Jugend eine gute Schulbildung genossen, verrieth sich noch in manchen classischen Reminiscenzen. Welch eigenthümlichen Eindruck machte es auf mich, als der portugiesische Kaufmann hier an den Markscheiden der Civilisation bei einer spätern Nachtfahrt auf dem Tschiluángo eine Bemerkung von mir mit einem Citat aus Virgil's „Aeneis" erwiderte und ich ihn ein anderes mal eine Reihe von Stellen aus Livius anführen hörte! Mit lebendigem Sinn für die Natur und ihre Schönheiten begabt, wußte er von seinem langjährigen Aufenthalt in verschiedenen fremden Ländern — er hatte unter anderm sieben Jahre auf Cuba gelebt — in anregender und belehrender Weise zu erzählen, indem er seine dort gemachten Beobachtungen an Thieren und Pflanzen sowie über die Menschen und deren Sitten zu interessanten Vergleichen zusammenstellte. Mehrmals ertappte ich ihn auch auf halb unbewußten Aeußerungen der Klage über seine jetzige Stellung und der Sehnsucht nach andern, befriedigendern Verhältnissen. Jedenfalls war Saraiva eine anziehende Persönlichkeit, die wir schon bei kurzer Bekanntschaft liebgewannen.

Von diesem Hause aus, in welchem ich mich so wohl fühlte, machte ich nun, von meinem Moleque begleitet oder auch allein, während der nächsten beiden Tage meine Ausflüge, theils gen Südwesten der Meeresküste zu, theils in südöstlicher Richtung am Fluß entlang weiter nach dem Innern. Auf allen meinen Märschen, über mäßig gewellte Hügelsavanen wie durch ausgedehnte Wälder, empfing ich den Eindruck, als ob die Nähe des Meeres sich hier schon weniger geltend mache. Die Ueppigkeit der Felder, wie sie der Stranddistrict nicht annähernd in solchem Maße aufzuweisen hat, erklärt sich natürlich durch den befruchtenden Fluß; allein das Pflanzenkleid besonders der dünner mit Gras bewachsenen Savanen und ihrer feuchtern Ränder an den wie Inseln daraus hervorragenden Buschwäldern zeigte andere Formen als das in den Küstenbezirken, die ich bisher durchstreifte. Ich fand hier, hauptsächlich an den Waldsäumen, Typen, welche den Steppen in der

Waldregion Ost- und Nordost-Afrikas, am Nil, im Monbuttulande und am Niger eigenthümlich sind; so auf einer einzigen Excursion im Südosten von Insōno: den interessanten Abutilon von Sansibar, der mir noch die verdrießlichsten Schwierigkeiten beim Trocknen machen sollte, den echten centralafrikanischen Steppen-Hibiscus (verrucosus), die Lippia (adoensis), eine schöne Tephrosia (bracteolata) und die herrliche Clappertonia (ficifolia), lauter Formen, welche in jenen Gegenden heimisch und aus deren Herbarien bekannt sind. In der Umgegend von Tschinschóscho, auch mehrere Meilen weit ins Innere kamen mir dieselben nie vor, dagegen später wieder an der östlichen Oberguineaküste.

Wie weit sich auch meine Ausflüge erstreckten, überall sah ich angebaute Felder, auf denen Frauen und Kinder arbeiteten. Da hier an den Flußufern, besonders am Tschiluángo die Factoreien der Weißen mit ihrem großen Personal von Krumānos und freien Bediensteten nebst dem nöthigen Viehstande enger aneinandergerückt sind als unmittelbar an der Küste, so finden die geernteten Feldfrüchte stets lohnenden Absatz. Dies veranlaßt die Eingeborenen, die infolge des europäischen Handels die Gegend immer dichter bevölkern, den Ackerbau in ausgedehnterm Maße zu betreiben. Insbesondere fielen mir die vielen, von fern ganz wie üppige Kleewiesen aussehenden Arachisfelder auf, welche in dem feuchten Flußniederungsboden (in Australien und Amerika zieht man für den Anbau der Mendobi kalkigen Boden vor) außerordentlich reiche Erträge liefern. Auf dem Kraut der M-pīnda lebt hier eine kleine Raupe, welche einem in Afrika weitverbreiteten Ziegenmelker (Caprimulgus Fossii) als Leckerbissen gilt; ich beobachtete diese Nachtschwalbe zu zweien und mehrern am hellen Tage beim Absuchen der Raupen, und so eifrig waren die Thiere dabei, daß sie sich selbst durch einen Schuß, der eins derselben tödtete, kaum stören ließen, sondern nachdem sie in einer weiten halben Schraubenwindung aufgestiegen, sogleich wieder in dem Felde einfielen.

Am Morgen des 23. Mai machten wir in Saraiva's Begleitung eine Canoefahrt stromauf zu der holländischen Factorei

Tschimfime, etwa eine halbe deutsche Meile Luftlinie von Insōno und wie dieses am linken Ufer gelegen. Nach einer starken Stunde, den Strom immer noch in südöstlicher Richtung hinauffahrend, kamen wir bei der Niederlassung an und fuhren von da, wo sich uns der Agent derselben, Senhor Carvalho, und zwei andere Kaufleute, Senhor Portella und Monsieur Diné, ein leichtlebiger Franzose, anschlossen, gegen Mittag weiter, um noch einige nahegelegene Plätze zu besuchen. Eine Viertelmeile von Tschimfime aufwärts steht am Südufer die Casa Portella, beschattet von einem herrlichen Kigeliabaum. Der Fluß macht hier eine Biegung und kommt nun eine Strecke ziemlich genau aus Osten, bis er wieder eine Viertelmeile oberhalb, bei Monsieur Diné's Factorei Tschiüme, in einem weitern Bogen aus Nordosten herabfließt.

Die Vegetation an den Ufern bleibt ziemlich dieselbe; die Mangroven sind schon seit Insōno ganz verschwunden und haben einem lebhaftern Grün Platz gemacht. Jetzt konnten wir auch die Pracht der Blüten bewundern, welche uns bei der Fahrt nach Insōno die Dunkelheit der Nacht verborgen hatte. Besonders schön sind die Formen der in Verbindung mit dem Cyperusgrase auch noch hier auftretenden Phönix (Wūbu*) der Bafiote), welche, dicht am Ufer schräg oder in leichtem Schwunge aufsteigend und halb über den klaren Wasserspiegel geneigt, auf verhältnißmäßig dünnem und schlankem Stamm ihre Wedelkronen wiegen. Statt in dem harten Graugrün, welches die Blätter der in der Savane hin und wieder, doch selten vorkommenden Dattelpalme (palmeira brava [wilde Palme] der Portugiesen; die echte Dattelpalme scheint ihnen die Palme κατ' ἐξοχήν zu sein) entstellt, erscheinen sie hier, dank der Ueppigkeit und Kraft des stets befeuchteten Bodens, in einem warmen Hellgrün, aus dem in wohlthuendem Contrast die schönfarbigen vollen Blüten- und Fruchtrispen herableuchten.

*) Mit dem Worte „Wūbu" scheint sich der Begriff des Rauhen, Stacheligen zu verbinden; Wūbu heißt auch die Ananaspflanze, welche stellenweise verwildert vorkommt, Fubbu heißt der Pandanus.

Manche dieser Uferstrecken, besetzt mit einzelnen Dattelpalmen, welche hier an Grazie und Feinheit selbst die Elaïspalme übertreffen, mit laubenartig von schönfrüchtigen Cucurbitaceen und Passifloren überwucherten gelbblütigen Hibiscus- oder Rubiaceenbüschen voll duftiger elfenbeinschimmernder Blumen, mit einigen Raphiapalmen, deren tiefstehende Wedel von Ipomoeen und Vignen zierlich umschlungen und mit deren leuchtenden Schmetterlings- und Trichterblüten wahrhaft überschüttet sind, könnte dem feinsinnigsten Landschaftsmaler als Vorwurf dienen zu prächtigen Bildern aus der Tropennatur.

Im allgemeinen jedoch muß sich das Auge, um von der Scenerie des Tschiluángostroms befriedigt zu sein, mit Einzelheiten begnügen und an der idyllischen Schönheit kleinerer Uferpartien Genüge finden. Soweit wir seinen Lauf bis jetzt kennen, hat er nichts von dem Großartigen, Kühnen und Mächtigen, das man von einem tropischen Strome erwartet. Seine Ufer sind auch hier noch ebenso flach wie in der Nähe der Mündung, weder Berge noch Felsen erheben sich aus dem steinlosen Boden, und die Vegetation erscheint daher niedriger als sie in der That ist. So zeigt der Fluß zwar liebliche, aber keine imponirenden, durch Contraste gehobenen Bilder; er hat etwas Einförmiges, Langweiliges und gemahnt stellenweise sogar an die Umgebungen einer stehenden Pfütze.

Indessen, was dem Tschiluángo an Kraft und Mächtigkeit in der Erscheinung seiner Uferpartien abgeht, das ersetzt er durch seine befruchtende Wirkung. Gerade die bedeutende Breite, in welcher sich die Niederungen, nicht durch hohe Uferleisten vom Flusse getrennt, zu seinen beiden Seiten hindehnen, schafft ein um so größeres Gebiet für die Bewässerung des Bodens. Auf einem Jagdmarsch, den ich am Tage meiner Ankunft in Tschiūme unternahm und der mich in Kreuz- und Querzügen über Land nach der Casa Portella und weiter schon nach Einbruch der Nacht bis nach Tschimfīme zurückführte, hatte ich Gelegenheit, die außerordentliche Fruchtbarkeit selbst weit vom Fluß entfernter Strecken zu bewundern; sie würden das ergiebigste Feld bieten für massenhaften Anbau

von Zucker, Taback, Gewürzarten und sonstigen tropischen Culturpflanzen, welche feuchten Boden verlangen. Obgleich bis jetzt von den Eingeborenen durch Raubwirthschaft und nur zum kleinsten Theil ausgenutzt, reicht der Ertrag schon hin, um nicht nur die am linken und rechten Ufer gelegenen Factoreien, deren ich bis Chiume hinauf neun zählte, und die vielen darin beschäftigten Leute mit Lebensmitteln zu versehen, sondern auch bedeutende Mengen stromab an entferntere Niederlassungen und an die öfters mangelleidende Küste zu senden.

Die Nacht nach meiner eben erwähnten Jagdtour fuhr ich von Tschimfíme, wo mein Gefährte bei Senhor Carvalho blieb, wieder nach Tschiüme hinauf. Von Schlaf oder nächtlicher Ruhe war in dem Hause des Monsieur Diné freilich keine Rede. Don Pepe war von einer Factorei am andern Ufer zum Besuch bei dem Franzosen herübergekommen, der mir ganz danach aussah, als ob er den Verdienst eines Jahres in ein paar lustigen Nächten in Loánda durchzubringen im Stande sei. Das auf den nächsten Tag fallende Pfingstfest und die bevorstehende Rückreise Don Pepe's nach dem Congo gaben den erwünschten Anlaß zu einem orgienhaften Gelage, welches an die Zeiten des einträglichen Menschenschachers mit seinem üppigen Schlemmerleben, seinem Gold, Spiel, Mord und Blutvergießen erinnerte. Das greuliche, von schlechtem Licht dürftig beleuchtete Bild, wie die beiden Männer, jetzt die Standesunterschiede vergessend, mit einigen nichts weniger als anständig aussehenden Schwarzen in dem öden Gemach umhertollten, hätte verdient, durch den markigen Pinsel eines Niederländers festgehalten zu werden. Ich verhielt mich passiv und suchte vergeblich den Schlaf; allein die anhaltende Störung der in den Tropen zur Erhaltung der Gesundheit so unumgänglich nothwendigen Nachtruhe hatte für den nächsten Tag jene wüste, fieberhafte Disposition zur Folge, welche man im civilisirten Europa mit dem bekannten Thiernamen bezeichnet. Daß meine Stimmung durch den unaufhörlichen Kanonendonner, mit welchem Monsieur Diné den Festtag am passendsten einläuten zu müssen glaubte,

und durch die von Trommel- und Paukengetöse begleiteten Tänze, die der Herr seinen von Rum berauschten Krumänos zur Feier des Tags und zu Ehren der Gäste aufzuführen gestattete, nicht verbessert wurde, kann man sich denken, und nur die an Pflanzenbeobachtungen reiche Streiferei in der Umgegend, die ich am vorhergehenden Tage gemacht hatte, ließ mich meinen Aufenthalt in Tschiüme nicht zu sehr bereuen. Froh wurde ich aber erst, als ich nachmittags flußab nach Insōno fuhr und dort mit Dr. Falkenstein wieder zusammentraf. Den Pfingstmontag verbrachte ich mit einer kürzern Excursion, dann mit dem für den Sammler nur zu oft nöthigen Umlegen der von mir eingeheimsten Pflanzen und mit der Aufzeichnung meiner Tagebuchnotizen und der gemachten Beobachtungen.

Am Dienstag, dem letzten Tage unsers Verweilens im Rio, unternahmen wir, von unserm liebenswürdigen und kundigen Wirth geleitet, einen weitern Ausflug in südwestlicher Richtung. Der Weg führte über lockergrasige Savanen, in denen ich den Reichthum eines hier sehr häufigen Clerodendron an intensiv scharlachrothen Blumen bewunderte. Rings um alle Dörfer, die wir passirten, breiteten sich Manioc-, Bataten-, Mais-, M-pīnda- und andere Fruchtfelder unter dem Schatten von Oelpalmen und Affenbrotbäumen aus; immer von neuem mußte ich staunen über die Ueppigkeit des Wachsthums, dem selbst das Ausbleiben der letzten Regen, unter welchem die Felder an der Küste schwer gelitten hatten, kaum irgendwelchen Abbruch gethan zu haben schien. Hier in der freien Savane ward es natürlich den Negern viel leichter, Culturfelder anzulegen und zu bebauen, als da, wo der Boden erst durch Abbrennen des Waldes und Ausroden der Wurzeln urbar gemacht werden mußte.

Nach vierstündigem starkem Marsch gelangten wir an einen herrlichen Waldsee. Die tiefdunkle klare Farbe seines Wassers, die hohen Laubbäume und schlanken Oelpalmen, die ihn von allen Seiten umrahmten, die mit Schlamm und niedrigem Grün überzogenen Riesenstämme, welche ein brausender Sturm in die stille

Flut gestürzt, alles rief Erinnerungen an sagen- und märchenumwobene Gebirgsseen der schönen Heimat in mir wach. In der That erzählte der Neger, welcher unsern Imbiß trug, als wir uns zur Mittagsrast im tiefsten Waldschatten am Ufer gelagert, der See werde von den Eingeborenen gemieden und niemand stelle den Fischen darin nach. „Senhor mira nada aqui" (Sie sehen hier nichts, das heißt keine Menschen), sagte er in dem schlechten Portugiesisch der Loango-Neger, das mit ebenso schlechtem Englisch vermischt ist. Er selber könne ohne Furcht am See verweilen, denn da er Krumāno, also fremd in diesem Lande sei, habe der Zauber über ihn keine Macht — „for me no fetish". Leider wußte er aber eben deshalb nichts von den Geheimnissen des Sees mitzutheilen, und auch später gelang es uns nicht, Näheres darüber zu erfahren; man antwortete auf unsere Fragen nur ausweichend und in einem Tone, der deutlich merken ließ, daß der Befragte ungern den See erwähnen hörte. Der das Seebecken umgebende Wald, in dem wir uns wol eine Stunde aufhielten, war besonders reich an gefiederten Bewohnern, von denen ich allein fünf in unserer Sammlung noch nicht vertretene Arten schoß, darunter einen schönen silbergrauen Falken.

Nach Beendigung unsers Mahls brachen wir wieder auf. Wir marschirten eine Stunde lang durch die Savane und betraten abermals einen Wald. An seinem Rande war eine Eugenia (owariensis P. Beauv.), mit glänzenden großen Myrtenblättern und übersät mit schneeweißen Blumen, vorherrschend. Im Schatten desselben wucherte das weiche, moosige, feingegliederte Lykopodium (cérnuum), dessen sammtweiches Grün von schönblütigen Vignen (sp. oblongifolia Rich. aff.) durchrankt und durch die Rosablüten einer zierlichen Solanacee (Sauvagesia erecta) gehoben wurde. Ferner prangten hier die farbenprächtigen Blumen der Clappertonia und einer Melastomacee mit ihren merkwürdig geformten Staubgefäßen.

Im Innern des Waldes war ich bei der eifrigen Jagd auf einen trillernden Criniger meinen Gefährten vorausgekommen.

Ein Sprung über einen tief in den lehmigen Boden einschneidenden, dem Tschiluángo zufließenden Bach brachte mich an eine Biegung, welche den Blick auf einen bewaldeten Hügel mit einem Dorf auf seiner Spitze eröffnete. Ich stieg rasch den steilen Pfad hinauf und ging oben zwischen zwei Reihen stattlicher Hütten bis zu einem freien Platze, von wo ich über den zu meinen Füßen liegenden Wald hinweg weit ins Land schauen konnte. Ein herrliches Bild, das in elementaren überwältigenden Zügen von dem unendlichen Reichthum und der Schönheit unserer Erde sprach. Südwärts schweifte der Blick über die dunkeln Wälder Cacongos, nordwärts erstreckten sich die wogenden, wallenden Grasflächen Loangos bis zu seinen bewaldeten Bergzügen am fernblau schimmernden Horizont. Die Sonne strahlte freundlich auf Fluren und Haine herab und blitzte in glänzenden Reflexen aus der Flut des Tschiluángo auf, welcher, die Grenzscheide der beiden Landgebiete bildend, hier und da zwischen seinen Ufergebüschen sichtbar wurde. Lange fesselte mich der herzerquickende Anblick.

Als ich mich losgerissen hatte und von neuem, ohne auf einen Menschen zu treffen, an einer Reihe von Wohnungen vorbeigeschritten war, kam ich schließlich an eine große Hütte, vor welcher eine Schar schwatzender Frauen auf ausgebreiteten Matten am Boden hockte. Bei meinem Erscheinen und der gleichzeitig ausgesprochenen Bitte um einen Trunk Wasser sprangen sie auf und liefen entsetzt davon. Nur ein junges Mädchen blieb und lud mich mit einer Handbewegung ein, nämlich nach Negersitte mit der hochgewölbten Hand von oben nach unten winkend, ihr zu folgen. Sie führte mich hinter die Loangowand in den Hofraum ein, wo ich einen Mann und eine alte Frau beschäftigt fand, einen roh gezimmerten Tisch mit einem rothen Stück Wollenzeugs (baieta oder baeta der Portugiesen) zu bedecken und einen Stuhl daran zu stellen, der aus einer Factorei, Gott weiß wie, dorthin gekommen sein mochte. Nachdem ich mich gesetzt, ward mir der erbetene Trunk gereicht. Der Alte hatte vom Portugiesischen ebenso schwache Begriffe wie ich von der Sprache der Ein-

geborenen, doch konnten wir uns so weit verständlich machen, daß ich von ihm erfuhr, das Dorf heiße Tschinsāmba und er sei der M-fūmu, und daß er den Sinn meiner Worte faßte, als ich ihm sagte: „Mindélle m-biōla, n-sītu! muéke sinjoloe Salaiva! Mukurūntu Insōno!“ (Zwei Weiße, Wald; einer Senhor Saraiva, Herr Insōno). Auf einen Ruf des Alten erschien ein Knabe, dem er die Weisung ertheilte, in den Wald zu eilen, die weißen Herren dort aufzusuchen und sie ins Dorf zu führen. Dann entfernte er sich, kehrte aber nach einigen Minuten zurück, zu Ehren des Besuchs in einheimisches Palmfaserzeug gekleidet. Nicht lange, so kamen auch meine Gefährten an. Wir ruhten uns nun auf weiter herbeigeschafften Stühlen und Schemeln ein halbes Stündchen aus, während der gastfreundliche M-fūmu uns frischen Palmwein credenzte. Die Kosten der Unterhaltung bestritt „Sinjoloe Salaiva“, der das M-fióte — die Eingeborenen haben dasselbe Wort für ihre Sprache wie für ihren Volksstamm — mit bewundernswerther Geläufigkeit sprach. Dabei waren wir umringt von einer Anzahl neugieriger Frauen und Kinder, die alle zur Familie des Dorfherrn zu gehören schienen. Das Mädchen, das mich empfangen hatte, erwies sich als echte — schwarze Evastochter: sie hatte ihr kattunenes Busentuch von vorhin mit einem Stück durchsichtiger gelber Gaze vertauscht, schaute uns aber mit ihren großen Augen so unbefangen an, als hätte sie keine Ahnung von dem, was wir civilisirten Menschen Koketterie nennen.

Wir verabschiedeten uns und zogen weiter, gefolgt von einem Schwarm lärmender Dorfjungen; an den aus meiner Sammelmappe hervorguckenden Pflanzen erkannten sie in mir den „Suékabitījt“ (Grasesser) und brachten nun allzu dienstfertig alle möglichen Pflanzenrudera und werthloses Blätterwerk herbeigeschleppt. Erst als wir aus dem Walde wieder in die Savane heraustraten, ließ das kleine Volk von uns ab, und nur ein Sohn des alten M-fūmu begleitete uns bis nach Insōno, um dort eine Flasche Gin als Gegengeschenk für seinen Vater in Empfang zu nehmen.

Ich hatte bisher auf meinen Excursionen bemerkt, daß jeder

Eingeborene, dem ich begegnete, mir, wenn auch nicht furchtsam, doch scheu und verdrossenblickend in weitem Bogen aus dem Wege ging, und sprach deshalb gegen Saraiva meine Verwunderung aus über die freundliche Aufnahme, welche wir in der Hütte des schwarzen Dorfherrn gefunden. Saraiva bestätigte im allgemeinen meine Wahrnehmung und erklärte das ausnahmsweise Entgegenkommen jenes M-fümu durch den Umstand, daß einer von dessen Söhnen als Dolmetsch in seinen Diensten stehe. An dem unfreundlichen Benehmen der Eingeborenen tragen die hier ansässigen europäischen Händler die Hauptschuld. Für die Erlaubniß zur Anlage einer Handelsniederlassung ist an jeden der Dorfhäupter des Bezirks ein Tribut zu entrichten, und die Zahlenden suchen sich nun an deren Unterthanen durch allerlei Uebervortheilungen schadlos zu halten. Daher kommt es, daß diese mit Mistrauen gegen den Weißen erfüllt wurden und ihn als ihren Feind betrachten. Hieraus entspringen auch die fortwährenden Reibereien zwischen Eingeborenen und Händlern, bei welchen die letztern oft genug im Nachtheil bleiben, weil ihre egoistische Interessenpolitik gemeinsame Maßregeln in Fällen der Gefahr nicht zu Stande kommen läßt und dann der einzelne den ungestümen Forderungen und Erpressungen der aufgeregten Neger nachgeben oder sonst gewärtig sein muß, seinen Handel zu Gunsten der concurrirenden Factoreien lahm gelegt zu sehen. Bei so überaus fahrlässigem und unklugem Verhalten der Weißen darf man sich nicht wundern, wenn die Streitigkeiten im Rio kein Ende nehmen und alte längst für erloschen gehaltene Zwiste immer wieder von neuem entbrennen. Ueber einen Negerkrieg von größern Dimensionen, der im Jahre 1876 vom Rio ausging und, da er sich bis an den Küstenplatz Lándana hinzog, das Einschreiten der deutschen Expedition nöthig machte, wird in einem spätern Kapitel berichtet werden.

Die hauptsächlichsten Exportartikel des Rio sind das Oel und die Kerne der Elaïspalme, die dafür in Tausch begehrten Waaren dieselben, welche an der ganzen Küste als Tauschmittel dienen. Da die Gegend am Tschiluángo eine der ersten war, wo der

Sklavenschacher aufhörte und der Waarenhandel an dessen Stelle trat, so sind hier europäische Waaren am zahlreichsten und am weitesten ins Land hinein verbreitet. Unser Expeditionsmitglied Dr. Güßfeld, welcher einige Monate vor uns, im März 1874 in Begleitung Saraiva's den Tschiluángo hinaufgegangen war, fand noch 7 bis 8 deutsche Meilen nordostwärts von dem letzten Handelsplatz, Tschiüme, in dem Dorfe Fündo nicht blos einzelne europäische Artikel, sondern „alles, was ein Afrikareisender bereits als Comfort bezeichnet".

Nach Dr. Güßfeld's Berichten fließt der Tschiluángo von Tschiüme aufwärts zwischen sowol in topographischer als vegetativer Hinsicht sich gleichbleibenden Ufern 2½ deutsche Meile Luftlinie aus Nordosten bis Mamānja matāli (der Name deutet auf das Vorhandensein von Steinen hin), wendet sich hier mehr nach Osten, kommt aber nach vielgewundenem Laufe etwa 3 deutsche Meilen ostnordöstlich wieder rein aus Nordosten. Dann nimmt er den Loango und den Lukulla in sich auf, von welchen der erstere sein bedeutendster Quellfluß zu sein scheint. Der Lauf des Tschiluángo läßt sich somit auf der Karte von Süden gesehen mit einem unten abgerundeten V vergleichen, dessen rechter Balken, in der Mitte geknickt, sich in seiner Verlängerung zuerst mehr der Horizontale nähert und dann wieder parallel mit seinem untern Theile läuft (V́).

Am frühen Morgen des 27. Mai verließen wir Insōno, voll dankbarer Gesinnung für unsern liebenswürdigen Wirth Senhor Saraiva, und trafen, die Ebbe benutzend, schon nach anderthalbstündiger Fahrt wieder in der Factorei Tschiluángo bei Freund Cordeiro ein. Ich besichtigte noch schnell einen in der Nähe des Dorfs Tschiluángo stehenden großblättrigen Ficus von ungewöhnlichem, merkwürdigem Wuchs, der etwas an den Haselnußbaum, wie er noch vereinzelt in unsern alten Parks gefunden wird, erinnerte. Auf verhältnißmäßig dünnem und niedrigem Stamm ruhte eine flach abgeplattete Krone von nicht weniger als 82 Schritt im Umfang und einem Durchmesser von 28, resp.

32 Schritt. Der Baum kommt zwar auch an andern Stellen der Landschaft vor, doch nicht häufig genug, um auf die allgemeine Physiognomie derselben von Einfluß zu sein.

Hierauf eilten wir nach Hause. Dort angekommen, war natürlich meine erste Beschäftigung, daß ich die mannichfachen im Rio gesammelten Schätze barg und sie vor dem Verderben durch die Witterung oder durch gefräßiges Ungeziefer sicherte.

VIII.

Am Meeresstrande entlang.

Thalatta! Thalatta!

Nirgends wol springt die Einförmigkeit der Natur des schwarzen Erdtheils mehr in die Augen als, mit wenigen Unterbrechungen, auf der Küstenstrecke nordwärts von Tschinschóscho (5° 9′ südl. Br.) bis zur Mündung des Kuílustromes (4° 28′ südl. Br.). Ich durchreiste diese Strecke, die Station am 24. August verlassend, um mich, hauptsächlich zum Zweck botanischer Excursionen, zu einem mehrwöchentlichen Aufenthalt an den Kuílu (so nennen die Eingeborenen den Strom, nicht Quillu) zu begeben.

Wie gewöhnlich wo mir nur am Vorwärtskommen gelegen war, reiste ich in der Tipoja (auf Haiti Hamacoc, engl. hammoc), einer Hängematte, welche, an der untern Hälfte eines überfaustdicken, sehr elastischen Wedelstiels der Raphia (vinifera)-Palme befestigt, von zwei Negern auf den Schultern, abwechselnd auch auf dem Kopfe getragen wird. Bei längern Touren muß man außer den Gepäckträgern noch zwei Leute mitnehmen, welche etwa halbstündlich die Träger der Tipoja ablösen. Für den Neuling ist diese Art des Reisens anfangs ziemlich unbehaglich; die aufwärts gekrümmte Lage des Körpers verursacht Schmerzen in den Kniegelenken, und das beständige Schaukeln ein der Seekrankheit ähnliches Gefühl; das letztere überwindet jedoch bald die Gewohnheit, und jenen hilft man am besten dadurch ab, daß man eine

zusammengerollte Decke unter die Kniekehlen legt. Besonders angreifend war in meinem Fall die Reise, weil sie stundenlang unmittelbar am Meeresstrande hinging, auf dessen weißgelben glatten Sand die heiße Tropensonne herniederbrannte, während die schäumende Brandung mir oft ihre Gischtflocken ins Gesicht sprühte und die umherfliegenden Salzatome meine Haut mit einer feinen Kruste überzogen. Die Träger hielten sich immer möglichst nahe am Rande des Meeres, wo der durch heraufschießende Wogen angefeuchtete Sand einen festern Tritt gewährt; weiter vom Meere ab sinkt der Fuß tief ein in den trockenen lockern Sand, und noch weiter landwärts erschwert die niedrige Ufervegetation das Gehen, indem sie den darüberhin Eilenden leicht zum Straucheln bringt.

Trotz dieser Unannehmlichkeiten liegt jedoch andererseits eine eigene Poesie in solcher Strandreise. Fröhlich erschallt der improvisirte Gesang der leichtfüßigen schwarzen Träger, welche, wenn zwei Tipojen die Reise zusammen machen, im Wettlauf den Sieg der Ausdauer und Schnelligkeit einander abzugewinnen suchen, und nimmerruhend braust dazu das Meer seine monotone Grundmelodie. Aufwärts schweift der Blick des Reisenden in das endlose Blau des wolkenklaren Himmels, zur Seite über die weitgedehnte Meeresflut, die Tag und Nacht, hier aufbauend, dort zerstörend, mit dem Lande ringt. In ewigem Wechsel schlagen die Wellen ans Ufer, sinken, von der neuanstürmenden Flut gezügelt und gebrochen, zurück und stürzen wieder sich hoch aufbäumend dem Ufer zu, als ob sie die winzigen Menschlein von da in ihr feuchtes Bett hinabreißen wollten.

Häufig auch, wenn in fernen Zonen Stürme wütheten, bringt deren Fernwirkung jene Roller hervor, welche in wahrscheinlich regellosen, meist kurzen Intervallen, besonders wo der Strand geradlinig verläuft, in unabsehbarer Länge bis zu 3 Meter hoch vom Meere heranrücken, verstärkt durch die vom Ufer zurückprallenden Wogen immer höher ansteigen und als senkrechte Wand geheimnißvoll sich ans Land wälzen, bis auf dem flacher werdenden Strande ihre untern Wassertheile auf Hindernisse stoßend zurückbleiben,

die obern Kämme in weitem Bogen sich überstürzen und zu Schaum zerschellt vom Lande zurückströmen, um in Verbindung mit neuandringenden Wogen mit gleicher Gewaltsamkeit wiederzukehren. Das ist die Caléma, jene durch flachansteigende Küsten begünstigte Brandungswelle, die man nirgends in so scharf ausgeprägter Eigenthümlichkeit beobachten kann wie hier an den südwestafrikanischen Gestaden.

In ihrer furchtbaren Gewalt ist die Caléma, wo nicht Vorgebirge oder vorgelagerte Untiefen, wie bei Kabinda, Loango und andern Hafenplätzen, ihren dahinstürmenden Lauf brechen, dem Verkehr zwischen den Schiffen und dem Lande sehr hinderlich, ja sie verbietet ihn oft ganz ebenso wie die Fischzüge der Eingeborenen. Unbarmherzig forderte sie schon manches Menschenleben, indem von ihrem Ansturm das Boot umgeworfen und dessen Insassen zwischen den herausstürzenden schweren Palmölfässern zerquetscht wurden. Ich selbst saß oft bei einer gemäßigten Caléma im schwanken Boote, um an Land zu gehen, und jedesmal wenn ich die Wellen vor mir anwachsen, dem Ufer zueilen und sich schäumend überstürzen sah, pochte mir das Herz, doch blieb ich immer vor Unglück bewahrt. Jetzt auf festem Boden in der Tipoja getragen und über die brausende Flut zu meiner Linken schauend, ist es mir, als sähe ich mich wieder hinter einer anschwellenden Woge herfahren; die nächstkommende schleudert vielleicht das gebrechliche Fahrzeug in pfeilschnellem Fluge an den Strand; doch nein, auch sie schwillt glücklich unter uns durch; aber nun — die Ruderer rufen durcheinander, der am Steuer stehende Headman gebietet ihnen Ruhe, ernst überblickt sein Auge das tobende Element, wie das eines besonnenen Feldherrn das Gewühl der Schlacht; langsam tauchen die Paddeln ein, und will ein Ruderer vorwärtsdrängen, so mahnt ihn der Headman: „slowly!“, er commandirt sogar: „zurück“, um noch eine Welle durchzulassen; da plötzlich hebt eine neue Woge das Boot auf ihren Rücken, das Commando lautet: „quick, quick!“, die Paddeln schlagen mit beschleunigtem Takt in die uns mitfortreißende Flut, bei jedem Zuge keuchen die

Ruderer und pressen ihre Zähne zusammen; „quick, quick!", und wie von einer geheimnißvollen Macht getrieben schießt das schräg nach vorn geneigte Boot seinem Ziele zu, an beiden Seiten vom Schaum der sich schon überstürzenden Woge bespritzt. Hochaufgerichtet, eine athletische Figur, ein meerbeherrschender Neptun, steht der Führer am Steuer, mit kraftvoller Hand das Fahrzeug in seiner Längenachse senkrecht auf die Welle haltend, damit sie es nicht von der Seite fassen und umstürzen kann. Bald stößt es an den Strand, die Ruderer springen hinaus, um es, unterstützt von herbeigeeilten Männern, vor der nachrollenden Welle zu bergen, und ein Glück, wenn diese es nicht wieder zurückreißt, sondern nur noch mit ihren Gischtmassen überschüttet. Es gehört große Kunst dazu, ein Boot bei Caléma sicher an den Strand zu leiten; mit klarem Blick und voller Kenntniß der Meereslaunen muß der Steuermann die Pause vor einer schwächern Woge abmessen und dann mit starker Faust das Fahrzeug ohne Schwankung nach rechts oder links in geradem Laufe erhalten.

Doch ich liege ja bequem in der Hängematte, nur der Anblick der heutigen starken Caléma und der urgewaltige, elementare Orgelklang ihrer Brandung haben mir das obige Bild vor die Seele geführt. Ja, die Musik dieses Naturschauspiels, zumal in so unmittelbarer Nähe, überwältigt anfangs die Sinne des armseligen Menschen; ihre immer gleiche, nur mit bald stärkerm, bald etwas minder starkem Donner die Luft durchbrausende Grundmelodie wirkt in ihrer großartigen Monotonie gewaltiger als der Geschützdonner der Schlachten und ergreift tiefer als der erhabenste Kirchenchor. In der ersten Zeit verscheuchte mir das tosende Element den Schlaf; erschreckt fuhr ich vom Lager auf, wenn eine gewaltigere Welle die Größe der Natur mit furchtbarer Stimme verkündete, unwillkürlich mußte ich weiter lauschen, und es dauerte lange, bis ich wieder einschlief; bald aber hatte ich mich so daran gewöhnt, daß ich später im Binnenlande das Schlummerlied des Meeres vermißte.

Wenden wir aber unsere Blicke nun auch nach rechts, auf

den Strand; auch hier werden wir manches Schöne und Sehenswerthe entdecken. Zunächst gewahren wir zehn bis zwanzig Schritte vom Wellenrande entfernt eine in wechselnder Höhe sich hinziehende Uferböschung, deren tief ausgewaschene Einbuchtungen die Gewalt der Meerflut bezeugen. In der Flutzeit, oder bei heftiger Caléma wälzen sich die Wogen unermüdlich den flachen Strand hinauf und unterspülen bisweilen ganze Strecken, welche dann plötzlich zusammensinken. Deshalb kann der Strand auch meist nur während der Ebbe als Hauptverkehrsweg für das ganze Küstengebiet, sowie jetzt von uns, benutzt werden; jetzt begegnen uns hier zahlreiche Eingeborene, die einen freundlich grüßend, die andern mit trotziger Miene zur Seite blickend. Zur Flutzeit dagegen ist der Strand ziemlich verödet, denn der Weg oben auf der Uferböschung ist beschwerlich und auch nicht ohne Gefahr zu beschreiten; eine heimtückische Woge kann gerade das vom Wanderer betretene Fleckchen so unterwühlt haben, daß es unter seinen Füßen einstürzt.

War das Meer eine Zeitlang ruhig und sandte keine hochgehenden Wellen aufs Ufer, so breitet sich schnell eine reiche Strandvegetation aus, welche dem Sandboden mehr Festigkeit verleiht, aber ihn mit lose aufliegenden Ranken so dicht überzieht, daß er kaum noch passirbar ist, weil der Fuß alle Augenblicke sich in die Schlingen verwickelt. Gewöhnlich nimmt eine einzelne Pflanzenart einen bestimmt abgegrenzten Fleck, andere Arten ausschließend, für sich ein. Hier steht ein in eigenthümlichen Gliederabsätzen wachsendes hellgrünes Gras (Stenotaphrum glabrum), ein besonders festes Bindemittel für den lockern Sand.*) Daneben wuchern die mattweißlichen Polster eines Eiskrauts (Sesuvium congense Welw.) mit karminrother Strahlenblüte, dann die dunkelgrünglänzenden, hart- und spitzblättrigen Ballen einer Diodia (maritima Sch., aus Brasilien) mit kleinen weißen Sternblumen.

*) Nach Baron Ferdinand von Müller wird dieses Gras auch in Australien als Bindemittel für Seesand verwendet und von Mr. John C. Bell auf den nackten Felsen von Ascension mit Erfolg als Viehfutter angebaut.

Dort strecken leuchtendblütige milchsaftreiche Ipomoeenarten weithin ihre Ranken aus, theils lose aufliegend, theils mit dem niedrigen rasenartigen Dickicht verschlungen. Am auffälligsten unter all dem Blumenreichthum treten die schönblütigen Ranken einer Bohnenart (Canavalia) mit braungeflammten Früchten hervor, welche ihre schnellwachsenden Zweige wie Arabesken über die andern Pflanzen hinweg dem Meere zuschlängelt. Auf einem breiter ausgedehnten, vor den Angriffen des Meeres mehr gesicherten Fleck hat sich die interessante Scaevola (Lobelia L.) angesiedelt mit den einseitigen Röhrenblumen von Handform und den fleischigen schwarzen Beeren; ihre runden Büsche von großer Dichtigkeit haben die ausgesprochene Form eines etwa 1 Meter hohen Polsters.

Weiter aufwärts schmückt die Uferböschung ein ununterbrochener Hain von Fächerpalmen (Hyphaena congensis). Der rauhe schwarze Stamm dieser Palme, bewehrt mit den Ueberresten alter Wedelstiele, welche wenn trocken, an ihrer stammumfassenden Basis aufplatzend, ihn wie ein Gitter umkleiden, trägt in Höhe von oft mehr als 20 Meter die Krone mit den handförmig auseinander gespreizten oder zu einem halben Fächer zusammengelegten hartblaugrünen Strahlenblättern. Bei manchen hängen auch noch nicht abgefallene Wedel der letzten Jahre aus der Krone heraus und bilden, ähnlich wie bei der früher erwähnten „Unterrockspalme“ im Schlangengrunde bei Tschinschöscho, indem sie sich wie Dachschindeln übereinanderlegen, die Form eines Frauenrocks, ein Drittel des Stammes damit umhüllend. Andere wurden durch verderbliche Einflüsse des Wetters oder durch von Thieren erlittene Beschädigung in der Jugend ihrer Krone beraubt und gleichen nun, gabelförmig getheilt, den Dompalmen (Hyphaena thebaica) des Nilgebiets. Wieder andere sind ganz mit schmarotzenden Ficus bedeckt, die in den Wipfeln haften, die Stämme mit zahllosen verschlungenen und verwachsenen Wurzeln umspannen und durch die mattfarbigen Kronen ihre glänzendgrünen Blätter flechten. Oben auf den Rändern der Böschung streben die Spitzen hoher Gräser auf, die nahe Savane verrathend.

Auch der Belebung durch Thiere entbehrt das Strandbild

nicht. Möven in großer Zahl schießen pfeilschnell über die weißen Schaumkämme der Wogen; das Gegenstück bildet eine schwerfällige, tölpelhafte Sula (capensis), die, von einer überbrechenden Welle erfaßt, ans Land geschleudert wurde und sich nun hülflos im Sande wälzt. Dunkle Schwalben fliegen zwitschernd zu den Höhlennestern aus und ein, welche sie sich an schroff abstürzenden Stellen in die Uferwand bauen. Am Strande entlang trippeln kleine Stelzvögel, eifrig nach den fast durchsichtigen Krustenthieren, den Meerspinnen, suchend, die wegen ihrer sandfarbigen Bekleidung kaum vom Boden zu unterscheiden sind und bei drohender Gefahr mit unglaublicher Schnelligkeit in ihre noch vom Wasser der letzten Flutwelle gefüllten Sandgänge schlüpfen. Nähert sich unsere Tipoja den muntern schwanzwippenden Fischervögeln, so fliegen sie leicht und gewandt auf, um sich etwa hundert Schritt vor uns niederzulassen, bis sie bei unserm Herankommen wieder eine Strecke weiter flüchten. In größern Höhlenlöchern rechts auf dem Strande hausen die taschenkrebsähnlichen Strandcarcinen, welche der Einförmigkeit unserer Stationstafel eine willkommene Abwechselung bieten. Ueber uns aber in einsamer Höhe sehen wir einen Fischadler, die wehrlose Beute in den starken Fängen, mit graziösem Flügelschlage seinem Horste zuschweben. Seltener zieht weit draußen überm Meere eine Schar mattrosiger Flamingos den Sümpfen und Süßwassern einer fernen Landspitze zu. Mit großem Interesse betrachtete ich das an den Strand geschwemmte Riesengerippe eines Walfisches, in dessen Wölbungen zahlreiche Schildkrähen ihr Wesen trieben.

Nach zwei Stunden, welche meine Träger, nur einigemal sich ablösend, in stetem Trabe zurücklegten, erreichten wir das Reiseziel des ersten Tages, die große holländische Factorei Massäbe (5° 2′ südl. Br.), deren Agent, Mynheer Ponsthn, ein alter Freund der deutschen Expedition ist. Sie liegt am linken Ufer des Luémme, durch die gemeinschaftliche Mündung dieses Flusses und der großen Lagune, welche ostwärts bei Tschikámbo (Chicambo) endet, vom Meere getrennt. Am rechten Ufer des Luémme liegt das Dorf Massäbe,

am linken, in der Nähe der Factorei, das Walddorf Tschibönne. Am Ausgang des letztern befindet sich ein in der ganzen Gegend verehrter, dem Erdgeist geweihter Thierschädelfetisch (M-kissi-nsi), der aber, wie ich bei meinem Besuche fand, nichts ist als ein regellos aufgeschütteter Haufen von Elefanten-, Büffel-, Flußpferd- und Antilopenschädeln, wie wir ihn auf unserm Ausfluge bei Altcalabar kennen lernten.

Die Gebäude der Factorei umschließen ein ziemlich großes Areal und zeugen durch ihre Ausdehnung von der Bedeutung des Etablissements. Massäbe ist eine von den Hauptfactoreien der „Afrikaanschen Handelsvereeniging", in welchen die in den kleinern Niederlassungen an der Küste und im Innern des Landes von den Negern eingehandelten Exportwaaren aufgestapelt und von wo sie in bestimmten Zeiträumen durch eigene der Firma gehörige Küstendampfer, welche dagegen europäische Importartikel ausladen und zurücklassen, nach der Generalfactorei Banāna am Congo gebracht werden. Von hier aus gehen dann die zu ganzen Schiffsladungen vereinigten Waarenmassen in großen Dampfern und Segelschiffen nach Rotterdam.

In diesen Hauptfactoreien findet der nicht allzu anspruchsvolle Reisende manchen Luxus wieder, den er seit seiner Abreise aus Europa entbehren mußte, und dank der Gastfreundlichkeit ihrer meist liebenswürdigen Agenten nimmt er von den bei ihnen verlebten Stunden die angenehmsten Erinnerungen mit fort. Auch des Lehrreichen gibt es hier vieles zu sehen und zu hören. Eben ist eine lange Karavane von Eingeborenen aus einem Dorfe im Innern angekommen, die Palmöl, Palmnüsse, Elfenbein, Gummi zum Verkauf bringt. Der Agent oder der ihn vertretende Clerk begibt sich, von dem Dolmetsch begleitet, nach dem geräumigen Fetisch. Vor der Thür desselben hocken die Träger neben ihrer abgeworfenen Last harrend am Boden. Nun werden die Ladungen ausgepackt und besichtigt, dann die zusammengehörigen Quantitäten gewogen, gezählt oder gemessen, wobei die Schwarzen oft ein bewundernswerthes Zahlengedächtniß entwickeln. Hierauf geht es

zu einem andern Fetisch; er birgt die importirten europäischen Waaren, welche die Neger gegen ihre gelieferten Producte in Tausch erhalten. Meist mit großem Geschick sucht der Wortführer der Karavane den Handel zu Gunsten seiner Freunde zu lenken, indem er die eigene Waare anpreist und die einzutauschende herabsetzt, dieses Stück Zeug vielleicht wegen unbeliebter Zusammenstellung der Farben bei Seite schiebt, mit der ausgestreckten Hand (selten mit dem Zeigefinger) auf ein hübscheres hinweist und so lange sein Misfallen bezeigendes „m-bīka" ruft, bis der Weiße ihm das bezeichnete unter den vielen übereinander gestapelten Stücken hervorzieht. Jetzt prüft er erst vorsichtig die Qualität des Stoffs durch Zupfen und Reiben zwischen den Fingern, dann schiebt er es einem seiner Genossen zu und beginnt um einen andern Artikel zu feilschen. So geht es noch eine gute Weile fort. Endlich ist das Geschäft beendet, und alle mit der Karavane gekommenen Neger treten den Heimweg an, die einen befriedigt durch ein Glas Rum, andere murrend, daß der Weiße sie übervortheilt habe.

Hinsichtlich der Mannichfaltigkeit seiner Waarenvorräthe erinnert der Fetisch, in dem wir uns befinden, an die Venda in einer Villa mancher noch halb urwaldlichen Provinz Brasiliens. Zunächst fallen die verschiedenen Zeugsorten in die Augen: gewöhnliches dünnes weißes Baumwollenzeug (algodão, fazenda branca), blau und weißgestreiftes, blau und weißbedrucktes, rothes in Schnupftücherformat (lenço), grellbunte und phantastisch gezeichnete Möbelkattune, dann rothe und blaue Flanelle (baieta), Brocate, Seidenstoffe. Alle Zeuge werden in pannos und in cortados gehandelt (1 panno = der Länge zweier Schnupftücher; 4 pannos = 1 cortado, 4 cortados = 1 peça, Stück). Der Durchschnittspreis für 1 cortado ist 1 Milreis fracos (= 615 Reis fortes; 7312 Reis fortes = 20 Mark). In Kisten und Kasten gepackt sind rothe und blaue wollene Kappen (barrete), gestrickte wollene Hemden und Jacken, große schwertartige Messer (machete), Tischmesser (faca de mesa), Taschenmesser, Vorhängeschlösser, Schub-

schlösser, einfache und verzierte Spiegel, Teller, Schüsseln, Waschbecken, Trink- und Kochtöpfe, Gläser, Wasserflaschen, Steinschloßgewehre, Feuersteine und Stahl, grobes Pulver in Fäßchen verschiedener Größe, Ohr- und Fingerringe, Tuchnadeln, Kindertaschenuhren, echte und unechte Korallen und anderer Tand in größern oder geringern Vorräthen, je nachdem die Artikel von den Eingeborenen noch viel oder selten mehr begehrt werden. Das große Faß dort in der Ecke enthält Rum (agoardente); er wird in Flaschen ausgeschenkt, oder in kleinen Gläsern als matabicho oder Matabīsch (Trinkgeld) gereicht. Das Wort „matabicho", nur hier an der Westküste gebräuchlich, ist eine Zusammenziehung aus „mata o bicho" (er tödtet das Ungeziefer). Auf einer der Guineainseln, so wird erzählt, litten Europäer sehr an Eingeweidewürmern, und zufällig kam man darauf, den Genuß von kleinen Dosen Alkohol als wirksames Mittel dagegen anzuwenden. Seitdem nannte man eine kleine Quantität jedes spirituösen Getränks ein Matabīsch; da nun das Trinkgeld, das man dem Neger gibt, gewöhnlich in einem Gläschen Rum besteht, so wurde später Trinkgeld überhaupt und alles, was als solches gespendet wird, z. B. ein wenig Taback, mit dem Worte Matabīsch bezeichnet.

Unser Führer durch den Fetisch ist Tiābe, ein Negerprinz, der lesen, schreiben und rechnen gelernt hat, Englisch und Portugiesisch spricht und sowol Neigung wie Verständniß besitzt für europäische Cultur und Sitte, auch sehr anziehend von seinen Rassenbrüdern zu erzählen weiß. Von ihm geleitet, besehen wir uns noch zwei andere große Magazine. In dem einen lagern nur Coconotte (Palmenkerne), theils in langen schmalen Palmbastsäcken an den Wänden hin bis unter das Dach aufgestapelt, theils noch lose in Haufen auf dem tennenharten Boden liegend. Das andere birgt mächtige Fässer voll Palmöl, die weißgekalkt sind, um sie beim Transport möglichst vor Erhitzung durch die Sonne zu schützen, und damit sich etwaige Risse sofort an den gelböligen Flecken im Kalk bemerklich machen; ferner Tonnen mit Gummi elasticum und kleinere Fäßchen mit dem in geringerer Menge sich

findenden Kopalharz. Man unterscheidet rothes und weißes Kopalharz (portug. gomma amarella und gomma fresca, engl. red gum und white gum copal). Das rothe, dessen Farbe vom Dunkelbraun bis Hellgelb variirt und an Klarheit dem Bernstein gleichkommt, steht bedeutend höher im Preise als das weiße. Der Ansicht von Welwitsch und andern gegenüber, das Kopal sei ein fossiles Product, scheint die von Peters und Kirk ausgesprochene, daß es von lebenden Bäumen ausgeschieden werde, die richtigere zu sein.*) Vor langer, nicht mehr bestimmbarer Zeit mag das Harz vom Baume in den stark eisenschüssigen Thonboden geflossen und, an manchen Orten, z. B. in der Nachbarschaft des Congo, später von Sandwehen überdeckt, durch Assimiliren von Erdstoffen sich dunkel gefärbt haben. Ich sah Stücke, die nicht nur die Eindrücke der rauhpunktirten Rinde, an welcher sie gesessen, erkennen ließen, sondern auch noch vollständig erhaltene, wie eben erst trocken gewordene Theile der Rinde selbst sowie ganze Klümpchen Erde umfaßten, was allerdings gegen ihre fossile Beschaffenheit spricht. Das weiße Kopal liegt wahrscheinlich erst kürzere Zeit in der Erde, es ist trübe, frisch (gomma *fresca*) und hat noch nicht die Härte des rothen erreicht.

An der Werkstatt des Tanoeiro, des Böttchers, vorbei, der alte Fässer ausbessert oder eben mit Waaren gefüllte zuschlägt, gelangen wir zu der Halle, wo das erst unvollkommen gereinigte Oel nochmals gekocht wird; ein eigenthümlich ranziger Geruch, von manchen veilchenartiger Duft genannt, verrieth uns schon ihre Nähe. Wir treten ein und stehen vor mächtigen eingemauerten Kesseln mit Abzugshähnen, zwischen halbgefüllten Tonnen, kleinen Schöpfbütten und andern mit einer schmierigen Kruste des kostbaren Fetts überzogenen Gefäßen; in dreibeinigen eisernen Tiegeln werden eben kleinere Quantitäten Palmöl umgekocht und raffinirt. Unweit dieser Halle steht wieder ein Lagerhaus; hier sind Palm-

---

*) Vergl. A. Grisebach in Behm's „Geographischem Jahrbuch“ (5. Band, S. 89).

bastsäcke voll ölreicher Erdnüsse, ferner Elefantenzähne vom kleinsten bis zum alten braunen Riesenzahn aufgespeichert, die der Versendung harren. Der daranstoßende Raum dient zur Aufbewahrung des täglichen Bedarfs an Feldfrüchten für die Bediensteten der Niederlassung und an Brennholz für die Küche; letzteres haben eigens dazu bestimmte Krumänos in großen Bündeln aus dem Walde zu holen.

Eine andere Flanke des Hofes bildet das Schimbĕkdorf der Krumänos und Kruleute und daneben, näher dem Meere zu, die Werkstatt des schwarzen Schiffszimmermanns, den wir mit der Reparatur eines schadhaft gewordenen Surfbootes beschäftigt finden. Ganz außerhalb des Hofes steht in einiger Entfernung ein niedriger würfelartiger Breterbau, das Pulvermagazin für die größern Vorräthe. Die gegenüberliegende Seite des Gehöfts nimmt der Gemüsegarten ein, der eben jetzt sehr dürftig bestellt war. Die Küche und ein Badehäuschen sind zur Verhütung von Feuersgefahr (wie in Brasilien) abgesondert von den übrigen Gebäuden placirt. An der vierten Seite schließt das lange, aus Bretern gezimmerte Wohnhaus, dessen weißgetünchtes Dach von Asphaltpappe auf steinernen Säulen ruht, das Gehöft ab. Die Wände der Waarenhäuser dagegen sind nur aus Loangogras, ihre Bedachung aus Blättern — dennoch kommen Einbruchdiebstähle verhältnißmäßig sehr selten vor, obgleich die als Nachtwächter fungirenden Krumänos, um ihre Wachsamkeit zu beweisen, fortwährend mit einer Schelle klingeln und so dem etwa in diebischer Absicht Nahenden angeben, wo sie gerade nicht sind, er sich mithin ungesehen einschleichen könne. Mitten im Hofe erhebt sich die hohe Maststange, an deren Spitze Sonntags und zur Begrüßung jedes vorbeifahrenden Schiffs die holländische Flagge weht, umgeben von ein paar Pfählen, von welchen aus einigen an deren Spitze angebrachten Kasten griesgrämige Paviansgesichter neugierig herabgucken.

Dasselbe Bild wie Massäbe bietet jede dieser Factoreien am Strande, wenn auch manche ein etwas größeres und eleganter eingerichtetes Wohnhaus hat als das von Freund Ponsthn, das

mir aber schon wie ein Palast vorkam mit seiner ringsumlaufenden, an der einen Seite zu einer als Eßsalon benutzten Halle erweiterten Säulenveranda, mit der europäischen Möblirung seiner Zimmer, und besonders auch wegen seiner guten Küche, welche die Afrikaansche Handelsvereeniging mit feinen Conserven versorgt.

Nach lehrreichem Geplauder mit dem Prinzen Tiābe und einer Nacht erquickenden Schlafs verfolgte ich am andern Morgen meinen Weg nordwärts am Meeresufer entlang weiter. Die Calėma war heute schwächer, und die Bewohner der Küstendörfer konnten zum Fischfang ausziehen. Kraftvoll und geschickt ruderten die Fischer ihre mit dem künstlich geknüpften langen Netze beladenen Canoes durch die immerhin wildschäumende Brandung; andere blieben am Ufer zurück und zogen, in zwei Gruppen getheilt, auf ein gegebenes Zeichen das Netz mit der gefangenen Beute mittels daran befestigter Stricke ans Land. Hier wurden alsbald die Fische vertheilt und den etwas weiter landeinwärts beisammenstehenden Frauen und Kindern zum Heimtragen übergeben. Sollte der Fang sich als unzureichend erweisen, so müßten die Männer noch einmal ins Meer hinausrudern, um das Netz von neuem auszuwerfen. Wenn die Leute mich herankommen sahen, bedeckten sie schnell ihre Blöße, denn nackt, wie er beim Fischen geht, will sich der Neger vor einem Fremden nicht zeigen; und war ich dann ganz nahe, so streckte man mir wol mit Stolz eine große Seezunge oder fette Sardine entgegen, oder pries mir neckisch einen schleimigen, fast durchsichtigen Quallenklumpen als Delicatesse an.

Zwei und eine halbe Stunde hatte die Reise seit dem Aufbruch von Massābe gewährt, da bemerkte ich, wie meine Träger ihr Hüfttuch, das sie auf dem Marsche stets hoch trugen, um nicht im Ausschreiten gehindert zu sein, herabfallen ließen: ein Zeichen, daß wir uns einer Ansiedelung näherten. Zugleich lenkten sie vom Strande ab und machten an einer Lagune halt. Ein Fährmann fuhr uns in seinem alten wackligen Canoe ans jenseitige Ufer. Hier ging es noch eine Strecke bergan zu der portugiesischen Factorei Winja (Vinha, etwa 4° 55′ südl. Br.). In ihrem Rücken macht der von

Osten kommende Luémme eine Biegung nach Süden und fließt nun parallel der Küste nach Massäbe zu. Zwischen ihm und Winha breitet sich eine zweite Lagune aus, die schon ganz mit süßem Wasser gefüllt ist, während die, welche wir eben passirten, noch salziges, nur in der Regenzeit halbsüßes Wasser hat. Ich wurde von dem Herrn der Factorei, Senhor Pestana, gastlich eingeladen, das almoço (Frühstück) bei ihm zu nehmen, war aber froh, als ich damit zu Ende gekommen, denn es bestand aus dem Leibgericht der in Afrika lebenden Portugiesen, einem weichen Brei von Maniocmehl und zerriebenem alho (Knoblauch). Hinter Winja führte unser Weg, die weit ins Meer vorspringende Landzunge Black Point abschneidend, zuerst durch sumpfiges Terrain in der Nähe des Luémme, dann aber, nachdem wir über einen breiten Bach gesetzt, an dessen Ufern ich ein schönes Lykopodium und reizende Commelynen (die Tradescantien unserer Zimmergärten) fand, durch weite wellige Savanen, welche von den bei Tschinschóscho durchwanderten dadurch sich unterschieden, daß hier der Affenbrotbaum seltener zu werden beginnt. Erst nach fünf Stunden erreichten wir den Handelsplatz Black Point, portug. Ponta negra (4° 49′ südl. Br.), am Südostende der Bai, welche durch das nach Nordwesten gerichtete bergige Vorland und den von letzterm nach Ostnordosten sich erstreckenden Sandy Point gebildet wird.

Black Point, früher durch massenhafte Sklavenausfuhr bekannt, zählt jetzt zu den bedeutendern Handelsplätzen der Küste; es sind hier ansässig: ein Handelshaus der Afrikaanschen Handelsvereeniging, ein französisches, ein englisches und zwei portugiesische Häuser. Ich fand gastfreundliche Aufnahme bei dem holländischen Agenten Herrn Fontain. Von dem Besitzer eines der beiden portugiesischen Häuser, Senhor Loureiro, erhielt später Dr. Falkenstein den von ihm glücklich nach Berlin gebrachten jungen Gorilla zum Geschenk. Der Ort macht mit den verschiedenen Factoreigehöften und den dazu gehörigen Baulichkeiten einen ebenso stattlichen wie ansprechenden Eindruck. Unter den weißen Bewohnern herrscht ein ungetrübter geselliger Verkehr, und

als dessen Hauptvereinigungspunkt dient das schmucke geräumige Wohnhaus der holländischen Factorei. Zwei Freitreppen führen von außen zur Veranda desselben hinauf; die untern Räume werden zu Fetischen und Speisekammern benutzt; das obere Geschoß enthält die Wohn- und Gesellschaftszimmer und ist für dortige Verhältnisse luxuriös ausgestattet mit großen Glasfenstern, Spiegeln, Sophas und Fauteuils, Schaukelstühlen, Lampen, Regulatoruhren, die allerdings stillstanden, und Büffets voll feinem Tafelservice. Es berührte mich doch recht eigen, am Rande der terra incognita europäischem Comfort zu begegnen. An zwei Abenden in der Woche versammeln sich hier die Factoristen von Black Point nebst deren weißen und schwarzen Clerks (Empregados), ein ganz ansehnliches Häufchen „Civilisation", um bei holländischem Bier, englischem Ale und Porter und portugiesischem Wein zu tafeln und zu plaudern. Auch am Abend meines Ankunftstages hatte sich die Gesellschaft eingefunden. Ich wurde den einzelnen Herren vorgestellt, darunter dem Chef des englischen Hauses, Mr. Banister, welcher mir bei dieser Gelegenheit erzählte, vor kurzem sei ein deutscher man of war vorbeipassirt; es war die zur Beobachtung des Venusdurchgangs von 1874 nach den Kerguëlen ausgesandte Gazelle gewesen. Die anwesenden Schwarzen, salonfähig gekleidet, benahmen sich mit Anstand und stimmten in den ungezwungen heitern Ton der Europäer mit ein, ohne doch die Grenzen der Bescheidenheit zu überschreiten. Sehr komisch war es freilich, daß ein bei Tisch in meiner Nähe sitzender schwarzer Commis, als er einmal aufstand und hinausging, für nöthig hielt, sich bei mir zu entschuldigen und mir mit einem recht vulgären Ausdruck zu sagen, er müsse ein Bedürfniß befriedigen.

Ich blieb zwei Tage in Black Point und ging fleißig auf die Jagd, die in den östlich vor dem Orte liegenden Loangosümpfen äußerst ergiebig ist. Die von mir geschossenen grünen Tauben (Treron calva) und Turteltauben (Turtur semitorquatus Rüp.) kamen dem Tisch des holländischen Hauses recht zu statten, da es zur zeit an frischem Fleisch hier mangelte. Auch

hatte ich das Glück, manche mir neue Pflanze zu finden, unter andern eine schöne sehr hochwüchsige Erdorchidee und eine hochinteressante Acioa (Griffonia) spec. nov. In der Umgegend Black Points werden die bunten hübsch gemusterten Körbe (magōngo) aus den verschieden gefärbten Blattrippen der Oel- und Fächerpalme und die Matten aus schmalen Streifen einer leicht spaltbaren Binse geflochten, deren die Loango-Expedition eine Auswahl nach Berlin geschickt hat.

Freitag Mittag trat ich die Weiterreise an. Auf dem ersten Drittel des Wegs von Black Point nach Loango, dem zum Nachtquartier bestimmten Ort, hatten wir den Sōngólo-Bach zu überschreiten, dessen Wasser eben den von der Caléma vor seiner Mündung aufgestauten Sandwall durchbrochen hatten und nun mit reißender Gewalt ins Meer strömten. Das sonst hier stationirte Canoe war nicht zu sehen, ebenso wenig der Fährmann, und bei der hochgehenden Flut wagte ich nicht, mich in der Tipoja hinübertragen zu lassen; ich mußte also zum andern Ufer schwimmen und, trotzdem ich einen großen Bogen stromauf beschrieb, meine ganze Kraft aufbieten, um nicht ins Meer mit fortgerissen zu werden. Meine Träger, in Black Point neu engagirte Leute, hatten indeß doch eine seichtere Stelle entdeckt, wo sie, alles Gepäck hoch über den Köpfen haltend, zu Fuß hindurchschritten. Im letzten Drittel glich der Weg ganz dem vor Black Point; er bog ebenfalls vom Ufer ab und führte durch Savanen und Buschwälder an einer Landspitze, dem India Point, vorbei. Auch die Küstenbildung ist eine ganz ähnliche, indem von dem bewaldeten, direct nach Westen gerichteten India Point aus eine Landzunge von bedeutender Länge in genau nordöstlicher Richtung dem Strande parallel läuft und so eine ruhige geschützte Landungsbucht entsteht; zur Einfahrt in dieselbe gehört freilich ein der Meeresküste vollkommen kundiger Lootse.

Gegen Abend erreichte ich Loango, bei den Eingeborenen Buāla (4° 38′ südl. Br.), die letzte Station südlich vom Kuīlu. Günstig für die Schifffahrt gelegen, wurde auch dieser Ort früher

von den Sklavenhändlern als ein Stapelplatz und Ausfuhrhafen benutzt. Noch stehen die Umfassungsmauern des Hofes, in dem sie ihre schwarze Waare bis zur Verschiffung einpferchten; die Größe desselben läßt auf den damaligen Massenbetrieb des schmachvollen Menschenhandels schließen. Jetzt befinden sich in Loango einige Factoreien, doch ist keine darunter von Bedeutung, ja mehrere waren wegen Daniederliegen der Geschäfte zur zeit ganz geschlossen. Ich kehrte in der Factorei des Senhor Saboga ein, von dem man sich erzählte, daß er einst große Reichthümer durch Sklavenhandel gewonnen, aber dann fast alles wieder verloren habe; von lebhaftem Handelsverkehr mit den Eingeborenen war auch in seinem Etablissement nichts zu bemerken. Das Gehöft besaß aber eine große Zierde in einer Reihe prächtiger hochstämmiger Mangopflaumen-Bäume; vor etwa hundert Jahren durch französische Missionare vom Gabūn hierher verpflanzt, haben ihre dichtbelaubten Kronen schon mehreren Menschengeschlechtern erquickenden Schatten und eine Fülle der köstlichsten Früchte gespendet. Sonst sehen, im Gegensatz zu den wohlhäbigen Niederlassungen von Black Point, die hiesigen Factoreien mit ihren niedrigen unsaubern Loangograshäusern trübselig und ärmlich aus. Unweit von dem Orte liegt Luandschīli, die Grabstätte der alten Könige von Loango; dieses Heiligthum des Volks zu besuchen, ist aber bisher noch keinem Weißen vergönnt gewesen.

Als ich am folgenden Morgen aufbrach, begegnete mir im Hofe ein Negermädchen, das an jedem Arme bis zum Elnbogen hinauf wol an 50 dünne Messingringe, an den Beinen dergleichen dickere und schwerere ebenfalls in großer Zahl, und einen besonders schweren im Haargeflecht trug — in der That ein vollwichtiger Schmuck! Wir hatten den Eintritt der Ebbe abgewartet, denn unser Weg führt zunächst eine weite Strecke nordwärts am Fuß einer dicht ans Meer herantretenden steilen Bergwand hin. Diese Gebirgspartie aus einer rothen Thonerde, auf ihren Gipfeln zum Theil mit Savanengras, meist aber mit Busch und Wald bewachsen, bot einen überraschend schönen Anblick. Seit Jahrtausenden nagten

und wühlten Strandwellen, Luft, Regen und herabschießende Bäche an den erdigen Massen und schufen, indem sie sie auswuschen und zerklüfteten, wunderbare Gebilde von Zacken, Spitzen, Kuppeln und zierlichen Thürmen; eben warf die Morgensonne glänzende Streiflichter durch die Lücken und Spalten in das Berglabyrinth, sodaß ihr Strahl an den jähen Abstürzen, von welchen sich grüne Buschguirlanden, die Ufer der jetzt trockenen Bäche umsäumend, in die tiefen Schluchten hinabwanden, die mannichfachsten Farbenschattirungen, vom Braun und Dunkelroth bis zum zarten Gelb der Theerosen, hervorrief. Ich erinnere mich nur einmal noch Aehnliches, allerdings in anderer Art und noch großartigerm Maßstabe, gesehen zu haben: die Formation der zum Theil herrlich bewaldeten und mehr als 120 Meter hohen Felsen, von denen das Städtchen M-pũngu an dóngo im Hochlande des südlichen Angola wie von Bastionen und Thürmen umgeben ist.

Lange durfte ich indeß nicht im Anschauen dieses bezaubernden Naturbildes verweilen, da wir noch einen Weg von vier Stunden vor uns hatten, der bis zum Wiedereintreten der Flut zurückgelegt werden mußte. Immer am Strande entlang getragen, erblickte ich kurz nach Mittag in der Ferne hochaufsteigende Schaumwolken, wie sie nur im Kampfe einer Strommündung mit den sich entgegenstemmenden Meereswogen emporgewirbelt werden. Eine halbe Stunde später lenkten meine Träger in einen schmalen Pfad ein, der sich zwischen verkrüppelten, infolge der jährlichen Savanenbrände in ihrem Wachsthum gehemmten Fächer- und Phönixpalmen hindurchwand, und bald verkündete mir der modrige Geruch von Mangrovesümpfen, daß ich mich in der Nähe des Kuilu-Ufers befand.

---

von den Sklavenhändlern als ein Stapelplatz und Ausfuhrhafen benutzt. Noch stehen die Umfassungsmauern des Hofes, in dem sie ihre schwarze Waare bis zur Verschiffung einpferchten; die Größe desselben läßt auf den damaligen Massenbetrieb des schmachvollen Menschenhandels schließen. Jetzt befinden sich in Loango einige Factoreien, doch ist keine darunter von Bedeutung, ja mehrere waren wegen Daniederliegen der Geschäfte zur zeit ganz geschlossen. Ich kehrte in der Factorei des Senhor Saboga ein, von dem man sich erzählte, daß er einst große Reichthümer durch Sklavenhandel gewonnen, aber dann fast alles wieder verloren habe; von lebhaftem Handelsverkehr mit den Eingeborenen war auch in seinem Etablissement nichts zu bemerken. Das Gehöft besaß aber eine große Zierde in einer Reihe prächtiger hochstämmiger Mangopflaumen-Bäume; vor etwa hundert Jahren durch französische Missionare vom Gabūn hierher verpflanzt, haben ihre dichtbelaubten Kronen schon mehreren Menschengeschlechtern erquickenden Schatten und eine Fülle der köstlichsten Früchte gespendet. Sonst sehen, im Gegensatz zu den wohlhäbigen Niederlassungen von Black Point, die hiesigen Factoreien mit ihren niedrigen unsaubern Loangograshäusern trübselig und ärmlich aus. Unweit von dem Orte liegt Luandschīli, die Grabstätte der alten Könige von Loango; dieses Heiligthum des Volks zu besuchen, ist aber bisher noch keinem Weißen vergönnt gewesen.

Als ich am folgenden Morgen aufbrach, begegnete mir im Hofe ein Negermädchen, das an jedem Arme bis zum Elnbogen hinauf wol an 50 dünne Messingringe, an den Beinen dergleichen dickere und schwerere ebenfalls in großer Zahl, und einen besonders schweren im Haargeflecht trug — in der That ein vollwichtiger Schmuck! Wir hatten den Eintritt der Ebbe abgewartet, denn unser Weg führt zunächst eine weite Strecke nordwärts am Fuß einer dicht ans Meer herantretenden steilen Bergwand hin. Diese Gebirgspartie aus einer rothen Thonerde, auf ihren Gipfeln zum Theil mit Savanengras, meist aber mit Busch und Wald bewachsen, bot einen überraschend schönen Anblick. Seit Jahrtausenden nagten

und wühlten Strandwellen, Luft, Regen und herabschießende Bäche an den erdigen Massen und schufen, indem sie sie auswuschen und zerklüfteten, wunderbare Gebilde von Zacken, Spitzen, Kuppeln und zierlichen Thürmen; eben warf die Morgensonne glänzende Streiflichter durch die Lücken und Spalten in das Berglabyrinth, sodaß ihr Strahl an den jähen Abstürzen, von welchen sich grüne Buschguirlanden, die Ufer der jetzt trockenen Bäche umsäumend, in die tiefen Schluchten hinabwanden, die mannichfachsten Farbenschattirungen, vom Braun und Dunkelroth bis zum zarten Gelb der Theerosen, hervorrief. Ich erinnere mich nur einmal noch Aehnliches, allerdings in anderer Art und noch großartigerm Maßstabe, gesehen zu haben: die Formation der zum Theil herrlich bewaldeten und mehr als 120 Meter hohen Felsen, von denen das Städtchen M-pūngu an dóngo im Hochlande des südlichen Angola wie von Bastionen und Thürmen umgeben ist.

Lange durfte ich indeß nicht im Anschauen dieses bezaubernden Naturbildes verweilen, da wir noch einen Weg von vier Stunden vor uns hatten, der bis zum Wiedereintreten der Flut zurückgelegt werden mußte. Immer am Strande entlang getragen, erblickte ich kurz nach Mittag in der Ferne hochaufsteigende Schaumwolken, wie sie nur im Kampfe einer Strommündung mit den sich entgegenstemmenden Meereswogen emporgewirbelt werden. Eine halbe Stunde später lenkten meine Träger in einen schmalen Pfad ein, der sich zwischen verkrüppelten, infolge der jährlichen Savanenbrände in ihrem Wachsthum gehemmten Fächer- und Phönixpalmen hindurchwand, und bald verkündete mir der modrige Geruch von Mangrovesümpfen, daß ich mich in der Nähe des Kuilu-Ufers befand.

IX.

In der Niederung des Kuilu.

So weit der Blick sich behnt, umflicht
Ein einz'ger Kranz von Laub und Blüten,
Mit reifer Frucht gemischt, den Strand;
Es rinnt und fließt und glitzert aus dem Sand:
Das Aug' vermag den Reichthum nicht zu hüten,
Der immer neu an Farben und Gestalt
Die Weiten und die Nähen füllt.

Jensen.

Aus meiner Tipoja herausspringend, betrat ich das linke Ufer des Kuïlu etwas oberhalb seiner Mündung. Zur Rechten am diesseitigen Ufer wehrten mir hohe dichtbelaubte Mangroven die Aussicht; zur Linken erblickte ich in einiger Entfernung das freundliche Wohnhaus einer Handelsfactorei, von einem Schotten Namens Findley verwaltet, dann schweifte der Blick ungehindert über das flache sandige Flußufer. Infolge der südnördlichen Meeresströmung und der meist von Südwesten eindringenden Caléma dehnt sich das linke Ufer immer weiter nach Norden zu aus und nöthigt den Fluß, seinen Lauf nach Nordosten umzuwenden, ehe er das Meer erreicht; ich sah die an der Mündungsstelle fast haushoch sich aufthürmenden Wogen im Sonnenschein glitzern. Im Flusse mir geradeüber, doch näher am rechten Ufer, hatte ich ein niedriges Eiland, schlechtweg die Kuïluinsel genannt, in Sicht, und die auf demselben befindliche holländische Handelsagentur unter dem Portugiesen Senhor Reïs war es, wo ich für einige Wochen mein Standquartier aufschlagen wollte.

Meine Träger ließen laute Rufe durch die Stille der Mittagsstunde zur Insel hinüberschallen, worauf ein Canoe von dort

abstieß, das mich, von zwei Ruderern geschickt durch die starke Strömung bugsirt, an die jenseitige Landungsstelle brachte. Senhor Reis, mein neuer Wirth, empfing mich auf das freundlichste, setzte mir zunächst einen Imbiß vor, der mir nach der ermüdenden Strandreise vortrefflich mundete, und geleitete mich dann nach dem zu meiner Aufnahme in Bereitschaft gesetzten Zimmer. Die Zimmerwände bestanden hier ebenso wie die Außenwände des Hauses aus horizontal übereinander geschichteten halbgespaltenen Wedelstielen der Raphiapalme; sie hatten, während die Außenseiten schon etwas verwittert aussahen, einen tiefdunkelbraunen Ton angenommen, eine natürliche Politur, welche den luftigen Räumen einen Anstrich solider Vornehmheit gab. Durch die offenen Fensterluken sah man über eine Reihe jetzt spärlichblühender Orangenbäume hinweg auf grünes Waldbdickicht. Rasch, wie es einem Nomaden geziemt, richtete ich mein Zelt wohnlich ein; die Koffer wurden ausgepackt, die wenigen Bücher, Zeichnenmaterial, Notizbücher, Lupe, Pflanzenpapier, Kleider, Waffen und Munition auf den einfachen Möbelstücken nebeneinander gelegt und zum bequemen Gebrauch geordnet. Dann erfrischte ein kühlendes Bad meine tipojagefolterten Glieder, ich notirte schnell im Tagebuch die Eindrücke des letzten Reisetags und unternahm nun einen Gang ins Freie, um mich mit der Umgebung bekannt zu machen.

Die Hauptvegetation der kleinen Insel bildeten Rizophoren, nur dem südwestlichen Ufer zu wichen sie einigen stattlichen Waldbäumen, mit welchen zusammen sie den Platz des Factoreigehöfts halbmondförmig umfingen. Das Wohnhaus zeigte eine andere Construction als die bisher an der Küste von mir beobachteten: es stand auf Pfählen zwei Fuß über den Boden erhöht, um Würmer und Ungeziefer fernzuhalten, besonders aber um gegen die Wasserfluten, von denen die Insel während der Regenzeit theilweise überschwemmt wird, Schutz zu gewähren; und auch anderes Baumaterial war dazu verwandt, denn die Wände waren, wie schon erwähnt, aus Stielen von Palmenwedeln errichtet. Im ganzen präsentirte sich sein Aeußeres recht schmuck und behäbig.

Die übrigen zur Factorei gehörigen Baulichkeiten: Waarenspeicher, Küche, Bade- und Waschhaus, Oelkochhalle und Verpackraum, waren in der gewöhnlichen Weise gruppirt. Ein schneeweiß getünchtes Hühnerhaus mit eingezäuntem Höfchen davor, voll gackernden Geflügels, rief mir Erinnerungen an die Heimat wach, zumal eben ein europäischer Gänserich der Trauer um den kürzlich erlittenen unersetzlichen Verlust seiner einzigen Gattin in den so lange nicht von mir gehörten Zischlauten Ausdruck gab. Alleeartig gepflanzte Reihen von schattenreichen Orangenbäumen und jungen niedrigen Oelpalmen verriethen sorgliche Pflege. Rechts vom Hofe, näher dem Walde schlossen sich die von den Krumānos und den freien Dienstleuten der Factorei bewohnten Schimbēks an. Ueber die Hausdächer schaute vom östlichen Ende der Insel her eine Oelpalme in das Gehöft, und ebenso schmückten den freien Platz zwischen dem Wohngebäude und dem Flußufer zwei hohe Elaïspalmen.

Schon vor langer Zeit hatte die „Afrikaansche Handelsvereeniging" das Kuīlu-Eiland von den damals berechtigten M-fūmu gegen eine bestimmte Abfindung gekauft, und der jetzige Agent hatte daher nur an drei oder vier Würdenträger oder „Cavalheiros" der Umgegend monatlich je fünf Flaschen Rum zu entrichten, im übrigen war er unumschränkter Herr auf der Besitzung; wurde doch auch von den Eingeborenen mein Wirth Senhor Reīs mit einem Wortspiel „o rei do Kuilu" genannt. Ohne seine Erlaubniß durfte niemand die Insel betreten, und keiner von den Sklaven des Hauses konnte sie verlassen, um etwa zu fliehen, da die Canoes immer fest angekettet waren und das Durchschwimmen des Stroms wegen der vielen darin lauernden Krokodile*) allzu gefahrvoll gewesen wäre. Gegen den Vorgänger von Reïs, einen Spanier, hatten die Sklaven eine Revolte ange-

*) Die Portugiesen nennen die westafrikanischen Krokodile fälschlich „jacarés", welche Bezeichnung aber nur den Alligatoren und Kaimans in Brasilien zukommt.

zettelt. Glücklicherweise wurde ihm der meuterische Anschlag durch seine schwarze Frau verrathen. Noch in derselben Nacht traf er rasch und energisch die geeigneten Maßregeln, und der kommende Tag fand die zwei Rädelsführer jeden an einen Stamm der beiden vor dem Hause stehenden Oelpalmen festgebunden. Der Spanier, den ich später in Loánda als einen gesellschaftlich gebildeten liebenswürdigen Mann kennen lernte, trat auf die Veranda des Hauses heraus und erschoß auf zwanzig Schritt Entfernung mit größter Kaltblütigkeit einen nach dem andern der beiden wehrlos Gefesselten. Seitdem gilt es unter den Krumános der Insel für die gefürchtetste Strafe, an diese Palmen angebunden zu werden.

Ich schritt an ihnen vorüber und durch die Reihe der Schimbéks dem Walddickicht zu. Gleich hinter den letztern lagen die Stämme ehemaliger Baumriesen am Boden, die wol schon bei der ersten Ansiedelung oder bei deren spätern Erweiterungen gefällt worden und in ihrem Sturz auch manchen jungen Baum mit hinabgerissen hatten. Jetzt wucherten Lichenen und Pilze darauf, und ihre Rinde, wo sie nicht abgesprungen, war von den vielverschlungenen Gängen der Insekten durchfurcht. Zum größten Theil aber bedeckte sie schon üppiger Nachwuchs. Gewinde von Convolvulaceen oder Passifloren mit reinweißen oder in wundervoller Farbenpracht leuchtenden Blüten schlangen sich über reichblühende Jasmineen- und Rubiaceenbüsche hin, niedrige Laubenüberhänge bildend. Darunter entfalteten kraftvolle Zingiberaceen ihre großen glänzenden Blätter und trieben an kurzem Stiel sitzende lilaröthliche Blumen aus dem Wurzelstock durch das faulende Laub hervor. Wenige, nicht auffallend schönfarbige Schmetterlinge und muntere kleine Vögel umflatterten dieses Pflanzendurcheinander, und auch an allerhand den Naturforscher interessirendem Gewürm fehlte es natürlich nicht. Durch all das Dickicht arbeitete ich mich hindurch bis zu dem Rhizophorenwalde, der das nördliche und östliche Ufer der Insel umsäumt.

Erst wenn man mitten darin steht, bekommt man einen Begriff von der Eigenartigkeit einer Rizophoren- oder Mangrovendickung.

Von außen, von der Wasserseite her gesehen, werden die bizarren Formen, die seltsamen Gebilde meist durch Laubwerk verdeckt, dem dort mehr Raum, Luft und Licht gegeben ist, sich zu entwickeln und auszubreiten. Im Innern aber sind nur die Spitzen der Bäume belaubt, und das durch die lockern Blattgewölbe einfallende gebrochene Tageslicht gewährt eine so unsichere Beleuchtung, wie sie zu dem phantastischen Bilde darunter vortrefflich paßt. Kegelförmig und wie der Stamm selbst mit gelblichhellgrauer Rinde bekleidet, steigen die Wurzeln eines Mangrovebaumes, das heißt die kreisförmig angeordneten Wurzelstränge, deren centrale die kürzesten, gedrungensten und stärksten sind, während die nach der Peripherie zu immer dünner und länger werden, aus dem bräunlichen Schlammboden oft bis zu doppelter und dreifacher Mannshöhe am Stamme hinauf. Noch weiter oben treten aus diesem selbst hier und da einzelne fingerstarke Wurzeln hervor. Aus den erst dicht unter dem Wipfel beginnenden Aesten und Zweigen aber, welche rhododendronähnliche Blätter tragen, senken sich braungrüne, mit stecknadelkopfgroßen Warzen besetzte, zwei bis drei Finger starke Luftwurzeln bald gerade, bald schräg, bald in geschwungener Linie zum Boden. Anfangs ungetheilt, höchstens dichotom oder mehrtheilig, zerspalten sie sich, ähnlich dem Hauptwurzelstock, nach unten zu immer mehr, bis sie ihre zahllosen Enden in den Schlammgrund stecken. Aus ihm erwachsen sie dann verhältnißmäßig schnell zu einem neuen Stamm, der oft den Mutterbaum überragt oder gar erstickt, doch zuletzt seinerseits wieder dem gleichen Lose verfällt. Man sieht, die Mangroven haben hier einen durchaus andern Typus als die unmittelbar am Uferrande stehenden; ich fand viele bis zu 30 Meter hohe Bäume von wahrhaft imponirenden Dimensionen. Unbestritten behaupten sie hier ihre Alleinherrschaft, kein anderes Blatt als ihr eigenes moderndes Laub ist am Boden zu sehen, denn das dichtverflochtene Wurzelwerk läßt kein vegetatives Leben zwischen sich aufkommen. Wohl aber kriechen und hüpfen zahlreiche, oft mit blauen oder rothen Schalen bekleidete Krustenthiere darin umher (deren Wesen

Erzherzog Maximilian, der unglückliche Kaiser von Mexico, in seinen nachgelassenen „Reiseskizzen" mit treffender Anschaulichkeit geschildert hat), und in den belaubten Wipfeln, besonders näher am Ufer, nisten verschiedene Arten westafrikanischer Wasservögel, vom schillernden Ibis bis zum kleinen schöngefiederten Eisvogel. Insekten dagegen gibt es wenig, da sie von den kümmerlichen schmuzigweißen Mangroveblüten nicht angelockt werden, während ihnen an den Rändern des gemischten Waldes und zwischen dessen Stämmen Windenblüten, Cucurbitaceen, Scitamineen und vanilleduftende Heliophytum leckere Nahrung bieten.

Nicht lange war meines Bleibens in dieser feuchtwuchernden Vegetationsfülle; schon fühlte ich ihren fieberschwangern Athem mich anwehen; mein Auge irrte wie nach einem festen Punkt suchend von Wurzel zu Wurzel, von Stamm zu Stamm, von Krone zu Krone; überall dasselbe unentwirrbare Chaos von Wurzel- und Astnetzen. So schnell als möglich suchte ich den Ausgang zu gewinnen, und eben als ich auf der westlichsten Spitze der Insel an den Strom trat, wurde ein Canoe von der Kette gelöst, mit dem ich nach dem rechten Mündungsufer hinüberfuhr. Ein kurzer Gang durch den abendlichen, in seinen Formen kaum noch erkennbaren Wald brachte mich ans offene Meer. Ich watete, bis über die Knöchel einsinkend, durch den trockenen Ufersand und blieb dann vorn am äußersten Rande stehen, gefesselt von dem grandiosen Schauspiel der Brandung.

Zur Rechten hatte ich den kahlen oder nur spärlich mit einigen Scaevolabüschen bewachsenen Strand, links wälzte der Kuïlu seine Wassermasse, die zur Regenzeit etwa der des Rheins gleichkommen mag, unaufhörlich in die salzige Flut. Da stürmt fern von der hohen See die Caléma heran, immer höher steigt die langgedehnte Woge, jetzt aber prallt sie, in ihrem stolzen Siegeslauf gehemmt, an das Wasser des einströmenden Flusses, und im Kampfe mit ihm bricht sie überwältigt zusammen. Doch schon folgt eine neue, noch mächtigere Woge, wieder stoßen die beiden entgegengesetzten Strömungen mit betäubendem Getöse aneinander, und so tobt der

wilde Flutenkampf fort in ewiger Monotonie und doch in ewigem Wechsel. Ein Bild voll erhabener Schönheit, das jetzt, durchleuchtet von den blutrothen Strahlen des sinkenden Tagesgestirns, um so bezaubernder auf mich wirkte.

Schon schwebte Lunas Silbersichel am tiefblauen Nachthimmel, als ich wieder in der Factorei anlangte, wo ich noch lange mit meinem Wirth in lebhaftem Gespräch beisammensaß. Er erzählte mir von den Zuständen des Landes und von den vergangenen Zeiten des Sklavenhandels, eine Kette abenteuerlicher Geschichten, die unter geschickter Hand sich zum spannendsten Roman verarbeiten ließen; ich hinwieder sprach von Europa, von Deutschland, von dem, was uns die neuesten alten Zeitungen gebracht. Dann legte ich mich ermüdet zur Ruhe auf das mir schon ganz ungewohnt bequeme Lager.

Jeder folgende Tag während meines vierzehntägigen Verweilens an der Mündung des Kuilu fand mich auf einer Streiferei die Flußufer entlang, oder über die Savane und durch den Wald tiefer ins Land hinein, mein Jagdgewehr schußfertig zur Hand und begleitet von einem oder mehreren Leuten aus der Niederlassung zum Tragen eines Brotbeutels voll kalter Küche wie der gesammelten Pflanzen und des nöthigen Einlegepapiers. Kehrte ich dann zu später Stunde, befriedigt von dem Gesehenen, heim, so plauderte ich bei der Abendmahlzeit (portug. jantar) und nach derselben, die Veranda auf- und abwandelnd, noch lange mit Senhor Reis. Wir hatten dabei den Blick auf das riesige kahle Astgerüst eines aus dem Uferwalde hoch hervorragenden Baums, auf dem sich abends Hunderte von grauen Papagaien unter durchdringendem unharmonischem Gekreisch versammelten, sodaß die am Himmel sich dunkel abzeichnenden Aeste eine Weile wie dicht belaubt erschienen, bis plötzlich der ganze Schwarm — wohin? — weiter zog, um am frühen Morgen wiederkehrend uns mit seiner widerwärtigen Musik aus dem Schlafe zu wecken.

Die Hinterländer des zur Kuilumündung gehörigen Gebiets sind hügelige Ebenen, wie die der ganzen Küste mit Ausnahme der Punkte,

wo felsige und bewaldete Bergzüge die buchtenbildenden Vorgebirge Indian-, Black-, Lándana- und Kabindapoint ans Meer senden. Nur fehlt, wie bereits erwähnt, den hochgrasigen Savanen des Kuïlugebiets der für die Grasflächen südlich von Loango so charakteristische Affenbrotbaum, wogegen hier wieder Oel- und Fächerpalmen häufiger und die inselgleich eingestreuten niedrigen Buschwälder von üppigerm Wachsthum und mannichfacher an Arten sind.

Ich bereicherte auf den Streifereien in der Umgegend diesmal verhältnißmäßig weniger meine botanische als die ornithologische Sammlung, und da zum Abbalgen und Ausstopfen der Thiere keine Zeit blieb, so war das mitgebrachte Spiritusfaß bald gefüllt mit verschiedenartigen, zum Theil seltenen Vögeln der Mangrovensümpfe, des Waldes und der Savanen, während das Herbar, weil wir uns am Ende der trockenen Monate befanden, welchen noch dazu eine fast regenlose Regenzeit vorausging, weniger neuen Zuwachs erhielt. An Stoff zu botanischen Beobachtungen mangelte es übrigens nicht; im Gegentheil, von dem dürren Küstenstrich Tschinschóschos kommend, sah ich mich hier am prächtigen Kuïlustrom fast in eine andere Vegetationszone versetzt. Nicht viele der hier wachsenden Pflanzen waren mir alte Bekannte, und die es waren, erregten mein Staunen durch ihre üppige Entwickelung. Wer in einem Lande lebt, über das Flüsse und Bäche ziemlich gleichmäßig vertheilt sind, oder wo der erfinderische, schaffende Menschengeist die Natur in seinen Dienst gezwungen hat, der kann sich kaum einen Begriff davon machen, welche Zauberkraft auf einen von der Culturarbeit noch fast unberührten Boden ein lebhaft fließender Strom bis viele Meilen von seinen Ufern hin ausübt; sein befruchtender Segen kommt hier allein unmittelbar der Natur zu gute, indem er ihr ein Pflanzenkleid wirkt, dessen jungfräulicher Reiz den europäischen Reisenden gerade im Gegensatz zu den wogenden Feldern oder den rebenbekränzten, mit Burgen gekrönten Uferhöhen, zwischen denen die Flüsse der Heimat sich hinschlängeln, um so mächtiger und unwiderstehlicher anzieht.

Am 1. September verließ ich mit Tagesanbruch, von einigen

schwarzen Dienern begleitet, mein Hauptquartier und fuhr in einem kleinen Canoe stromauf. Beide Ufer nimmt dichter Mangrovenwald ein. Im Flusse selbst folgen auf die Factorei-Insel kurz nacheinander noch mehrere, mit Sumpfbäumen und vereinzelten wilden Dattelpalmen bestandene Inseln, die aber in der Regenzeit unter Wasser stehen und nur in den trockenen Monaten von Fischerleuten bewohnt werden. Ungefähr drei Viertelstunden hatte die Fahrt gewährt, als ich am rechten, sogenannten Tschilünga-Ufer ans Land stieg. Wir betraten einen schmalen Pfad, der sich, zuerst vielleicht von den wuchtigen Tritten eines Flußpferds gebahnt, dann nothdürftig mit Blättern und Aesten bedeckt, um den Fuß vor dem Einsinken in den zähen Schlamm zu bewahren, vom Ufer aus durch das sumpfige Mangrovendickicht wand. Inmitten desselben sah ich, durch meine Begleiter aufmerksam gemacht, eine einzelne junge Meerkatze (Cercopithecus cephus), von den Eingeborenen nach dem Beispiel der Portugiesen, wie alle langgeschwänzten Affen schlechtweg Makäko genannt, in raschem behendem Schwunge von Ast zu Ast, von Baum zu Baum springen; sie mochte wol zu lange beim Frühtrunk am Flusse verweilt haben und so von ihrer Heerde getrennt worden sein. Jetzt rauschte es über mir in den Zweigen. Aufblickend gewahrte ich im Wipfel der nächsten Rhizophore ein Umbervogelpaar; ich legte mein Gewehr an und holte mit einem wohlgezielten Schuß das Männchen als Beute herunter.

Nach viertelstündigem beschwerlichem Marsch kamen wir an den Ausgang des Waldes. Von da führte der Weg über die meilenweit sich hinstreckende hügelige Savane. Ihre hohen Grasbüschel waren vor kurzem abgebrannt worden, viele der starken Halme aber standen, wenn auch halbverkohlt, noch aufrecht und streiften mir, indem ich vorbeischritt, unsanft das Gesicht oder bemalten meine weißleinenen Kleider mit schwarzen, nicht eben kunstvollen Strichen. Auch die Ränder der kleinen Buschflecken, an denen wir vorüberkamen, zeigten die traurigen Spuren des Brandes: braungeröstet von der Glut, streckten Bäume und Sträucher

ihre kahlen Aeste aus, wie unsere Laubwälder zur Winterszeit, und an den Zweigen raschelten die dürren todten Blätter im Hauch des Windes, der bisweilen, mir das erhitzte staubige Antlitz kühlend, von der See herüberstrich.

An den Stämmen der zahlreichen Fächerpalmen und in deren tiefen Wedelstielnarben fand ich hier ein interessantes Moos (Octoblepharum albidum Hedw.), das merkwürdigerweise an der Westküste Afrikas bis zum Cap herunter vorkommt und von da nach den Comoro- und Mascarenen-Inseln überspringt, sonst aber nur in Amerika heimisch ist. Von Thieren schien die jetzt winterlich öde Savane gemieden zu sein; ein vereinsamter Aurorafalter umgaukelte mich mit abgeblaßten und abgeflatterten Flügeln, Schaaren von Webervögeln im farblosen Gefieder der trockenen Jahreszeit zogen dem Flusse zu, und aus den Büschen erscholl mitunter das helltönende Gebell eines jungen Schakals.

Gegen Mittag gelangten wir in das Povo (portug. povo, Dorf; povoação, Bevölkerung, von populus) Lebüngu. Wir fanden den Ort von seinen Bewohnern verlassen; Männer, Frauen und Kinder waren in den nahen Buschwald gegangen, um die Felder für die kommende Regenzeit zum Pflanzen oder Säen zu bestellen. Trotz meines Widerspruchs drangen meine schwarzen Begleiter sofort mit diebischer Absicht in die leerstehenden Hütten; bald aber eilten die Dörfler scheltend und keifend herbei, vertrieben die ungebetenen Gäste und musterten dann den ersten Weißen, der in ihrem Dorfe erschien, mit scheuen und neugierigen Blicken. Um die gereizte Stimmung, welche das Benehmen meiner Leute hervorgebracht, zu besänftigen, bot ich einer weißköpfigen alten Frau, die mir zunächst stand, eine Handvoll Taback an. Sie weigerte sich aber, das Geschenk aus meiner Hand zu nehmen; ich mußte es einem meiner Schwarzen reichen, dieser händigte es einem Mädchen neben sich ein, und erst von ihr nahm es die mißtrauische Alte in Empfang, worauf sie dann ungesäumt das Kraut in ihre Pfeife stopfte und mit sichtlichem Behagen zu rauchen begann. Ich bat um einen Trunk frischen Wassers; was man

mir brachte, war aber eine trübe Mischung durchaus zweifelhafter Flüssigkeiten. Die Weiber wurden nun zutraulicher, ja eine noch ziemlich unverhüllte schwarze Schöne machte mir den, wie es schien, ernstgemeinten Antrag, sie zu heirathen. Unterdessen erschien auch der M=fūmu des Dorfs zu meiner Begrüßung; er überreichte mir ein Huhn als Gegengeschenk für den Taback, den ich der alten Frau, seiner Gattin, gespendet hatte. Da der Ort übrigens nichts Bemerkenswerthes darbot, verabschiedete ich mich und setzte meine Wanderung fort, noch viele Stunden hügelauf, hügelab, immer über Savanen, hier Campinen (vom portug.=brasil. campo) genannt, immer dasselbe einförmige Bild vor Augen: verkohlte Grashalme, den dazwischen zum Vorschein kommenden braunen sandiglehmigen Erdboden, und vereinzelte Flecken spärlichen halbkahlen Buschwalds. In hohem Grade abgespannt, kam ich erst spät abends auf die Kuīluinsel zurück, über welche noch nach Hunderten zählende Scharen rothgeschwänzter Papagaien krächzend, schnarrend und pfeifend dahinflogen.

An einem der nächsten Tage fuhr ich wieder, diesmal aber etwa zwei und eine halbe Stunde weit, den Fluß hinauf. Schon unterhalb der Doppelinsel N=tōmbi (Ilha dos bordãos, Raphia=palmeninsel) beginnt die Ufervegetation einen andern Charakter anzunehmen, die natürliche Folge davon, daß nun das süße Wasser des Flusses schon mehr über das eingedrungene salzige Seewasser die Herrschaft gewinnt. Die Rhizophoren treten nach und nach vom Ufer zurück und erscheinen bald nur noch sporadisch zwischen dichtstehenden Phönixpalmen. Meine Aufmerksamkeit fesselten besonders einzelne Pandanusbäume mit ihren seltsam verschlungenen Aesten und den an den Spitzen der Zweige sitzenden Schopfen schraubenartig gestellter schwertsteifer Blätter (die Engländer nennen den Baum screwpine, Schraubenfichte), mit dem ganzen grotesken Bau, der hier mehr ins Auge fällt, als wo sie in schönen busenförmiggerundeten Gruppen beisammenstehen. Jetzt drängen sich auch in großer Zahl formenvollendete Raphiapalmen an den Strom; ihre meist kurzen Stämme beginnen schon wenig über

dem Erdboden die mächtigen, ungemein dichtgestellten, dunkelgrünglänzenden Fiederwedel in stolzem Schwunge auszustrahlen, und zwischendurch schiebt mitunter ein Pittosporum sein sparriges Gezweig und seine lorberartigen, an der untern Seite weißlichen Blätter. Gelbblütige Malven (Hibiscus tiliaceus L.) schmücken lange Strecken weit die Ufer, dann breitet das Papyrusschilf, das in seinem kräftig aufstrebenden Schaft und der aus dünnen Fäden gewebten Schleierkrone ein Bild von Stärke und Zartheit in schöner Vereinigung darbietet, einen freundlichen hellgrünen Ton über die benachbarten dunkeln Gebüsche. Den Fluß hinab streichen pfeilschnell Segler mit karminrother Brust; schwerfällig kommt vom andern Ufer ein Pfefferfresser (besonders Buceros Hartlaubi und atratus) herübergezogen, um sich gleich wieder auf dem nächsten Äste niederzulassen; dort im Gezweig schnäbelt sich zärtlich ein Ibispaar (Ibis capensis), und überall schwirren kleine Eisvögel umher.

Die Uferböschung, die der Strom zu beiden Seiten leistenförmig aufbaut, wird allmählich höher und steiler. Stattliche Bäume streben empor, vor allen der Wollbaum und jene schon erwähnte ihm ähnliche Euphorbiacee; weniger oft dagegen erhebt nun die Oelpalme ihre Wedelkrone über die Wipfel der niedrigern Laubbäume. Im Unterholz sah ich Myrtaceen, Dracänen, blütenlose Jasmineen mit paradiesapfelgroßen, goldigbraunen Früchten und viele andere Sträucher, umrankt und durchschlungen von Passifloren und von immerblühenden Convolvulaceen, welche hier im Walde die Stelle der Vigna in den Savanen vertreten. Der Strom hat hier stellenweis die imposante Breite von sechs- bis siebenhundert Schritt und wälzt seine mächtigen Wogen mit Ungestüm dem Meere zu, daher unsere Stromauffahrt sehr langsam von statten ging.

Endlich landete ich sonnendurchglüht am linken Ufer. Auf der steilen Böschung stand eine kleine Hütte für die Waaren, welche aus der Nachbarschaft an den Strom gebracht und von hier zu Schiffe nach der Kuiluinsel hinabgeschickt werden. Es scheint, man hat den Versuch gemacht, eine größere Niederlassung zur

Vermittelung des Waarentransports hier zu errichten, wie wir solche höher am Fluß hinauf noch werden kennen lernen, denn der Wald war in einem ziemlich weiten Umkreis niedergeschlagen. Herrliche Nutzholzbäume lagen in Masse, verwesend und verfaulend, am Boden. Welch werthvollen Exportartikel könnten die kerzengeraden Stämme der Kuīluwälder abgeben, die man nur in den Strom zu werfen und auf ihm ans Meer zur Einschiffung hinabzuflößen brauchte! Auf wie lange Jahre würde das Fällen, Behauen und Fortschaffen der Bäume den Eingeborenen Arbeit und guten Verdienst gewähren!

Ich nahm zwei von den mit meinen Absichten vertrauten Krumānos mit mir, hieß die andern am Ufer meine Rückkehr erwarten, und ging ins Land hinein. Bald war der Wald durchschritten, und es öffnete sich wieder die Savane, aus deren Grasflächen hier Gebüsche in auffallend großer Zahl und von einer Höhe, welche die der gewöhnlichen Buschwälder weit übertraf, emportauchten. Schon nach dreiviertelstündigem Marsch erreichte ich das Ziel meines Ausflugs, das Dorf Bángo, die Residenz des mächtigsten und einflußreichsten M-fūmu des Landes, des Muénne (Herrscher, Fürst) M-pāmbo. Mein Besuch war ihm durch Senhor Reīs vorher angemeldet worden, doch hatte man mich nicht so zeitig erwartet. Ich zog durch das große, mehrere hundert Einwohner zählende Dorf bis zu der am Ende desselben stehenden Muānsa (portug. sombra), der nach allen Seiten offenen Empfangs- und Versammlungshalle. Hier wurde eben erst die noch von dem Feuer der letzten Versammlung her am Boden verstreute Asche mit einem trocknen Grasbündel weggefegt. Der kommenden Dinge harrend, setzte ich mich auf meinen dreifüßigen Feldstuhl und betrachtete das kunstvoll gearbeitete Dach, von dessen innerer First, wie ich schon in mehreren Muānsas bemerkt, ein Eulenkopf (n-fútukum) herabhing. Links von mir wurde eine Matte für meine beiden Begleiter ausgebreitet, zu meiner Rechten eine mit Kattun bedeckte niedrige Lade als Sitz für den Muénne hingestellt. Inzwischen waren die Dorfbewohner

in Menge herbeigeeilt. Männer und Kinder hockten außen um die Halle, innerhalb derselben in meinem Rücken hatten die Weiber, alte und junge, auf Matten Platz genommen. Die Vornehmen des Dorfs kamen einzeln herein, begrüßten mich durch Zusammenschlagen der Hände und eine leichte Kniebeugung und verließen dann wieder die Halle. Jetzt erschien der M-fümu selbst und ließ sich auf seiner Sitzlade nieder, ein großer, schlank und doch kräftig gebauter Mann von heller Hautfarbe und intelligenten Gesichtszügen, wie sie überhaupt bei den Bewohnern Bángos vorherrschend zu sein schienen. Am rechten Handgelenk trug er einen Lēmbe, den kunstvoll gearbeiteten Kupferring, der als Symbol einer unter außergewöhnlichen Umständen und mit ganz besondern Pflichten geschlossenen Ehe gilt; der seinige zeigte regelmäßige, in drei durch menschliche Gesichter von einander geschiedenen Abtheilungen sich wiederholende Figuren von halberhabener Arbeit. Oberhalb des Lēmbe saß noch ein glatter Eisen- und ein breiter Elfenbeinring, letzterer ein ausschließlich den M-fümu vorbehaltener Schmuck; auch den linken Arm und den rechten Fuß umschloß ein eiserner Ring. Sein ganzer muskulöser Oberkörper war nackt, denn die Kleidung bestand nur in einem Hüfttuch von Palmenbastzeug und einer Kappe (n-gündu n-sīda), beide schwarzgefärbt zum Zeichen der Trauer um den vor kurzem erfolgten Tod einer von seinen Frauen.

Obgleich der Muénne M-pämbo Portugiesisch verstand und sprach, bediente er sich, wie es das Ceremoniell bei einem öffentlichen Empfang in der Muänsa vorschreibt, in der Unterredung mit mir nur seiner eigenen Sprache. Durch einen der mit mir gekommenen beiden Neger wurden seine Anreden in das Portugiesische und ebenso meine Antworten in die Landessprache übersetzt. Er erkundigte sich nach meinem Ergehen und fragte, trotzdem ihn Senhor Reïs schon genügend über mich unterrichtet hatte, zu welchem Zweck ich in sein Dorf gekommen sei. Ich erwiderte kurz, mit seiner Erlaubniß wollte ich mich zwei Tage in Bángo aufhalten, und ich hätte keinen andern Zweck, als mir sein Land

anzusehen und etliche der hier wachsenden Pflanzen zu sammeln. Mein Dolmetscher vermittelte aber meine Antwort nicht wörtlich, sondern mit langen Zusätzen; er sagte, ich sei mit andern Weißen aus dem M=pûto gekommen (M=pûto nennen die Eingeborenen im engern Sinne das Heimatland der Portugiesen, im weitern das der Europäer überhaupt; selten sagen sie: Portugal, Inglaterra, Hamburgo als Name für Deutschland), weil wir so viel von ihrem Lande gehört hätten und es näher betrachten wollten; meine Gefährten in Tschinschóscho sammelten Thiere und Steine und machten Menschen auf dem Papier (Photographien), ich sei der „Suékabitijt"; dann machten wir Mokándas (Geschriebenes, Bücher) und schickten alles nach dem M=pûto, damit die weißen Brüder dort auch erführen, wie es hier aussehe. Er prach gegen fünf Minuten in jener den Palawer=Rednern eigenthümlichen monotonen recitirenden Vortragsweise. Die Endworte jedes längern Satzes wurden von den anwesenden Männern unter lebhafter Gesticulation im Chorus wiederholt, und auch der M=fûmu selbst stimmte mit ein. Letzterer hatte inzwischen Befehl gegeben, daß eine Hütte für mich hergerichtet werde, und wies mir nun einige seiner Unterthanen als Begleiter auf meinen beabsichtigten Ausflügen in die Umgegend zu. Ich verehrte ihm dagegen eine zu diesem Behuf mitgebrachte Flasche Genebra anizada (Anis=Wachholderbranntwein), die er mit Dank annahm. Damit schloß die feierliche Empfangsaudienz.

An meinem Schimbēk wurde noch gebaut. Man setzte eben unter dem auf Pfählen ruhenden Dach die zusammengenähten Wände ein; es zeigte sich dabei leider zu spät, daß sie nicht paßten, nämlich nicht lang genug waren, daher an jeder der vier Ecken eine breite Oeffnung ließen. Je bedenklicher mir diese Defecte erschienen, desto mehr Befriedigung gewährten sie der schaulustigen Menge, welche die Hütte, sobald ich eingetreten war, Kopf an Kopf umdrängte und durch die Lücken alle meine Hantierungen beobachtete. Erst als mein Moleque mir das preußische Militärkochgeschirr mit heißem Wasser gebracht, worin ich etwas Fleisch=

extract auflöste, und ich mich zum Essen hingesetzt hatte, zogen sich die Neugierigen zurück, denn jemandem beim Essen zuzusehen, verbietet den Eingeborenen aufs strengste die bei ihnen herrschende Sitte.

Nach Beendigung des einfachen Mahls hing ich mein Gewehr um, gab die Pflanzenmappe einem der mir von M-pāmbo überwiesenen Leute zu tragen, und ging mit ihnen in den nächsten Wald. Die Vegetationsformen, welche die Buschwälder der Savanen nahe an der Mündung des Kuīlu charakterisiren, fanden sich auch hier wieder, aber mit vielen neuen vermischt; die Bäume strotzten von kräftigster Laubfülle und ließen dem Unterholz, das in der Küstenregion so vorwaltend ist, kaum irgendwo das zu seinem Aufkommen nöthige Licht. Welch üppigen Blütenreichthum müssen sie entfalten, wenn befruchtende Regengüsse sich der Triebkraft des benachbarten Stromlaufs hinzugesellen! Wie dürftig erschienen mir dagegen die Thalwälder der Küste und selbst der Makūnga-wald bei Tschinschōscho! Nie habe ich mehr bedauert, daß unsere Station am Meeresstrande in der Savane errichtet wurde, und nicht in der Nähe des Kuīlu am Saum eines Waldes stand.

Mehrere Stunden schlenderte ich schauend und suchend im Walde umher; meine Mappe füllte sich immer mehr, und auch mein preußischer Brotbeutel mußte Exemplare einer Pflanzenart aufnehmen, die sich nicht gut in Papier einschlagen ließ, der mit ihren blutrothen Schuppenköpfen aus der Erde lugenden Thonningia sanguinea Hook., einer der seltensten Balanophoreen, von welcher ich später viele Exemplare nach Berlin schicken konnte, während sie bis dahin kaum in unsern Herbarien vertreten war.

Beim Nachhausegehen spürten meine Leute einen Schakal (Canis adustus) auf. Trotz noch sehr weiter Distanz nahm ich ihn aufs Korn, und es schien mir, als könne die Kugel ihr Ziel nicht verfehlt haben. Wir liefen in der Richtung meines Schusses zu der Stelle hin und suchten das erlegte Wild; aber vergebens, nichts war zu sehen, und schon wollten wir weitergehen, da ent-

deckte das scharfe Auge eines meiner schwarzen Begleiter das verendende Thier im Dickicht liegen. Es war, ein Weibchen, von meiner Kugel tödlich getroffen worden; nicht genug konnten die Eingeborenen über die Wirkung des weiten Schusses sich verwundern. Obschon das Fell, wie sich zeigte, werthlos und nicht zu brauchen war, hätte ich doch gern des Skelets wegen das Aas mitgenommen, allein die Leute weigerten sich entschieden, Hand daran zu legen; sie erklärten, der M-búlu sei tschīna, ebenso wie die Kabáka (Krähe), welche eben dort über die Savane flog.

Auf der Weiterwanderung jagte ich fast eine Stunde lang in sumpfigem Terrain einer großen gelbgefiederten Gralle mit unterseits weißen, am Flügelknochen schwarzgeränderten Schwingen nach, ohne mich ihr auf Schußweite nähern zu können. Erst gegen Sonnenuntergang langte ich wieder in Bángo und in meinem luftigen Schimbēk an. Hier wechselte ich zunächst meine ganz durchschwitzten Kleider, auch hierbei den Blicken der neugierigen Neger völlig preisgegeben. Als ich eben meine Toilette beendet hatte, trat der Muénne M-pāmbo ein, mir seinen Gegenbesuch abzustatten. Er beschenkte mich mit einem Huhn und sprach jetzt das gebräuchliche Negerportugiesisch. Wir unterhielten uns über mancherlei, versteht sich auch vom Wetter. Die jüngst verflossene Regenzeit hatte nicht die für das Gedeihen der Felder erforderliche Menge von Niederschlägen gebracht, und es herrschte infolge dessen harter Nothstand im Lande. M-pāmbo behauptete nun, aus dem Geschrei der Regenpfeifer zu wissen, daß wir binnen kurzem Regen zu erwarten hätten. Uebrigens zeigte er sich in allem, was er sprach, als einen Mann von Verstand und Ueberlegung, wohlbefähigt, falls er einst zur Herrschaft über das Reich berufen sein sollte, für die Wiederherstellung des so tief zerrütteten Staatswesens mit einigem Erfolg zu wirken. Eine durchgreifende und Dauer verbürgende Besserung der Zustände ist nach meiner Ansicht allerdings nur dann herbeizuführen, wenn eine fremde Culturnation jene Länder unter ihre Oberhoheit

nimmt und namentlich das Verhältniß der Weißen zu den Eingeborenen anders, für beide Theile ersprießlicher gestaltet.

Nachdem sich M-pâmbo wieder entfernt, servirte mir mein Moleque das Huhn, das er inzwischen als „beef de gallinha", d. h. zerstückelt und geschmort, zubereitet hatte. Ich trank noch eine Tasse Thee, sah eine Weile zu, wie draußen vor der Muânsa das schwarze Volk bei Trommelschall und improvisirte Lieder singend sich mit Tanzen belustigte, indem jeder einzelne unter seltsamen Körperverrenkungen unermüdlich immer auf demselben Fleck herumtrampelte, und begab mich dann in meine Hütte zur Ruhe. So ermüdet ich war, dauerte es lange, ehe der vom Tanzplatz dumpf herüberschallende Lärm mich zum Einschlafen kommen ließ, und schon um Mitternacht wurde ich durch lauten Wortwechsel unmittelbar vor der Thür meines Schimbĕk wieder geweckt. Ich rief den Moleque. Er erschien, doch mit ihm drängte sich eine abenteuerlich aufgeputzte Gestalt herein, ein am ganzen Körper gelb, weiß und roth bemalter, mit Federn, Häuten, Ziegen- und Antilopenhörnern behangener N-gánga. Ohne weiteres begann derselbe vor mir zu tanzen, in tollen Sprüngen drehte er sich unaufhörlich um sich selbst, sodaß mir vom Zusehen ganz schwindlig wurde. Endlich fragte ich den Moleque, warum der Kerl mich im Schlafe gestört, und was er denn mitten in der Nacht hier in meiner Hütte von mir wolle. Lachend antwortete mein Diener: „Que quiz? quiz agoa ardente, nada mais!" (Was er will? er will Rum, nichts weiter!). Um den nächtlichen Eindringling los zu werden, reichte ich ihm ein Glas Rum. Wirklich, nachdem er gewissenhaft ein paar Tropfen davon auf die an seinem Leibe hängenden heiligen Gegenstände gespien und dann das Glas ausgetrunken hatte, nahm er befriedigt seinen Rückzug.

Beim Erwachen am frühen Morgen vernahm ich ein verdächtiges Rauschen und Plätschern, und ein Blick durch die offene Wand zeigte mir, daß der Mucnne M-pâmbo richtig prophezeit hatte: der Regen fiel in Strömen vom aschgrauen Himmel, ein echter deutscher Landregen. Von dem Palmenblattdach meiner

Hütte stürzten wahre Gießbäche herab in die am Boden sich bildenden Wassertümpel, und jeder Windstoß spritzte mir die Regenstrahlen ins Gesicht, daß ich fröstelnd zusammenschauerte. Glücklicherweise gab es von dem Nachtfeuer her noch etwas Kohlen und Holz in der Hütte, woran ich mir heißen Thee in meinem Feldkochgeschirr bereiten konnte. In meine Behausung gebannt, schenkte ich jetzt den bunten Giebelwänden derselben nähere Beachtung; mit roth und schwarz gefärbter Moschinga in regelmäßigen, zierlichen Figuren beflochten, gaben sie ein neues Zeugniß für den schon oft von mir bemerkten Schönheitssinn der Neger, und ich konnte nicht umhin, das hübsche Muster in mein Skizzenbuch abzuzeichnen. Während ich noch damit beschäftigt war, erhielt ich zum zweiten mal den Besuch des Muénne M-pāmbo: eine um so höher zu schätzende Ehre, als sich bei dem anhaltenden Regen sonst niemand von den Dorfbewohnern auf die Straße wagte. Wenn auch der Eingeborene nicht das Naßwerden seiner Kleider zu fürchten braucht und im allgemeinen als Freund der Reinlichkeit dem Wasser durchaus nicht abhold ist, sucht er doch wenn irgend möglich dem Regen auszuweichen; denn seine Haut wird unangenehm davon berührt. Auch mein Moleque saß zusammengekauert und fröstelnd in sein dünnes Kattuntuch gehüllt am Feuer. Der Muénne M-pāmbo machte mir wieder ein Huhn zum Geschenk und meinte bezüglich des Wetters, der Regen werde heute sicher nicht aufhören, ja wahrscheinlich noch den ganzen folgenden Tag andauern. Mein ferneres Verweilen in Bángo wäre unter diesen Umständen zwecklos gewesen, und da ich überdies fürchten mußte, die Nässe könne einer Partie Pflanzen verderblich werden, die in meinem Quartier auf der Kuiluinsel noch ungetrocknet zwischen hygroskopischem Papier lag, entschloß ich mich kurz, baldmöglichst dorthin zurückzukehren. Sobald der M-fūmu gegangen war, packte ich meine wenigen Sachen sowie die hier gesammelten Schätze in eine wasserdichte Decke. Nachdem ich dann das inzwischen geröstete Huhn verspeist, begab ich mich zur Abschiedsaudienz nach der Muānsa.

Diesmal fand ich nur wenig Neugierige in der Halle versammelt, die Mehrzahl ließ sich vom Regen in ihren Schimbēks zurückhalten. Dagegen war der Muénne M-pāmbo von seinen Frauen umgeben. Auf meine Frage, wie viele Frauen er besitze, antwortete er mir, es sei tschīna, ihre Zahl zu nennen, deutete aber zugleich mit dem Finger auf sie hin, als wollte er sagen: zähle sie selbst! Ich zählte deren sechsunddreißig, doch mochten wol auch von seinem Vorgänger ererbte Frauen darunter sein. Beim Abschied trug er mir einen Gruß an Senhor Rēis auf, den er „bom branco“ (guten Weißen) nannte.

Unter noch fortwährend strömendem Regen trottete ich mit meinen beiden Schwarzen dem Flusse zu, bis zu der Stelle am Ufer, wo ich die übrigen Leute mit dem Boot zurückgelassen hatte. Sie lagen in der Hütte und schliefen. Von meinem Befehl geweckt, sprangen sie auf, ergriffen die Ruder, banden das Canoe los, und in rascher Fahrt glitten wir den Strom hinab zur Kuīluinsel, wo ich triefend vor Nässe in meinem Standquartier wieder eintraf.

X.

In Majómbe.

Vermildernd schien das helle Abendroth
Auf dieses Urwalds grauenvolle Stätte,
Wo ungestört das Leben mit dem Tod
Jahrtausendlang gekämpft die ernste Wette.

Lenau.

Am heißen Mittag des 9. September fuhr ich in Begleitung meines Wirths, Senhor Reis, von der Kuiluinsel ab zu einem Ausflug nach dem Waldlande Majómbe, das bis dahin nur von Einem Mitgliede der deutschen Expedition besucht worden war.

Unser sehr geräumiges, gut und fest gebautes Canoe machte heute seine erste Fahrt und wurde von mir „Kuilunymphe" getauft. Senhor Reis, mit den Bedürfnissen des Landes und Klimas genugsam bekannt, hatte sich dasselbe aufs bequemste und zweckmäßigste einrichten lassen. Ueber den größern Theil des Boots spannte sich ein je nach dem Stande der Sonne beweglicher Baldachin aus; darunter saßen wir beiden in Lehnsesseln von Korbgeflecht (ein Hauptexportartikel Madeiras und in jedem Hause an der westafrikanischen Küste zu finden), neben uns lag das nothwendige Handgepäck, und ganz in der Nähe kauerte mein Moleque, jedes Winks von mir gewärtig. Zwölf starke Ruderer nahmen die Querbänke ein, beaufsichtigt von dem am Stern auf einer kleinen Erhöhung stehenden Headman, einem erfahrenen, des Stromlaufs vollkommen kundigen Steuerer.

Wir hatten absichtlich die heißeste Stunde des Tags zur Abfahrt gewählt, weil wir die gerade zu dieser Zeit vom Meere einströmende Flut benutzen wollten, da durch einige in den letzten Tagen ungewöhnlich früh gefallene Regengüsse das Wasser des Flusses stark angeschwollen und daher die Fahrt gegen den Strom sonst sehr mühselig war. Von kräftigen Ruder- oder richtiger Paddelschlägen getrieben, schoß unsere Kuilunymphe über die grünliche Flut dahin, und bald verloren wir die Gruppen der Schwarzen, welche uns vom Ufer der Insel aus nachschauten, sowie diese selbst aus dem Gesicht.

Sehnsüchtig spähte ich zwischen den Köpfen der singenden Ruderer hindurch nach den ersten Laubformen am Ufer, aber noch herrschten unbeschränkt die stelzbeinigen verfilzten Mangroven; es ist als wolle die Natur ihre Schönheiten dem Fremdling hier erst nach langer Geduldprüfung erschließen. Endlich nahten wir uns dem Ende der Sumpfregion, deren schädlichen Einflüssen wir durch den Genuß eines kräftigen Maagbitters vorzubeugen suchten; am rechten Ufer verringerte sich die Dichtigkeit des Wurzelwerks, und vor uns erschien die Palmeninsel Tschitūmbu n-tōmbi. Sie dient nur niedern Thieren zum Aufenthalt, doch zeigten einige kleine Canoes mit Fischereigeräthen und die aufgestellten Netzzäune, daß Bewohner der gegenüberliegenden Ufer zeitweilig zum Fischfang herüberkommen. Am linken Ufer, wo der Fluß träger fließt und weiter hinauf brakisches Wasser führt, hielten die Mangroven länger an und gingen auch noch längs der N-tōmbiinsel ein Stück aufwärts; am nördlichen oder Tschilūnga-Ufer aber verschwanden bereits wieder die Pandanen und Dattelpalmen, und an ihre Stelle trat die Bordäopalme.

Im Laufe des Nachmittags ruderten wir an den Inseln Tschinyómbe, Tschisūlu und Tschibébe vorbei, die theils der Einmündung des M-pīle am Loango-Ufer gegenüber, theils eine kurze Strecke oberhalb derselben liegen. Einige Stunden aufwärts an dem M-pīle, einem sehr tiefen Flusse mit dunkelm, fast schwarzem Wasser, befindet sich eine Filialstation des holländischen

Handelshauses; noch weiter südlich soll dersebe mit Lagunen des Luémme in Verbindung stehen. Oberhalb der Tschibébe-Insel wurde der Kuīlu sehr breit, wol mehr als 700 Schritte; die große Wasserfläche, umrahmt von der bis dicht an die Ufer tretenden herrlichen Vegetation, machte mir einen imposanten Eindruck. Am Fuße der steilen Uferleiste zogen sich Mimosen- (M. asperata) und Cleomebüsche hin, in so dichten, lang ausgedehnten Beständen und von so gleichmäßiger Höhe, daß man eine unter der Schere gehaltene Gartenhecke zu sehen meinte; über ihnen schmückten Gramineen, Brillantaisien, Farnen und leuchtendblütige Clerodendren die Böschung, welche noch höher hinauf von prächtigen Laubbäumen aller Art gekrönt war. Leider ward ich in der Betrachtung dieser reichen tropischen Natur oft durch den sehr schmerzhaften Stich einer schwarzen Fliege gestört, deren Flügeldecken, wenn sie still sitzt, sich völlig übereinander legen.

Den ersten Halt machten wir bei Péle ma nänga, am rechten Mündungsufer des nördlich einströmenden M-nänga, um unsern fleißigen Ruderern eine kurze Rast zu gewähren und etwas Rum zur Stärkung an sie zu vertheilen. Péle ma nänga ist ein beliebter Halteplatz der Canoes, welche den Kuīlu herauf- oder hinabfahren; denn es wachsen hier am Ufer einiġe Capsicumsträucher, und die Frucht derselben wird von den Eingeborenen eifrig begehrt; in der That wirkt diese Pfefferhülse, obgleich sie anfangs wie Feuer brennt, mäßig genossen wohlthätig und Appetit erregend auf den Magen.

Mit frischen Kräften ruderten unsere Leute das Boot wieder vorwärts. Von neuem ließen sie auch ihren muntern Gesang erschallen, aus dem ich jetzt häufig den mir von den Eingeborenen beigelegten Titel „Suéka bitijt“, (frei übersetzt: der Vegetarianer) heraushörte. Mein der Sprache kundiger Freund erklärte mir, sie knüpften daran die Bitte, der Suéka bitijt möchte ihnen einen Affen für ihre Mahlzeit schießen. Zu meinem Bedauern konnte indeß der Suéka bitijt vorläufig ihren Wunsch nicht erfüllen; zeigte sich auch einmal eine Heerde leichtfüßiger Makakos, trotz

des Geräusches von unserm Boote, in der Nähe des Flußufers, so war doch die Distanz bis zu den Baumwipfeln, in welchen sie ihr lustiges Wesen trieb, immer viel zu groß, als daß ein Schuß aus meinem Jagdgewehr sein Ziel mit Sicherheit hätte erreichen können. Ueberdies haben die Affen, wie fast alles westafrikanische Wild, ein außerordentlich zähes Leben; wenn die Kugel nicht den innersten Lebensnerv des Thieres trifft, ist es unmöglich, seiner habhaft zu werden. Ja noch im letzten Todeskampfe klammert es sich an die Aeste und Zweige fest, und oft erst nach langer Zeit fällt der todte Körper vom Baume herab.

Gegen 7 Uhr abends, die Sonne war schon der Nacht gewichen, erreichten wir Mïdo, wo der nun wieder schmaler gewordene Fluß einen starken Doppelbogen ungefähr in der Form eines *S* beschreibt. An dem Endpunkte der untern Krümmung angelangt, hatten wir die Hälfte der Fahrt nach unserm nächsten Reiseziel zurückgelegt. Dieses Ziel aber war eine nach dem ganzen Landstrich ebenfalls Majómbe benannte Filialfactorei des Hauptetablissements auf der Kuïluinsel.

Wir landeten am linken Ufer, an einer Stelle, welche durch ein im Boden steckendes, mit weißgebleichten Ampullarien-Gehäusen behangenes Ruder als Landungsplatz oder „Hafen" bezeichnet war. Wenige Schritte brachten uns an die gewöhnlich von den hier Uebernachtenden benutzte Lagerstätte. Bald hatten die Schwarzen an den glimmenden Kohlen, die sie im Canoe auf einem Sandhaufen mitführten, ein prasselndes Feuer entzündet. Unfern davon, unter einem weitschattenden Baume breiteten Senhor Reïs und ich unsere Decken aus; wir sprachen mit gutem Appetit unsern Eßvorräthen zu, bestehend in kaltem Huhn, Brot, Butter, und eidamer Käse, und blieben dann noch bei einer Cigarre plaudernd sitzen, ehe wir uns zum Schlafen niederlegten.

Vor uns flackerten die rothen Flammen des Feuers unter einem dicht am Ufer stehenden Riesenstamm in die Höhe, nach der einen Seite Lichtblitze in das tiefe Dunkel des nächtlich stillen Waldes werfend und die mannichfachen Formen seiner Bäume

und Schlinggewächse in wechselnder Beleuchtung hervorhebend; nach der andern sich in den Wellen des Stromes spiegelnd, die unser dort angebundenes Canoe wie hüpfende Lichter umtanzten. Unmittelbar um das Feuer hockten im Kreise die schwarzen Gestalten unserer vierzehn Neger, stumm und lautlos jetzt, denn sie verzehrten ihre Abendmahlzeit; nach dem Takte wie auf Commando langte eine Hand um die andere in die gemeinsamen vier Kochtöpfe und von da gefüllt zum Munde; auch auf ihren muskelstrotzenden Leibern spielte die veränderliche Flamme in grellen Licht- und Schattenreflexen. Die ganze Scenerie, die magische, bald gedämpfte, bald hochaufflackernde Beleuchtung, die dem Auge das Bild ferner oder näher zu rücken schien, alles gemahnte mich an eins jener contrastreichen Höllen-Breughel'schen Teufelsgemälde.

Da plötzlich fuhr ein heftiger Windstoß durch die Laublücke des Uferrands in die brennenden Scheite, und im selben Augenblick hüllte uns eine dichte Rauchwolke ein. In den Bäumen begann es zu knistern und zu rauschen; einzelne schwere Tropfen fielen herab; „chuva, chuva!" (es regnet). Unbemerkt von uns hatte des Himmels strahlender Sternenschmuck sich hinter eine schwarze Wolkenhülle verborgen, die nun ihren feuchten Inhalt ausströmen ließ und den ganzen Horizont mit gleicher Schwärze überzog. Baldiges Wiederaufhören des Regens stand nicht zu erwarten, wir hoben daher kurz entschlossen das Bivuak am Lande auf und suchten Schutz in unserm Canoe. Hier wurden die ledernen Decken, die wir zum Lagern benutzt hatten, über das Gestell des Schattenbaldachins gespannt, um uns und das Gepäck, namentlich mein hygroskopes Pflanzenpapier möglichst vor Nässe zu wahren. Unsere Leute wickelten fröstelnd die dünnen, bald vom Regen durchtränkten Kattuntücher um ihre kräftigen Körperformen. Wir selbst waren zwar durch Kleidung und Regenmäntel besser geschützt, aber arg von Stechfliegen gepeinigt und wegen des vereitelten Schlafs in sehr unbehaglicher Stimmung. Eine Weile saßen wir so recht trübselig einander gegenüber. Dann

erhob sich Senhor Reis und meinte, es bleibe, um diesem unleidlichen Zustande ein Ende zu machen, nichts übrig, als daß wir trotz des Regens und trotz der nächtlichen Dunkelheit unsere Fahrt fortsetzten. Da ich mich ganz damit einverstanden erklärte, gab er den Ruderern Befehl, an ihren Posten zu gehen, und nachdem jedem ein Schluck Rum zur Erwärmung gespendet worden, stießen wir vom Lande ab.

So glatt wie am Tage ging die Fahrt nicht von statten; es war schwer, im richtigen Fahrwasser zu bleiben, und häufig rannten wir gegen einen im Strom versenkten Baumstamm oder auf eine der zahlreichen Sandbänke. Die Neger fürchteten sich, ein zufällig auftauchendes Flußpferd möchte das Canoe umstürzen und die Mannschaft ins Wasser werfen, was wegen der drei Arten von Krokodilen (C. cataphractus, vulgaris und frontatus), die den Fluß unsicher machen, allerdings unerwünscht genug gewesen wäre; darum begleiteten sie ihre schwere Ruderarbeit fortwährend mit lautem Gesang, der die plumpen Dickhäuter fernhalten sollte. Gegen Mitternacht aber schrien sie gar aus Leibeskräften, und auf mein Befragen nach der Ursache erfuhr ich von Senhor Reis, es geschehe, weil wir eben an der Flußpferdinsel, Tschitúmbu M-wúbu, vorbeiführen. Dieselbe, eine Geröllablagerung, blieb auf der nördlichen Seite von uns liegen, da zwischen ihr und dem rechten Ufer der Strom zu seicht ist, ja in der trockenen Jahreszeit gänzlich versiegt.

Allen Fährlichkeiten glücklich entgangen, erreichten wir um 2 Uhr morgens Káma Tschitúmbu, die Hundertinsel, so genannt weil hier früher viele kleine Inseln gewesen, die durch allmähliche Anschwemmung zu einer einzigen verbunden wurden. Die Versandung des rechten Flußarms schreitet immer weiter vor, und in nicht zu ferner Zeit dürfte sein Bett ganz ausgefüllt und diese Insel sowie Tschitúmbu M-wúbu, vielleicht auch Tschinyómbe und Tschisúlu mit dem Lande vereinigt sein. Aber auch im linken Arm wurde der Grund jetzt so felsig, daß wir unmöglich in der Dunkelheit weiter fahren konnten, daher an der nächsten

Haltestelle, Makāsu, nach einem am Ufer stehenden Colanußbaum (N=kāsu) benannt, wieder ans Land gingen. Wir fanden den Lagerplatz schon zum Theil besetzt. Leute aus dem Innern von Majómbe, die von den Bawīli, den küstenbewohnenden Loangonegern, „bushnigger“ genannt werden, hatten sich mit Mühe an dem feuchten Holz ein Feuer entfacht. Sie kamen uns sofort freundlich entgegen, mit der Einladung, uns zu ihnen zu setzen und die Reste ihrer Mahlzeit zu verzehren. Die Tugend der Gastfreundschaft habe ich als gemeinsamen Charakterzug bei allen Negervölkern, die ich kennen lernte, gefunden, und ebenso allgemein den Sinn für Reinlichkeit. In letzterer Beziehung bildeten nur einige Stämme im Süden des Congo und des Kuánsa, namentlich die Muschicóngo und Kissāmas seltene Ausnahmen von der Regel. Da der Dialekt der Majómbeleute oder Bajómbes von dem unserer Canoemannschaft nicht wesentlich abwich, so verständigten sich die beiden Parteien leicht, und bald kam ein lebhaftes Geplauder unter ihnen in Gang. Ich aber suchte von neuem nach dem vermißten Schlaf, der auch endlich trotz Regen, Hitze und Insektenstichen sich einstellte, doch leider, von phantastischen wüsten Träumen beschwert, mir wenig Erquickung gewährte.

Mit Sonnenaufgang stiegen wir zur Weiterfahrt in unsere Kuīlunhymphe. Das nächtliche Regengewölk hatte sich zertheilt, drüben im Nordosten jagten die letzten Wolkenfetzen am blauen Himmel dahin; goldiger Morgenschein streute Millionen funkelnder Thaudiamanten über den erwachenden Wald. So mismuthig ich erwacht war, geschüttelt von innerm Froste, meistens dem Vorboten des Fiebers: wie mit einem Schlage entschwand jedes Gefühl des Unbehagens, als die ersten Sonnenstrahlen in den Baumkronen blitzten; nicht satt sehen konnte ich mich an der unbeschreiblichen Pracht der verjüngten, regenerfrischten Natur, deren Formen- und Farbenreichthum ein erhebendes Gefühl dankbarer Andacht in mir wachrief.

Um 7 Uhr legten wir bei Mamānya ma=tāli an. Hier traten

zuerst Felsen, farbiger Quarzsandstein, am Ufer zu Tage, und außerdem ist der Punkt bemerkenswerth als letzter Durchbruch des Flusses durch das westafrikanische Schiefergebirge. Für dieses Gebirge, dessen Parallelzüge ostwärts im Innern sich bis zur Höhe von fast 400 Meter erheben, ist als Vegetationsform, dank den häufigern und constantern Niederschlägen aus der an den Höhen emporgleitenden und in ihrem Wehen über die heiße Küstenebene noch stärker gesättigten Seebrise, der Hochwald so charakteristisch, daß er ihnen eben den Namen Majómbe, Waldland, eingetragen hat. Der Name bezeichnet demnach nicht ein politisch, sondern nur ein geographisch begrenztes Gebiet, das sich in einem langen Streifen, im Osten durch Hochebenen geschlossen, von Norden nach Süden hindehnt. Während unsere Ruderer am Ufer Rast hielten, blieb mir Zeit, etwas tiefer landein zu gehen, wobei ich wahrnehmen konnte, daß gleich unterhalb Mamānya ma-tāli der Hochwald beginnt, genährt durch die Feuchtigkeit, welche von den hier schon einige hundert Fuß hohen Bodenerhebungen herabsickert.

Als wir wieder, dem nahen Reiseziel zusteuernd, im Canoe saßen, war ich so glücklich, dem Appetit unserer Ruderer nach Affenfleisch Befriedigung verschaffen zu können. Ich erlegte mit einem Kernschuß aus meinem Gewehr eine große Meerkatze, die sich beim Frühtrunk am Flußufer verspätet hatte. Das verendende Thier wurde ins Boot gebracht; es maß von der Schnauze bis zur Schwanzspitze 1,36 Meter. Wir fuhren nun zwischen enger zusammentretenden, höhern, waldgekrönten Ufern hin, passirten einen zweiten Durchbruch des Kuĭlu, eine senkrechte Felswand von grobkörnigem röthlichem Quarzsandstein, und landeten um 11 Uhr bei der Factorei Majómbe.

Das Haus liegt am rechten Ufer auf einem sandigen Abhang. Vor demselben angekommen, fanden wir es verschlossen. Der Verwalter der Factorei, ein Schwarzer, zugleich Händler und Dolmetsch, war, wie uns seine Leute sagten, schon seit mehreren Tagen abwesend; er litt an einem Fußübel und suchte

Heilung bei dem N-gánga milúngho eines weiter unten am Flusse gelegenen Dorfes. Senhor Reis ließ das Haus öffnen, dessen Wände aus Cypergras nur zwei Räume umschlossen: der eine diente als Waarenfetisch, der andere als Wohnzimmer. Wir quartierten uns darin ein, und bald steckten unsere Neger den abgebalgten Affen, der einem nackten Kinde schauderhaft ähnlich sah, zum Braten an den Spieß, während für mich und Reis mein Bursche das gewöhnliche beef de gallinha bereitete.

Gegen Abend machte ich einen Orientirungsgang um mein neues Quartier. Das kleine Halbrund, auf dem die Niederlassung stand, war erst vor kurzem durch Feuer und Axt dem Walde abgewonnen worden. Noch wurzelten zwischen den wenigen Negerhütten, die dazu gehörten, einige Baumruinen, deren wenn auch halbverkohlte Stämme dem Feuer und Eisen bisher hartnäckig widerstanden hatten. Andere der bezwungenen Giganten — ich maß einen solchen von etwa 62 Meter Länge — lagen umgestürzt und glimmend am Boden; man verbrannte sie nicht, sondern ließ sie ganz allmählich verkohlen, somit ein immerwährendes Feuer erhaltend. Mir kam dieses Fortglimmen der gefällten Stämme bei meinen Sammelexcursionen in der Gegend sehr zu statten, denn ich konnte an ihnen die Pflanzen dörren und das zum Präpariren nöthige Papier trocknen, wenn es vom Regen oder aus der Luft Feuchtigkeit angezogen hatte.

In der Nähe des Hauses fehlten nicht einige palmenähnliche Papawbäume und Bananen; die letztern waren von einer Größe, wie ich sie nur im Innern Angolas, innerhalb der Küstenregion aber selbst nicht in den feuchten Thalwäldern gesehen. Auf dem Hofe stolzirte ein zahmer Falke (gavião); der Vogel wurde mir später für meine Sammlung überlassen, er kam jedoch bei meiner Rückreise nach Tschinschóscho durch eine Sturzwelle um, mit welcher das erregte Meer ihn und seinen am Strande hingehenden Träger überschüttete. Einheimische schwarze Schweine und buntscheckige Ziegen liefen frei umher, besonders aber eine Menge Hunde, häßliche, zum Skelet abgemagerte Thiere, gelb und weiß

gescheckt, dünn behaart, mit schiefstehenden Augen, spitzer, etwas aufwärts gebogener Schnauze und dünnem Schwanz, wie die Schakale von scheuem und feigem Wesen. Aus dem Gehöft heraustretend, schlug ich einen Waldpfad ein, der mich, nachdem ich einen schmalen Bach auf einem dünnen Baumstamm überschritten, etwa tausend Schritt oberhalb wieder an das Flußufer führte zu einer zweiten, ebenfalls geschlossenen Factorei, einer Filiale des Schotten Findley, dessen Niederlassung der Kuĭluinsel gegenüber liegt.

Da wir den nächsten Tag noch eine mehrere Stunden weiter aufwärts gelegene Factorei besuchen wollten, beendete ich für heute meine Wanderung und ging das sandige Ufer entlang zum Quartier zurück. Auf dieser Uferstrecke fand ich später duftende Heliophytumstauden, ganz mit siegellackrothen Schildwanzen bedeckt und von einer rankenden Sapindacee, Cardiospermum Halicacabum L., dem Pa-úma Brasiliens, umschlungen, eine niedliche Alternanthera (sessilis R. Br.) und eine interessante Crucifere vom Nil (Nasturtium niloticum Boiss.).

Der frühe Morgen fand uns wieder in unserer Nymphe, im allgemeinen südöstlich stromauf fahrend. Die Ueppigkeit der Ufervegetation schien hier ihren höchsten Grad zu erreichen. Mit großer Schnelligkeit fließt der Strom in seinem enger gewordenen Bett von etwa 200 bis 300 Schritt Breite zwischen hohen Bergwänden hin, aus welchen eine Stunde oberhalb Majómbe am linken Ufer die pittoreske Felspartie Kāmbini n-gōtu hervortritt, die sich, aus röthlich-violettem Quarzsandstein bestehend, bis zur Höhe von etwa 150 Fuß erhebt. Von da an erweitert sich der Fluß wieder fast zu einem See, und statt der bewaldeten Inseln, wie in seinem untern Laufe, ragen bei niederm Stande Kiesbänke über den Wasserspiegel hervor. Um so überraschender ist der Anblick, welchen das bald darauf folgende Felsenthor von N-gōtu gewährt. Zwei senkrecht aus der Flut aufsteigende Wände von etwa 25 und 16—18 Meter Höhe bilden eine nur 8—9 Meter breite Pforte, durch welche der Strom seine Wassermasse

in rasendem Laufe hindurchzwängt. Die Spaltung des jedenfalls ursprünglich zu einem Block vereinigten Felsens muß durch Erderschütterungen bewirkt worden sein, lange bevor der Fluß sich hier sein Bett gewühlt hat, denn dieser würde zu beiden Seiten hinlänglichen Raum zum Weiterfließen gefunden, mithin nicht nöthig gehabt haben, den schroffen Steinwall zu durchbrechen. Unten, wo die Flut unaufhörlich mit rastlosem Ungestüm vorüberbraust, kann natürlich an den Wänden, die eine leichtgewellte, Ost-West fallende Schichtung zeigen, kein Pflanzenkeim sich anklammern. Höher hinauf aber wurzeln Gräser und Sträucher in den Fugen des Gesteins, und den Gipfel krönt prächtiger Baumwuchs. In den Felsspalten haust ein mit kastanienbraunem Fell bekleidetes Thier, dessen Namen mir Reis aus der Sprache der Eingeborenen ins Portugiesische mit lebre (Hase) übersetzte. Ich vermuthe, daß es ein Klippschliefer ist; eine Hyraxart, die ich später in den Felsen von M-püngu an dóngo fand, wurde von den dortigen Portugiesen auch lebre genannt.

Oberhalb N-götu, wo am linken Ufer der Lucúllu einmündet, hat das Wasser abermals die Breite eines Sees, und da der Strom hier zugleich eine scharfe Biegung von Ost bei Süd nach Nord bei Ost macht, so scheint es, wenn man stromauf fährt, als ob er mit dem Becken abschließe; doch wendet er sich bald zu seiner Hauptrichtung aus Nordost zurück. In dem Gesang der Ruderer, dessen Textworte mein freundlicher Gefährte, so oft ich darum bat, mir bereitwilligst verdolmetschte, klangen mancherlei Sagen wider, die sich an den Kuilu knüpfen, unter andern von einem Stein im Flusse, der mit dem wechselnden Wasserstande größer oder kleiner wird, und von einem Bach, dessen Wasser vergiftet ist. Jetzt kamen wir an einem riesigen schwarzen, von einer breiten hellglänzenden Quarzader durchzogenen Felsblock vorbei, der nackt und scharfkantig mitten aus der Flut emporsteigt. Die Neger nannten ihn „N-säo imbi“ (Böser Elefant). Während der Regenzeit soll schon manches Canoe durch die heftige Strömung gegen diesen Fels geschleudert und zerschellt worden

sein. Ueberhaupt bietet die Strecke zwischen N-gōtu und Kăkamuĕcke wegen des mit gewaltigem Druck zuthal sausenden Wasserstroms und wegen der häufigen Geröllablagerungen der Stromauffahrt große Schwierigkeiten. Kurz vor Kăkamuĕcke mußten wir dicht am Rande einer solchen Geröllbank hinfahren, um durch die so entstehende Reibung die Gewalt des Stroms, welche unsere Ruderkräfte nicht zu überwinden vermochten, möglichst zu mäßigen. Ich machte währenddem vergebliche Jagd auf Enten von der Größe unserer Wildente, mit chocoladenbraunem, an Hals und Kopf violettschillerndem Gefieder. Sie waren sehr scheu und schwammen in Völkern von 10 bis 20 Stück, flogen aber stets nur paarweise auf. Auch an den Chimpansen hätte ich gern meine Schießfertigkeit erprobt; eine Familie dieser interessanten Affenart, bestehend aus Papa, Mama und ihrem jungen Sprößling, ließ sich zwar in einem Baumwipfel blicken, aber in solcher Höhe, daß ich an dem Erfolg meines Schusses, zumal von dem schwankenden Canoe aus, zweifeln mußte. Indem ich noch überlegte, hatten alle drei mit tölpelhaften, nichtsdestoweniger aber raschen Kettersprüngen sich bereits ganz außer Schußweite gemacht.

Gegen 11 Uhr erreichten wir Kăkamuĕcke, die am weitesten ins Innere vorgeschobene Filiale des holländischen Handelshauses. Sie liegt am linken Kuĭluufer und wird von einem unter dem Agenten der Factorei Majómbe stehenden Dolmetsch, Namens Mampákko, verwaltet. Die Wände des Wohnhauses sind nicht aus Loangogras, sondern aus Maranteenblättern zusammengefügt. Während Reis mit seinem Beamten verkehrte, der hier hauptsächlich Gummi und Elfenbein von den Eingeborenen zu erhandeln hat, machte ich einen Gang durch den die kleine Niederlassung eng umschließenden Wald. Das Unterholz desselben, meist Scitamineen und Farnen, setzte mich durch seine fabelhafte Ueppigkeit in Erstaunen.

Nur ein paar Stunden währte unser Aufenthalt an diesem commerziellen Vorposten. Eine rasche Fahrt stromab brachte uns abends wieder nach Majómbe. Am andern Tage verließ mich

Reis, um zu seiner Kuiluinsel zurückzukehren; ich aber blieb, um noch weitere Excursionen in die Umgegend zu unternehmen.

Der Wald bot mir, wie schon bemerkt, nicht jene volle Ausbeute, die er in der eigentlichen Regensaison gewähren mag, wenn die starken Niederschläge im Verein mit der intensiv heißern Sonne alles pflanzliche Leben hervorlocken und zur vollkommensten Entfaltung treiben. Es fiel meist nur der in dieser schmalen Zone zu jeder Jahreszeit vorkommende feine Regen, der nicht den höchsten Grad des Blühens und Fruchttragens bewirken kann. Doch war für mich, den aus dem sandigen Küstenstrich plötzlich hier in das Waldland Versetzten, fast alles, was ich an Pflanzen fand, neu; ich hatte ein vollständig anderes Vegetationsgebiet vor mir mit bisher ganz unbekannten Arten und daneben nur wenigen, die mir in geringerer Ueppigkeit auch in der Littoralregion begegnet waren.

Ueberhaupt hat der Wald hier einen wesentlich andern Charakter als an der tiefer gelegenen Küste. Während dort das niedrige Buschwerk der Savane, in der trockenen Jahreszeit größtentheils blattlos und kahl, dem üppigen Bilde, das man sich von den Tropen macht, sehr wenig entspricht, die Waldungen in den feuchten Thalfalten aber zwar dicht und formenreich, doch mit ihrem sumpfigen Terrain, dem ineinander gewachsenen Unterholz und den alles umschlingenden Lianen meist unzugänglich sind, strebt hier ein säulenreicher Hochwald empor, dessen Riesenstämme von durchschnittlich 40 Meter Höhe und ebenso mächtigem Umfange der Umgarnung durch Schlingpflanzen sich entziehen, und der, wo nicht gerade ein Dickicht von Mansómbe, einer Scitamineenart, den Eingang versperrt, leicht passirbar ist, ja oft weite Durchblicke gestattet. Zum Schutz gegen die in den Bergen viel gewaltiger stürmenden Orkane senden viele dieser hohen Bäume, namentlich der Mafumeira, vom Hauptstamme ringsum stützende Pfeiler aus, die sich oft zu Wänden und zimmerähnlichen Räumen zusammenschließen; ihre mannichfach geformten Kronen aber wölben einen Blätterdom über den Niederwald, einen Wald über dem

Walde, aus dessen unerreichbarer Höhe balsamische Düfte von Orchideenblüten herabwehen oder schöne und seltene Früchte den verlangenden Blick des Forschers und Sammlers auf sich ziehen. Das Unterholz besteht außer verschiedenen Papilionaceen, Lorberarten und duftigen Rubiaceen zumeist aus ornamentalen Pflanzen, namentlich auch aus artenreichen Scitamineen und mit ihren zerschlitzten Blättern emporklimmenden Aroideen. Alle diese groß- und schönblätterigen Gewächse, in unsern Treibhäusern unter dem allgemeinen Namen Blattpflanzen gepflegt, entwickeln hier ihre Formen zur höchsten Vollendung.

Trotz des häufigen Regens machte ich von meinem Standquartier aus täglich größere oder kleinere Excursionen in die Wälder. Mitten im Walde stehen auf abgeholzten sonnigen Höhen kleine Dörfer der Eingeborenen. Ihre Hütten unterscheiden sich von denen der Küstenbewohner sowol in der Bauart wie im Material. Das Dach ragt hier an einer Giebelseite über die Wand hinaus und bildet, auf Pfählen ruhend, eine schattige Vorhalle. Die Wände werden aus Maranteenblättern errichtet, indem man mehrere Lagen zwischen senkrechten Stäben platt übereinander legt und sie mit dünnen Ranken an diese befestigt. In der Regel lehnen sich die Hütten an den Rand des gelichteten Waldes und umgeben kreisförmig die in der Mitte stehende Muansa oder Versammlungshalle. Im Innern bilden einige Matten, Fetischfiguren, meist auch ein paar Baumstümpfe, die als Sitz oder als Kopflehne des Lagers dienen, das ganze Meublement. Durch eine Klappe im Dach findet der Rauch seinen Abzug. Die Innenseite der Thür ist mit einem Geflecht aus verschiedenfarbigen Fasern oder mit einer buntgemusterten Matte bekleidet; desgleichen auch bisweilen das über der Thür befindliche Giebelfeld.

Mehrere dieser Walddörfer standen leer; Pockenepidemie, plötzliche Todesfälle und dadurch hervorgerufene Furcht vor bösem Zauber, besonders aber Hungersnoth infolge ausgebliebener Regen hatten die Bewohner daraus vertrieben. Noch jetzt war der Mangel an Nahrungsmitteln groß, und auch meine Mahlzeiten

wären auf den mitgebrachten Reis beschränkt gewesen, wenn ich nicht mit meiner Jagdflinte mir mancherlei eßbares Geflügel erbeutet hätte. Bei normalem Verlauf der Regenzeit sind die Ernten hier sehr reichlich; die zumeist angebaute Erdfrucht, der Manioc, gedeiht in dem fruchtbaren Waldboden ausnehmend gut und liefert sehr bedeutende Erträge.

Die Eingeborenen von Majómbe, die Bajómbe-Neger, sind wenig zugänglich, verschlossen, mistrauisch und schweigsam gegen den Weißen. Nachdem sie sich jedoch von meiner Harmlosigkeit überzeugt und gesehen hatten, daß ich mich nur damit beschäftigte, Pflanzen zu „essen", wurden sie zutraulicher, und ich habe am Lagerfeuer oder beim Luëlle, einer Art Lottospiel*), manches Stündchen mit ihnen verplaudert. Sie erzählten mir von den zwerghaften Abóngos, von den Milālumbīnde (Calebassenmenschen), die in großen Kürbisschalen leben sollen, den N-gāmitschita (Schwanzmenschen), den Mimfatingito oder Buátan niëto (Menschen, denen die herunterhängende Bauchhaut als Schürze dient), den Magamitu oder N-gāmbi tschilu (Großköpfen), den Mindāllamāssi (Wassermenschen), den Tschimbīndi (Hufmenschen) und mehr dergleichen Ausgeburten der Negerphantasie.

Der Gesichtstypus der Bajómbe entspricht noch weniger als der der Loango-Neger den bei uns allgemein verbreiteten Anschauungen; er zeigt bei vielen Individuen eine fast europäisch gebildete Nase und kaum bemerkbaren oder gar keinen Prognathismus. Europäische Waaren haben hier, ausgenommen Steinschloßgewehre, noch wenig Eingang gefunden. Zur Bekleidung werden einheimische naturfarben-gelbe oder schwarzgefärbte Bastzeuge verwendet. Nur einige Wohlhabendere und besonders junge Mädchen sah ich in bunte Kattune gekleidet; so die zwei Töchter des Maschibāngo von Kassangū, einem nördlich vom Flusse gelegenen

*) Ist wol identisch mit dem N-kēla der Angola-Neger, dem Mangala der Nubier, dem Uri der Peulhs, Fūlahs, Dscholófs, Mandingos und Kadsches.

Dorfe, welche den Vater bei einem Besuch, den er mir in der Factorei abstattete, begleiteten. Dieselben hatten sich außerdem, um ihre Schönheit in das vortheilhafteste Licht zu setzen, ihre Gesichter in ganz merkwürdiger Weise bemalt. Ueber die Stirn, etwas oberhalb der Augen, lief bis zu den Ohrmuscheln ein drei Finger breiter rother Streifen, während den Nasenrücken herab, jedoch die Nasenspitze frei lassend, und von da bis zu den mit Ringen behangenen Ohrläppchen sich ein grellgelber Streifen hinzog, das Kinn aber schneeweiß getüncht war. Rings um den Kopf schlangen sich mehrere fest angezogene Schnüre blauer Stickperlen, und eben solche umrahmten eine runde kahle Stelle auf dem Scheitel; am Hinterkopf bis zum Nacken war das starke Haar in künstlichen Figuren ausrasirt. Ich mußte beim Anblick dieser Bemalung, wie ich sie weder vor- noch nachher in so barocker Farbenzusammenstellung gesehen, unwillkürlich an die Fabel vom Stieglitz und den Farbentöpfen des Schöpfers denken und versäumte nicht, eine Skizze der beiden originellen Köpfe mit bunten Stiften in mein Tagebuch zu zeichnen, aus dem sie eben noch mir grell entgegenleuchten, als bedauerten sie mich ob meines Blaßgesichts.

Am 18. September begab ich mich wieder von Majómbe nach der Handelsstation Kăkamuĕcke. Dort angelangt, wurde sofort eine Streiferei durch den Wald unternommen, nachdem ich den rasch fließenden Mămibach, dessen Bett mit Quarzstücken angefüllt ist, überschritten hatte. Ich sah hier einen Wollbaum von mehr als 8 Meter im Umfang und kehrte abends mit reicher Jagdbeute, worunter auch mehrere Rollas (grüne Tauben), ins Quartier zurück. Eben wollte ich mich zur Ruhe legen, als ich durch helle, vom Fluß heraufschallende Stimmen wieder vor das Haus gerufen wurde. Es war ein Canoe mit Waaren für den Factor und Dolmetsch Mampákko von der Kuĭluinsel angekommen. Auch für mich befand sich ein Päckchen dabei, das zu meiner höchst angenehmen Ueberraschung ein mir von Senhor Reïs gesandtes Kistchen Cigarren enthielt.

Der folgende Tag war zum Besuch der etwa 8 deutsche Meilen Luftlinie von der Mündung des Kuïlu entfernten Búmina-fälle bestimmt. In einem gemietheten Canoe mit vier Ruderern fuhr ich stromauf, zuerst am Einfluß des Mămibaches, dann an dem des Nuľimba vorbei. Von da ab verändert sich das Flußbild. Am rechten Ufer erhebt sich die Felswand N-bündu ssängu von krystallinischem Schiefer, auf dem eine kleine Pflanze, Oxalis sensitiva wächst. Von hier ab strecken sich, meist vom Südufer aus, flache Steinbänke, oder besser Felsriegel, quer durch den Fluß, oft nur eine ganz schmale Durchfahrt offen lassend, und durch diese Engpässe zwängt der Strom sein Wasser mit solcher Gewalt hindurch, daß es kaum möglich schien, sie zu passiren. Dazu kam, daß mein Canoe, wie ich erst während der Fahrt bemerkte, äußerst schadhaft war; durch die nur nothdürftig mit Gras und Erde verstopften Risse und Löcher sprudelte jetzt überall das Wasser herein, und um die Zahl der Ruderer nicht zu vermindern, mußte ich selbst mich fortwährend mit dem Ausschöpfen beschäftigen, sodaß ich der Umgebung des Flusses keine Aufmerksamkeit widmen konnte. Von diesem Posten wurde ich indeß abgelöst, da zwei Ruder kurz nacheinander zerbrachen und nur eins in Reserve mitgenommen war. Den engsten Paß bildete die Steinbank Bissándi; wir konnten nur hindurchkommen, indem zwei von den Leuten die Klippenwand erkletterten und von da aus das Canoe zogen und schoben. Zwischen diesen Felsen gingen eben einige Weiber dem Fange von Ngõnje nach, krebsähnlichen sechsbeinigen Thieren ohne Scheren, aber am dritten (Vorder-) Beinpaar mit einer Art Krallen versehen. Mit einem derselben bereicherte ich mein Spiritusfaß, das kurz zuvor auch eine unterhalb N-bündu ssängu erlegte Bachstelze (Motacilla vidua) aufgenommen hatte.

Nun wurde das linke Ufer immer steiniger und steiler. An der schroffen Felswand Kámbini Búmina vorbeifahrend, gelangten wir sodann zu dem noch jäher etwa bis 42 Meter ansteigenden Búminafelsen. Ihm gegenüber fällt der Strom, aus einem etwa 20 Meter breiten Felskanal kommend, über niedrige Bänke in das

hier ein seeartiges rundes Becken von mehreren hundert Fuß Durchmesser bildende Flußbett. Etwas unterhalb des Falles am rechten Ufer, das zum Malēmbadistrict gehört, sah man die Hütten eines von seinen Bewohnern verlassenen Dorfs.

Ich fand die Scenerie eigenthümlich, aber bis etwa auf den Búminafelsen selbst keineswegs so großartig, wie ich erwartet hatte. Der Fall war nicht so bedeutend, daß wir die Stelle nicht mit einiger Anstrengung hätten passiren können. Allein in Anbetracht der schlechten Beschaffenheit des Canoes, und da es ja nicht in meiner Aufgabe lag, den Stromlauf weiter zu erforschen, entschloß ich mich zur Umkehr. Uebrigens würden wol auch meine Ruderer sich dem Weiterfahren entschieden widersetzt haben; denn sie hatten schon erklärt, es sei Tschīna, den Fluß über Būmina hinaus zu verfolgen, ja sogar unmöglich, da gleich oberhalb, bei Ssūnda, zwei Felsen so eng zusammenträten, daß jedes Fahrzeug, das die Durchfahrt versuchen wollte, zwischen ihnen zerquetscht würde. Ganz dasselbe erzählten die Eingeborenen früher vom N-gōtuthor; nachdem aber Senhor Reis in einem mit Krumānos bemannten Canoe den Paß ungefährdet durchschifft hatte, wurde nun die Mär auf Ssūnda übertragen.

Die Rückfahrt, einestheils zwar durch die Felsriegel erschwert, anderntheils aber durch das starke Stromgefäll beschleunigt, wurde in wenig mehr als einer Stunde zurückgelegt, während stromauf die etwa $1\frac{1}{4}$ deutsche Meilen lange Strecke drei Stunden Fahrt erfordert hatte.

In Kākamuēcke war unterdessen eine Karavane von Sīmalakúnjas und Bakúnjas eingetroffen, welche aus Yángela Gummi elasticum und Elfenbein zum Verkauf brachten und hier Gewehre, Pulver, Salz, ferner Spiegel, Schlösser, Löffel, Geschirr und andere europäische Waaren dagegen eintauschten.

Diese beiden Negerstämme unterscheiden sich in ihrer Körperbildung, soweit ich an den 20 Sīmalakúnjas und Bakúnjas bemerken konnte, insofern von den Bajómbe, als bei ihnen die Stirn mehr hervortritt und die Nase deshalb platter erscheint,

das Haar krauser und stärker und die Hautfarbe dunkler ist. Ihr Gesichtsausdruck erhält etwas eigenthümlich Wildes dadurch, daß sie sich die vier obern Schneidezähne abstoßen, in der That aber fand ich sie freundlicher und offener im Verkehr als die Bajómbe.

Die Leute kamen zum größten Theil aus dem Dorfe Yérga, das unter dem Mambúka Makája tschóngo steht.

Ich erstand von ihnen für das Ethnographische Museum in Berlin: ein strohgeflochtenes Halsband, ein Stirnband, eine viereckige rohgeschmiedete Nähnadel, schwarz und gelb carrirtes Bastzeug, einen eisernen Fingerring, einen kupfernen Ohrring und ein aus Baumwollfäden reihenweis um zwei Stäbe gehäkeltes Beutelchen. Neu war mir die Form der Tabackpfeifen, welche die Simalakúnjas rauchten; als Rohr diente die hohle Mittelrippe eines Bananenblatts, und darin steckte an dem dickern, geschlossenen Ende ein kleiner trichterförmiger Kopf aus Thon, oder blos aus einem oft erneuten Bananenblatt zusammengedreht. Aehnliche Pfeifen fand Schweinfurth bei den Monbuttus im Gebrauch. Das Kupfer beziehen die am rechten Kuīlu-Ufer wohnenden Simalakúnjas vom linken Ufer, aus dem zwischen dem Congo und Kuīlu gelegenen Bassúndilande, wo es bei den Dörfern Kadóndo, Tschimwoādo, Bajāka bīnda und Uélla, nicht weit von den Quellen des „Kuīs" (i. e. Tschiluángo) gewonnen wird.

Häufig hatte ich schon von dem Volk der Bantētsche oder Majollo reden gehört, das in dem von Yängela durch große Waldflächen geschiedenen steinigen Hochlande Schintētsche wohnen soll, und an der Küste bezeichnete man mir öfters Negersklaven als Bantētsche oder Majollo; sie sind an der Tätowirung des Gesichts (scratched face) kenntlich, indem über ihre beide Wangen von der Schläfe bis zur Nase schräglaufende Parallelschnitte sich hinziehen, wonach der Mandrilaffe, weil dessen Backen ähnlich gefaltet sind, auch Majollo genannt wird. Von den Simalakúnjas und Bakúnjas erhielt ich nun folgendes Itinerar für die Reise am linken Ufer des Kuīlu nach Schintētsche: Von Kāka-

muēcke aus nach dem in einem Bergkessel gelegenen Dorfe Dabīndu, durch das Dorf Tschitāba, Dorf Nūnsi am Kuīlu (auf der Karte zu Ad. Bastian's „Die deutsche Expedition an der Loangoküste" angegeben), dann über die Lofiāba-Berge (Fiābe-Kette Dr. Güßfeldt's) und über den jenseit derselben an ihnen entlang dem Kuīlu zufließenden starken Bergstrom Lobōmo (Lubōma Dr. Güßfeldt's), welcher bei dem Dorfe Tschipīni überschritten wird, immer nordostwärts nach M-pānda, Bikuīssi, an dem hohen Berge M-blāndum bāmba vorbei über den im Lande der Bajáka bamwoādu nordwärts strömenden M-pāssi-pāssi und durch das an seinem Ufer liegende Dorf Nīmwoāmba, das Dorf Tschimbessāti im Matāndi-District, über den Fluß Lowāku, durch das Dorf Somiāko unter dem Mangōyo Moānda, am Berge Taribūndo mit großer Höhle und dem Dorfe Tschikūlu vorbei durch Matschibángo kōlo diesseit der hohen M-bīndu-Bergkette, das unter dem Matschibángo massnángo in N-sīku stehende Dorf Sūku-massuángo, N-sīku in den M-bīndu-Bergen, auf deren höchstem Gipfel das Dorf M-pūndji liegt, durch das Dorf Schikussālu, Makāja-kotīna unter dem Mambūka Majābi in N-tōmbi, das Dorf M-būma, Schūku-schikāju, Mandíngu, Schikonāna, durch eine große Strecke dichten, unbewohnten Waldes nach Schintētsche.

Am dritten Tage kehrte ich nach der Factorei Majómbe zurück. Hier traf ich den Schotten Findley, der seine Handelsstation wieder eröffnet hatte und im Begriff war seine am M-nánga, einem Nebenfluß des Kuīlu, gelegene Filialfactorei M-búko zu besuchen. Er lud mich ein, ihn zu begleiten, allein ich verzichtete auf die gewiß hochinteressante Fahrt auf diesem flußpferdreichen Strome. Die fortwährenden Regen bedrohten nämlich meine Pflanzenpräparate mit völligem Verderben, wenn nicht schleunigst die nöthigen Vorkehrungen zu ihrem Schutze getroffen wurden Aus diesem Grunde beschloß ich, schon nächsten Tags mich wieder nach der Kuīluinsel zu begeben.

Den Nachmittag widmete ich noch einer botanischen Excursion.

Von zwei Schwarzen begleitet, setzte ich über den Fluß und durchstreifte den am linken Ufer sich hinziehenden Wald. Jenseit eines Bachs, dessen Wasser zwischen fetten Lehmufern lebhaft hinströmte, breitete sich eine Scitamineenlichtung aus. Ich hörte Geräusch und sah, wie mehrere der großblätterigen Stauden hin- und hergeschwenkt wurden. Was mochte darunter stecken? Mein Gewehr hatte ich nicht bei mir, nur ein Jagdmesser an der Seite. Doch rief ich den mir etwas vorausgehenden Leuten zu, sie sollten die Lichtung durchstöbern. „Sim, senhor, está um bicho dentro" (Ja, Herr, es ist ein Thier darin). Plötzlich knatterte und brach es durch das Blattdickicht, drei dunkle Körper schnellten empor, schwangen sich über den Bach auf das Ufer, an dem ich stand, stürmten an mir vorüber und waren, ehe ich sie betrachten konnte, tief im Waldesdunkel verschwunden. Gleichzeitig kamen meine beiden schwarzen Burschen schreiend und mit allen Zeichen des Schreckens und der Todesangst zu mir zurückgelaufen. „Ihr Feiglinge", schalt ich sie, „was fürchtet ihr euch so vor ein paar Chimpansen?" — „Não, senhor, não chimpanses, forão m-pũngus (Gorillas)" stotterten sie und konnten sich noch gar nicht beruhigen. Obwol der Gorilla, wenn er aufgescheucht wird, den Menschen angreifen soll, glaube ich doch, daß es ein überraschtes Gorillapaar mit seinem Jungen gewesen, denn Chimpansen können dem waldbewohnenden Neger kaum solchen Schrecken einjagen.

Andern Tags, 23. September, verließ ich Majómbe schon vor dem Morgengrauen, um bis zum Abend die Kuĭluinsel zu erreichen. Bei der Abfahrt hatte ich vergebens den Vorsteher der Factorei und dann meine Ruderer aufgefordert, mir zum Aufstauen des Gepäcks mit einer Fackel zu leuchten. Es mußte alles in der Dunkelheit abgemacht werden, denn sie beharrten dabei, es sei Tschina, daß man den Fluß mit einer Flamme beleuchte. Die Fahrt ging rasch stromab. Oberhalb des Landungsplatzes Makāsu am linken Ufer sah ich ein Canoe ganz übergeneigt auf der Seite liegen. Ich ließ heranrudern und erfuhr, daß es ein Schiff von Senhor Reïs war, das Salz und Gewehre nach Kākamuēcke hatte

bringen sollen. Nach Angabe der Mannschaft war es beim Passiren der Tschitümbu m-wübu-Insel von einem Flußpferde durchbohrt und umgeworfen worden, sodaß die ganze Ladung versunken sei.

Mochte nun wirklich ein Hippopotamos das Unglück verschuldet haben, oder, was mich wahrscheinlicher dünkt, das Canoe auf einen Baumstamm gerannt sein, und die Mannschaft blos deshalb an der ersten Version festhalten, weil sie als eine triftigere Entschuldigung des herbeigeführten Verlustes erschien, kurz, meine Ruderer wurden nun sehr ängstlich und witterten ein M-wübu in jedem begegnenden Stück Holz. Allerdings ist der unförmige, nur mit der Nasen- und Augenpartie aus dem Wasser ragende Kopf eines Flußpferds leicht mit einem Baumstumpf zu verwechseln. Indeß kam uns keins der gefürchteten Thiere nahe. Dagegen boten mehrere Krokodile von bedeutender Länge meinen Kugeln ein willkommenes Ziel, zum großen Gaudium der Leute, die jeden Treffschuß mit unbändigem Freudengeheul begrüßten und dadurch alles Wild auf Tausende von Schritten weit verscheuchten.

Bei Péle ma nänga erlaubte ich den Leuten, ans Land zu steigen und dort ihren Manioc zu verzehren, unter der Bedingung jedoch, daß sie kein Feuer anzündeten, weil dies zu langen Aufenthalt verursachen würde. Ich selbst war im Boot geblieben. Da sah ich in guter Schußdistance gegenüber der M-nänga-Mündung ein Flußpferd aus dem Wasser tauchen, eine röthlichgraue, riesige plumpe Masse. Gespannt warte ich auf den günstigen Moment zum allein tödlichen Schuß ins Auge, als seitwärts von oben herab ein Lichtschein mich blendet und ich gewahr werde, wie die Leute trotz meines ausdrücklichen Verbots eben dabei sind, auf dem hohen Ufer ein Feuer anzumachen. Ich wandte mich zwar sogleich wieder dem Flußpferde zu, das Thier war aber, wahrscheinlich die Gefahr merkend, bereits untergetaucht, und so hatte ich das Nachsehen. Erzürnt sprang ich die steile Böschung hinan, trieb oben die zusammenhockenden Neger mit einigen kräftigen „Malandros, negros" auseinander und warf die glimmenden Scheite in den Strom. „Nem fogo, nem comer, mas andar na canoa!"

(Weder Feuer, noch Essen, sondern fort mit euch ins Canoe!) Die ertappten Uebelthäter schlichen zum Fahrzeug hinab. Anfangs mit verbissenem Grimm, bald aber, wie gewöhnlich, über ihre Dummheit lachend, handhabten sie rüstig die Ruder, und ohne weitern Aufenthalt langte ich gegen 7 Uhr zum Jantar auf der Kuïluinsel an.

Bei Freund Reïs fand ich Briefe vor und die Nachricht, daß der englische Postdampfer, der unsere Correspondenz nach Europa vermittelte, binnen kurzem in Lándana bei Tschinschóscho erwartet werde. Um den Postabgang nicht zu versäumen, ordnete ich schnell mein Gepäck und machte mich am 27. September in aller Frühe auf den Rückweg nach Tschinschóscho. Tag und Nacht vorwärts eilend, wechselte ich nur in Ponta negra und Massäbe die Tipojaträger. Oft spritzten mir die Wellen ihren feuchten Schaum ins Gesicht; dagegen weidete ich nachts mein Auge an dem zauberhaften Leuchten des Meeres. Die ganze Nacht hindurch ließen meine Träger ihren eintönigen, dem Takt ihrer Schritte ensprechenden Gesang hören, und unvergeßlich hat sich die immer wiederholte, nicht übersetzbare Strophe: „Halé halé, hárrräkúta kánga, madjómma kå, båsukis, båsuá, mămé mamó, kunătim passié!" meinem Gedächtniß eingeprägt.

Nach vierundzwanzigstündiger Parforcetour war die Station Tschinschóscho glücklich erreicht.

XI.

Von Loango nach Angola.

Jenseits der grauen Wasserwüste
Wie liegt die Zukunft winkend da!
Freiligrath.

Im Beginn des Jahres 1875 verließ ich Tschintschótscho, mein so liebgewonnenes afrikanisches Heim, wie ich damals glaubte für immer, ohne eine Ahnung, daß ich dreiviertel Jahre später elend und leidend dahin zurückkehren würde. Ich hatte von Berlin den Auftrag erhalten, mich der Kassāndsche-Expedition anzuschließen, die von San Paulo de Loánda aus, der Hauptstadt der portugiesischen Colonie Angola, ins Innere gehen sollte. Um nach meinem Bestimmungsort zu gelangen, benutzte ich zunächst einen gerade von Lándana nach Banāna am Congo fahrenden kleinen Küstendampfer der Afrikaanschen Handelsvereeniging. Am 15. Januar traf ich, in Gesellschaft einiger dem großen holländischen Geschäftshause angehöriger Holländer und Portugiesen, an Bord dieses Fahrzeugs, des Noordkapers, ein.

Noch rasselte an der Backbordseite die Kette der Dampfwinde auf und nieder, welche die schweren Palmölfässer mit der Devilsclaw (dem Teufelshaken) heraufzog, während an der Steuerbordseite ein kleinerer Krahn in Thätigkeit war, die in einem schaukelnden Boote aufgestapelten Säcke voll Palmenkernen einzunehmen. Hier in Lándana, wie schon in der Bucht von Clarence Cove auf Fernando Po und in einigen andern Häfen, beobachtete ich eine eigenthümliche Art, die Ladung an die wegen starker Kaléma oft weit draußen im Meere ankernden Schiffe zu bringen.

Anstatt sie in Surfbooten durch die Brandung hinüberzuführen, rollt man die Palmölfässer, nachdem sie mit zähen Lianenstricken wie mit Reifen fest umschnürt worden, vom Strande ins Meer und verbindet sie sämmtlich durch eine sehr starke eiserne Kette, doch so, daß jedes Faß für sich zwar Spielraum genug hat, aber nicht mit dem vor oder dem hinter ihm schwimmenden zusammenstoßen kann. Jenseit der Brandung und der Kalémabrecher hält bereits ein wohlbemanntes Boot, an dessen Stern das Ende der Verbindungskette mit Tauen befestigt wird, und dieses schleppt nun die lange Tonnenreihe durch den Schaumgürtel der heftig anprallenden Wogen. Trotz der eisernen Kette würden jedoch die Tonnen von der Gewalt der Brandung an- und durcheinandergeworfen werden; es muß daher jede von zwei Mann begleitet sein, welche sie, selbst mit den wuchtigen Wassermassen ringend, in der Reihe und Richtung zu erhalten haben. Es war ein interessanter Anblick, vom Verdeck des Schiffes aus zu sehen, wie die athletischen Gestalten der meerliebenden Kruneger mit den ihrer Obhut anvertrauten Tonnen bald hoch oben auf dem Kamm einer Welle erschienen, bald vom weißen Gischt umtost in der Tiefe verschwanden, wie sie dann wieder emportauchten, vielleicht ein Stück zurückgeworfen, vielleicht eine kleine Strecke vorwärtsgekommen, und gegen eine neuherandrängende Woge den gleichen Kampf aufnahmen. Als der Brandungsgürtel glücklich überwunden war, fuhr das Boot, die Fässer im Schlepptau nach sich ziehend, durch das ruhigere Gewässer langsam ans Schiff, wo die schwimmende Ladung unmittelbar aus der Meerflut an Bord gehoben wurde. In Häfen mit felsigem, von Klippen durchsetztem Grunde ist dieses Verfahren natürlich nicht anwendbar, weil die Gefahr zu groß ist, daß die Fässer von den Wellen auf den harten Grund oder an scharfe Klippen geschleudert und in Stücke zerschellt werden. Hier muß man die Ladung in Booten ans Schiff befördern, wobei aber oft, zumal bei sehr heftiger Brandung, Menschenleben auf dem Spiele stehen. Wenige Tage vor einem meiner Besuche in Massäbe waren drei Ruderer, deren Boot in

der Kaléma umschlug, von den herausstürzenden Oelfässern zerschmettert worden. Doch was thut's? Das Leben eines Negerknechts gilt in Afrika nicht so viel wie ein Faß Palmöl!

Endlich donnerte der Noordkaper seinen Abschiedsgruß zum Lande hinüber, und krachend gab ihn das Echo von den Felswänden des Lándana-Point zurück. Zum letzten mal schwenkte ich meinen Hut nach den grauen, nur noch an der darauf wehenden deutschen Flagge und den weißen Wänden der Nachbarfactorei erkennbaren Dächern von Tschinschóscho, dann wandte ich meinen Blick nach Süden, der Zukunft entgegen.

Schon ehe die Sonne gesunken war, breiteten leichte Nebel einen Schleier über die Ufer; trotz der klaren, sternhellen Nacht blieb mir der Anblick der Küste von Malémba und Kabinda versagt. Ich legte mich, in eine wollene Decke gehüllt, an Deck nieder und ließ mich vom Plätschern des Meeres und dem Fauchen der Dampfmaschine in Schlaf lullen. Als ich am Morgen erwachte, waren wir so weit von der Küste entfernt, daß ich selbst mit meinem Glase kaum deren rundliche Contouren entdecken konnte. Gegen Mittag aber dampfte der Noordkaper landwärts, er näherte sich dem Ziele seiner Fahrt.

Die Halbinsel Banāna (6° 1′ südl. Br.) umfaßt in einem weiten Bogen, dessen Südspitze French Point bildet, das rechte Mündungsufer des Congostroms, und bietet so an ihrer Ostseite einen vorzüglichen Hafen von etwa 22 Faden Tiefe. Doch erfordert die Einfahrt in denselben große Vorsicht, da man zwischen der südlich von French Point sich hinziehenden Stellabank und der Südspitze der mit der Halbinsel parallel laufenden Dialmathbank hindurchpassiren muß. Unsere Fahrt ging glücklich von statten; wir steuerten südostwärts der breiten Mündung des gewaltigen Stromes zu, wandten uns dann plötzlich direct gen Osten, zuletzt noch einmal gen Nordnordwest, und warfen unter dem Bollwerk am Ostrande der Halbinsel die Anker aus.

Vom Meere her erschien der Strand als eine kahle Sandfläche, auf der kein Baum, kein Strauch zu sehen war; jetzt

entfaltete sich vor meinen Blicken ein höchst mannichfaltiges belebtes Bild. An den drei Werften des Hafens lagen zahlreiche Schiffe, vom stattlichen Vollschiff bis zur kleinen Launch, und eine Menge Arbeiter waren mit Löschen und Laden, mit Reinigen, Abputzen und Kalfatern der Fahrzeuge beschäftigt. Magazine, Oelküchen, Wohnhäuser umsäumen in langer Reihe das Ufer. Der Boden ist freilich trockener Sand, auf dem kaum hier und da in den geschlossenen Höfen ein Orangenbaum sich kümmerlich ernährt.

Unmittelbar am French Point steht die der französischen Firma Regis gehörige Factorei Rotterdam. Weiter nördlich gelangt man zu der Niederlassung des großen holländischen Hauses Kerdyk und Pinkoff. Das Hauptgebäude derselben enthält die Comptoire der Afrikaanschen Handelsvereeniging und ist zugleich, wie das Wappenschild über der Hausthür verkündet, der Sitz des königl. niederländischen Consulats. Eine Tafel über dem Eingange zum Hofe trägt die sonderbare Inschrift: „Hospedagem aqui não ha.“ (Hier wird keine Gastfreundschaft gewährt.) Allein der Reisende hat diese scheinbar so unfreundliche Zurückweisung schon öfter in den Factoreien an der Küste gelesen und wird sich durch sie nicht von dem Eintritt abhalten lassen; er weiß, daß sie nur den para malandros, Taugenichtsen und Abenteurern gilt, die sich ohne Lohn und Brot lungernd herumtreiben.

Banāna ist neben San Paulo de Loánda der Hauptcentralpunkt für den Handelsbetrieb der Holländer an der Küste Westafrikas, ihr hiesiges Etablissement daher das bedeutendste und umfangreichste. Zu Hunderten zählt hier das in den Comptoiren und Magazinen, in den Werkstätten und am Hafen beschäftigte Personal, Weiße, Mulatten und Schwarze; von früh bis spät hört man das Pochen und Hämmern der Böttcher, der Zimmerleute, der Schmiede; die Hütten der Krumānos und Kruneger, die als Arbeiter im Dienste der Factorei stehen, bilden fast eine Stadt. Gegen Abend versammelte sich alles zum gemeinsamen Mahl unter der weiten Veranda des Hauses. Weiße und Farbige

durcheinander, saßen an einer Tafel die Handwerker und Arbeiter, an einer andern, welcher der Generalagent präsidirte, die Comptoiristen, Magazinverwalter, Aufseher und die eben anwesenden Beamten aus den Filialfactoreien der Firma.

Indem mein Blick die Doppelreihe der tafelnden Holländer, Portugiesen, Engländer, Franzosen und Deutschen überflog, gewahrte er manches Gesicht, dessen gesunde Farbe verrieth, daß der Mann erst vor ganz kurzem aus Europa angekommen, die meisten aber waren bereits mehr oder weniger von dem verzehrenden afrikanischen Klima angekränkelt, und nur einzelne wetterharte, fast mumienhaft ausgedörrte Gesichter mit tiefliegenden, etwas müde blickenden Augen zeugten zugleich von jahrelangem Aufenthalt an der Küste und von größerer Widerstandskraft gegen ihre verderblichen klimatischen Einflüsse.

Den Anlaß, warum so viele Bedienstete von den verschiedenen auswärtigen Factoreien des Hauses sich hier in Banāna zusammenfanden, gab der Umstand, daß der gegenwärtige Generalagent Herr Pape eben erst seinem Vorgänger auf diesem Posten gefolgt war, und nun die Unteragenten herbeikamen, den neuen Chef zu begrüßen und ihm ihre Wünsche, die der vorige vielleicht unbeachtet ließ, ans Herz zu legen. Ein neuer Chef pflegt auch alsbald mannichfachen Wechsel in Besetzung der untern Stellen anzuordnen; mit Furcht oder Hoffnung sah daher jeder dem Entscheid über seine nächste Zukunft entgegen, und eine gedrückte, ängstliche Stimmung lag über dem Kreise ausgebreitet. Mit Einem Schlage glättete sich aber jede Stirn, als nach aufgehobener Tafel ein Holländer, ein höchst liebenswürdiger Gentleman (er hat später, wie ich mit herzlichem Bedauern erfuhr, bei einem Besuch in der Heimat seinem Leben gewaltsam ein Ende gemacht), sein großes schönes Harmonium zur Hand nahm und mit wirklicher Kunst meist volksthümliche deutsche Weisen darauf vorzutragen begann. Die Musik verfehlte auch hier an den Ufern des Congo ihre erheiternde Wirkung nicht; mir aber klangen die wohlbekannten

Melodien, die mein Ohr so lange nicht vernommen, wie trauliche Grüße aus der fernen Heimat.

Bei der Ueberfüllung des Hauses mit Gästen mußte zum Nachtlager jeder irgend verfügbare Raum benutzt werden. Ich wurde in ein Magazingebäude einlogirt, in welchem neben den aufgestapelten Waaren mehrere kleine Gelasse zu Schlafstellen eingerichtet waren, und das man, weil oft die verschiedensten Nationalitäten darin beisammen wohnten, mit dem Namen „die Republik" bezeichnete. Müde legte ich mich auf mein Lager. Allein vergebens sehnte ich den Schlaf herbei. Durch das durchlöcherte Mosquitonetz drangen Scharen der geflügelten Quälgeister ein, leise singend zogen sie bald fern, bald nah ihre Kreise um mich, und bald waren Hals, Hände und Füße mit ihren Stichen bedeckt. Als ich endlich doch in einen Halbschlummer gesunken war, weckte mich wieder ein pfeifendes Gequiek. Zugleich lief mir etwas über die Füße, die Brust, ja auch über mein Gesicht. Huh! Ratten!! Entsetzt sprang ich auf und zündete Licht an, in der Hoffnung, durch den Schein der Flamme die Bestien zu verjagen. Aber nur noch zahlreicher sammelte sich das Heer der langgeschwänzten Thiere, einer weit größern Art angehörend als unsere Hausratte und gleich der Wanderratte mit einem dunkeln Streif über den Rücken gezeichnet. Einige kletterten an den Wänden empor und sprangen von dort auf den Tisch, wo sie an dem Stearin der brennenden Kerze zu nagen begannen; und nachdem ich das Licht, damit es ihnen unerreichbar sei, auf die hohe Seite eines Blechkoffers gestellt, machten sie wieder meinen Körper zu ihrem Tummelplatz. Kein Schlagen, kein Stoßen und Strampeln vermochte die Unholde abzuwehren; ebenso wenig ließen die aus allen Falten der Decke herabschwirrenden Mosquitos sich durch den Dampf meiner Cigarre verscheuchen, und so blieb mir nichts übrig, als den Siegern die Walstatt zu überlassen und mich ins Freie zu retten.

Eine Zeit lang promenirte ich vor der langen Front der „Republik" auf und ab, dann schlenderte ich, durch die schöne Nacht verlockt, weiter bis zur Südspitze der Halbinsel, wo der

Congo seine Wassermassen in den Ocean wälzt. Hier stand ich an der Pforte zum Herzen von Afrika, an jener Pforte, die schon so viele Tapfere im Dienste der Wissenschaft durchschritten hatten! Alle waren sie entweder auf dem Forschungsfelde der Ehre gefallen, oder nach aufreibendem Kampfe gegen die unbesieglichen Schwierigkeiten des Vordringens zur Umkehr genöthigt worden. Woher kamen die Fluten des Stroms? Von Südost oder Nordost? Was war an den Erzählungen der Bafióte von Loango, daß der Kuïlu, der Luémme, der Tschiluángo alle aus Einem großen Strom im Innern, dem Congo, Bänge oder Lualáli fließen. Was an Bowdich's Vermuthung, daß bei Tanyan der Ogōwe sich mit dem Congo vereinige? Das Rauschen des gewaltigen Wogenschlags gab keine Antwort auf meine Fragen; wie der heilige Nil war auch der an der Westküste Afrikas mündende Riesenfluß ein uralt Geheimniß. Und auch als ein Jahr später, am 14. Februar 1876, einer meiner Expeditionsgefährten in Lándana den von seiner berühmten Reise „quer durch Afrika" zurückkehrenden Colonel Cámeron sprach, konnte dieser kühne Forscher keine andere Auskunft geben, als daß er annähme, der Luálawa bei Nyangwé sei der Oberlauf vom Congo des Westens. Erst dem glücklichern, thatkräftigen Amerikaner Stanley, dem „Bismarck der Afrikaforschung", wie ihn Petermann treffend nennt, blieb es vorbehalten, die disjecta membra aller seitherigen Forschung vereinigend, das Mysterium wirklich zu lösen und den Lauf eines der mächtigsten Stöme der Welt, der nächst dem Amazonas das größte Flußgebiet (nach Petermann 59000 deutsche □Meilen) umfaßt, endgültig festzustellen.

Zu der Factorei zurückgekehrt, hatte ich noch Gelegenheit, in einem der Höfe einen Haufen Musolóngoneger (Mussoróngho) zu beobachten, die jeden Morgen ihre in der vielverzweigten Deltaniederung des Congo aufs üppigste gedeihenden Feldfrüchte hierher zum Verkauf bringen. Dann mußte ich mich mit dem Ordnen meines Gepäcks beschäftigen. Herr Pape hatte mir nämlich am gestrigen Abend mitgetheilt, daß er heute in Begleitung einer Anzahl seiner Beamten mit dem kleinen Küstendampfer Zaire nach

San Paulo de Loánda abreise, und mir einen Platz auf demselben angeboten, falls ich mich mit 3 bis 4 Quadratfuß Raum begnügen könne. Aus Sparsamkeitsrücksichten nahm ich, statt auf den englischen Postdampfer zu warten, seine Einladung an, obgleich ich nicht ohne Besorgniß, die sich später nur zu begründet erwies, mich dazu entschloß, mein Expeditionsgepäck, drei große Kisten, in Banāna zurückzulassen.

Der Zaire, ein Fahrzeug mit unverdeckter Maschine, hatte seine Ladung bereits eingenommen. An Passagieren befanden sich, die Bedienungsmannschaft ungerechnet, 16 an Bord, und da niemand in der niedrigen backofenheißen Cabine aushalten mochte, ging es auf Deck entsetzlich eng her. Ich genoß indeß als Gast des Herrn Generalagenten den Vorzug, die Bank auf dem Cabinendach mit ihm theilen zu dürfen, sodaß ich doch meine Lage von Zeit zu Zeit ändern konnte, ohne von meinen Nachbarn mit Fußtritten und Rippenstößen regalirt zu werden. Trotz aller Unbequemlichkeit herrschte übrigens eine recht heitere Stimmung; Scherzworte in verschiedenen Sprachen flogen hinüber und herüber, als das Schiff den Ankerplatz verließ und gen Südwesten abdampfte.

Auf der Fahrt quer durch die 1½ deutsche Meilen breite Strommündung, in der Mitte derselben, etwa an der Stelle, wo die 1875 von Medlycott und Flood an Bord des Spiteful gemachten Aufnahmen eine Tiefe von 510 Faden angeben *), schöpften wir Wasser, das durch Filtriren ganz trinkbar wurde. Nach beinahe einer Stunde passirten wir den Scharkpoint (Haifischspitze), das nördliche Ende der Antonio-Landzunge, welche, von Südwest nach Nordost verlaufend, die linke Seite des Raphaelcreeks und zugleich die Spitze vom südlichen Ufer der Congomündung bildet. Die Westseite dieser Landzunge scheint eine ebenso kahle Sandwüste zu sein wie die der Banānahalbinsel. Hierauf folgten Turtlebai, der Turtlepoint und der Padrāopoint. Auf letzterm,

---

*) Vgl. Dr. Petermann's „Geogr. Mittheilungen", 1877, Tafel 16.

welchen Petermann statt des Sharkpoints als die äußerste Südspitze der Congomündung bezeichnet, wurde von den Portugiesen zum Andenken an die Entdeckung des Congostroms durch Diego Cão (1485) ein Steinpfeiler (padrão) errichtet, wovon das Cap seinen Namen erhielt.

In einem flachen Bogen vorwärtsdampfend, verloren wir bald die röthlichen Ufer südlich vom Congo aus dem Gesicht, und mit einbrechender Dunkelheit erreichten wir, am Vesuviusshoal vorbei, Mängue grande, wo das holländische Haus eine Filialfactorei hatte. Um bessere Nachtruhe zu finden als auf dem Schiffe, ging ich mit einigen andern Herren in Begleitung des Generalagenten an Land. Doch wieder sah ich meine Hoffnung getäuscht. Ich hatte zwar diesmal keine Rattenattake zu bestehen, aber die grausamen Mosquitos und ein von den Lagunen her wehender heftiger Landwind, der sich in der Nacht erhob, brachten mich um den ersehnten Schlaf. Morgens kehrte ich verstimmt und unwohl an Bord zurück. Der Zaire dampfte weiter nach Süden. Am Gestade, das wir immer in Sicht behielten, wechselten jetzt häufig schroffe Wände von ansehnlicher Höhe mit flachern Strecken ab. Die Vegetation schien mir, soviel sich aus der Entfernung wahrnehmen ließ, kaum weniger trist und spärlich wie die an der Loangoküste.

Am Nachmittage ankerten wir vor Ambrisétte (7° 18′ südl. Br.), welchen Ort die Portugiesen schon lange gern ihrer Colonie Angola einverleibt hätten, wenn nicht England stets eifersüchtig dagegen Einspruch erhöbe. Auch hier besitzt das holländische Haus eine Factorei, und mehrere von den Reisegefährten gingen an Land, um mit dem dortigen Agenten, einem Deutschen, Geschäftsangelegenheiten zu besprechen. Der Zaire wartete jedoch deren Zurückkunft an Bord nicht ab, sondern setzte seine Fahrt die ganze Nacht hindurch fort, bis wir andern Tags, den 19. Januar, Ambr̄s, den nördlichsten Ort der portugiesischen Colonie Angola, erreichten. Unser Schiff mußte von hier nach Ambrisette zurückfahren behufs Abholung der gestern dort an Land gegangenen

Herren; wir zogen darum alle vor, uns ans Ufer setzen zu lassen. Am Landungsplatze stand ein schwarzer Zollbeamter mit einem aufgeblasenen, unverschämten Bulldoggengesicht, der erste officielle Vertreter der portugiesischen Colonialregierung, den ich zu sehen bekam. Er erwiederte weder meinen Gruß, noch ließ er sich herab, meine Reisetasche zu visitiren oder mich nur zu fragen, ob sie Steuerpflichtiges enthalte. Auf einer gut unterhaltenen aber steilen Straße, die sich hinter den wenigen unmittelbar am Strande stehenden Häusern an einer Felswand emporwindet, stieg ich zur Stadt hinauf. Schon in diesem äußersten Grenzorte der Colonie begegneten mir deportirte Sträflinge aus dem Mutterlande; sie arbeiteten hier an der Ausbesserung der Straße. Oben fand ich im Hause des holländischen Agenten bequeme Unterkunft und gastliche Pflege, die mir bei meinem Unwohlsein — ich litt schon seit Mangue grande an Dysenterie und leichtem Fieber — besonders wohlthat.

Ambris (7° 53′ südl. Br.) war nebst dem Gebiet bis nördlich zum Congo Portugal verloren gegangen und kam erst 1855 wieder in dessen Besitz. Die Bai, an welcher der Ort liegt, bietet sichern Schutz vor Stürmen, Brandung und Kaléma und bildet daher einen vorzüglichen Hafen. In dieselbe mündet oberhalb des Orts der kleine Fluß Lódsche (portug. Loge) oder Bámba, der die Nordgrenze der portugiesischen Besitzungen in Westafrika bezeichnet. Bei klarem Wetter sieht man in der Entfernung von 1½ deutschen Meilen jenseit der Grenze auf einem die Bai im Norden abschließenden Vorberge den Ort Kinsémbo (Quinzembo, Kissembo), aus dessen Hafen starker Export von Elfenbein stattfindet, obgleich die Einfahrt in denselben wegen ihrer Gefährlichkeit berüchtigt ist; die Schiffe müssen nämlich in den dort zwischen schroffen Klippen ins Meer mündenden Kinsémbofluß einlaufen, und bei diesen Klippen erzeugt die Gegenströmung der Meereswogen und des Flußwassers oft eine so heftige Brandung, daß schon manches Fahrzeug und manches Menschenleben an ihnen zu Grunde ging, weshalb sie den Namen „The whitemans gravestone" (Des Weißen Grabstein) erhielten.

Die Stadt Ambrīs zeichnet sich durch ihr schmuckes, reinliches Aeußere vor andern Städten der Colonie vortheilhaft aus und bekundet damit, daß unter den hiesigen Ansiedlern, meist Holländer, Engländer und Amerikaner, die germanische Abstammung vorherrscht. In der breiten und langen Hauptstraße, die nur von wenigen kleinen Nebenstraßen durchschnitten ist, stehen freundliche, weiße oder hellgelbgetünchte Häuser, viele mit Verkaufsläden, in denen man auch schon verschiedene europäische Luxusartikel findet. Am Ende der Hauptstraße erhebt sich eine die Stadt beherrschende Anhöhe und auf derselben ein Fort, das aber kaum zur Hälfte ausgebaut ist. Die Soldaten der schwachen Besatzung, schlecht bewaffnet und noch schlechter disciplinirt, campiren in Baracken zwischen den Mauern des Forts. Die Offiziere aber liegen in der Stadt bei den schwarzen und weißen Kaufleuten im Quartier. Wie das Fort sind auch die übrigen öffentlichen Gebäude: die Residencia des Commandanten, ein Hospital, die Alfandega (das Zollhaus), selbst die Kirche, in unfertigem Zustande verblieben, nachdem man das Baumaterial mit großen Kosten aus Portugal herübergeschafft hat. Ein von der Regierung angestellter Geistlicher hält den Gottesdienst in einem Zimmer der Residencia ab.

Zum Strande zieht sich längs der weißen steilabfallenden Felsen, welche den südlichen Theil der Bucht umrahmen, eine Straße hinab, an der das Zollhaus, einige Waarenmagazine und ein eiserner Ladepier stehen. Hier erzeugen die von den starren Felswänden abprallenden Sonnenstrahlen eine Glut, wie sie an den heißesten Küstenpartien des Rothen Meeres kaum intensiver sich bilden kann. In der obern Stadt wehen zwar kühlere Lüfte, doch bietet auch sie keinen gesunden Aufenthalt, da landeinwärts weite Niederungen voller Sümpfe und Mangroveswamps sich ausdehnen, von welchen die ziemlich regelmäßig nach Sonnenuntergang, oft aber auch schon bei Tage eintretende Landbrise verderbliche Malariadünste herüberführt. Die Sümpfe um Ambrīs sollen auch die größten und blutgierigsten Mosquitos der ganzen afrikanischen Küste entsenden. Eine noch schrecklichere Plage sind

aber die Sandflöhe (bichus, chigoes, Pulex penetrans), welche im Jahre 1872 durch die Mannschaft des aus Brasilien kommenden Schiffes Thomas Mitchel eingeschleppt wurden und sich schnell nach Süden und Norden wie ins Innere des Landes verbreiteten. Sie dringen in die Zehen, namentlich unter die Nägel ein, lassen dort ein Eierstöckchen bis zur Größe einer kleinen Erbse zurück und verursachen eine schmerzende Wunde, die, wenn daran gekratzt wird, einen höchst gefährlichen Charakter annimmt. Man sieht deshalb in Angola wenig Neger, die nicht lahmen, ja manche haben an Stelle der Zehen nur noch einen unförmigen Klumpen. Durch öftere Fußbäder in heißem Wasser mit Holzasche sollen die in der Haut steckenden Thiere getödtet werden. Ich selbst suchte mich in der ersten Zeit durch Eingießen einiger Tropfen Petroleum in das Schuhzeug vor ihnen zu schützen; später, in den letzten 18 Monaten unsers Aufenthalts in Afrika wurden merkwürdigerweise sowol ich wie meine deutschen Gefährten nur selten noch von Sandflöhen heimgesucht.

Eine in der nächsten Umgebung der Stadt sehr häufige cactusähnliche Euphorbie mit sparriger, von dem hohen Stamme candelaberartig ausstrahlender Krone von matt graugrüner Farbe, die ich außer hier nur noch an einigen aus Kalkstein bestehenden Uferstellen am Kuánsa gefunden habe, verleiht der Landschaft eine originelle Physiognomie. Der vom Norden kommende Reisende erblickt hier auch zum ersten mal wieder weidende Rindviehheerden; das Rind, aus Sierra Leone eingeführt, ist meist schwarz und weiß gefleckt und auffallend klein, hat aber verhältnißmäßig sehr lange Hörner. Ferner werden um Ambrīs viele Schafe gehalten, und zwar von einer Art, die sich von der an der Loangoküste wesentlich unterscheidet. Das Loangoschaf ähnelt in der Statur, besonders in der Form des Kopfes dem Schwarzkopfschafe (Ovis aries steatopyga persica) Persiens und Abyssiniens; nur ist der Schwanz länger, und der charakteristische Fettsteiß fehlt; es ist kurzhaarig, gewöhnlich schwarz-weiß gefleckt, ja nicht selten ist das Fell ganz weiß und der Kopf ganz schwarz. Das Angolaschaf

dagegen ist meistens goldbraun, hat wulstige starkgewundene Hörner wie die des Katschkar (Ovis Polii) im Thianschan und in Tibet, und ein besonders an den Hinterschenkeln von der Schwanzwurzel ab sehr langhaariges Vließ.

Wie die Eingeborenen südlich vom Congo überhaupt wegen ihres schon Jahrhunderte währenden Verkehrs mit den Weißen ihre Originalität fast gänzlich einbüßten und sich scharf von den Bafióten im Norden scheiden, so auch die Bewohner von Ambrīs. Unter allen Angola- und Südcongo-Negern aber, ausgenommen vielleicht die Musolóngos, haben die Ambrīs-Neger, wie es mir schien und von den hier lebenden Europäern bestätigt wurde, die gröbsten Züge und den stupidesten Gesichtsausdruck. Und dem entsprechend stehen sie auch was Handwerks- und Kunstfertigkeiten betrifft auf der niedrigsten Stufe.

Bis in die neuere Zeit war Ambrīs ein Hauptexportplatz für Sklaven nach Amerika. Doch trieb es daneben auch schon nicht unbedeutenden Handel mit Copalharz und Elfenbein, sowie mit Malachit aus den ostnordöstlich gelegenen Minen von Bémbe. Als nun Portugal von dem Gebiete Besitz ergriff, führte die Regierung sofort hohe Zölle ein. Infolge dessen verließen die fremden Kaufleute den Platz und siedelten mit dem ganzen Handel nach Kinsémbo über. Es währte lange, ehe die Colonialverwaltung das Unzweckmäßige ihres Verfahrens einsah und sich zur Herabsetzung der Zölle entschloß. Der Handel kehrte nun nach Ambrīs zurück; für den Export von Elfenbein aber behielt seitdem Kinsémbo den Vorrang. Nächst den Sklaven war bekanntlich Elfenbein der einzige Exportartikel der ganzen Küste zwischen Ambrīs, dem Congo und dem Kuīlu; erst in den letzten 15 Jahren etwa hat sich der Handel mit noch andern Producten entwickelt, und sein schnelles Aufblühen trotz der mannichfachsten Misstände und Erschwerungen spricht für die zukünftige Bedeutung dieser bisher so vernachlässigten Gegenden. Im Jahre 1874 exportirten die Küstenplätze Mangue grande und Mangue pequeno (Klein-Mangue), Ambrisétte, Kinsémbo und Ambrīs nach Angabe

von J. Monteiro in seinem Werke „Angola and the Congo-river“:

Baobabfasern (zur Papierfabrikation)	1500	Tonnen
Erdnüsse	7500	„
Kaffee	1000	„
Sesam	650	„
Rothes Copalharz (gomma amarella)	50	„
Weißes Copalharz (gomma fresca)	100	„
Gummi elasticum (von der Landolphia florida)	400	„
Palmkerne	100	„
Elfenbein	185	„

Der Geldwerth dieser Waaren beläuft sich auf etwa 6 Millionen Mark. Pechuël-Lösche schätzt die Ausfuhr der Küste zwischen dem Congo und dem Kuīlu allein gewiß nicht zu hoch auf etwa 5000 Tonnen. Kupfererze von Bémbe werden, seit die Portugiesen Ambrīs wieder in Besitz haben, nicht mehr ausgeführt; die Minen sind damals von den Eingeborenen verlassen und zugeschüttet worden. Am Ende der funfziger Jahre bildete sich zwar eine Western Africa Malachite Copper Mines Company zur Wiedereröffnung und Ausbeutung der Bergwerke, doch erzielte man wegen falscher Maßnahmen und Mangels an praktischen Vorbereitungen keinen Erfolg. Das Vorhandensein mächtiger Malachitlager aber hat der bergwerkskundige Reisende J. Monteiro später noch überzeugend nachgewiesen.

Wenn es einst den internationalen Forschungsbemühungen gelungen sein wird, den letzten Schleier von dem geheimnißvollen afrikanischen Continent zu lüften; wenn der völkerverheerende Sklavenhandel auch im Innern sein Ende erreicht und die Menschenkräfte sich dem Anbau des Landes, der Gewinnung und Einsammlung der kostbaren Producte zuwenden werden, welche die Natur dort in so verschwenderischer Fülle bietet; wenn endlich auch Portugal aus seiner Lethargie erwacht und dem Tochterlande die nothwendigen Verbesserungen zutheil werden läßt, wenn es Communicationswege anlegt und unterhält, Person und Eigen-

thum der Colonisten schützt, das Beamtenthum reorganisirt und aufhört die Colonie als Deportationsort für Verbrecher zu benutzen — dann sind Ambrīs an der Nieder- und Lāgos an der Ober-Guineaküste unstreitig berufen, in dem großartigen Handelsverkehr, der sich an der Küste entwickeln wird, als Aus- und Einfuhremporien die hervorragendste Rolle zu spielen. Ebenso zweifellos erscheint es, daß an der Loangoküste, wenn eine civilisirte Macht jene Länder in Verwaltung nimmt, Hafenplätze wie Loango, Kabinda und vor allen Mebóma an der Mündung des Congo zu Centralhandelspunkten erwachsen werden.

Am 21. Januar ging ich wieder an Bord des in der Nacht von Ambrisétte zurückgekehrten Zaire. Während der Bootfahrt fielen mir die eigenthümlich gebauten Doppelcanoes auf sowie die sehr lang geschweiften Ruder mit leicht gekrümmtem Blatt. Am Strande sah ich Fischharpunen, wie sie in Süßwasser und auf den Lagunen gebräuchlich sind, nicht aus Eisen, sondern aus einem Bündel zugespitzter harter Holzstäbe bestehend und in Gestalt von Besen oder Pinsel um das Ende eines längern Stockes befestigt.

Den Tag über milderte eine angenehme frische Brise die heiße Glut der Sonnenstrahlen. Lange blieben wir dem Strande, auf dem wieder steil abfallende Höhen mit weit in das Land eingreifenden Sandflächen abwechselten, so nahe, daß ich mehrere Exemplare einer nur hier zwischen Ambrīs und San Paulo de Loánda vorkommenden Fächerpalme, Hyphaena coriacea Gaertn., deutlich erkennen konnte; sie gleicht mit ihrem mehrfach getheilten Stamm der ägyptischen Dumpalme (H. thebaica), wird aber bedeutend höher als diese, bis über 20 Meter.

Mit Einbruch der Nacht verstärkte sich die angenehme Brise zum Sturm. Unser kleiner Dampfer schwankte wie eine Nußschale die hohen Wellenkämme hinauf und herab. Plötzlich fegte eine gewaltige Sturzwelle über Deck und löschte das Feuer unserer offenliegenden Maschine aus. Wir sahen uns, da der Zaire keine Segel führte, haltlos dem entfesselten Elemente preisgegeben; zum Glück gelang es jedoch, mit einigen in der Küche

noch glimmenden Scheiten das Maschinenfeuer wieder anzuzünden. Bald ließ auch der Sturm an Heftigkeit nach, die Gefahr war vorüber, und ich begab mich mit Herrn Pape, freilich bis auf die Haut durchnäßt, in unsere Cabine hinunter zur Ruhe. Als ich am Morgen des 22. Januar erwacht und an Deck geklettert war, sah ich die Hauptstadt der Colonie Angola, San Paulo de Loánda, das Ziel meiner Seereise, vor mir liegen.

XII.

In San Paulo de Loánda.

> Loanda ist eine Stadt im vollen Sinne des Worts und würde auch in andern überseeischen Ländern, wo sie nicht, wie an der westafrikanischen Küste, die einzige ihresgleichen wäre, einen hervorragenden Rang behaupten.
>
> v. Barth.

Wir waren zwischen dem Morro das Lagostas, dem linken Mündungsvorland des Béngoflusses, und der Nordostspitze der Ilha de Loánda in den Hafen eingelaufen. Das Bild, das sich nun vor meinen Augen entfaltete, übertraf an Großartigkeit und Belebtheit alle Vorstellungen, welche ich mir nach den bisher gesehenen europäischen Niederlassungen an der Westküste davon gemacht hatte. Im Hafen ankerte eine beträchtliche Anzahl Schiffe, neben einem portugiesischen náo de guerra, dem Sá de Bandeira, große Fahrzeuge verschiedener fremder Flaggen, umschwärmt von den schaukelnden N-düngos oder Canoes der Eingeborenen. An den Ufern der nach Nordwesten sich öffnenden Bai ist die Stadt San Paulo da Assumpcão de Loándo, auch kurzweg Loánda *) genannt,

---

*) Die Namen Loángo. Angōla und Loánda werden häufig verwechselt, zumal auch in manche unserer geographischen Handbücher für Loánda die falsche englische Form Loando sich eingeschlichen hat. Loángo heißt der Küstenstrich nördlich von der Mündung des Congo, Angōla das südlich von derselben beginnende portugiesische Colonialgebiet, Loánda die Hauptstadt des letztern.

amphitheatralisch in die Höhe gebaut, während im Nordwesten schroffe Felswände in weißlichen, gelben und braunrothen Schichten fast senkrecht aus dem Meere emporsteigen.

Zunächst ziehen den Blick die Befestigungswerke auf sich, die ziemlich ausgedehnt und mannichfaltig sind. Westlich vom Morro das Lagostas an der Béngobai steht, etwas landeinwärts, das verfallene Fort Kakuäko. Am Nordostende des Hafens, gegenüber dem Leuchthause, das wegen seines unsichern Lichtes bei den Schiffern in schlechtem Rufe steht, schaut von einer Höhe am Ufer das langgestreckte, hellgetünchte, mit einem niedrigen Montalembertthurm versehene Fort San Pedro da Morro de Kassandäma herab; es wurde 1703—5 unter dem Gouvernement des Antonio Alvarez da Cunha erbaut. Von dem auf der Nordspitze der Loánda-Insel bis zum Ende des 17. Jahrhunderts bestandenen Fort Nossa Senhora de Flor da Rosa sind jetzt kaum noch einige Trümmer zu sehen. Ebenso verschwand bis auf unbedeutende Mauerreste ein neben dem Fort San Pedro angelegtes Werk, Nossa Senhora de Conceição. Weiter nach Südwesten, wo die Küstenlinie sich der Richtung der Parallelkreise nähert, steht unten am Strande das Fort San Francisco de Penédo; 1687 hatte Luiz Lobo da Silva eine kleine Befestigung auf einem Felsen im Meere errichtet; diese wurde 1765 unter dem Gouverneur Fr. Innocencio de Souza Coutinho mit dem Festlande verbunden, und so entstand das großartige, nach Vauban's System erbaute und den ganzen Hafen beherrschende Fort Penédo. Einen noch imposantern Eindruck macht das Fort San Miguël auf einem in westnordwestlicher Richtung ins Meer springenden Vorgebirge, welches die Bai nach Süden zu abschließt. An der Stelle, wo jetzt San Miguël steht, hatte 1575 Paulo Diaz de Novaes, des berühmten ersten Capumseglers Bartolomeo Diaz Großsohn, nachdem er erst auf der Insel eine portugiesische Niederlassung anzulegen versucht, den Bau einer Kirche begonnen und damit die Stadt Loánda gegründet. Am Fuße der hochgelegenen Feste bildet sich in der Enge zwischen dem Festland und der Insel die wegen ihrer gefährlichen Untiefen

nicht passirbare Barra da Korimba, weshalb die Schiffe beim Auslaufen aus dem Hafen nordwärts längs der langgestreckten Insel hin steuern müssen.

Zwischen den Festungswerken, von denen die beiden zuletzt genannten am besten erhalten sind, vertheilt sich die Häusermenge halbkreisförmig um den Hafen, am dichtesten zwischen San Penédo und San Miguël. Auf dem flachen Strande lugen Negerhütten unter Palmen versteckt hervor. Dahinter erhebt sich allmählich das Terrain und scheidet die Stadt in zwei Theile, in die cidade baixa, die untere, und die cidade alta, die obere Stadt. Die letztere enthält, nicht gerade in städtischer Regelmäßigkeit, die Residenz des Gouverneurs, den bischöflichen Palast, eine verfallene ehemalige Kathedrale, die jetzt als Werkstätte für die Sträflingsarbeiter dient, ein Gefängniß, ein großes Hospital, das Schatzamt und andere öffentliche Gebäude, ferner die meisten Beamtenwohnungen und die Häuser der reichern Kaufleute. Im untern Stadttheile dagegen, in dessen Straßen ein regeres Leben herrscht, befinden sich die kaufmännischen Comptoire und Magazine, die stattliche alfandega (das Zollhaus), die vor einigen Jahren erbaute kitánda (Markthalle), die Consulate, eine Kaserne, Amtsgebäude der Colonialverwaltung und einige im Jesuitenstil erbaute, sehr vernachlässigte Kirchen; eine derselben fand Livingstone sogar als Viehstall benutzt.

Parallel mit dem Ufer zieht sich weit nach Süden die sandige Loánda-Insel hin, kaum einige Meter über das Meeresniveau hervorragend, sodaß zur Flutzeit die Wogen über sie hinwegbrausen. Einige Gradminuten unterhalb Loánda folgt eine kurze Unterbrechung; dann läuft sie als schmale Sandbank noch etwa sechs deutsche Meilen fort, bis sie beim Cap Palmarinhas, etwa halbwegs zwischen Loánda und der Mündung des Kuánsa, sich mit dem Festlande vereinigt. Der Stadt gegenüber steht auf der Insel ein kleines Fischerdorf; auch einige von Palmen und spärlichen Büschen beschattete Landhäuser haben dort ihren Platz sowie ein Clubhaus der englischen Kaufleute. Vor einer Reihe

von Jahren ließ die Regierung Kokospalmen aus Indien kommen und hier anpflanzen; sie sind bereits zu recht stattlichen, wenn auch noch nicht sehr hohen Bäumen erwachsen, in deren Schatten sich gut promeniren ließe, wenn der tiefe lose Sand oder die stellenweis den Boden bedeckende verfilzte Vegetation das Gehen nicht zu sehr erschwerte. Trotz des gelungenen Versuchs hat man sich übrigens nicht veranlaßt gefunden, weitere Anpflanzungen auf der Insel oder in den unmittelbar hinter der Stadt sich hinziehenden Savanen von diesen so nützlichen, überaus reichen Ertrag liefernden Bäumen zu machen.

Dank der weltbekannten Langsamkeit, mit welcher die an Bord gekommenen portugiesischen Zoll- und Sanitätsbeamten ihr Geschäft vollführten, blieb mir hinlängliche Zeit, das vor uns ausgebreitete Küstenbild aus der Ferne zu beschauen. Da von seiten der Regierung nichts geschieht, um der über die Barra da Korimba eindringenden Anschwemmung einen Damm entgegenzusetzen, so versandet der sonst so vorzügliche Hafen von Loánda immer mehr, und die ankommenden Schiffe müssen immer weiter im Nordosten der Stadt ihren Ankerplatz suchen. Selbst unser kleiner flachgehender Zaire hatte in ziemlich weiter Entfernung von der Rhede Anker werfen müssen; wir brauchten fast eine halbe Stunde, um in dem Boot, das die casa hollandeza abgeschickt hatte, ans Land zu setzen. Vom Quai aus geleitete mich ein Schwarzer durch die Straßen der untern Stadt und über einen freien mit Bäumen bepflanzten Platz zu dem Hotel Afrika, zur Zeit noch dem einzigen Hotel, das die Hauptstadt von Angola besaß.

Das etwa 60 Schritt breite und 100 Schritt tiefe Haus, mit einer Beletage und einem zweistöckigen Erkerbau in der Fronte, und mit großen bis zur Hälfte balconartig vergitterten Fenstern, zeugte schon an seiner Außenseite nicht eben von übermäßiger Reinlichkeitsliebe seines Besitzers. Die Wände changirten in verschiedenen Farben; hier und da wartete eine zerbrochene Fensterscheibe vergebens auf Ersatz, wahrscheinlich weil Glasscheiben überhaupt in diesem Klima als unnöthiger Luxus betrachtet

werden, und die erhöhte Terrasse vor dem Hause war, statt eines einladenden Vorgärtchens, ein wüster, theils mit hohem Unkraut bewachsener, theils von Schweinen durchwühlter Raum.

Wenig erbaut von dem unsaubern Aeußern, trat ich durch die Mittelthür in den Hausflur, der links in einen Verkaufsladen, rechts zu einem mit eisernen Balken verschlossenen Magazin führte. Hier begrüßte mich der Hotelier, Senhor Ferrão, ein Mann in gebeugter, schlaffer Haltung, mit einem graugelblichen, tiefdurchfurchten, doch nicht unschönen Gesicht, das ein Wust bereits stark melirter dunkler Haare umrahmte, und mit Augen erloschenen Glanzes. Er war mit einem Hemd von verdächtiger unerkennbarer Farbe, einem Paar defecter, durch ein Tuch um die Hüften befestigter Beinkleider und zerrissenen Filzpantoffeln an den nackten braunen Füßen bekleidet. Seine vernachlässigte Erscheinung, deren weniger übeln als jämmerlichen Eindruck auch die überschwenglich höflichen Begrüßungsphrasen, mit denen er mich empfing, nicht abzuschwächen vermochten, flößte mir kein besonderes Vertrauen in die Reinlichkeit seines Gasthauses ein. Inzwischen war sein Bruder Bernardo zu uns getreten, und es ergab sich, daß dieser mich kannte, da er eine Zeit lang als Kranker in dem deutschen Lazareth in Tschinschócho verpflegt worden war. Nun avancirte ich schnell zu einem Freunde des Hauses, und Ferrão eröffnete mir, daß er in Bezug auf die Preise seines Hotels zwischen Fremden und Freunden zu unterscheiden wisse. In der That habe ich im Hotel Afrika nach dortigen Verhältnissen sehr billig gewohnt und gelebt, freilich aber auch herzlich schlecht, sodaß ich wünschte, der Wirth hätte mich in seinen Rechnungen als Fremden behandelt und dagegen für größere Reinlichkeit Sorge getragen.

Später traf ich in M-pŭngu an Dongo mit noch zwei andern Brüdern Ferrão's zusammen. Die ganze Familie scheint in Loánda übel beleumdet zu sein. Man wollte indeß gegen mich nicht recht mit der Sprache heraus und erzählte mir nur, alle vier Brüder seien während des amerikanischen Baumwollenkrieges

plötzlich steinreich geworden, aber durch unglückliche Speculationen, Spiel und Trunk fast ebenso schnell wieder verarmt.

Mein Zimmer, im obern Stock gelegen, zu dem eine bequeme breite Treppe zwischen der Loja und dem Magazin hinaufführte, ging auf den freien Platz heraus. Es war geräumig und, was mir besonders vortheilhaft erschien, hoch genug, um es verhältnißmäßig kühl erhalten zu können. Das Meublement zwischen den kahlen weißgetünchten Wänden bestand aus einem eisernen Bettgestell, einem wackligen Tisch und ein paar zerbrechlichen Stühlen, doch würde ich mich gern damit begnügt haben, wäre nur nicht alles dick mit Schmuz bedeckt gewesen von dem zahllosen Ungeziefer, das ein lahmer, schielender Hausdiener leider vergebens fortzuschaffen bemüht war.

Ich begab mich zur casa hollandeza und von dort in Begleitung eines Empregado des Geschäfts zur Alfandega, um meine Sachen abzuholen. Mein Begleiter war ein sehr gewandter, mit den Verhältnissen vollkommen vertrauter Mann, dennoch währte es zwei volle Stunden, ehe er meine Reisetasche und einen kleinen Blechkasten — das übrige Gepäck mußte ich ja in Banāna zurücklassen — frei bekommen konnte. Jede Kleinigkeit wurde herausgenommen und aus ihrer Umhüllung gewickelt, sogar ein schon versteuertes Kistchen Cigarren wurde seines Inhalts entleert und nach etwa verborgenen Steuerobjecten durchsucht. Für den Handel der Colonie ist die portugiesische Zollerhebung eine fürchterliche Plage. Nicht allein daß der Zoll der Waaren, auch wenn sie schon einmal in Lissabon versteuert worden, mehr als 25 pro Cent vom Werthe beträgt, daß außerdem die Kaufleute hohe Trinkgelder an die betreffenden Officianten zu zahlen haben, und daß ihnen der Verkehr mit der Zollbehörde ungeheuer viel Zeit raubt: auch die Sicherheit der der Zollrevision unterliegenden Güter ist vielfach gefährdet, und selbst die schärfste Aufmerksamkeit und Controle soll nicht vor Entwendungen zu schützen vermögen. Am meisten sind Lebensmittel der Gefahr der Plünderung ausgesetzt, namentlich von den Conservenbüchsen verirrt sich eine große Zahl

in unrechte Hände; aber auch fast alle andern Dinge reizen die Unredlichkeit der schwarzen und gelben Beamten, die deshalb auch gründlich gehaßt und verachtet sind und öffentlich mit dem Ehrentitel „os ladrões da alfandega“ (die Räuber des Zollamts) belegt werden. Mir selbst sind später aus einer verschlossenen Kiste, welche durch die Hände der Alfandegabeamten ging, einige Garderobestücke spurlos verschwunden.

Das Zollhaus in Loánda, ein umfängliches, mit Wappen und Emblemen verziertes Gebäude, steht ganz in der Nähe des Landungsplatzes und muß von allen Ankommenden passirt werden. Wer sein Gepäck sogleich der Zollbehandlung unterwerfen will, mag sich darauf gefaßt machen, mehrere Stunden dort zubringen zu müssen, bis er durch das stets von Gepäckträgern umlagerte Hauptportal, vor welchem zwei Soldaten auf- und abpatrouilliren, das Haus wieder verlassen kann.

Nach Loánda (8° 48′ südl. Br., 13° 8′ östl. Gr.) führen alle Verkehrswege des Handels, sowol aus der Colonie selbst, darunter die Dampferlinie auf dem Kuánsa, wie aus andern Theilen des Continents, aus welchen Waaren nach Angola gebracht werden. Den Verkehr mit Europa vermitteln außer den Privatschiffen mehrerer Firmen zwei Dampferlinien, eine englische und die der Empreza Lusitana in Lissabon. Die Schiffe der letztern berühren Madeira, die Capverdischen Inseln, die Inseln Principe und San Thomé im Meerbusen von Guinea und Ambrīs; sie kommen monatlich einmal, ziemlich regelmäßig zwischen dem 3. und 5. jedes Monats, in Loánda an und gehen von hier noch bis Benguela und Mossamēdes. Die englischen Dampfer dagegen berühren eine Menge Küstenplätze, wie Bathurst am Gambia, Sierra Leone u. s. w., und halten deshalb keine bestimmte Fahrzeit inne. Manchen Abbruch erleidet indeß der Handelsverkehr sowol aus dem Innern wie von der See her dadurch, daß mitunter Händler, um den Zollplackereien aus dem Wege zu gehen, ihre Waaren weiter nördlich, oberhalb des portugiesischen Gebiets an die Küste bringen, sowie durch die kleinlichen zweck-

losen Chicanen, womit die Colonialbehörden namentlich fremden, nicht portugiesischen Firmen den Geschäftsbetrieb erschweren, ja zum Theil unmöglich machen. Zu den Exportartikeln von Loango kommen hier noch hinzu: Kaffee, Bienenwachs, etwas Baumwolle, Orseille, Sesam und einige andere Oelfrüchte. Auch der Import ist hier mannichfaltiger, da die schon mehr von der Cultur beleckten Eingeborenen, namentlich aber die in größerer Zahl in Loánda verweilenden Europäer an ausländischen Waaren aller Art Bedarf haben. In der Hauptstraße sah ich einige Verkaufsläden, die an Eleganz der Ausstattung und Reichhaltigkeit der ausgestellten Artikel nichts zu wünschen übrigließen. Den Geldumlauf in der Colonie vermittelt die Banco ultramarino zu Loánda; das Gebäude, in welchem sie ihren Sitz hat, bildet eine Zierde der Stadt.

Wenn die Einwohnerzahl von Loánda mit 20000 angegeben wird, so ist das sicher, wie alle derartigen Zahlenangaben in Angola, viel zu hoch gegriffen, ich schätze sie auf 10—12000, darunter etwa 2500 Weiße. Die Zahl der letztern müßte bedeutend größer sein, denn jeder portugiesische Postdampfer bringt außer andern Europäern eine Menge, oft bis zu 100, deportirte Verbrecher aus dem Mutterlande mit, würden nicht so viele der Ankömmlinge vom Fieber hinweggerafft.

Durch die Masse von Deportirten, degradados, erhält die Hauptstadt und das ganze Land eine eigenthümliche sociale Färbung, die sich indeß auf den ersten Blick nicht auffallend bemerkbar macht. Die Renitentesten werden nämlich unter strenger Aufsicht gehalten. Viele aber — und es befinden sich darunter Söhne aus gebildeten Familien, ja Männer, die in der Heimat eine angesehene Stellung einnahmen — dürfen frei umhergehen; sie etabliren sich als Handwerker oder, wenn sie genügend mit Geld ausgerüstet sind, als Kaufleute, und von den nicht auf Lebenszeit Verbannten kehrt mancher nach Abbüßung seiner Strafzeit als vermögender Mann nach Portugal zurück. Bei dem raschen Wechsel der Colonialbevölkerung geräth auch wol allmählich die

dunkle Vorgeschichte der hier Lebenden in Vergessenheit, und so kann es geschehen, daß man eine angenehme, interessante Bekanntschaft gemacht zu haben glaubt, um hinterher von einem Eingeweihten zu erfahren, daß der neue Bekannte wegen Mordes, Diebstahls oder eines andern Criminalverbrechens hierher verbannt sei. Denjenigen Degradados, welche nicht Protection oder Mittel genug besitzen, um sich Freiheit der Bewegung innerhalb der Colonialgrenzen auszuwirken, wird neben der Verbannung eine bestimmte Anzahl Dienstjahre in der Garnison der Hauptstadt als Strafe zudictirt. Haben sie diese hinter sich, dann steht es ihnen ebenfalls frei, ein Gewerbe zu treiben, manche werden sogar als Subalternbeamte angestellt.

Trotz dieses Zusammenflusses von Sträflingen kann man nicht über Mangel an öffentlicher Sicherheit klagen; die furchtbaren Hiebe mit der Peitsche aus Flußpferdhaut, womit der rückfällige Degradado gezüchtigt wird, sind ein grausames, aber wirksames Schutzmittel. Selbst nachts ist es in den von wenigen Laternen erleuchteten Straßen ziemlich ruhig, denn in den verschiedenen Stadttheilen patrouilliren Militärwachen, vor denen auch der Weiße nur passiren darf, nachdem er den Anruf „Quem vai lá?“ mit „amigo“ beantwortet hat, und die jeden Schwarzen, der nach 9 Uhr abends auf der Straße betroffen wird, arretiren, wenn er sich nicht durch einen Auftragzettel seines Herrn als dessen Sklave ausweisen kann. Im Nothfall ruft die Wache mittels des schrillen Tons einer Trillerpfeife Verstärkung herbei.

Den traurigsten Eindruck machten auf mich die armen Familien, welche den Deportirten, ihren Vätern, Gatten, Söhnen, ihren frühern Ernährern, in die Verbannung gefolgt sind. Oft sah ich eine edle Frauengestalt, die offenbar bessere Tage gekannt hatte, von Schmuz starrend und kaum in Lumpen gehüllt durch die Straßen betteln gehen; oft wenn ich aus dem Fenster des Hotels auf den Platz herabschaute, flehte mich eine rührende Mädchenstimme an: „O, senhor, uma esmola“ (ein Almosen)! Empört mußte ich mit ansehen, wie ein geckenhaft gekleideter

losen Chicanen, womit die Colonialbehörden namentlich fremden, nicht portugiesischen Firmen den Geschäftsbetrieb erschweren, ja zum Theil unmöglich machen. Zu den Exportartikeln von Loango kommen hier noch hinzu: Kaffee, Bienenwachs, etwas Baumwolle, Orseille, Sesam und einige andere Oelfrüchte. Auch der Import ist hier mannichfaltiger, da die schon mehr von der Cultur beleckten Eingeborenen, namentlich aber die in größerer Zahl in Loánda verweilenden Europäer an ausländischen Waaren aller Art Bedarf haben. In der Hauptstraße sah ich einige Verkaufsläden, die an Eleganz der Ausstattung und Reichhaltigkeit der ausgestellten Artikel nichts zu wünschen übrigließen. Den Geldumlauf in der Colonie vermittelt die Banco ultramarino zu Loánda; das Gebäude, in welchem sie ihren Sitz hat, bildet eine Zierde der Stadt.

Wenn die Einwohnerzahl von Loánda mit 20000 angegeben wird, so ist das sicher, wie alle derartigen Zahlenangaben in Angola, viel zu hoch gegriffen, ich schätze sie auf 10—12000, darunter etwa 2500 Weiße. Die Zahl der letztern müßte bedeutend größer sein, denn jeder portugiesische Postdampfer bringt außer andern Europäern eine Menge, oft bis zu 100, deportirte Verbrecher aus dem Mutterlande mit, würden nicht so viele der Ankömmlinge vom Fieber hinweggerafft.

Durch die Masse von Deportirten, degradados, erhält die Hauptstadt und das ganze Land eine eigenthümliche sociale Färbung, die sich indeß auf den ersten Blick nicht auffallend bemerkbar macht. Die Renitentesten werden nämlich unter strenger Aufsicht gehalten. Viele aber — und es befinden sich darunter Söhne aus gebildeten Familien, ja Männer, die in der Heimat eine angesehene Stellung einnahmen — dürfen frei umhergehen; sie etabliren sich als Handwerker oder, wenn sie genügend mit Geld ausgerüstet sind, als Kaufleute, und von den nicht auf Lebenszeit Verbannten kehrt mancher nach Abbüßung seiner Strafzeit als vermögender Mann nach Portugal zurück. Bei dem raschen Wechsel der Colonialbevölkerung geräth auch wol allmählich die

dunkle Vorgeschichte der hier Lebenden in Vergessenheit, und so kann es geschehen, daß man eine angenehme, interessante Bekanntschaft gemacht zu haben glaubt, um hinterher von einem Eingeweihten zu erfahren, daß der neue Bekannte wegen Mordes, Diebstahls oder eines andern Criminalverbrechens hierher verbannt sei. Denjenigen Degradados, welche nicht Protection oder Mittel genug besitzen, um sich Freiheit der Bewegung innerhalb der Colonialgrenzen auszuwirken, wird neben der Verbannung eine bestimmte Anzahl Dienstjahre in der Garnison der Hauptstadt als Strafe zudictirt. Haben sie diese hinter sich, dann steht es ihnen ebenfalls frei, ein Gewerbe zu treiben, manche werden sogar als Subalternbeamte angestellt.

Trotz dieses Zusammenflusses von Sträflingen kann man nicht über Mangel an öffentlicher Sicherheit klagen; die furchtbaren Hiebe mit der Peitsche aus Flußpferdhaut, womit der rückfällige Degradado gezüchtigt wird, sind ein grausames, aber wirksames Schutzmittel. Selbst nachts ist es in den von wenigen Laternen erleuchteten Straßen ziemlich ruhig, denn in den verschiedenen Stadttheilen patrouilliren Militärwachen, vor denen auch der Weiße nur passiren darf, nachdem er den Anruf „Quem vai lá?“ mit „amigo“ beantwortet hat, und die jeden Schwarzen, der nach 9 Uhr abends auf der Straße betroffen wird, arretiren, wenn er sich nicht durch einen Auftragzettel seines Herrn als dessen Sklave ausweisen kann. Im Nothfall ruft die Wache mittels des schrillen Tons einer Trillerpfeife Verstärkung herbei.

Den traurigsten Eindruck machten auf mich die armen Familien, welche den Deportirten, ihren Vätern, Gatten, Söhnen, ihren frühern Ernährern, in die Verbannung gefolgt sind. Oft sah ich eine edle Frauengestalt, die offenbar bessere Tage gekannt hatte, von Schmuz starrend und kaum in Lumpen gehüllt durch die Straßen betteln gehen; oft wenn ich aus dem Fenster des Hotels auf den Platz herabschaute, flehte mich eine rührende Mädchenstimme an: „O, senhor, uma esmola“ (ein Almosen)! Empört mußte ich mit ansehen, wie ein geckenhaft gekleideter

Schwarzer einer vorübergehenden gramgebeugten Weißen ein Silberstück vor die Füße schleuderte, mit den Worten: „Toma lá, canalha branca!“ Gestattet die Regierung einmal, daß die Familien der Verurtheilten diese in den Deportationsort begleiten, so sollte sie auch wenigstens für ein nothdürftiges Unterkommen der Armen sorgen; sie sind doch Frauen und in der Mehrzahl schuldlos an dem Verbrechen ihres Angehörigen, der jetzt, um ein elendes Dasein zu vergessen, seinen geringen Verdienst in Branntwein vertrinkt. Nicht die Verbrecherhöhlen und die ärmsten Quartiere Londons haben mein Gefühl für Menschenwürde so tief verletzt, als der Anblick jener durch ein unseliges Geschick aus Europa hierher verschlagenen Frauen, Mädchen und Kinder, welche einen aufgeblasenen, hohnlachenden Schwarzen um ein Almosen anzubetteln gezwungen sind!

Von seiten der Presse geschieht nichts, um solchen und ähnlichen Greueln entgegenzuarbeiten. Die zwei in Loánda erscheinenden Zeitungen: „O Mercurial“ und „O Cruzeiro do Sul“, enthalten neben Privatannoncen, welche den Haupttheil des Blattes füllen, fast nur persönliche Angriffe und Schmähungen gegen Beamte bis hinauf zum General-Gouverneur, obgleich in der einen die Erlasse der Regierung abgedruckt werden. Dazu befehden sie sich gegenseitig als Concurrenten mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln; so brachte das eine im redactionellen Theil durch eine Reihe von Nummern den stehenden Artikel: „Heute sind es x Jahre, Monate und Wochen her, seit Senhor fulano (N. N.)“ — folgt der Name des Herausgebers der concurrirenden Zeitung — „wegen der und der Vergehen im Gefängnisse saß“; und in dem andern Blatte stand natürlich das genaue Pendant dazu.

Eine stabile Bevölkerung, welche aus sich selbst heraus eine Art öffentlichen Gewissens, einen Codex des Anstandes und der guten Sitte herstellen könnte, gibt es in Loánda nicht. Ebenso ist geistiges Leben, Pflege einer gebildeten Geselligkeit, Streben, sich dem Gemeinwohl nützlich zu machen, durch die Verhältnisse

ausgeschlossen. Die Elemente, aus welchen sich die Bewohnerschaft zusammensetzt, lassen ein Leben, wie es sonst unter civilisirten Menschen bei allen Nationen sich gestaltet, nicht aufkommen. Wer hierher geht, will nichts als so schnell wie möglich Reichthümer erwerben, mit denen er in die Heimat zurückkehren kann. Der Kaufmann denkt von früh bis spät nur ans Geschäft, besucht abends vielleicht seinen Club, spielt dort eine Partie Karten oder Billard und beschließt damit einmal wie allemal sein Tagewerk. Um das Wohl und Gedeihen des Landes kümmert er sich um so weniger, als das Interesse für gemeinnützige Bestrebungen von der Regierung selbst in keiner Weise angeregt oder unterstützt wird.

So schön, ja imposant die Stadt vom Meere her oder von einem erhöhten Punkte der cidade alta herab sich ausnimmt, so sehr verliert sie bei näherer Besichtigung. Nur die Hauptstraßen sind gepflastert, die vom Strande nach der obern Stadt führenden, von Seitenmauern eingefaßten calçadas sogar recht gut; auf den übrigen sinkt der Fuß, wo nicht etwa durch das Wurzelgeflecht wuchernden Unkrauts der Boden mehr zusammengehalten wird, tief in lockern Sand. Freilich gibt sich kaum das Bedürfniß nach bessern Straßen kund, denn die Weißen gehen hier fast nie zu Fuße aus, und Pferde halten sich in dem hiesigen Klima nicht, daher außer dem Gespann vor des Gouverneurs altmodischer Staatscarrosse und dem Reitpferde eines seiner Adjutanten kein Pferdehuf das Pflaster von Loánda betritt. Das allgemein gebräuchliche Vehikel ist die Maschīla, eine lange, an einem der beiden Enden mit Rückenlehne versehene, gewöhnlich mit leinenen cortinas (Gardinen) umhängte Rohr- oder Polsterbank, die von zwei Negern wie eine Tipoja getragen wird. Sie ist auch in Brasilien gebräuchlich und wol von den Portugiesen dem indischen Palanquin nachgebildet. Auf dem Flur fast jedes Hauses stehen zur Benutzung für dessen Bewohner einige Maschīlas. Aber auch in den Straßen werden von freien Negern oder von Sklaven für Rechnung ihres Herrn Maschīlas zum Vermiethen bereit gehalten.

Ruft man zwei Träger, die meist im Schatten eines der hier zahlreich angepflanzten Ficusbäume hocken, zu: „Mahīla, lénga lossōlo“ (komme schnell), so stopfen sie erst gemächlich ihre kurze Thonpfeife, ehe sie sich mit der Tragbank in Bewegung setzen.

Die Häuser der Stadt stammen fast alle aus der Zeit, als noch der Sklavenhandel mit Brasilien blühte und die Schiffe von dort werthvolles Bauholz nach Angola brachten. Die meisten sind einstöckig, mit hellgelb getünchten Wänden und blau umrahmten Fenstern und Thüren. Nur wenige Häuser der Vermögendern haben ein oberes Geschoß und eine Veranda, die als Speisesaal benutzt wird. Von eigenthümlicher Bauart ist das in der Nähe der Alfandega am Quai stehende Gebäude des niederländischen Consulats, zugleich Centralstelle der Afrikaanschen Handelsvereeniging. Die Wand seiner Vorderfront ist sauber mit weißen, blaubemalten Fliesen belegt, und ebenso zeichnet sich das Innere durch größte Reinlichkeit aus. Es war mir immer eine wahre Erquickung, wenn ich aus meinem schmuzigen Hotel dorthin kam.

Gleiche Sauberkeit wie in dem holländischen habe ich nur noch in einigen englischen Häusern Loándas gefunden. Dem Angola-Portugiesen scheinen Frömmigkeit wie Reinlichkeit Luxusartikel zu sein, deren er sich nur an Sonntagen bedient. Nur Sonntags liest er in einem heiligen Buche, nur Sonntags wäscht er sich und zieht, wenn es hoch kommt, ein reines Hemd an. Noch schlimmer steht es aber in diesem Punkte mit den Eingeborenen von Angola. Während der Neger Loangos streng auf Reinlichkeit seines Körpers hält, begnügt sich der Angola-Neger damit, hin und wieder die Füße mit Wasser zu bespülen. Natürlich wird durch diesen allgemeinen Mangel an Sauberkeit den hier herrschenden mannichfachen Hautkrankheiten wie den von Sandflöhen verursachten Fußleiden wesentlich Vorschub geleistet.

Alle Abfälle aus den Haushaltungen und alle Excremente werden vom Strande ins Meer geworfen. Steigt dann der Seewind auf, so führt er, namentlich zur Zeit der Ebbe, pestilenzialische

Dünste in die Stadt, die mich oft nöthigten, die Fenster meines Hotelzimmers gegen jeden Luftzug zu schließen, und welche sicher nicht wenig zu der verhältnißmäßig großen Sterblichkeit der Bewohner beitragen. Selbst bis in die cidade alta, wo viele Kaufleute, die in der untern Stadt ihre Comptoire und Verkaufsläden haben, der höhern und luftigern Lage wegen wohnen, dringen diese gesundheitsschädlichen Gerüche hinauf. Außerordentlich nachtheilig wirkt ferner der Mangel an gutem Trinkwasser. Die Brunnen der Stadt liefern fauliges stinkendes Wasser, mit Ausnahme eines einzigen unfern vom Fort San Miguël, der deshalb immer von schöpfenden Frauen umringt ist; doch auch das seinige würde unserm Geschmack noch für ungenießbar gelten. Wer es bezahlen kann, läßt sich sein Trinkwasser in Tonnen von weiter her holen, aus dem Bembo oder dem Kuánsa. In manchen Häusern befindet sich eine Cisterne; so war ein unvergittertes offenes Loch auf einer Plattform an der Rückseite des Hauses die Wasserquelle im Hotel Afrika. Oft genug hab' ich sie verwünscht, wenn mein Trinkwasser mehr einer Collection schwimmender Infusorien als einem menschlichen Getränke glich.

Da Loánda weder an einem Flusse mit Mangroven erzeugenden Ufern noch in der Nähe von Brakwassern und Sümpfen liegt, mithin die Ursachen wegfallen, aus denen die meisten Krankheiten in der niedern Küstenregion Afrikas entspringen, so muß die auffallend große Sterblichkeit hauptsächlich der Unsauberkeit der Stadt und ihrer Bewohner sowie dem schlechten Trinkwasser zugeschrieben werden.

Nicht weit von der Alfandega steht die Kitánda, portug. feira (Markthalle), ein erst vor einigen Jahren errichteter sehr geräumiger Bau von etwa 200 Schritt im Geviert, in dem jeden Morgen lange Reihen von Negerweibern die Erzeugnisse der wenigen Stadtgärten und der weiter landeinwärts an den Flußufern gelegenen Plantagen feilhalten: köstliche Früchte, Gemüse, Mehl, Eier, Fleisch und andere Lebensmittel. Die Käufer sind meist Haussklaven, welche die große Mehrzahl der schwarzen Bevölkerung Loándas

bilden und die hier den Tagesbedarf für ihre Herrschaft einkaufen. Nicht in der Kitánda, sondern auf einem offenen Platze am Fuß der Fort San Miguëls-Höhe wird der Fischmarkt abgehalten, der eine reiche Auswahl eßbarer Seethiere, von der Lagosta bis zur feinschmeckenden Seezunge (linguado), darbietet. Allerhand Waaren für die niedere Volksklasse, wie ordinäre Zeuge, Geräthe und Schmucksachen, sind auf Straßen und Plätzen zum Verkauf ausgestellt. Als Zahlungsmittel dienen im Kleinverkehr und bei den Geschäften der europäischen Kaufleute untereinander Geldmünzen und Banknoten; im Großen und Ganzen ist aber der Handel auch hier noch ein Austausch von heimischen Producten und eingeführten Waaren.

Die Kleidung der Eingeborenen besteht bei den Männern aus einem gewirkten, mittels Hüfttuchs zusammengerafften Hemd oder in abgelegten Garderobestücken von Weißen. Eigenthümlich ist die Tracht der Frauen in Angola, besonders in der Hauptstadt; sie tragen statt des Hemds ein Stück Kattun von möglichst grellen bunten Farben, darüber aber ein dunkles, schwarzblaues oder schwarzes Tuch, das den ganzen Körper einhüllt, indem entweder zwei Enden unter den beiden Achselhöhlen durchgezogen und über der Brust verknüpft werden, oder togaartig nur ein Zipfel auf der Brust befestigt und einer über die Schulter geworfen wird, sodaß der eine Arm frei bleibt; außerdem hängt ein Stück desselben dunkeln Zeuges vom Kopfe herab, mit welchem sie sich häufig auch das Gesicht vollständig verhüllen. Diese schwarzvermummten Gestalten bilden, wenn sie durch die Straßen wandeln, einen merkwürdigen Contrast zu dem funkelnden Sonnenlicht und dem hellen Anstrich der Häuser.

Südwestlich von der Alfandega gelangt man zu einer von drei Seiten mit freundlichen Gebäuden umschlossenen und in der Mitte mit der Statue eines ehemaligen Gouverneurs von Angola gezierten Praça, deren vierte Seite den Blick auf den Hafen und die Loándainsel mit ihren Palmenreihen frei läßt. Jeden Donnerstag Abend von 8 bis 9 Uhr macht hier die Garnisonkapelle, aus

Weißen, Mulatten und Schwarzen zusammengesetzt, ganz leidliche Musik, während ein zahlreiches Publikum aus allen Schichten der männlichen Bevölkerung, mitunter auch einige von den wenigen in Loánda lebenden weißen Damen, sich einfindet, um bei den Klängen der Potpourris, Opernarien, Tänze und Märsche zu promeniren. An zwei andern Abenden spielt dasselbe Musikcorps in einem hübsch angelegten öffentlichen Garten der cidade alta, nicht weit vom bischöflichen Palais.

Auch ein Liebhabertheater von Weißen, meist Offizieren, gibt bisweilen öffentliche Vorstellungen. Aber obgleich der Portugiese viel theatralische Begabung hat, erhob sich doch die Aufführung, der ich dort beiwohnte, nicht über die gewöhnlichste Coulissenreißerei.

In der untern Stadt befindet sich eine Art Restaurant, ein einziger, niedriger, dunsterfüllter Raum, wo Spirituosen und Limonaden zu afrikanischen Preisen verabreicht werden — ein Glas Orangen-Limonade mit Cognac kostet 2 Mark —, und wo ein Fiedler, ein Flötist, ein Harfenist und eine Sängerin, deren Hautfarbe und Geburtsschein an gleicher Dunkelheit leiden, ihre ohrenzermatternden musikalischen Leistungen zum besten geben. Trotzdem ist die Kneipe allnächtlich zum Erdrücken voll, meist von weißen Beamten, Offizieren und Commis; Neger sah ich wenige unter den Gästen, dagegen ziemlich viel Mulatten.

Die Mulatten waren mir immer ein unheimlicher Menschenschlag, und ich ging ihnen, nachdem ich erst einige Erfahrungen gemacht, weit aus dem Wege. Diese gelbgrauen Mischlinge, die sich aber „branco" nennen, haben in der Regel nur alle schlechten Charakterzüge von ihren verschiedenfarbigen Aeltern geerbt: Heimtücke, Hinterlist, raffinirte Bosheit, Falschheit, Feigheit, dabei ein freches, unverschämtes Wesen. Der Mulatte haßt seine Mutter, weil sie schwarz ist, und seinen Vater, weil er eine Schwarze zur Frau genommen hat. Kein Weißer, so grausam er auch sei, behandelt seine Sklaven auf solch unmenschliche Weise, wie es der Mulatte zu thun pflegt; dieser wird deshalb von den

Schwarzen ebenso gehaßt als wegen seiner Verschmitztheit gefürchtet. Nichts Widerlicheres kann man sich denken als die insolente Dünkelhaftigkeit und Aufgeblasenheit eines gelben Beamten.

Die gesammte Einwohnerschaft von Loánda gehört der katholischen Kirche an, doch ist von Religiosität, selbst von äußerlicher, wenig zu bemerken. Wenn das Volk an festtäglichen Processionen in Masse theilnimmt, so geschieht es offenbar nur aus Liebe zu Putz und Gepränge. Ueber den verfallenen Zustand der Kirchen habe ich schon gesprochen. Die schöne alte Kathedrale der cidade alta ließ man in Trümmer sinken, sodaß sie ganz abgetragen werden mußte. An der Stelle, wo sie gestanden, wurde eine meteorologische Beobachtungsstation errichtet, allein von regelmäßiger Benutzung der dort aufgestellten Instrumente ist keine Rede, und als später einmal ein Reisegefährte von mir seine Uhr nach dem Chronometer des im Hafen ankernden königlichen Kriegsschiffs Sá de Bandeira reguliren wollte, fand er denselben stillstehen.

Eine rühmliche Ausnahme von dem vernachlässigten Zustande der öffentlichen Gebäude macht das schon mehrere Jahrhunderte alte Militärlazareth in der obern Stadt. Ich war aufs angenehmste überrascht durch die peinliche Sauberkeit, die in allen Räumen dieser Anstalt herrscht. Auch über das medicinische Wesen in dem Lazareth fällte der Arzt der Loango-Expedition ein sehr günstiges Urtheil.

Obgleich in der obern wie in der untern Stadt die Neger eine Hauptstaffage der Straßen bilden, auch viele wohlhabende schwarze Kaufleute und Beamte daselbst wohnen, liegt das eigentliche Negerviertel außerhalb der europäischen Quartiere, an einem Bergabhang nordöstlich von der Stadt. Aus einem Fenster meines Hotels konnte ich gerade in den Häusercomplex hineinsehen, welcher von geraden Straßen in regelmäßige Quartiere getheilt wird. Die Wände der Negerhäuser sind von Gerten geflochten und innen wie außen mit ungetünchtem schwarzgrauem Lehm beworfen. Den Raum, welcher der Familie zur Wohnung dient, bedeckt ein

Satteldach von Stroh; das wenige Vieh wird des Nachts auf dem Hofe in Ställen aus Palmenwedeln untergebracht.

Die Vegetation verleiht der Umgebung von Loánda keinen Reiz. Am Strande stehen einige Palmen; an den aus grobem, rothem, stark eisenschüssigem Sande bestehenden Steilwänden zunächst der Stadt wachsen dichte Büsche einer blattlosen graugrünen Euphorbie, in deren stielrundem Geäst ein giftiger Milchsaft fließt. Jenseit der bis zu etwa 30 Meter ansteigenden Höhe, auf welcher die cidade alta liegt, dehnt sich eine Savane mit nicht sehr hohem Graswuchs aus. Hier sieht man eine Anzahl Cajoueiros, Bäume mit dichter Krone und mit Blättern, die einen terpentinartigen Geruch verbreiten, sonst nur Affenbrotbäume von barockſten Formen. Buschwälder sind spärlich verstreut, cactusähnliche Euphorbien bestimmen den Charakter der Landschaft. Bis etwa zwei Stunden von der Stadt senken sich parallel mit der Küste zwischen die feinsandigen, quarzreichen Osthänge einige Thäler ein, die zum Theil angebaut sind; bei der in dieser Küstenniederung oft länger als ein Jahr anhaltenden Dürre können aber die Pflanzungen nur dürftig gedeihen. Weiterhin wird das Land wieder flach und öde.

Hingegen bietet sich dem Blick von der cidade alta herab nach dem Meere zu eins der farbenreichsten und imposantesten Küstenpanoramas. Unmittelbar zu den Füßen des Beschauers die hellgetünchten Häuser der Stadt mit rothen, meist platten Dächern, auf denen die Flaggen der verschiedenen Consulate wehen — fast alle seefahrende Nationen, auch die türkische und griechische, nur die deutsche nicht, haben hier ihre officiellen Vertreter —, überragt von Thürmen, Wällen und Bastionen, dazwischen das Grün der Straßenbäume und Strandpalmen; dann zu beiden Seiten die braun, gelb und weiß schimmernden Steilhänge, und links das weit vorspringende Cap mit der stolzen Feste San Miguël, umspült von den Wogen der blauen See; vorn der von Schiffen belebte Hafen, abgeschlossen durch den schmalen Streif des langgestreckten Palmeneilands; darüber hinaus

endlich das weite, grenzenlose Meer — wahrlich ein großartiger, entzückender Anblick!

Leider befand ich mich in Loánda, das ich später noch zweimal besuchte, immer so leidend, daß ich auf Ausflüge in die fernere Umgegend, nach dem antilopenreichen Cabo Lômbo, an die Béngo-mündung u. s. w., verzichten mußte. Ich war allerdings schon unwohl ans Land gestiegen, aber an der Hartnäckigkeit des Uebels trugen ohne Zweifel die oben berührten Misstände in den sanitären Verhältnissen der Stadt die Hauptschuld. Ein zu Rathe gezogener Arzt verschlimmerte noch die Krankheit durch verkehrte Behandlung, indem er mir nichts als Emetica und Purganzen verordnete. Natürlich sanken bei dieser Cur meine Kräfte täglich mehr, bis ich mich von dem weisen Aeskulap emancipirte und meine Behandlung wieder selbst in die Hand nahm. Schon war ich aber dermaßen heruntergekommen, daß ich tags über das Bett hüten mußte und es nur abends auf ein paar Stunden verließ, um mich auf der Praça der cidade alta zu ergehen oder mit einem befreundeten Engländer in dessen Boot nach der Insel hinüberzufahren.

Am 3. Februar trafen mit dem portugiesischen Postdampfer die übrigen Mitglieder der Kassándsche-Expedition, Herr von Homeyer und Dr. Pogge, in Loánda ein. Meine Kräfte hoben sich allmählich wieder, ich konnte beim Sichten des mitzunehmenden Gepäcks und beim Vertheilen desselben in Traglasten behülflich sein, und als alle Zurüstungen beendet waren, gingen wir am 15. Februar an Bord des für unsere Weiterreise bestimmten Dampfers.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Aus West-Afrika.

Zweiter Theil.

Aus West-Afrika.

1873—1876.

Erlebnisse und Beobachtungen

von

Herman Soyaux,
Mitglied der Deutschen Expedition nach Südwest-Afrika.

Zwei Theile.

Mit einer lithographirten Karte.

Zweiter Theil.



Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1879.

Inhalt des zweiten Theils.

I.

Am Kuánsa.

The river Quanza is the gem of the Portuguese possession of Angola.

J. Monteiro.

Endlich, endlich hatten wir die ermüdenden Plackereien mit den Zollbeamten der Hauptstadt hinter uns, das immer noch umfangreiche Gepäck der Kassāndsche-Expedition war an Bord des kleinen Raddampfers Cunga gebracht, und wir schlugen in später Abendstunde den Weg zum Hafen ein.

Es war am 15. Februar 1875. Der Sternenhimmel strahlte glitzernd herab auf das bewegte nächtliche Treiben in den Straßen Loándas, die wir, ein jeder seinen Gedanken nachhängend, lautlos durcheilten. Einzelne Kaufläden waren noch offen; hier Gelächter, dort wüster Streit wirbelten toll durcheinander; im dunkeln Schatten jener Ficusbäume huschten einige Gestalten in langen Gewändern vorüber — Damen der schwarzen Demimonde.

Schnell schritten wir über den freien Hafenplatz dem Schiffe zu, und ich athmete tief auf, als ich das Deck des kleinen Dampfers betrat. Umfing mich doch hier endlich wieder die so lange entbehrte Reinlichkeit eines Schiffes.

Der höfliche Kapitän des Cunga, welchem wir von den Directoren seiner Gesellschaft, der Companhia para a navegação do rio Quanza, besonders empfohlen waren, räumte uns

drei Deutschen zuvorkommend die lady's-cabin ein. Doch nicht lange litt es mich in der stickigen Luft dieses verschlossenen Raums; ich flüchtete auf Deck, um den Rest der Nacht dort zu verbringen. Selten huschte ein Vogel, ein Ziegenmelker, durch die klare Nachtluft, einer der schlafenden Matrosen reckte sich gähnend, und die Thurmuhr der baufälligen Kathedrale ließ die Mitternachtsstunde erdröhnen. Dann wieder die vorige Stille. Riesige Schatten, von den Felsen des Forts São Pedro geworfen, tanzten auf der welligen, silberbeglänzten Fläche der See, bis der Mond sein Antlitz hinter flüchtigen Wolken verbarg.

Um 2 Uhr begannen die Schaufelräder des Schiffs ruckweise das Wasser zu schlagen. Wir umfuhren die Nordostspitze der Loándainsel, der Mond ging unter, und nur die Sterne am tiefblauen Himmel erhellten unsere Straße, das trübe Licht des Leuchthauses beschämend. Ich entschlief in einem Korbstuhl an Deck und erwachte erst bei Aufgang der Sonne.

Rasch dampfte der Cunga vorwärts, seinen scharfen Kiel nach Süden gerichtet. Eine frische Morgenbrise jagte die feuchten Nebel der Nacht vom Küstensaum ins Innere des Landes; schon vergoldeten die Sonnenstrahlen die kahlen, steilen Wände der rothen Uferklippen, dann tauchten weiter ins Land hinein noch halb von Nebelstreifen umflatterte Bergkuppen auf, nach und nach entschleierten sich ganze Gebirgszüge am fernen Horizont, und endlich wurden auch die Thäler mit ihren mannichfach schattirten Waldpartien vom siegreichen Tagesgestirn beleuchtet. Wirbelnde Rauchsäulen bezeichneten die Wohnstätten der Eingeborenen, hier und da wehte uns eine aufgehißte Flagge den Gruß einer vereinzelten europäischen Niederlassung vom Strande herüber. Im Südosten trat die Spitze des Monte Kengēne in Sicht; sie verkündete die Nähe der Kuánsamündung, und kurz nach 10 Uhr steuerten wir, gen Osten wendend, der brausenden Barre des Stromes zu.

Wir waren noch etwa eine viertel Meile vom Lande entfernt, als wir eine Menge kleiner Boote erblickten, die sich in der

Richtung nach unserm Schiffe durch die wildbewegte Brandung hindurchkämpften. Dieselben bestanden, wie ich beim Näherkommen sah, aus flachgewölbten, einige Zoll dicken Bretern ohne Seitenwände*). Gewöhnliche Canoes, sagte man mir, seien hier nicht verwendbar, weil die mächtigen Wogenschläge sie unfehlbar umstürzen würden. Jedes dieser schmalen Flöße war mit nur einem Neger bemannt, der in kauernder Stellung eine kurze schaufelförmige Paddel mit großer Geschicklichkeit handhabte. In eifrigstem Wettrudern suchten sie einander zuvorzukommen, um die ersten an Bord des Schiffes zu sein und sich den geringen Pilotenlohn für Hindurchleiten desselben zwischen den vor der Außenmündung liegenden veränderlichen Sandbänken zu verdienen. Da ist einer angelangt, wie eine Katze klettert er an dem ihm zugeworfenen Tau an Deck und läßt sein Fahrzeug an einem Stricke nachschwimmen. Andere inzwischen Herangekommene folgen ihm, in der Hoffnung, vielleicht wenigstens ein Gläschen agoa ardente zu erhalten.

Es war eben Flutzeit, und wir passirten glücklich durch die Barre in den Fluß. Nicht selten jedoch laufen Schiffe auf verborgene Untiefen oder müssen tagelang liegen bleiben, bis die Strömung irgendwo eine tiefere Einfahrtstelle gewühlt hat. Am linken Mündungsufer wird der Fluß durch eine weit vorspringende Sandbank auf nur etwa 200 Schritt eingeengt. Hunderte von Fischervögeln, Möven, Seeschwalben saßen hier dicht gedrängt auf dem flachen Ufer, einige Strandläufer suchten in den anspülenden Wellen nach Beute, und auf dem kahlen Gezweig eines

*) Noch weiter südlich bedienen sich die Eingeborenen der sogenannten Bimbaboote, die, in der Form einem querhalbirten Canoe gleichend, aus den Aesten eines Baums geflochten und leicht wie Kork sein sollen. Danach würden sie sowol im Bau wie im Material mit den von Schweinfurth beschriebenen Ambatschkähnen der Schilluk übereinstimmen, und es scheint mithin, daß die Pflanze Herminiera elaphroxylon, die weder im Gabūn bekannt ist, noch im Kuīlu, Tschiluángo, Luémme oder Kuánsa von mir gesehen wurde, in den südlichen Flüssen häufig vorkommt.

an den Strand geschwemmten Baumastes hockte ein schwarzweißer Geier. Auffallenderweise ließen die Thiere durch das Nahen des rauchenden und puffenden Dampfers sich nicht im geringsten stören, sondern blieben ruhig auf ihren Posten sitzen — eine mit der ganzen Umgebung trefflich harmonirende Staffage. Das flache, grasbewachsene Ufer streckt sich hier ziemlich weit ins Land hinein, aber der kahle Sandberg Kabóllo Kahĕmbo, auf dem zur Nachtzeit oft das Gebrüll von Löwen gehört werden soll, verdeckte uns die Fernsicht. Am rechten Ufer treten Kokos- und Oelpalmenwälder bis dicht an den Strand, aus welchen viereckige, leicht aus Rohr- und Blattwerk zusammengefügte Fischerhäuschen sowie einige Hütten in Zuckerhutform hervorschauen.

Den nun wieder breiter werdenden Fluß stromauf fahrend, gelangten wir in die Region der unvermeidlichen Mangroven; sie reicht am Kuánsa noch weiter hinauf als bei den nördlichern Strömen, denn bis auf $4^1/_2$ deutsche Meilen von seiner Mündung sind beide Ufer davon bedeckt. Nach langsamer Fahrt legten wir um die Mittagsstunde bei Tŏmbo am rechten Ufer an und verweilten wol eine Stunde dort, um Holz zur Heizung einzunehmen. Der Mangrovebaum liefert auch ein sehr massives dauerhaftes Bauholz, und die Bewohner von Tŏmbo, einige Mulatten und Portugiesen, beschäftigen sich damit, Mangrovestämme nach Loánda zu flößen, wo sie mit gutem Gewinn verkauft werden.

Allmählich lichtet sich das Mangrovedickicht, es wird von Raphia- und Phönixpalmen unterbrochen, einzelne Lücken eröffnen den Blick über ein weites Grasmeer bis zu den blauen Bergen am Horizont. Hier setzte mich die Menge der Sumpfvögel, wie ich sie noch an keinem Flusse gesehen, in Erstaunen. Cormorane tauchten aus der Flut und waren blitzschnell wieder verschwunden; dünnbeinige Reiher verschiedener Arten, manche von überraschender Größe, stelzten zwischen den Gräsern umher; Schlangenhalsvögel flogen, einen zappelnden Fisch im Schnabel, mit gewundenem Halse dem nächsten Baume zu, und Fliegenfänger hüpften in den üppigen Ricinusstauden, welche die Ufer umsäumen. Dort auf

der Sandbank, in der Höhlung der unterwaschenen Uferleiste lag träge hingestreckt ein Krokodil, kaum vom Erdboden zu unterscheiden. Meine Büchse knallt, aber die Kugel prallt erfolglos ab von den undurchdringlichen Hornschildern des gepanzerten Reptils, das sich langsam in den bergenden Strom hinabgleiten läßt. Da wallt und braust es dicht vor dem Schiffe, eine dunkle Masse taucht an die Oberfläche, und weit umher schleudert sie das zertheilte Naß; es war ein Manati, der, aufgeschreckt durch den Dampfer, in die Tiefe zurückstürzt.

Fast übersah ich, daß wir bei Kalūmbo vorbeidampften, einem kleinen Ort, bis zu welchem der Kuánsa von der Mündung aus nordöstliche Richtung einhält, um hier eine Biegung nach Südosten zu machen. Kurz darauf ließen wir auch die Plantage Brūto hinter uns. Reicher als bis dahin war nun das Ufer mit prächtigen Kokospalmen besetzt, deren Wedel in der wunderbaren Farbenglut, welche die Strahlen der scheidenden Sonne erzeugten, mit zierlichster Deutlichkeit sich abzeichneten.

Gegen 9 Uhr abends legten wir bei der Plantage Bom Jesus an, welche wie Brūto einem Portugiesen, Senhor Felicianno da Silva Oliveira, gehört. Beide Besitzungen zeichnen sich durch ihre Größe wie durch eine als musterhaft geltende Verwaltung vor allen andern in der Provinz Angola aus. Bom Jesus wird von einem Deutschen, W. Schulz aus Westfalen, bewirthschaftet, der noch im Kriege von 1870—71 das Schwert gegen Frankreich führte. Der nun unter seiner unmittelbaren Leitung stehende Ländercomplex dürfte an Flächenraum mehrere unserer kleinen deutschen Fürstenthümer überragen. Leider gestattete die Dunkelheit der Nacht nicht, das mir als hochinteressant geschilderte Etablissement in Augenschein zu nehmen, ich mußte die Befriedigung meines Wunsches auf eine günstigere Gelegenheit vertagen.

In dem hier etwa 550 Schritt breiten Strom ankerten wir bis zum nächsten Morgen. An Schlafen war jedoch nicht zu denken. Das junge Portugal, aus welchem die Mehrzahl der Passagiere bestand, fing erst mit Sonnenuntergang zu leben an und machte

sich nun durch Trinken, Spielen, Schreien und Raufen in einer für den Unbetheiligten nichts weniger als angenehmen Weise bemerkbar. Dazu hatten Scharen von Mosquitos, alle Wände bedeckend, sich in den Cabinen eingenistet. Es trieb mich wieder hinauf an die freie Luft.

Die Nacht war ungewöhnlich still, kaum daß hin und wieder ein leiser Windhauch das zarte Gefieder der Palmenkronen und die Handblätter des Baobab bewegte. Nur ganz gedämpft drang bisweilen ein Laut von dem unter mir tobenden Lärm an mein Ohr. Ungestört konnte ich mich dem bezaubernden Anblick des südlichen Sternenhimmels hingeben. Wie ein mattschimmernder Silberschleier zieht sich an dem unergründlichen, tiefblauen Gewölbe die Milchstraße hin; in der Nähe ihres milden Lichts strahlt der große Sirius mit blendendweißem Feuer, sowie das prächtige Bild des Orion mit dem rothflammenden Beteigeuze, dem Rigel und dem herrlichen Dreigestirn in seinem Gürtel. Es folgen der Jäger und sein edles Wild, der Stier mit der goldenen Hornspitze und dem röthlichen Augenstern des Aldebaran, der Akarnar im Eridanus, das leuchtende Siebengestirn, die Perle Alcyone umrahmend; gegenüber der Glanzstern Canop im Argonautenschiff, nahe bei den Magelhaenschen Wolken, die wie von der Milchstraße losgelöste Theilchen im Aether schweben; klein und unscheinbar, doch von reinstem Lichte der Polstern; endlich das Kreuz des Südens, das unverdient von frommen Sängern so hoch gepriesen und verherrlicht wird. Da sinkt ein Stern, ein kostbarer Demantstein aus dem Strahlendiadem der Nacht — wohin? Doch Millionen übersäen noch den schwarzblauen Mantel, den sie um die müde, ruhebedürftige Erde schlägt, ein zahlloses Heer leuchtender und flimmernder Welten!

Am Ufer traten in phantastischer Beleuchtung die Contouren einzelner Bäume hervor: der hochstrebenden Palme, des unförmigen weißberindeten Baobab, des edelgestalteten Papaja, und rechts auf grauweißem Kalksteinfelsen die ausgespreizten barocken Blattäste einer Euphorbia.

Früh am andern Morgen dampften wir weiter den Fluß hinauf. An beiden Ufern wechseln nun Grasflächen mit weißen, oft steil aus dem Strom steigenden Felswänden ab. In den Spalten und Löchern des Gesteins bergen sich Umbervögel, Schwalben und buntschillernde Eisvögel; an den Abhängen fristen jene merkwürdigen Wolfsmilchbäume, welche wir schon bei Ambris fanden, und bläulichgrüne Aloën ein kümmerliches Dasein. Zuweilen auch erfreuten aus der Landschaft hervorragende Oelpalmen- und Phönixgruppen im Vorüberfahren mein Auge.

Im Laufe des Vormittags rannte sich unser Schiff auf einer Untiefe am linken Ufer fest. Der dadurch verursachte Aufenthalt war um so unangenehmer, als die Fahrt ohnehin langsam genug ging; starke Regengüsse hatten den Fluß angeschwellt, sodaß wir gegen die mit großer Gewalt der Mündung zuströmende Flut ankämpfen mußten. Fast eine Stunde dauerte es, bis der Cunga nach vielfachem Manövriren wieder flott wurde.

Gegen Mittag stieg ein Gewitter auf. Heftige Windstöße zerrten an dem Tauwerk des Schiffs und bogen die Stämme der am Ufer stehenden Bäume wie schwache Gerten, daß ihre Kronen fast den Wasserspiegel berührten. Dann entlud sich das Unwetter unter furchtbarem Donnern und Blitzen, und in gewaltigen Strömen schoß der Regen hernieder. Auch das über Deck gespannte Leinwandzelt, die Awning, hatte der Sturm zerfetzt, wir mußten vor den eindringenden Wasserstrahlen hinunter in die Cabinen flüchten, wo die blutgierigen Mosquitos über uns herfielen. Als aber der Regen aufhörte, genossen wir mit um so größerm Behagen die durch ihn bewirkte Abkühlung der heißen Tagestemperatur.

Nachmittags um 4 Uhr alarmirte uns ein auf ungefähr zehn Schritt Entfernung vom Schiff vorbeischwimmendes Flußpferd. Leider war im Augenblick kein Schießgewehr zur Hand, um nach dem kaum halb aus dem Wasser hervorragenden Riesenschädel zu feuern, und unbehelligt schwamm der Dickhäuter flußab. Seine grünliche Farbe schien mir viel dunkler zu sein als bei den

Exemplaren, die ich im Kuīlu gesehen. Uebrigens sind die Flußpferde unterhalb der Katarakte des Kuánsa bereits sehr selten geworden, und die wenigen übriggebliebenen halten sich meist in den zu beiden Seiten des Stromes ausgebreiteten Lagunen auf, von wo sie nur nächtlicherweile an diesen selbst zu kommen pflegen.

Bald darauf passirten wir, ohne anzulegen, die kleine, noch unbedeutende Niederlassung Sagóa, und nach Sonnenuntergang ging das Schiff bei dem Orte Bocca de Quanza (Mündung des Kuánsa) vor Anker. Woher der Ort diesen Namen hat, konnte ich nicht in Erfahrung bringen. Vielleicht war das Flußbett hier ehemals bedeutend breiter, oder, was mir wahrscheinlicher ist, die Eingeborenen hatten eine ähnlich lautende Bezeichnung dafür, die dann in das portugiesische Wort bocca umgewandelt wurde.

Am 18. morgens dampften wir noch in ziemlicher Dunkelheit ab und kamen um 8 Uhr, etwa 12 deutsche Meilen von der Mündung des Flusses, an dem Fort Muschīma (port. Muxima) vorbei, dem einzigen am linken Ufer des Kuánsa. 1599 von Balthasar de Rebello Aragão auf einem steilen tuffartigen Kalksteinfelsen erbaut, beherrscht es in weitem Umkreise die Gegend, geht aber jetzt, wie eben alles in Angola, seinem Verfall entgegen. Um den Fuß der Anhöhe, besonders an der Nordwestseite, gruppiren sich die schmuzigen ärmlichen Lehmhütten der Eingeborenen. Zwischen ihnen steht eine Kirche von unschönem Bau; sie enthält ein Muttergottesbild, zu dem aus der ganzen Colonie Frauen wallfahrten, um Kindersegen von ihm zu erflehen. Plantagen hat Muschīma nicht, aber einen ziemlich ansehnlichen Handel in Elfenbein und Wachs, welche Producte aus dem Süden dorthin gebracht werden. Vor einigen Jahren gab es auch hier noch Elefanten; infolge der eifrigen Jagd, die man auf sie machte, haben sie aber die Gegend jetzt ganz verlassen und sich weiter nach Süden und Osten zurückgezogen.

Eine kleine Strecke oberhalb Muschīmas passirten wir einen auf dem linken Ufer wie eine Mauer senkrecht aus dem Strom sich erhebenden Kalksteinfels, die „Fetischwand" genannt, von dem

die in der Nähe wohnenden Kissāmaneger verurtheilte Zauberer und Verbrecher den Krokodilen zum Fraß in den Fluß hinabwerfen sollen.

Gegen 9 Uhr fuhren wir am rechten Ufer an dem kleinen Handelsplatz Baráka vorüber, wo damals die Afrikaansche Handelsvereeniging die am weitesten den Kuánsa aufwärts gelegene ihrer Factoreien hatte.

Um 4 Uhr abends ankerten wir, ebenfalls am rechten Ufer, kurze Zeit vor Massangāno. Hier mündet der Lukālla, der bedeutendste Nebenfluß des Kuánsa, etwa 20 deutsche Meilen von dessen Ausfluß ins Meer, in den Hauptstrom. Auf einer Anhöhe am Ufer steht, die dahinter liegenden, größtentheils Mulatten gehörigen Pflanzungen und Niederlassungen verdeckend, eine feste, 1580—83 erbaute Citadelle, welche die weite, außerordentlich fruchtbare Ebene im Norden des Kuánsa beherrscht, und eine alte Kirche, wie die in Muschīma von den früher hier sehr zahlreichen Missionaren herstammend.

Schon oberhalb Muschīmas und der Fetischwand beginnen zu beiden Seiten des Flusses, besonders am linken Ufer, dichte Wälder von Oelpalmen, die sich dann, nur selten von mit cactusähnlichen Euphorbien und Aloën bewachsenen Felspartien unterbrochen, bis 5 deutsche Meilen oberhalb Massangānos hinziehen, wo die Gebirge von Osten ihre letzten Hänge an den Fluß senden. Im Schatten dieser Wälder haben sich die Eingeborenen besonders zahlreich angesiedelt; überall kamen Scharen von Männern, Weibern und Kindern ans Ufer, um dem vorbeifahrenden Dampfer neugierig nachzuschauen.

Es war 8 Uhr abends, als wir die Endstation der Dampferlinie erreichten, Dóndo, den jüngsten, aber wichtigsten Handelsplatz am Kuánsa.

II.

In Dóndo.

„O inferno de Angola."

Als Mitglieder der bereits angemeldeten Kassándsche-Expedition wurden wir von dem in Dóndo stationirten Agenten der Kuánsa Dampfschifffahrts-Gesellschaft, einem Deutschen, dem Kapitän Alexanderson*) aus Hamburg, aufs zuvorkommendste empfangen, und da irgendwelche Anstalten zur Unterkunft von Fremden zur Zeit hier noch unbekannt sind, nahmen wir gern die uns dargebotene Gastfreundschaft an. Herr von Homeyer logirte bei unserm Landsmann selbst in einem kühlen steinernen Hause unfern vom Flußufer; Dr. Pogge und ich erhielten das im Innern der Stadt gelegene Factoreigebäude der englischen Firma Newton, Carnegie u. Comp. zur Wohnung angewiesen. Der Chef des Etablissements, Senhor Gomez Serodio, befand sich zur Wiederherstellung seiner Gesundheit in einem Curorte Portugals; wir benutzten deshalb unsere Zimmer fast nur zur Siesta und zur Nachtruhe, während wir die übrige Zeit im Hause des Kapitäns zubrachten, namentlich auch die Mahlzeiten regelmäßig dort einnahmen.

Die in diesem Kreise verlebten Stunden bleiben mir unvergeßlich; hatte sich doch ein Klein-Deutschland hier zusammen-

*) Man verdankt demselben eine genaue Aufnahme des Kuánsa von seiner Mündung bis Dóndo (Cambámbe), veröffentlicht im „Journal of the Royal Geographical Society", 1876.

gefunden, das ebenso plötzlich, wie es vereinigt worden, wieder in alle Weltgegenden auseinanderstieben konnte. Gleich am ersten Abend lernten wir daselbst auch die Honoratioren des Orts kennen: den Districtscommandeur und Chef des Presidio Major Marques, seinen Adjutanten und einzigen Offizier Luis Padrel, und den Militärarzt der Garnison, eines Bataillons der V. caçadores (Jäger).

Major Marques war ein im Dienst ergrauter Haudegen. In den Kämpfen um Nord-Angōla und die senegambischen Besitzungen Portugals hatte er sich tapfer und mit vielem Glück geschlagen; nur einen Finger büßte er bei all den oft sehr hitzigen Attaken ein. Seine Gala-Uniform schmückte eine große Anzahl Orden. Für gewöhnlich aber trug er eine mit Schnüren besetzte weite Interims-Uniform, die schlotterig um den hagern sehnigen Körper hing, und dazu Schuhe von unbeschreiblich desolater Verfassung. Mit den Umgangsformen eines Weltmanns der Jetztzeit verband er die bigote Frömmigkeit, die unbeugsame Energie und die rücksichtslose Rohheit seiner erobernden Vorfahren. Hatte er sich eben in liebenswürdigster Weise mit uns unterhalten, so konnte er im nächsten Augenblick wuthschäumend auf einen seiner schwarzen Soldaten losstürzen und ihn für ein leichtes Vergehen mit dem Degen, der Reitpeitsche oder einem Stück Holz aufs grausamste züchtigen.

Tagsüber pflegten wir Deutsche bei Alexanderson in dessen durch dicke Mauern vor der Sonne geschütztem Gartensalon versammelt zu sein; abends aber, wenn Besuch kam, wurde auf dem fliesenbelegten Hofe die Tafel gedeckt, unter dem leuchtenden Himmel der Tropen.

Der Zweck unsers Aufenthalts in Dóndo war, so rasch wie möglich hier Träger für das Expeditionsgepäck zu dingen. Allein obgleich wir sowol von seiten des königlichen Cabinets in Lissabon wie von dem Generalgouverneur von Angola, Contre-Admiral d'Andrade, an alle Civil- und Militärbehörden der Provinz angelegentlich empfohlen waren, und obgleich Major Marques jeden

der Negerfürsten (Sobas) in dem von ihm verwalteten District bei Kettenstrafe befahl, gegen eine Vergütung — so sagte man uns wenigstens — eine gewisse Anzahl Träger zu stellen, währte es doch fast 2½ Wochen, ehe die erforderliche Mannschaft zusammenkam.

Auf unsere Erkundigungen über Land und Leute im Innern, über die Transportmittel wie über die zweckmäßigste Art des Reisens erhielten wir höchst wunderliche, zum Theil ganz widersprechende Auskunft. Wie man uns in Loánda das verhältnißmäßig leicht und schnell zu erreichende Dóndo als ein verlassenes Nest geschildert hatte, wo weder genießbare Nahrungsmittel noch europäische Waaren zu haben seien, wo es von wilden Thieren wimmele wie von Möven am Strande des Oceans, so sprach man hier mit ähnlicher Uebertreibung von den zunächst nach dem Innern zu gelegenen Orten. Mancher von den europäischen Kaufleuten mochte wol wider besseres Wissen solche Nachrichten verbreiten, um die Reisenden dadurch zu bestimmen, daß sie vor dem Aufbruch von Dóndo ihren ganzen Reisebedarf dort einkaufen; die Mehrzahl der hier wohnhaften Europäer aber, Beamte wie Kaufleute, legte in der That eine vollkommene Unkenntniß an den Tag von allem, was das Land außerhalb ihrer engen Districtsgrenzen betraf.

Die Stadt Dóndo (nach Mohr 14° 34′ östl. L. Gr. und nach Alexanderson 9° 22′ südl. Br.) liegt in einem feuchten, sumpfigen Thale, das an einer Seite vom Kuánsa und dessen linken Uferbergen, an den beiden andern Seiten von den Bergzügen des rechten Ufers so fest umschlossen wird, daß kaum je ein erfrischender Windhauch in diesen dreiseitigen Kessel Eingang findet. Demzufolge ist Dóndo der heißeste und zugleich ungesundeste Ort in Angola und verdient die Beinamen: der Backofen, der Pesthof, die Hölle Angolas, welche man ihm gegeben hat. Am 25. Februar nachmittags 4½ Uhr zeigte das Thermometer 28° R. im Schatten; der Reisende Mohr beobachtete an einem Octobertage zwischen 11 Uhr vormittags und 4 Uhr nachmittags sogar 36° R. im

Schatten; und auch während der Nachtstunden sinkt die Temperatur in viel geringerm Maße als an andern Orten derselben Zone. Tag und Nacht entsteigen den Sümpfen und besonders nach der Regenzeit den zurückgebliebenen Brackwassern verderbliche Miasmen und Nebel, welche den Aufenthalt für Europäer äußerst gefährlich machen. Herr von Homeyer war anfangs einige mal während der Tageshitze ausgegangen, um Schmetterlinge zu fangen, die hier, wenn auch nicht durch Größe und Farbenpracht, doch durch merkwürdige Zusammenstellung der Farben den Sammler zur Verfolgung reizen, mußte aber bald davon abstehen, da er sich in der Sonnenglut einen heftigen Fieberanfall zugezogen hatte. Auch Dr Pogge war von einer der an der Küste fast unvermeidlichen Hautkrankheiten, dem „rothen Hund“ (engl. prickly heat, franz. boutons de chaleur), arg geplagt, und ich selbst litt immer noch an Dysenterie. Selbst den hier in Garnison liegenden eingeborenen Soldaten werden in Rücksicht auf die Gefährlichkeit des Klimas zwei Dienstjahre für drei angerechnet.

Vorsichtig beschränkten wir deshalb unsere Ausgänge auf die Morgen- und Abendstunden. Wir gingen entweder, den kleinen Kipakállabach überschreitend, in einen nahen Wald riesenhafter Baobabs, von denen ich hier zum ersten male so dichte Bestände fand, oder stiegen den Hügel hinauf, auf welchem Major Marques seine Residencia hatte. Dort oben eröffnete sich eine herrliche Aussicht über die waldigen Hügelkuppen im Westen und Osten der Stadt hinweg in die weite, mit Laubwäldern und Palmenhainen geschmückte, von den Windungen des klaren Stroms durchzogene Landschaft. Hingegen machte die Residencia selbst einen nichts weniger als imponirenden Eindruck. Es war ein schmucklos von Lehm und Steinen errichtetes Gebäude mit einem Schilderhaus davor und am Boden umherliegenden alten Kanonenläufen verschiedenen Kalibers. Wohn-, Arbeits- und Schlafzimmer des Districtschefs glichen einer Montirungskammer, denn sie waren angefüllt mit Uniformstücken und Waffen jeder Art: Beinkleidern von Tuch und von Drillich, Röcken, Jacken, Bandelieren, Faschinen-

messern, Steinschloßgewehren, englischen Snider-Rifles, und wollte man sich auf einen der binsenbeflochtenen Stühle niederlassen, so mußte man ihn erst abräumen und für die aufgehäuften Gegenstände einen andern Platz suchen. Im Schlafzimmer lag ein Leopardenfell, das mir wegen seiner schönen Zeichnung auffiel: fast rein weißer Grund mit ziemlich genau quadratischen schwarzen Tupfen. Andere Räume enthielten die auch nicht gerade sehr ordentlich aussehende Kanzlei, in welcher Adjutant Padrel, der vor kurzem erst aus Portugal gekommen war, nebst einigen schwarzen Schreibern arbeitete.

Auf dem Wege von der Residencia in die Stadt hinab kommt man an einer Baracke aus Lehm und Baumästen vorbei, der Kaserne für einen Theil der Garnison. Das schmuzige, vernachlässigte Aussehen seiner militärischen Bewohner schreckte uns indeß ab, dem Innern dieses Staatsgebäudes einen Besuch zu machen.

Bisweilen unterhielten wir uns damit, den eingeborenen Schmieden, die ihre Werkstätten im Süden der Stadt unfern von dem niedrigen Flußufer unter freiem Himmel aufschlagen, bei der Arbeit zuzusehen. Das Eisen, welches sie verarbeiten, wird theils im Lande selbst gewonnen, theils als alte Eisenwaare von Europa eingeführt. Als Ambos dient ihnen ein Stein, als Hammer ebenfalls ein Stein oder ein Stück Eisen, selten besitzen sie eine Zange oder einen wirklichen Hammer. Das Feuerungsmaterial liefern Holzkohlen, die weiter vom Süden auf dem Kuánsa hierher kommen. Der afrikanische Blasebalg zum Anfachen der Glut besteht aus einem Holzblock mit zwei Löchern, welche oben mit dichtschließenden Lederkappen bedeckt sind und unten als vereinigte Röhren in einen weiten Thoncylinder münden; werden nun die beiden Lederkappen mittels eines an ihrer Spitze befestigten Stabes abwechselnd aufgezogen und wieder herabgedrückt, so entsteht ein Luftstrom, der stark genug ist, um durch den Thoncylinder das Feuer anzublasen. Trotz der unvollkommenen, primitiven Werkzeuge verfertigen die Schmiede nicht blos den Bedarf der Eingeborenen an Hacken zum Feldbau, Lanzen und Haken zur Fischerei,

Messern, Ringen u. s. w., sondern auch feinere Arbeiten für den Haushalt der Weißen, ja man zeigte mir einen von ihnen gearbeiteten Hahn an einem doppelläufigen Gewehr, welcher dem am andern Laufe befindlichen genau und tadellos nachgebildet war.

Das heutige Dóndo ist erst vor 12 bis 14 Jahren erbaut worden. Die alte Stadt mit ihrer Militärbesatzung hieß Cambámbe und lag zwei Meilen weiter stromaufwärts auf Felsen, welche die am ersten Katarakt, von der Mündung ab gerechnet, an Höhe überragen. Weil aber der Schifffahrt von dort oberhalb zu große Hindernisse entgegenstanden, indem der Fluß während der Regenzeit gewaltig anschwillt und in der trockenen Jahreszeit wieder zu seicht wird, so verlegte man den Ort von der gesunden Lage in die malariareiche Niederung. Die meisten Karten von Angola verzeichnen zwar immer noch den befestigten Platz Cambámbe; in Wirklichkeit aber ist nichts mehr davon vorhanden als die Trümmer einiger Regierungsgebäude, eine verfallene Kirche und ein kleines Negerdorf; dennoch wird in officiellen Erlassen der ganze District, dessen Verwaltungssitz jetzt Dóndo ist, Districto de Cambambe, und demgemäß auch der Militär- und Civilchef O Chefe de Cambambe genannt.

Als Handels- und Speditionsplatz ist Dóndo unstreitig der bedeutendste Ort Angolas, und trotz des verderblichen Klimas wohnen hier im Verhältniß zur Gesammtbevölkerung wol ebenso viel Weiße wie in der Hauptstadt Loánda. Die Einwohnerzahl wird gewöhnlich auf 4000 geschätzt, doch scheint mir nach dem, was ich bei viermaligem Besuche von der Stadt gesehen, diese Angabe um mindestens ein Drittel zu hoch. Fast alle Waaren der Colonie werden von hier aus nach Loánda verladen, früher auf dem Landwege, aber seit Eröffnung der Dampferlinie auf dem Kuánsa (September 1866) größtentheils zu Wasser. Den Dienst zwischen Dóndo und Loánda versehen drei Dampfer: Andrade, Cũnga und Oliveira Massãngo, nebst dem ganz flach gehenden kleinen Transportschiff Sacramento, das in der trockenen Jahreszeit, wo die größern Dampfer oft wegen Seichtigkeit des Fahrwassers nur bis

Massagāno kommen können, deren Ladung von da weiter schafft. Noch häufigere Störungen im regelmäßigen Betrieb als der niedrige Wasserstand verursacht der Aufenthalt, welchen die Barre vor der Mündung des Stroms den Schiffen bereitet, wenn während der Regenzeit angeschwemmte Sand- und Schlammmassen ihnen die Einfahrt verstopfen. So sehr dadurch der Handelsverkehr beeinträchtigt wird und so großen Schaden die über die Ufer gedrängten Fluten anrichten, thut die Regierung doch nicht das Geringste, um durch Regulirung des Stroms und Ausbaggern der Schlammanhäufungen Abhülfe dieser Misstände zu schaffen.

An Häusern mag die junge Stadt 350 bis 400 zählen, aus Lehm oder Luftziegeln erbaut, weißgetüncht, einstöckig mit Ausnahme weniger, wie desjenigen, in dessen oberm Stock wir logirten. Die Straßen, in ihrem ersten Theil gewöhnlich gerade und breit, verengen sich bald zu schmalen Fußpfaden, die an den mit Palmenzweigen umzäunten Gehöften hinlaufen, bis sie, vielleicht noch durch ein Getreidefeld führend, sich im Walddickicht verlieren. In den Vorstädten werden viele Hausthiere gehalten: langrüsselige Schweine, Schafe, Ziegen, Hühner, darunter schöne Cochinchinas, und Bergenten. Esel, welche hierher importirt werden, verlieren in dem hiesigen Klima sehr bald alle Munterkeit und Frische. Die aus dem Innern des Landes nach Dóndo kommenden Rinder, meist zum Weitertransport nach Loánda bestimmt, gehören einer kleinen aber stark gebauten Rasse an, mit dem Ansatz eines Fetthöckers zwischen den Schulterblättern und mit dicken kurzen Hörnern; alle, die ich sah, waren schwarz und weiß gefleckt.

Von den Fenstern unserer Wohnung aus sahen wir hinter Bäumen und Häusern das rothe Dach der Kirche hervorgucken. Der bei ihr angestellte Geistliche ist ein Farbiger, ebenso wie die meisten Mitglieder der hiesigen camera municipal. Zur Rechten hatten wir das mit Oelpalmen besetzte Ufer des Kuánsa, und nach links sahen wir in eine Straße, die zu dem Residenciahügel hinaufführt. Vor dem Hause breitete sich ein von Mengénge

(Spondias)= Bäumen im Viereck eingefaßter großer Platz aus. Hier hielten schwarze Hökerweiber unter freiem Himmel, gewöhnlich durch eine Cypergraswand gegen die glühenden Sonnenstrahlen geschützt, ihre Waaren feil: Früchte, einheimisches Steinsalz, Taback und wohlfeile europäische Artikel, während in den ebenfalls an diesem Platze befindlichen Läden die bessern Bedarfs= und Luxusartikel zum Verkauf gestellt sind. Wir amusirten uns hier an den Capriolen, welche der übermüthige Führer einer kleinen, frei in der Stadt umherlaufenden Schar Esel machte. Die Thiere waren erst seit kurzem hier und noch ziemlich munter und kräftig; als ich sie wiedersah, übertrafen sie noch das falsche Bild, welches wir Nordländer uns von dem gemüthlichen Langohr zu machen pflegen. Auch eine kleine Heerde Ochsen verirrte sich manchmal von ihrem Weideplatz zwischen der Stadt und dem Stromufer auf den Marktplatz. Sie waren aus dem Innern hierhergetrieben und dienten für den Bedarf der Stadt oder wurden weiter nach Loánda geschickt, wo sie dann gewöhnlich als abgetriebene, magere Thiere ankommen.

Da die Landesproducte aus Norden und Süden und bis tief aus dem Innern durch lange Trägercolonnen nach Dóndo gebracht werden, so hat man hier Gelegenheit, besonders in den trockenen Monaten, zu welcher Zeit die meisten Transporte ankommen, Typen der verschiedensten Negerstämme beisammen zu sehen. Aus dem Norden bringen die Ambakista= und Cabóconeger Erdnüsse, Palmöl und besonders Elfenbein, aus den südlichen Landstrichen am linken Ufer des Kuánsa die Libólo= und Kissāmaneger vorzugsweise Palmöl in großen Quantitäten.

Die Kissāmas bewohnen das Land von der Kuánsamündung bis etwa gegenüber Dóndo. Sie haben auffallend häßliche Gesichtszüge, sind unter Mittelgröße und von schwarzbrauner Hautfarbe, die aber gewöhnlich unter einer dicken aschfarbenen Schmutzkruste sich verbirgt. Ein sehr zahlreicher Stamm und voll Mistrauen gegen alle Weißen, haben sie bis jetzt nicht geduldet, daß die Portugiesen Handelsniederlassungen auf ihrem Territorium

errichteten. In erfreulichem Gegensatz zu ihnen, sowol was Körperbildung als was Geistes- und Charakteranlagen betrifft, stehen ihre östlichen Nachbarn, die Libólos, ein großer, wohlgebauter Menschenschlag mit gutmüthigem und intelligentem Gesichtsausdruck. Der Libóloneger salbt sich den ganzen Körper mit Palmöl ein und windet ein leichtes Gewand von schwarz gefärbten Pflanzenfasern um die Hüften; das lang ausgekämmte Haar, in dünne Strähne geflochten, auf welche Glasperlen, Holzklötzchen und Korallen aufgereiht sind, hängt bis zu den Schultern herab, und auf dem Scheitel prangt gleich einem Heiligenschein eine aus dem Fell einer langhaarigen Antilope oder aus den Fasern der Boabab-rinde verfertigte kreisrunde Scheibe, von deren äußerm Rande die Haare oder Fasern ringsum strahlenförmig abstehen: ein Kopfputz, der auch bei mehreren andern Stämmen, z. B. bei den weiter südlich wohnenden M-balúndus, gebräuchlich ist.

Willkommene Unterbrechung unsers einförmigen und erschlaffenden Aufenthalts zu Dóndo bot ein gemeinsamer Ausflug, über welchen ich im folgenden Kapitel berichte.

III.

Nach den Fällen des Kuánsa.

Die Stromschnellen stürzen, schießen,
Donnern fort in wildem Drang,
Wie von Sehnsucht hingerissen
Nach dem großen Untergang.

Lenau.

Sonntag den 21. Februar früh gegen 6 Uhr bestiegen wir zwei an einer Uferstelle des Kuánsa für uns bereit liegende Boote. In dem einen nahmen Kapitän Alexanderson und seine liebenswürdige Gattin mit ihrem Hausgaste Herrn von Homeyer, in dem andern Dr. Pogge und ich mit dem Kapitän des Dampfers Lunga Platz. Letzterer hatte die kraftvollsten Leute seiner schwarzen Schiffsmannschaft als Ruderer bestellt, prächtige Gestalten, deren stählerne Muskeln man unter der glänzend dunkelbraunen Haut emporschwellen sah. Ihre taktmäßigen Ruderschläge brachten uns rasch vorwärts, und bald waren die letzten Häuser von Dóndo hinter einer Biegung des hier etwa 600 Schritt breiten Stromes verschwunden.

Mit unnennbarem Behagen athmete ich nach so langem Schmachten im Dunste der heißen Stadt die kühle Morgenluft ein; von den Wipfeln der Bäume ließen die gefiederten Sänger ihr Lied erschallen, die Behauptung Lügen strafend, daß den Vögeln der Tropen die Gabe des Gesanges versagt sei; den Gardenien und Jasminen, umschwärmt vom Heer der Insekten, entströmten ihre würzigen Düfte; überall erwachte Leben, in

Baum und Strauch, in den Spalten und auf den Höhen der bräunlichen Uferberge.

Während unmittelbar bei Dóndo das rechte Ufer ganz flach verläuft und das linke in sanft gerundeten Ausschnitten wellenförmig ansteigt, erheben sich weiter oberhalb beide Ufer zu steilen Wänden von mannichfachster phantastischer Formation. Der Strom hat sich hier, aus dem Innern kommend, mit furchtbarer Gewalt seinen Weg nach dem Meere durch die Bergmassen hindurch gewühlt, und unwillig windet er sich um die Felsen herum, die seinem Laufe trotzig Widerstand leisten. Besonders jäh steigen an der Kissáma=, der Südseite die Uferwände wie von Menschenhand errichtete Mauern bis zur Höhe von über 125 Meter empor; eine Schicht lagert über der andern, und in leichter Schrägung fallen ihre Flächen von Osten nach Westen ab. In den rothbraunen oder schwärzlichen Thonschiefer sind glitzernde Quarzklumpen eingesprenkt; an dieser Stelle zerklüften tiefe Risse und Höhlen den Fels, an jener schiebt sich eine weiße Kalksteinschicht zwischen die dunkeln Schieferlagen. Bald dicht an den Fluß herantretend, bald sich vom Ufer entfernend, erscheinen die vielgestaltigen, ausgezackten Höhenzüge hier wie Ruinen alter Burgen mit überhängenden Erkern und Consolen, dort wie massige Pyramiden oder schlanke Obelisken, einen freischwebenden kolossalen Felsblock auf ihrer Spitze balancirend. Und um das kahle Gestein winden oft Lianen immergrüne Ranken, aus den Spalten und Schluchten streben Büsche und vollaubige Bäume zum Sonnenlicht, ja ganze Wälder ziehen sich an den Bergrücken bis zum Gipfel hinan. Im Vorbeifahren verschwimmen uns die zackigen Felscontouren mit den nicht minder barocken Formen der Aloërosetten, des Affenbrot=, des Wolfsmilch= und des vielwurzeligen Feigenbaums. Auch reich an animalischem Leben zeigen sich die Uferstrecken, an denen unsere Fahrt vorüberführt. Langgeschwänzte Grauäffchen (Cercopythecus pygerythrus) springen behend von Baum zu Baum, Mandrille klettern grunzend die steilen Felswände hinauf, während hoch über ihnen eine Schar grau= und roth=

fiedriger Papagaien mit schwerem, ruckweisem Flügelschlage die Luft durchzieht. Da fällt ein Schuß und weckt das vielstimmige Echo der Schluchten und Thäler. Erschreckt huschen die Grauaffen von den hohen Bäumen herab ins Gebüsch des Unterholzes, die Mandrille, im Umsehen noch eine lächerlich zornige Fratze ziehend, bergen sich in eine dunkle Felsspalte, und krächzend suchen die grauen Segler oben ihren Flug zu beschleunigen. Dagegen konnten wir von menschlichem Dasein keine Spuren weiter entdecken als einige von Palmen und Papajabäumen beschattete verfallene Hütten, welche Arbeitern, die hier Kalk brannten, zum Obdach gedient hatten.

Schon zwei volle Stunden hatten die schwarzbraunen Arme unserer Ruderer dem regengeschwollenen heftigen Strome entgegengearbeitet, und noch erlahmten sie nicht in Handhabung der langen Riemen. Aber trotz ihrer Anstrengungen ward es bei dem wachsenden Andrang der Wasser immer schwieriger, die Boote vorwärts zu bringen. Nach einer weitern halben Stunde bogen wir um eine Felsecke, ein monotones entferntes und doch gewaltiges Brausen drang an unser Ohr — wir näherten uns den Kuánsafällen. Umsprüht vom Gischt und Schaum der tosenden Flut, ruderten uns die unermüdlichen Schwarzen mit aller Kraft noch eine Strecke weiter stromauf, bis es gelang, abseits der heftigen Strömung in eine Bucht am Kissäma-Ufer einzulaufen. Hier wurden die Boote angelegt und an einige rasch in die Erde getriebene Ruder festgebunden. Wir stiegen ans Land. Auf einem sanftgewellten Rasenfleck breitete man Decken aus zum Sitz für die senhora branca. Die Neger erhielten jeder ein Glas agoa ardente und ergaben sich dann auf den Boden hingelagert dem wohlverdienten far niente.

Die übrige Bootgesellschaft aber trat unverweilt die Wanderung nach den noch ziemlich weit entfernten Katarakten an. Den Weg am Ufer entlang versperrte uns ein senkrecht aus der Flut aufsteigender Fels, dessen mit Gras bewachsene Rückseite wir daher zunächst erklimmen mußten. Bei schon recht empfindlicher

Sonnenhitze auf seinem Gipfel angelangt, nahmen uns die Schatten eines dichten Buschwalds auf. Mit großer Mühe bahnten wir uns einen Weg durch das Gewirr von Aesten, Zweigen, Ranken, Blättern und Dornen, indem wir bald auf allen Vieren krochen, bald den Stamm eines umgestürzten Baumriesen als Brücke über das grundlose Blattmeer benutzten. Endlich öffnete sich eine Lichtung. Meine beiden deutschen Gefährten aber, durch Fieberanfälle geschwächt und von schmerzhaften Abscessen geplagt, waren bereits so erschöpft, daß sie hier vom weitern Vordringen abstehen mußten und nach dem Landungsplatze umkehrten.

Wir drei andern setzten unsern beschwerlichen Marsch fort und begannen an der steilen Vorderseite des Felsens herabzuklettern, hoffend, unten angelangt würden wir längs der Uferwände weitergehen können. Eine kurze Strecke ging es auch wirklich, erst auf einem flachen Steingeschiebe, dann über einen frischgrünen Rasenfleck, am Ufer hin. Da aber sprang wieder ein Berg mit seinen zwei äußern Kanten in den Fluß vor, sodaß er eine geschützte Einbuchtung umfaßte, in welcher das Wasser, während die brausenden Schaummassen an ihr vorbei zu Thale stürzten, nur ab und zu an der Oberfläche leicht gekräuselt wurde — ein kleines Idyll unmittelbar neben der wildbewegtesten Naturscenerie. Indeß ließ die eine der vorspringenden Felskanten doch so viel von der Aussicht frei, daß wir, ganz dicht an das Ufer herantretend, wo schon die leise heranschürfende Flut uns den Fuß netzte, doch wenigstens ein Stück von der nördlichen Seite des Falles erblickten und schräg gegenüber am Fuß einer platten, wol mehr als hundert Meter hohen Felswand des rechten Ufers den Wasserstrom seitwärts in die Tiefe stürzen sahen.

Den schroffen Hang des vor uns liegenden Felsens zu erklimmen, war unmöglich. Es blieb nichts übrig, als auf weiten Umwegen den Berg, von dem wir herabgekommen waren, zum Theil wieder hinaufzuklettern und von da, auf Baumstämmen tiefe Schluchten überschreitend, seinen bewaldeten Gipfel zu gewinnen. Mit verzweifelter Anstrengung, der Schweiß rieselte mir in Bächen

unter dem Korkhelm hervor, ward auch dieser Weg zurückgelegt. Nun wanden wir uns wieder bergab dem Ufer zu, dessen hier ewig feuchtes Steingeröll dem Fuß nirgends einen sichern Halt gewährte. Das metallische Getöse des wieder unsichtbar gewordenen Falles war betäubend und nahm ausschließlich alle Sinne gefangen, doch galt es, noch einen letzten Berg von übereinander gethürmten Riesensteinen hinaufzuklimmen. Wir zogen uns die Schuhe aus und banden sie am Gürtel fest; so rutschten oder sprangen wir von einem schlüpfrigen Block zum andern. Die Sonne stand bereits im Mittag und brannte in stechender Glut hernieder. Hunderte von braunen Tausendfüßen und buntschillernden Eidechsen, die sich sonnend auf den Steinen lagen, flüchteten bei unserm Nahen in die zahlreichen Spalten und Vertiefungen.

Ich war der erste, welcher sich auf die Spitze des Bergs, einen überhängenden Felsblock, hinaufschwang, und saß nun rittlings auf dessen äußerstem Grat, direct gegenüber der vorhin von dem idyllischen Uferplätzchen aus gesehenen Felswand. Tief unter mir raste der Strom, nachdem seine Fluten schon durch einen obern, von meinem Standpunkt nicht sichtbaren Absturz in Millionen Atome zerschellt waren, mit Donnergetöse in einer Breite von etwa 250 Schritt über Terrassen, Stufen und Vorsprünge wol 70 Schritt am Felsen hinab, grünlich-weiße Schaumwellen emporschleudernd, deren zitterndes Tropfenmeer, vom Sonnenstrahl durchleuchtet, die Farben der Iris erschimmern ließ. Mitten in dem chaotischen Wogenschwall standen ein paar Felsblöcke aufrecht und trotzten aller Gewalt des tobenden Elements; der eine trug sogar ein grünendes Bäumchen an seiner thalwärts gekehrten Seite. In der trockenen Jahreszeit schrumpft nämlich der Katarakt zu einer schmalen Wasserrinne zusammen, die am Fuß des quer durch den Fluß setzenden Dammes hinläuft. Jetzt war infolge der im Innern des Landes schon häufig fallenden Regen das Wasser um wenigstens 3 Meter gewachsen, und der Fall nahm die ganze Breite des Dammes ein. Bei weiterm Vorschreiten der Regenzeit

schwillt der Strom, wie an den Wasserspuren an der gegenüberliegenden Felswand ersichtlich ist, noch um mehr als 2 Meter höher an; alsdann wird er auch die jetzt emporragenden Blöcke überfluten und das entwurzelte Bäumchen mit sich fort zum fernen Ocean tragen.

Lange saß ich versunken in den Anblick dieses erhabenen, ewig sich erneuernden Schauspiels. Dann begaben wir uns auf den Rückweg, den wir zwar mit gleicher Beschwerlichkeit, immer bergauf und bergab kletternd, aber, da wir nun besser über das Terrain orientirt waren, in kürzerer Zeit als den Hinweg zurücklegten.

Als wir den Berg erstiegen hatten, von dem man auf das vorhin erwähnte stille Uferplätzchen herabsah, bot sich uns da unten ein Bild dar, das an Robinson Crusoe's Insel erinnern konnte. An der kleinen, vor der Brandung des Falles geschützten Bucht waren drei völlig nackte „Wilde" mit Fischen beschäftigt. Einer von ihnen hatte Bogen und Pfeil, der andere eine Lanze in der Hand, der dritte legte die in einem Rahmennetz gefangenen Fische, kleine silberglänzende Kakússo, zum Trocknen auf die besonnten Steinplatten.

Doch wir mußten eilen, die grüne Landungsstelle zu erreichen, wo die Dortgebliebenen unserer Zurückkunft harrten. Sobald wir bei ihnen angelangt waren, schiffte sich die ganze Gesellschaft wieder ein. Die Boote schossen, von der starken Strömung getrieben, pfeilschnell den Fluß hinab, und es kostete unsern Ruderern gewaltige Anstrengung, sie an das rechte Ufer, wo wir bei der ehemaligen portugiesischen Factorei Porto bom fim anlegen wollten, hinüber zu bugsiren.

Auf einer niedrigen Anhöhe am Ufer standen im Schatten von Affenbrotbäumen und Mafumeras die Ruinen des verlassenen Etablissements, das zu einem mehrstündigen Aufenthalt von uns ausersehen war. Ueber den mit Schieferplatten belegten Estrich wurden Matten gebreitet; bald prasselte auf dem noch wohlerhaltenen steinernen Herde ein lustiges Feuer, jeder versuchte an

den Vorräthen, die wir mitgebracht, seine Kochkunst, und so kam ein ganz leidliches Mahl zu Stande, gewürzt durch einige Flaschen portugiesischen Rebenbluts.

Ich hatte gehört, aus dem hinter der Niederlassung emporsteigenden Berge, dessen Gipfel das Negerdorf Cambámbe krönte, seien noch die Ruinen eines 1604 erbauten Forts und einer alten Kirche zu sehen, und da es erst gegen 4 Uhr Nachmittag war, begab ich mich in Begleitung von Freund Pogge, während die andern ihre Siesta hielten, auf den Weg zur Besichtigung dieser Alterthümer. Wir kletterten an dem zerrissenen, zum Theil mit dürrem Gras bewachsenen Berghange, der in einem Winkel von fast sechzig Graden abfällt, aufwärts. Oben auf dem Plateau angelangt, hatten wir noch eine halbe Stunde über schattenlose Grasflächen zu marschiren, von deren steinigem Boden die Sonne mit so intensiver Glut zurückstrahlte, daß ich hier mehr von der Hitze litt, als bei der Wanderung durch die um 4 Grad näher am Aequator gelegenen Savanen von Loango. Die starken Mauern des Forts schienen beinahe unverletzt, nur das auf ihren Rändern sprießende Gras und Gesträuch verrieth, daß sie schon lange verlassen und unbenutzt seien. Hingegen war von der Kirche nichts als ein wüster Trümmerhaufen übrig, der ihre ehemaligen Formen und Umrisse kaum mehr erkennen ließ. Das kleine Dorf Cambámbe, von Taback-, Mais- und Bohnenfeldern umgeben, machte mit seinen netten, saubern Hütten einen recht freundlichen Eindruck; seine Bewohner aber gingen, als wir dasselbe durchschritten, finster blickend und ohne Gruß an uns Weißen vorüber. Auf dem Rückwege bot sich uns vom Südrande des Plateaus noch einmal der Anblick des tief unten zu unserer Linken brodelnden Falles, und trotz der weiten Entfernung war sein donnerähnliches Geräusch noch deutlich vernehmbar.

Schon sank die Sonne hinter die Bergzüge des linken Ufers, als unsere Boote aus der Bucht von Porto bom fim wieder hinausruderten. Am rechten Ufer vergoldeten die letzten Strahlen der Abendglut die zackigen, phantastisch geformten Felsspitzen. Hoch

über uns rauschte ein Ibispaar dahin und schwebten Adler ihren unnahbaren Horsten zu. Mit widrigem Gekreisch flog eine verfrühte Eule in das dunkle Dickicht zurück, Heerden von Grauaffen ließen sich in dem Geäst hoher Bäume zum Nachtschlafe nieder, und am Ufer gewahrte man hier und da einzelne Neger, die lautlos ihre Fangnetze im Flusse aufstellten.

Nach rascher Stromabfahrt, kaum brauchten unsere Ruderer die Riemen zu rühren, liefen wir in der siebenten Stunde wieder in den Hafen von Dóndo ein, voller Befriedigung über die Bilder und Erlebnisse des vergangenen Tags.

IV.

Eine Landreise in Angola.

Alle diese Wälder und Berge stehen Dir
offen zu jeder Stunde!

Platzmann.

Am frühen Morgen des 7 März sammelte sich bei dem im Osten von Dóndo nahe der Kipakállabrücke gelegenen Baobabwalde die Karavane der Kassándsche-Expedition zum Abmarsch nach der östlichen Grenze des Landes. Kapitän Alexanderson und der Chef des Presidios, Major Marques, hatten es sich nicht nehmen lassen, uns bis zu unserm nächsten Reiseziel das Geleit zu geben.

Dieses Ziel war der portugiesische Militärposten M-pūngu an dóngo, in gerader Linie ungefähr 38 deutsche Meilen von den Gestaden des Atlantic und etwa 10 Meilen von Dóndo entfernt. In der Blütezeit des Mutterlandes Portugal besaß die Colonie Angola viele solcher befestigten Plätze im Innern zum Schutz für den Handel der Weißen mit den Eingeborenen und zur Offenhaltung der quer durch den Afer führenden Wege. Die maßlose Habsucht und Grausamkeit der jeweiligen Commandeure reizte aber die Eingeborenen zu fortwährenden Aufständen, und die Regierung sah und sieht sich außer Stande, mit ihren unglaublich vernachlässigten Truppen die bedrohten Plätze zu behaupten. So wird die Herrschaft der Europäer stetig an die Küstenränder zurückgedrängt, und wenn nicht bald ein gründlicher Systemwechsel eintritt, dürfte in nicht zu ferner Zeit eine portugiesische Colonie Angola aufgehört haben zu existiren. M-pūngo an dóngo ist jetzt schon eine der östlichsten Militärstationen; sie

war deshalb zum Ausgangs- und Stützpunkt ausersehen für die von uns beabsichtigten Vorstöße in das Innere Afrikas.

Der Aufbruch unserer Karavane ging indeß nicht so schnell von statten. Es gehörten zu ihr 60 Schwarze als Gepäck- und Tipojaträger — die Tipoja bildet auch hier noch das einzig mögliche Transportmittel des Reisenden, da Reitochsen erst etwa 30 deutsche Meilen von der Meeresküste entfernt, wo die kühlere Gebirgsluft das Wachsthum nahrhafter Gräser gestattet, ausdauern und ernährt werden können — nebst einer kleinen Abtheilung Soldaten, welche bestimmt war, das Corps der Träger im Zaum zu halten und nöthigenfalls auch den Bewohnern der zu durchziehenden Strecken Respect einzuflößen. Immer wird es nicht ohne Zeitverlust abgehen, bis ein solcher Troß sich in Bewegung setzt; ein unglücklicher Zwischenfall verursachte aber noch besondern Aufenthalt. Unter unserm Gepäck befand sich nämlich eine Anzahl hölzerner mit schweren Eisenbändern umschlossener Kisten, deren jede 50 Milreis fracos (etwa 150 Mark) in portugiesischen Kupfermünzen enthalten sollte; statt dessen waren zu Loánda 50 Milreis fortes (etwa 225 Mark) in jede Kiste gepackt worden, sodaß sie ein Gewicht von 75 bis 80 Kilo hatte. Da nun die Last, die ein Neger bei längern Märschen auf dem Kopfe trägt, nicht viel über 50 Kilo wiegen darf, so mußten die Kisten einzeln an eine Stange gebunden und je von zwei Negern getragen werden. Beim Anbinden war eine derselben dem damit beschäftigten Neger auf den Fuß gefallen und hatte ihn so verletzt, daß er zum Marschiren untauglich wurde und augenscheinlich furchtbare Schmerzen litt. Obendrein überhäufte aber Major Marques den Aermsten noch mit einer Flut der gröbsten Schimpfwörter ob seiner Ungeschicklichkeit; dann ließ man ihn hülflos am Wege liegen. Nachdem ein Ersatzmann beschafft war, erfolgte endlich der Abmarsch des stattlichen Zuges.

Die starkschulterigen Träger des Proviants und der uns auf dem Marsch oder im Bivuak nöthigen Effecten mußten vor unsern Tipojen hergehen, damit wir sie immer im Auge behielten und

nicht einer oder der andere unbemerkt hinter dem Zuge zurückbleiben möchte; die Träger des übrigen Gepäcks — einen großen Theil desselben hatten wir auch schon vorausgeschickt — folgten hinter uns unter Controle der Militärbegleitung.

Etwa eine Meile von Dóndo beginnt das Schiefergebirge, dessen nach Osten immer höher ansteigende Bergreihen wir quer zu überschreiten hatten. Gleich der erste Abhang, ein steil übereinander gethürmtes scharfkantiges Geschiebe, bot dem Hinaufklimmen erhebliche Schwierigkeiten. Dagegen genießt man von seinem Gipfel, den wir in einer halben Stunde erreichten, eine prachtvolle Aussicht. Gegen das Meer hin schweift der Blick meilenweit über die meist reichbewaldete Ebene oder folgt dem Laufe des Kuánsa, der sich hier mit dem in der Nähe von M-püngu an dóngo entspringenden Makōsa vereinigt, und ein wahrhaft großartiges Panorama bietet sich nach dem Innern zu dar, denn Bergreihen auf Bergreihen, Kuppen auf Kuppen erheben sich hinter- und übereinander, bis in duftiger Ferne die höchsten Gebirgsrücken sich in den Wolken verlieren. Obwol wir uns noch in verhältnißmäßig geringer Höhe befanden, wehte doch schon eine merklich reinere Luft, die labend und stärkend auf meinen durch die stickige Atmosphäre Dóndos erschlafften Körper einwirkte. Ich fühlte mich bald wohl genug, um die Tipoja verlassen zu können und den ganzen übrigen Weg zu Fuße zurückzulegen.

Schnell nimmt auch die Vegetation einen andern Charakter an. Die Savanen der Küste mit ihrem verfilzten, hohen, scharfkantigen Grase werden zu Wiesen, zwischen deren niedrigen, zarten, feingegliederten Gräsern scharlachrothe, unsern Astern ähnliche Blüten, dunkle Blumenköpfe von distelartigem Aussehen und buntfarbige Schmetterlingsblüten hervorlugen. Ueber die Wiesenflächen sind niedrige Sträucher mit immergrünen, glänzend dunkeln Blättern verstreut, meist dem Lorbergeschlecht angehörig. Am Wege steht hier und da ein schattenspendender Sterculienbaum oder ein Kadschu, ein Gummibaum, der an Wuchs der Banyane gleicht. Zur Abwechselung erscheint auch der barockgestaltete Baobab mit der

großen elfenbeinweißen Blüte, seltener der im Alter an unsere Buche erinnernde Wollbaum. Palmen und Bananenbüsche, an den Ufern von Bächen sich hinziehende Waldstreifen, Dörfer, von wohlangebauten Feldern umgeben, verschönern und beleben die Landschaft.

Um 10 Uhr vormittags machten wir unter einer dicht-belaubten Tamarinde, an der ein Bächlein mit milchigtrübem Wasser vorbeischlich, kurzen Halt, um auf die während des Marsches zurückgebliebenen Träger zu warten. Bei der Gelegenheit wollten wir ein kleines Frühstücksmahl einnehmen von den Vorräthen, mit denen Frau Alexanderson uns freundlichst versorgt hatte, aber im Nu fielen zahllose gelbe Termiten über uns her und zwangen uns zu schleuniger Flucht. Gegen Mittag zog die Karavane in das Negerdorf Kümbo ein. Dieser Ort lag etwas abseits von der unsern Führern vorgezeichneten Marschroute, daher waren dessen Bewohner nicht amtlich von dem bevorstehenden Durchzug in Kenntniß gesetzt worden und hatten sich bei unserm Nahen aus Furcht vor der portugiesisch-angolensischen Soldateska versteckt. Nur ein Weib mit zwei Kindern wurde ausfindig gemacht. Vor Major Marques geführt, fuhr dieser die vor Angst Zitternde grimmig an und verlangte von ihr, daß sie sofort den Dorfherrn zur Stelle schaffe. Da sie jedoch bei der Behauptung blieb, sie wisse nicht, wo derselbe sich aufhalte, so befahl Marques, ihre Kinder zu binden und als Sklaven mitzunehmen. Das wirkte. Auf das Geheul der Mutter und das klägliche Schreien der kleinen Schwarzen kam der Dorfherr herbeigelaufen, um seine jungen Unterthanen zu befreien. Er mußte mit uns gehen und den Weg nach dem von unsern Führern verfehlten Stationsdorfe zeigen, das wir nun nach einer Viertelstunde erreichten.

Nachdem hier gerastet und das Mittagsmahl eingenommen war, wurde der Marsch fortgesetzt. Abwechselnd über Bergrücken und durch Thäler ziehend, wobei jedoch das Terrain immer höher über den Meeresspiegel emporstieg, gelangten wir erst bei einbrechender Dunkelheit nach Dõmbo, der einzeln in einem Thale

liegenden Niederlassung eines Portugiesen. Die Nacht sollte im Freien campirt werden. Vor dem Hause stauten die Träger das Gepäck zusammen, und nicht weit davon schlugen wir unsere eisernen Reisebettstellen auf. Kaum aber war das Lager bereitet, da nöthigten rasch heraufziehende schwere Regenwolken, es wieder abzubrechen und alles so schleunig wie möglich unter Dach zu bringen. Sämmtliches Gepäck ward nun im Innern des Hauses auf- und übereinander geschichtet. Nur ein einziges enges Plätzchen blieb frei, wo wir auf dem hartgestampften Boden eine kleine Flamme anzünden und uns in Wasser, das natürlich erst tüchtig durchgeseit werden mußte, einen Thee kochen konnten. Wir versetzten das Getränk mit portugiesischem Wein (lavrado) und aßen braunes Schiffsbrot dazu.

So plötzlich und heftig der Regen aufgetreten war, so schnell ging er auch vorüber. Es trieb uns wieder hinaus in die erfrischte Luft, und von neuem ließen wir unsere Feldbetten, trotz der Masse nach dem Regen doppelt blutgieriger Mosquitos, unter freiem Himmel aufstellen. Die Wolken hatten sich bis auf die letzte Spur verzogen, in vollem Glanze erstrahlte über uns der tropische Sternendom. Meine Blicke ruhten auf dem Kreuz des Südens, jener vielgepriesenen und besungenen Gruppe, der ein Alexander von Humboldt so begeisterte Worte gewidmet und den Preis der Schönheit zuerkannt hat. Ich muß indeß gestehen, daß mir dieses Sternbild, wie herrlich es auch den südlichen Himmel schmückt, doch keineswegs den unbedingten Vorrang vor allen andern zu verdienen scheint. Es gibt Sterne von viel hellerm Glanz, die in ihrer Gegenüberstellung zeitweilig sogar eine vollkommenere Kreuzesform bilden. Ida Pfeiffer, glaube ich, hat unter den Reisenden zuerst sich etwas nüchterner über die Gruppe ausgesprochen, und selbst der phantasievolle, zur Schwärmerei geneigte Maximilian von Mexiko konnte nicht umhin, ihrem Urtheil beizustimmen.

Gegen $5\frac{1}{2}$ Uhr am nächsten Morgen brach die Karavane von Dōmbo auf. Mittagsrast hielten wir in M-pānda, einer

facenda da criação, d. h. Niederlassung eines portugiesischen Viehzüchters. Auf seinen Weiden grasten fette Ochsen, für den Markt von Loánda bestimmt, die aber, bis sie dort zum Verkauf kommen, völlig abgemagert sein werden. Er selbst litt an einer der in den südlichen Breiten so häufig vorkommenden Hautkrankheiten (port. sarnes, engl. yaws), die bei dem Mangel an Reinlichkeit der Bewohner oft einen langwierigen und gefährlichen Verlauf nehmen, und zwar zeigte sich bei ihm das Uebel an den Beinen in grauenhaftester, ekelerregender Form.

Vorbei an verlassenen Wohnsitzen und an Bauresten aus der Blütezeit der portugiesischen Herrschaft kamen wir kurz nach Sonnenuntergang in das ansehnliche Dorf Angola calúnga, auf einer rings von Sümpfen umgebenen Anhöhe gelegen, wo uns die schwarze Herrin des Dorfs, eine Frau in den besten Jahren, mit imponirend forschem, ich möchte sagen emancipirtem Wesen entgegentrat.

Wir befanden uns nun schon ziemlich tief, mehr östlich als südöstlich von Dóndo, im Gebirge, hinter uns die bereits überschrittenen Bergrücken, vor uns noch Reihe auf Reihe, bis an den fernsten Horizont hin amphitheatrálisch aufgebaut. Oel- und Kokospalmen, die sonst, wenigstens die erstern, in viel höhern Regionen Afrikas noch heimisch sind, meiden den steinigen Felsboden und begegnen uns nur ganz vereinzelt auf den Bergen; wo aber ein Ausblick in die humusreichen Thäler sich öffnet, da erfreuen auch herrliche Palmenhaine das Auge. Unser Weg führt meist zwischen niedrigem Graswuchs hin, sodaß die frische Bergluft uns von allen Seiten angenehm umweht; selten windet er sich an Felsrissen und Schründen vorbei, deren Hänge mit Busch- und Strauchwerk bewachsen sind, oder hinab in eine enge, mit rundlichem Steingeröll erfüllte Schlucht, die nach den großen Regen das Bett eines thalwärts eilenden Gebirgsbachs bilden wird. Schlängelt sich dann der Pfad wieder den nächsten Abhang durch Buschwald hinan, so haben wir oben frischgrüne Grasflächen vor uns; Schmetterlinge, darunter auch manche Auroren, umgaukeln die

duftigen Wiesenblumen, und langspornige Lerchen steigen mit schwirrendem Flügelschlag in die Luft — ein Bild, das mir die Frühlingsmorgen der nordischen Heimat in die Erinnerung ruft. Höchst selten aber kreuzt in dieser friedlichen Natur ein Eingeborener unsern Pfad; scheu weicht er den Weißen aus oder verbirgt sich bei ihrem Nahen hinter einen dichten Busch. Wol auf kein anderes Land wie auf Angola, wo das Civilisationswerk in den Händen von Missionaren und deportirten Verbrechern ruht, ist das Wort so anwendbar, das auf der 1876 in Hamburg tagenden Naturforscherversammlung gesprochen wurde: die Ursache des Nichterfolgs von Civilisationsversuchen liegt nicht an der Bildungsunfähigkeit und Rohheit der Naturvölker, sondern an der Rohheit der Europäer und ihrer Unfähigkeit, jene Völker zu erziehen; und nicht minder der harte, aber leider nur zu begründete Ausspruch des großen Ethnologen Waitz: jene Naturvölker seien roh, doch nicht sittlich verwildert, ihre Civilisatoren dagegen seien sittlich verwildert, wenn auch nicht roh. Warum ist die Civilisationsarbeit so selten mit Humanität gepaart!

Wir verließen das Dorf Angola calūnga um 5 Uhr früh und gelangten nach kurzem meist bergaufgehenden Marsche nach Kibuakāta, einem auf einem hohen kahlen Berge gelegenen Orte. Kibuakāta ist eine kleine Militärstation, eine sogenannte Patrouille, deren Besatzung, die von Zeit zu Zeit abgelöst wird, die Aufgabe hat, für Instandhaltung der „Heerstraße“ zu sorgen, Steuern für die Regierung einzutreiben, Strafexecutionen auszuführen und die Ordnung unter der Bevölkerung des ihr zugewiesenen Bezirks aufrecht zu erhalten. In welchem Geiste die Soldaten aber ihr Amt ausüben, geht aus dem Umstande hervor, daß die Eingeborenen ihre Wohnsitze möglichst weit von der Heerstraße fortgelegt haben; um in ein Dorf zu gelangen, mußten wir daher immer von der geraden Richtung ablenken und einen längern oder kürzern Umweg machen. In Kibuakāta fanden wir den Theil unsers Expeditionsgepäcks, der von Dóndo unter militärischer Bedeckung vorausgeschickt worden war, darunter eine Quantität Reis, was

uns um so mehr zu statten kam, da der Träger des zum Unterhalt auf dem Marsche bestimmten Reisvorraths trotz der bewaffneten Mannschaft, welche die Karavane beisammenhalten sollte, sich mitsammt seiner Last auf Nimmerwiedersehen davongemacht hatte.

Gegen Mittag marschirten wir von Kibuakáta in mehr südsüdöstlicher Richtung weiter. Das Terrain war vielfach von Schluchten durchschnitten, doch entschädigte mich der Reichthum an schönen Landschaftsbildern für die Mühseligkeit des Wegs. Meinen Gefährten ein gutes Stück voraus, betrat ich, als der Tag sich schon zu neigen begann, einen Felsenvorsprung, der mir die Aussicht in das mehrere hundert Fuß tiefer sich ausbreitende Kuánsathal gewährte. Mannichfach schattirte Laubwälder wechseln hier mit Palmenhainen und Savanen ab; dazwischen Dörfer, von angebauten Feldern umgeben. In mäandrisch gewundenem Laufe durchzieht der breite Strom die lieblichen Gefilde; seine schwarzblaue Flut ist in kleinen Abständen mit weißen Schaumstreifen, die quer von einem Ufer zum andern reichen, besetzt. Das Brausen mehrerer Fälle dringt aus der Tiefe herauf, und umtost von spritzenden Wellen erhebt sich mitten aus dem Fluß ein schroffer Fels zu bedeutender Höhe, scheinbar das Niveau meines Aussichtspunkts überragend, dessen von Sturm und Regen zerfressene Kanten den Ueberresten hoher Dome mit Fensterhöhlen, Gewölben, Thürmen und Erkern täuschend ähnlich sehen. Die Eingeborenen erzählen von diesem Felseneiland wundersame Sagen, unter anderm daß man beim ersten Eindringen der Weißen in das Land die Gebeine der alten Könige, der N-dóngos, dort verborgen habe, um sie vor Entweihung durch die Hände der Fremdlinge zu wahren.

Das Plateau, auf dem ich stand, wurde im Norden durch hochanstrebende Felswände begrenzt; in den Spalten derselben wurzelte ein eigenthümlich verzweigter Grasstrauch mit langen, wie Cypergras gestalteten Blättern.

Nachdem ich mich wieder mit der Karavane vereinigt hatte, ging es rascher bergab, und um 6½ Uhr rückten wir in unser Nachtquartier, das große Dorf N-dúmbu a pépe, ein. Wir waren

vorher angemeldet, fanden daher alles Nöthige zu unserer Aufnahme bereit. Das Fleisch eines frischgeschlachteten Hammels wurde von dem Koch des Majors theils geröstet, theils mit Reis gekocht, und unweit vom Bivuakfeuer unserer Leute unter einem riesigen Baobab sitzend, aus dessen Geäst eine Laterne auf den Tisch herunterhing, verzehrten wir das schmackhafte Mahl.

Der Herr von N-dümbu a pépe, mit seinem portugiesischen Namen Dom Francisco, besaß eine sehr einnehmende Persönlichkeit. Sein interessantes, kluges Gesicht zeigte vom Negertypus nichts als etwas stark aufgeworfene Lippen. Die Hautfarbe war ein schönes Schwarzbraun. Er trug die Uniform eines Kapitäns der portugiesisch-angolensischen Armee, auf dem starkbehaarten Kopfe eine Militärmütze mit roth- und goldgestickter Kokarde, an den Füßen aber, die nicht ganz frei von dem leidigen Hautübel waren, nur aus Binsen geflochtene Pantoffeln. In San Paolo de Loánda erzogen, hatte sich Dom Francisco europäische Manieren angeeignet, überdieß verrieth sein Benehmen angeborene Würde und natürliches Taktgefühl. Er ist erblicher Herrscher seines kleinen Reichs, das er als Vasall der Krone Portugals im Verein mit den Makötas, den Aeltesten und Vertretern des Volks, regiert. Mit redlichem Eifer bemüht er sich, als brauchbar und wohlthätig erkannte europäische Institutionen in seinem Lande einzuführen — freilich unter den schwierigen Verhältnissen meist mit ungenügendem Erfolg. So klagte er uns zum Beispiel, daß alle seine Versuche, der Pockenimpfung unter den Bewohnern von N-dümbu a pépe Eingang zu verschaffen, bisher an dem unüberwindlichen Aberglauben des Volks gescheitert seien.

Müde von dem anstrengenden Tagemarsch, begaben wir uns um 10 Uhr zur Ruhe. Allein ungeheuere Massen kleiner Stechfliegen (Gnitzen), so klein, daß sie selbst durch die Maschen einer nicht ganz dichten Mosquitaire hindurchschlüpfen, ließen mich nicht einen Augenblick Schlaf finden. Gern glaube ich, was von Reisenden erzählt wird: die Thierchen treten oft in so dichten

Scharen auf, daß die Eingeborenen sich blos von Theilen derselben eine Art Kuchen backen können.

Der erste Sonnenstrahl traf mich schon weit draußen in der Savane, die das Dorf umgibt. Von fernher mischte sich das Rauschen eines der Kuánsafälle in das Gezwitscher der erwachenden Vogelwelt. Schwere Thautropfen beugten die feinen Grasähren nieder und hingen an den Blättern der Akazien. Aus den Hütten des Dorfs begannen Rauchwolken aufzusteigen; Laute von menschlichen Stimmen drangen an mein Ohr. Langsam schlenderte ich zurück, konnte ich mir doch Zeit nehmen, denn der heutige Tag war, da wir mit N-dūmbu a pépe die Hälfte des Wegs von Dóndo nach M-pūngo an dóngo erreicht hatten, zum Rasttag bestimmt. Ich fand meine Reisebegleiter und unsern Wirth wieder unter dem großen Affenbrotbaum auf dem von cactusähnlichen Euphorbien umhegten Sitze zum Morgenthee versammelt. Unsere Träger hockten, ihre sehnigen Gestalten in ein dünnes Kattunstück gehüllt, um die in der Nähe lodernden Feuer. Nach und nach kamen Gruppen von Dorfbewohnern, um aus respectvoller Ferne die weißen Fremdlinge anzugaffen.

Gerade unserm schattigen Sitze gegenüber hatten wir ein halbverfallenes größeres Haus. Es war die Wohnung des letztverstorbenen N-dūmbu a pépe gewesen. Der jetzige wohnte in einer gewöhnlichen zuckerhutförmigen Strohhütte. Einer althergebrachten und streng beobachteten Sitte gemäß baut sich nämlich der neue Herrscher nicht eher ein seinem Range angemessenes Haus, als bis das seines Vorgängers vollständig niedergesunken ist. Von dem alten Hause geht die Sage, es habe einst große Schätze an Silber in sich geborgen, die aber alle den Weißen in die Hände gefallen seien. Auch an andern Orten der Colonie hört man von Silberschätzen reden, und nicht selten sah ich bei den Eingeborenen silberne Ringe und Armspangen, mitunter sogar 5 bis 6 Finger starke Ringe von Silber an den Knöcheln. Das Metall stammt größtentheils aus den jetzt gänzlich verschütteten Minen bei Cambambe. Ueberhaupt dürfte der Boden der Colonie,

auch nach der Meinung Dom Francisco's, reich sein an werthvollen Erzen.

Unser Gespräch unterbrach plötzlich Musik. Vier Neger, von Dom Francisco dazu engagirt, führten auf vier Marimbas, einem früher beschriebenen Instrument, ein Concert vor uns aus. Sie bearbeiteten ihre am Boden stehenden Marimbas allerdings mit mehr Feuer und Kraftanwendung, als man in Europa für angemessen erachtet, entwickelten aber in ihrem Spiel große Fertigkeit und beim Vortrag der Soli wie der Ensembles ein merkwürdiges Taktgefühl; auch hielten sie sich frei von den beständigen Wiederholungen derselben einförmigen Melodie, die sonst aller Negermusik eigenthümlich sind. Der Klang von Instrumenten brachte sofort Leben und Bewegung in die Gruppen unserer Leute und der gaffenden Dorfbewohner. Flugs bildeten sie zwei gegenüberstehende Reihen, und der Tanz begann. Aus jeder Reihe traten einige Solotänzer vor, die bald einzeln, bald vis-à-vis, bald einander umschlungen haltend, begleitet von Gesang, Händeklatschen und Trampeln der übrigen, ihre Künste producirten. Dann bewegten sich die beiden Reihen gegeneinander, man tanzte je zu zweien oder vieren, wechselte die Plätze, oder drehte sich auf Einem Fleck unter heftigen Arm- und Beinverrenkungen und einen gewissen Theil des Körpers in fast kreisende Bewegung setzend. Selbst der erste Makōta Dom Francisco's konnte sich nicht enthalten, eine Vorstellung aus der höhern afrikanischen Tanzkunst zum besten zu geben. Die Grandezza in seinen Gesten, wobei er besonders häufig die Knie beugte, wirkte um so komischer, als jede Bewegung, jede Pantomime von einem hinter ihm tanzenden Diener wie von seinem Schatten aufs genaueste nachgeahmt wurde.

Den Tag über pflegte ich theils der Ruhe, theils schlenderte ich zwischen den mit Gras gedeckten Lehmhäusern des Dorfs umher oder promenirte hinaus in dessen Umgebung, eine weite Ebene, die durch einen Bergzug vom Ufer des Kuánsa geschieden ist, besah die mit jungen Euphorbienschößlingen eingefriedigten Mais- und

Tabacksfelder und suchte einen flüchtigen Ueberblick über die Flora und Fauna der Gegend zu gewinnen.

Erfrischt und neugestärkt traten wir am nächsten Morgen früh den Weitermarsch an. Herr von Homeyer bestieg einen Reitochsen, den ihm Dom Francisco zur Verfügung gestellt hatte, mußte aber bald von den Versuchen, mit dem störrigen Thiere vorwärts zu kommen, Abstand nehmen, wie es denn überhaupt lange Uebung erfordert, bis man mit so weit auseinandergespreizten Schenkeln rittlings auf dem breiten Rücken eines Ochsen zu sitzen vermag. Wir verfolgten in einem Bogen die Richtung gen Süden und erblickten nach einigen Stunden Wegs im Hintergrunde eines sich öffnenden Querthals noch einmal jene oben erwähnte Felseninsel im Kuánsa. Dann lief die Straße über eine langestreckte, nur selten durch flache Thalsenken unterbrochene Hochebene hin, wo die Sonne mit ungedämpfter Glut auf das gänzlich schattenlose Terrain herniederbrannte. Um meine Augen gegen den feinen scharfen Staub zu schützen, bewaffnete ich sie mit einer blauen Brille, die ich zu dem Zweck bei mir trug. Freudig begrüßten wir endlich alle, erschöpft von dem heißen Marsch, unsere Nachtstation, das bereits zum Bezirk M-pũngu an dóngo gehörige Dorf des Soba (Landes- und Dorfvorstehers). Als solcher präsentirte sich uns ein weißhaariger Greis. Er hieß Müta und war Lieutenant in der zweiten Linie des Angola-Heeres; seine Brust schmückte ein gläserner Verdienstorden. Als ihm Herr v. Homeyer am andern Morgen beim Abschied den Rock einer preußischen Infanterieuniform zum Geschenk machte, geberdete er sich ganz närrisch vor Freude.

Der Marsch des sechsten Reisetags war nicht minder anstrengend als der vorherige. Zu Ende desselben überschritten wir einen ziemlich breiten Bach, den Makōsa, der sich unterhalb Dóndos als Nebenfluß in den Kuánsa ergießt, und erreichten dann, östlich vom Hauptwege abbiegend, Kióngo. Der Ort hat eine aus Negern und Mulatten gemischte Bevölkerung. Unser Lager wurde vor dem Hause eines Mulatten aufgeschlagen. Kaum hatten die Träger

ihre Lasten abgelegt und in Reihen geordnet, als ein Weißer zwischen dem Gepäck umherschlich, hier den Verschluß eines Blechkoffers, dort die Festigkeit eines Sackes prüfend. Wir glaubten, es sei vielleicht ein Beamter der Alfandega; aber ehe ihm jemand von uns nahen konnte, hatte er sich, mit einem scheuen Blick auf unsere Waffen, wieder davongemacht. Nun kamen wir erst auf die Vermuthung, es möge dies eins jener nichtswürdigen Subjecte der weißen Bevölkerung von Angola gewesen sein, welche sich, wie mir später noch öfters von durchaus glaubhafter Seite bestätigt wurde, mit spitzbübischen Negern zur Plünderung schwach bewaffneter oder nachlässig gehüteter Karavanen verbünden. Obgleich unser Wirth den Menschen nicht zu kennen vorgab, hatten wir ihn doch stark im Verdacht, daß er mit demselben unter einer Decke stecke. Er war frech genug, sich uns als Führer ins Innere anzubieten; natürlich dankten wir dem aufdringlichen Mischblut für seine Dienste in gebührender Weise. In der Nacht überraschte uns ein Regenguß von echt tropischer Vehemenz. Ich schlief aber so fest, daß ich erst erwachte, als mein Bett bereits in Wasser schwamm. Wir mußten in das Haus flüchten und dort auf Matten gelagert unsere Haut den Stichen der unbarmherzigen Insekten preisgeben.

Der Regen ließ auch den ganzen Morgen nicht nach, es wurde Mittag, bis wir von Kióngo aufbrechen konnten, und es galt nun, eine Parforcetour zu machen, sollte M-püngu an dóngo noch an dem Tage erreicht werden. Etwa zwei Drittel des Wegs hatten wir enge Schluchten, stark angeschwollene Bäche, grundlose Sümpfe, dann wieder Hügel und Berge zu passiren. Auf der Höhe des zuletzt erstiegenen Berges lag die Patrouille Kapánda, bei welcher nach der von Major Marques ausgegebenen Parole unser Zug halt machen und sich sammeln sollte. Als alle beisammen waren, forderte der Major uns drei Deutsche auf, ihm zu folgen. Nach wenigen Schritten bogen wir um eine Felsecke, und unsern erstaunten Blicken öffnete sich eine überraschende Aussicht von fast unbegrenzter Weite. Wir sahen hinab in eine parkähnlich mit Rasen und Gebüsch bewachsene, nur am äußersten

östlichen Horizont von einer kaum wahrnehmbaren blauen Bergkette umsäumte Ebene, aus deren Mitte gänzlich unvermittelt ein Felsenwall im Umfang von etwa einer halben deutschen Meile emporragt; ein Steinkoloß thürmt sich auf den andern bis zu Höhen von mehr als 125 Meter, und das Ganze flankiren zwei gerade aufsteigende Blöcke, die wie Wartthürme ins Land hinausschauen. Dieser jetzt vom Golde der scheidenden Sonne angestrahlte Felsenring umschloß den Ort, welcher unserer Expedition als Basis für ihr weiteres Vordringen nach Osten dienen sollte — die portugiesische Grenzfeste M-püngu an dóngo, zu deutsch etwa: Thron der Könige. („M-püngu" heißt: das Gewaltige, Furchtbare, Erhabene, und bezieht sich hier jedenfalls auf die in der That unbeschreibliche Großartigkeit der Felsmassen. Weiter nördlich wird der wegen seiner Wildheit und riesigen Körperkraft gefürchtete Gorilla von den Eingeborenen M-püngu genannt.)

Von Kapánda senkt sich der Weg sanft aber stetig abwärts. Am Fuß der Höhe angelangt, eilten wir beschleunigten Schritts durch die mit gelbblühenden Bixaceenbüschen bestandene, von Wasserläufen und Sümpfen durchschnittene Ebene unserm Ziele zu. Ein auf einem Ochsen reitender Späher machte, sobald er die Spitze des Zuges erblickt hatte, kehrt, um dem Militärchef unser Herannahen zu melden. Es war 7 Uhr abends, als ich innerhalb der Umwallung die von natürlichen Steinplatten gebildete Straße betrat, und einige Minuten später hielt die ganze Karavane ihren Einzug.

V.

In M-pũngu an dóngo.

> M-pungu an dóngo ist ein Tedmor der Natur, eine Elegie in Stein, die für die Ewigkeit geschrieben ist. Es ist eins der größten Wunder Afrikas, ein kolossaler Felsenaltar; von ihm herab verkündet der Geist, welcher die Natur durchweht, die Erhabenheit der großen mächtigen Einsamkeit, die unser Herz hier ergreift.
>
> Ed. Mohr.

Mehrere Tage waren seit unserer Ankunft verflossen. Unsere Begleiter aus Dóndo, Major Marques und Kapitän Alexanderson, hatten sich verabschiedet, um mit den schwarzen Trägern dahin zurückzukehren. Für die Expedition war auf vorherige Bestellung von dem Teniente Francisco Velloza Carlo Esmeraldo de Castel-Branco ein Haus gemiethet worden, in dem wir uns nun wohnlich einrichteten. Die Lage desselben war keine günstige; es stand an einer engen Felsenstraße, durch welche häufig in schroffem Wechsel kalte Ostsüdostwinde hindurchstrichen oder heißer Nordnord aufgewirbelte Staubmassen vor sich hertrieb. Doch war das einem zur Zeit abwesenden Kaufmann gehörige Haus in verhältnißmäßig leidlichem Bauzustande, überdies das einzige sobrado, d. i. zweistöckige Gebäude, das am Platze zu haben war. Wohnen und besonders Schlafen zu ebener Erde wird aber hier womöglich vermieden, da es für äußerst ungesund gilt.

Die Parterreräume des Gebäudes, sonst von dem Besitzer als Waarenmagazine benutzt, standen jetzt leer, Thüren und Fenster waren ausgebrochen und fortgeschleppt. Nur die Küche bildete

noch einen halbwegs benutzbaren Winkel; sie besaß einen gemauerten Herd (portug. fogão) mit Lehmwänden zum Aufhängen der Kochtöpfe über dem Feuer. Unser einäugiger Cuizinheiro zog es indeß vor, das Feuer statt auf dem Herde nach Gewohnheit der Eingeborenen auf dem Boden der Küche oder gar außerhalb derselben anzuzünden und die Speisen daran zu bereiten, sodaß nicht selten eine Ziege oder ein Rüsselthier an der für uns bestimmten Suppe sich die Schnauze verbrannte. An dem mangelnden Reinlichkeitssinn dieses schwarzen Kochkünstlers prallten alle unsere Verweise wirkungslos ab. Wollte ich als wohlbestallter Majordomo, Schlüsselbewahrer und Wirthschafter der Expedition den häuslichen Herd zu Ehren bringen, so mußte ich bisweilen selbst in der Küche erscheinen und eigenhändig meine Fertigkeit im Backen bräunlicher Pfannkuchen ausüben. Ein an die Küche anstoßender Raum diente zur Stallung für die Reitochsen, die nach und nach von der Expedition angekauft wurden.

Zwei defecte wackelige Treppen, die eine von der Straße aus, die andere von dem hinter dem Hause befindlichen quintal (Garten), führten in das obere Stockwerk. Dasselbe enthielt die Wohngemächer, ein Schlafzimmer, ein Eß- und ein Arbeitszimmer, außerdem an der Rückseite eine niedrige Veranda, in welcher die schwarzen Hausburschen schliefen und die Hängematten verwahrt wurden, nebst zwei Kammern, deren eine ein paar Hühner und einen Hammel beherbergte, während die andere mit Proviantvorräthen, leeren Kisten und allerhand Reisegeräth vollgepackt war.

Die aus Lehm errichteten, über einen Fuß dicken Wände des Hauses, über welche das Dach weit hinausragte, waren, obgleich der Wind überall frei hindurchzog, stark mit Feuchtigkeit getränkt und trockneten selbst in den heißen, regenlosen Sommermonaten nicht aus; daher war die Luft im Hause stets kalt und dumpfig, was um so unangenehmer auffiel, wenn man aus dem von der Mittagssonne durchglühten Quintal hineintrat. Das Gewicht des fußdick mit Stroh und Binsen belegten Daches hatte denn auch die Hinterwand, als sie durch eingedrungenes Regenwasser

aufgeweicht war, zum Theil in bedrohlicher Weise niedergedrückt und verschoben. Den Fußboden in den Zimmern bildeten quadratische Thonschieferplatten, die aber so bedeutende Vertiefungen, Fugen und Risse zeigten, daß bei starkem Regen Seen und Inseln entstanden, und daß an manchen Stellen der Blick ungehindert bis in die untern Räume hinabdringen konnte. Die Decken, aus wol bereits vor vier oder fünf Jahren gekalkter Leinwand, hingen in bauschigen schwarzen Falten herab, wo nicht gar die im Dachstroh massenhaft nistenden Ratten Löcher hineingebissen, durch die der Abendwind uns Halme und Staub in die Suppenschüssel wehte. Auf die einst weißgetünchten Wände hatten Schlupfwespen und Ameisen vielverschlungene Arabesken gezeichnet; an vielen Stellen aber war der Kalkbewurf ganz abgefallen und sah der nackte gelbe Lehm hervor.

Im Hauptzimmer war an der Hinterwand ein Bret befestigt, das eine Masse der verschiedenartigsten Gegenstände zu tragen hatte: zunächst den schweren Blechkoffer, in dem wir die zum täglichen Bedarf erforderlichen angolensischen Kupfermünzen, worunter Stücke in der Größe unserer Fünfmarkstücke, verwahrten; daneben in malerischem Durcheinander einen Sack voll Bataten, Bücher, Oel- und Rumflaschen, Insektenkästen, Töpfe und Teller, getrocknete Pflanzen, Früchte von der prachtvollen Ananas bis zur grauen Erdnuß. Nicht minder chaotisch sah es auf dem großen Arbeits- und Eßtisch aus, über dem eine trübe Laterne an einem Drathseil hing. In der Stube nebenan standen unsere eisernen Bettstellen mit wollenen Decken als Matratze wie zum Zudecken, von keinem Mosquitonetz umfangen, da zum Glück nur selten einzelne dieser Quälgeister sich hier verspüren ließen. Von meinem Lager aus sah ich durch eine im Fensterladen geöffnete Luke von etwa 2 Fuß im Geviert gerade auf die Wedel einer Oelpalme und die zierliche Krone eines Papawbaumes, in deren zartem Grün vielfarbige Staare und Musophagen oder glänzende Schmetterlinge vorüberhuschten — ein reizendes, von der Natur gemaltes Bild in dunkler Umrahmung.

Die Fenster reichten von der Decke bis zum Fußboden und waren bis zur halben Höhe durch ein Holzgeländer vergittert. Der Blick aus denselben fiel zunächst auf die von rothem Lehm gebildete staubige Straße, gegenüber auf eine Gartenmauer, die mit ihrem Südende an das Haus des Portugiesen Joaquim José de Castro Leite stieß. Im Vordergrunde des verwilderten Gartens standen die Oelpalme und der Melonenbaum, die ich von meinem Lager aus sehen konnte. Weiterhin blickte man in eine horizontal verlaufende Felsschlucht hinein, die eine üppige Vegetation, ein malerisches Dickicht von Stauden, Sträuchern und Bäumen umschloß. An ihren Wänden entlang wand sich ein aus den höher gelegenen Stadttheilen herabrauschender Bach, der N-kudschōndscho, bald in tiefer Felsenrinne, bald zwischen flachen humusreichen Ufern, an denen Schattengewächse mannichfachster Art, vom niedrigen Moos bis zum stattlichen Farrnwedel, wucherten. Die Mehrzahl unter den Sträuchern bildeten weißblühende Rubiaceen, manche schon mit birn- oder beerenförmigen Früchten von goldgelber oder rother Farbe. Zwischen den weißen Blüten streckte auch hier und da ein Clerodendron, dem Clerodendron hastatum sehr ähnlich, mit rauhen, umgekehrt-herzförmigen Blättern seine blutrothe Blütenkerze empor. Häufiger gewahrte man Bananen, kenntlich an dem Gemisch von goldgrünen jungen und dunkelgrünen ältern Blättern, deren zartes Gewebe leider so leicht vom Winde zerzaust wird. Ueber das Gesträuch hinweg erhob auch unser alter Bekannter, der Affenbrotbaum, sein vieläſtiges, flechtenbehangenes Haupt und trieb hier in der geschützten Lage seine weißen übelriechenden Blüten. Wenn die Sonne hinter unserm Hause niederging, so vergoldeten ihre Strahlen die etwa 400 Fuß hohen senkrechten Felsenwände der Schlucht, und dann erglühten auf den mattgrauen, rostrothen oder grünlichen Steinflechten die gelben Blütenrispen einer Orchidee und die goldrothen Blumen fleischiger Aloërosetten. Oben an den schmalen unersteiglichen Graten kletterten graue langgeschwänzte und kleinere, mandrillähnliche Affen herab, angelockt von den Bananenfrüchten des Dickichts. Um die duftreichen, weiß-

lichen Blumendolden der Compositensträucher gaukelten Falter, und in ihrem Gezweig hüpften schillernde Nectarinien. Auch der feinblättrige Akazienbaum hat hier festen Fuß gefaßt und breitete seine langdornigen Zweige wie einen Schirm über das Buschwerk aus. Sogar einige, wol angepflanzte Oelpalmen beherrschten mit ihrer flüsternden Federkrone das Reich dieser üppigen Pflanzenwelt.

Auf der andern Seite des Hauses sahen wir von der Veranda aus zur Linken die Hauptstraße entlang in einen Complex von Negerhütten, am Fuße eines hohen bedrohlich überhängenden Felsens. Freundlich schauen die Häuschen zwischen Bananen und Palmen hervor; an den steilen Felswänden darüber klettern scheckige Ziegen wie Gemsen ihrer Nahrung nach. Auf der Straße tummeln sich die nackten Negerkinder, Knaben und Mädchen, mit fröhlichem Geschrei, und schließen wir die Augen, so glauben wir uns auf einen Spielplatz unserer Heimat versetzt. Die Männer sitzen in süßem far niente vor den Thüren, ihr Pfeifchen schmauchend oder ihr Lieblingsinstrument, die Marimba spielend. Fleißige Frauen waschen in dem N-kudschēndschobache, der sich hier seitwärts von der Straße zu einem kleinen Teiche erweitert, die pannos, den vom portugiesischen Händler erkauften bunten Kattun, wobei ihnen das Fleisch der weißfleckigen Adenoxus (breviflorus Benth.)-frucht als Seife und ein Stein als Waschholz dient.

Rechts vom Hause gewährt eine breite Einsattelung den Blick in die waldige grüne Ebene hinab, aus deren Mitte sich der wunderbare Felsengürtel um die Stadt M-püngu an déngo erhebt. Diese ganz eigenthümliche Lage des Orts bringt es mit sich, daß alle Naturereignisse, wie sie im Wechsel der Jahreszeiten sich abspielen, hier mit besonders charakteristischer Heftigkeit zur Erscheinung kommen.

Denken wir uns einen Morgen in den heißen Regenmonaten. Die Sonne verweilt noch unter dem Gesichtskreis. Auf der Ebene drunten lagert, so weit das Auge reicht, eine düster graue Nebeldecke. Jetzt weht aus Osten ein leiser Lufthauch, er streift ein paar Thautropfen der Nacht von den Bäumen und zieht, schon

stärker werdend, durch das Felsenthor abwärts. Es ist der Lebensodem, der Bewegung bringt in das stillruhende Dunstmeer. In dessen obern Schichten beginnt es sich zusammenzuballen, einzelne Stücke sondern sich ab von der Masse, erst langsam ziehend, dann ruck- und stoßweise, und formen allerlei gespenstige, rasch wieder zerfließende Gestalten. Dazwischen tauchen einzelne Baumwipfel wie Inseln aus dem Meere auf. Bald versendet das Tagesgestirn seine ersten Strahlen. Sie umspielen die Spitzen der Felsenhäupter, gleiten allmählich an den Wänden hernieder zu thal und durchbrechen nach kurzem Kampfe die bisher noch feststehenden Nebelwolken, ihre abgerissenen und in die Flucht gejagten Fetzen für Augenblicke mit Gold umrändernd. Die einzelnen Bauminseln vereinigen sich zu Gebüschen und Wäldern, welche nun die ganze Farbenscala des tropischen Laubwerks entfalten.

Höher und höher steigt die Sonne, immer heißer brennt ihre Glut, bis sie scheitelrecht über dem Felsenkessel steht. Schon seit mehreren Tagen erfrischte kein Regen mehr das pflanzliche und thierische Leben, alles lechzt nach dem Segen des Himmels, der erschlaffte Mensch, das träge Thier, die welke Blume. Plötzlich saust, aus der obern Stadt kommend, ein Windstoß durch die Felsengassen, trockene Blätter wirbeln vom Boden in die Luft, in den Zweigen der Bäume rauscht es geheimnißvoll, ängstlich schnüffelnd und meckernd klettern die Ziegen an den steilen Hängen herab. Dann wieder regungslose Stille, kaum daß der Ton eines Vogels sich hören läßt, oder ein müder Weißling, wie taumelnd, quer über die flimmernde rothbraune Straße flattert. Doch die Pause währt nur kurz. Das Vieh beginnt zu brüllen und zu blöken, eine Laubfroschart in gurgelnden Tönen zu quaken. Es ist Regen im Anzuge!

Wirklich, dort im Osten, wo zwei Steinriesen eine Lücke zwischen sich lassen, erscheint am weißlich blauen Himmel ein scharf abgegrenzter hellgelber Streif, und dahinter rückt eine schwarze Wand herauf. Ein Tornado! Schnell die Thüren und Fenster

im Hause geschlossen, bis auf eine Luke, durch die wir das sich entwickelnde Schauspiel beobachten wollen. Da bricht schon der Tornado los mit so furchtbarer Gewalt, wie nur in den Tropen ein Sturm zu wüthen vermag; unser Haus zittert und wankt wie bei einem Erdbeben. Der Himmel hat sich völlig in Nacht gehüllt, die Umrisse aller Gegenstände aber, der Felsen, Bäume, Häuser, scheinen von grünlich violetter bengalischer Flamme beleuchtet. Ein Blitzstrahl mit blauem Lichte zuckt durch die Luft, gefolgt von minutenlang am Horizont hinrollendem, durch das Felsenecho verzehnfachtem Donnergetöse. Zugleich führt der Sturm einen neuen Stoß, mächtiger noch als bisher, gegen die hochragenden Berge; doch ihre uralten Häupter trotzen seiner Macht, nur einen Hagel von Sand und Steingeröll schleudert er ergrimmt von den Höhen auf die Stadt. Selbst die Oelpalme drüben an der Schlucht widersteht all seinen Angriffen. Muß sie auch ihren schlanken Stamm in schön geschwungenem Bogen von einer Seite zur andern neigen, immer richtet sie sich kerzengerade wieder auf und wiegt ebenso unverletzt die elastische Krone.

Lange wechselt tiefschwarze Nacht mit dem unheimlich blendenden Schein, womit Blitze auf Blitze die Gegend erhellen; unaufhörlich dröhnt das Gebrüll schwerer Donnerschläge, mit grausigem Widerhall durch die Schluchten und Risse sich fortpflanzend, in unser Ohr. Die Luft wird dicker und schwüler, kaum vermögen wir noch zu athmen, ein unbeschreibliches Angstgefühl preßt uns das Herz zusammen. Endlich kommt die Erlösung! Wir vernehmen ein leises Plätschern, dann ein Klatschen und Rauschen. Die schwarzen Wolken haben ihre Schleusen geöffnet und senden der Erde einen tropischen Regen. Wol eine Stunde lang ergießen sich die Wasser in sündflutlichen Massen. Von den Felsen stürzen schäumende Fälle und Kaskaden in den hochangeschwollenen N-kudschöndschobach, anderwärts sammeln sie sich zum reißenden Fluß, der in breitausgewaschener Felsrinne bis zur Thalsohle hinunterschießt. Auch in unsere Behausung dringt das Wasser

ein, es rieselt an den Wänden nieder, und wir müssen Gummidecken über unsere Sachen breiten, um sie vor der verderblichen Nässe zu schützen. Indeß, der Regen läßt allgemach nach, die Wolken verziehen sich, die Sonne strahlt in ihrem frühern Glanze am klaren Himmelsblau.

Ganz anders in den Tagen der cacimba, der kältern, trockenen Monate, ganz anders, als man die Physiognomie der Tropenwelt sich vorzustellen pflegt. Da gleicht die Natur einem kalten, trüben, ewig nebelgrauen Herbst unserer nördlichen Zone. Erst gegen 10 Uhr vormittags lüftet die Sonne ein wenig den dichten Schleier, der über dem Felsenkessel lagert, und schon nach ganz kurzer Zeit läßt sie ihn wieder fallen; dann erkennt man ihren Stand nur an einem etwas hellern Schein auf dem dunkelgrauen Grunde. Um 3 Uhr nachmittags beginnt der Himmel sich aufzuklären, aber bald darauf sinkt auch schon die Sonne unter den hohen Fels im Westen unsers Quintal. Tiefe, feuchtkalte Schatten fallen erst auf unser Haus, dann über die Straße, verlängern sich bis an den Eingang der Schlucht und kriechen dort an den Steinwänden empor. Der letzte Goldschimmer auf den altersgrauen Gipfeln erbleicht, und eine Dämmerung tritt ein, länger als ein Decembernachmittag unserer nordischen Zone. In dieser Zeit bietet M-püngu an dóngo einen besonders unzuträglichen Aufenthalt. Die meisten Bäume und Sträucher haben ihr Laub abgestreift und strecken fröstelnd die kahlen Zweige aus. Alles ist grau, selbst die Farben an den Flechten der Felswände verblaßten, und blickt man hinunter in die Ebene, so wird auch das Auge nicht durch blumige Wiesen und frisches Waldgrün erquickt, man sieht nichts als einen Ocean grauer gestaltloser Nebelmassen. Dagegen ist dies die Periode, in welcher fast täglich Hunderte von Negern mit Handelswaaren beladen von Malándsche, Duque de Braganza, Kassándsche, Sónjo, Dschinga und noch entferntern Orten aus dem Innern eintreffen, um hier durch nach Dóndo zu ziehen; denn in diesen Monaten ruht die Feldarbeit, die während der Regenmonate alle Hände

in Anspruch nimmt. Je weiter östlich die Gegend, desto früher brechen die Karavanen von dort auf, weil mit jedem Längengrade nach Osten zu die Regenzeit um so viel eher aufhört und um ebenso viel eher wieder beginnt, als an den näher an der Küste gelegenen Gegenden. Infolge dieser Durchzüge herrscht dann in der Zeit, wo die Natur regungslos unter einer grauen Nebelhülle schlummert, in der Stadt M=püngu an dóngo beständig lebhafte Bewegung.

VI.

Ein Wandertag.

> Ein Blick in die Schatzkammern des Großmoguls würde mir, glaube ich, nicht so viel Spaß machen als solche kleine Einblicke in den ursprünglichen Haushalt der Natur.
>
> Platzmann.

Wir sind zu einer Wanderung in die Umgegend gerüstet, versehen mit Schmetterlingsnetz, Fangschere, Schachteln, Büchsen, Gläsern, einem Brotbeutel mit etwas kalter Küche, und begleitet von unserm Moleque Manuël Joboco, einem Zwerg von der Größe eines achtjährigen Kindes, der mit einer männlichen Baßstimme begabt ist und bereits das dritte Decennium seines Lebens erreicht haben soll.

Ein bestimmtes Ziel haben wir uns nicht gesetzt. Wir wissen aus Erfahrung, daß doch bald hier, bald da etwas, das einer nähern Betrachtung werth scheint, uns von dem in Aussicht genommenen Wege ablenken würde. Schon indem wir die Treppe aus dem obern Stockwerk des Hauses zum Quintal hinabsteigen, fesselt unsere Aufmerksamkeit ein lautlos dahingleitender Gecco, eine kleine bräunliche Eidechse, die viele Insekten vertilgt, wofür wir ihr zu Dank verpflichtet sind. Auf der nächsten Stufe veranlaßt uns ein piependes Geräusch, stehen zu bleiben. Wir schauen zurück und erblicken über uns unterm Dache ein Thier, Fischotter, Dachs und Katze zugleich. Es ist ein Zebra-Ichneumon, eine Manguste

oder Pharaonsratte, von der ägyptischen sich durch das Gebiß unterscheidend und durch geringere Länge des Körpers, der ohne den etwa halb so langen Schwanz kaum 40—50 Centimeter mißt. Unsere gestreifte Manguste ist ein zahmes Hausthier, wie in europäischen Häusern die Katze; nicht so anschmiegsam an den Menschen wie diese, erweist sie sich mindestens ebenso nützlich, da sie unermüdlich bei Tage wie bei Nacht der Rattenjagd obliegt.

Wir betreten den Quintal an unserm Hause, welcher gleich dem gegenüberliegenden unsers Nachbars Leite, wie schon erwähnt, eine von zusammenstoßenden Felswänden gebildete Schlucht zum Hintergrunde hat; denkt man sich beide Gärten bis an den Rand der Straße verlängert, so erhält man ein ziemlich regelmäßiges Parallelogramm, das von der Straße als Diagonale durchschnitten wird Der Boden zeigt keine Spur von Beeten oder sonstigen Anlagen, nur das zertretene Gras unter den gleich vorn stehenden Laranjeiras und Guajaveiras und ein schmaler Fußpfad, den unser Koch sich in das Dickicht gebahnt, um Holz für sein Küchenfeuer zu holen, geben Kunde, daß Menschen hier verkehren.

An der Südwestecke des Hauses steht ein Papawbaum oder Mamoeiro; sein Stamm, an der Basis im Umfang von 2,80 Meter, treibt etwa in Mannshöhe drei Arme heraus, welche nach kurzer Umbiegung kerzengerade in die Höhe steigen und mit ihren Aesten bis nahe an die palmenartige Krone des etwa 15 Meter hohen Hauptstamms hinanreichen. Der so zu einer harmonischen Gruppe vereinte Wipfel trägt zwischen langgestielten, handförmigen, an den Enden ausgefiederten Blättern Früchte von der Größe eines Straußeneies, deren goldgelbes Fleisch sehr labend ist und mit Wein und Zucker, oder mit Pfeffer und Salz, oder ohne alle Zuthat genossen wird. Die in das Fleisch eingebetteten schwarzen schleimigen Kerne könnte man auf den ersten Blick für Caviar halten. In seinem Wuchs erinnert der Baum an die in unsern Gärten gepflegte chinesische Aralie (A. papyrifera), während die Rinde wegen ihrer scharf ausgeprägten rhombischen Schraffirung,

die am untern Theil des Stammes in wulstige Ringe übergeht, der des petrefacten Lepidodendron (elegans) gleicht.

Dem angenehmen Duft, den uns ein Windhauch zuweht, nachgehend, kommen wir zu einer in voller Blüte stehenden Guayaveira, einem etwas krumm und krüppelig gewachsenen Halbbaum. Von seinem glatten, walzenförmigen Stamm splittert die braune Rinde in papierdünnen Stücken ab. Die runzlichen, dunkelgrünen Blätter sitzen an scharf vierkantigen, fast geflügelten Zweigen, in deren älterm Holz starke Verwucherungen zweier Loranthusarten haften. An Form und Farbe ähnelt die weißgelbe Blüte der Myrtenblüte, sie ist aber bedeutend größer und erreicht den Umfang eines Zwanzigmarkstücks. Neben den Blüten gewahren wir auch schon — wir sind im Juli — einzelne Früchte, noch von Wallnußgröße und steinhart; die reife Frucht, die Guayave oder Guave, hat die Gestalt einer Birne, dicke glänzend strohgelbe Haut und rosenrothes, mit einer Menge kleiner Samenkörner durchsetztes Fleisch von angenehm säuerlichem Geschmack. Nahe dabei stehen ein paar stattliche Laranjeiras oder Orangenbäume, jetzt blütenlos, aber reich mit Früchten behangen, die sich schon gelblich färben und bald zum Abnehmen reif sein werden; zur völligen Reife läßt man die Orangen hier nicht kommen, weil sie dann allzu süß sind. Auf den Aesten dieser Bäume hat sich eine Orchidee (Augraecum?) in zahlreichen Exemplaren angesiedelt, die ich auf keinem andern Baume gefunden.

Vorüber an einem weißrindigen echten Feigenbaum ohne Früchte und an einigen Centifoliensträuchern mit ziemlich lockern und schwachduftenden Blumen gelangen wir in das Dickicht am hintern Ende des Gartens. Unter den ineinander verschlungenen, meist blatt- und blütenlosen Büschen fällt uns eine vertrocknete Papilionacee auf mit wirtelich angeordneten kurzen Schoten, aus deren aufgesprungenen Hülsen himmelblaue bohnenförmige Kerne herausschauen. Wir verweilen bei einem Baum aus der hier so stark verbreiteten Familie der Cäsalpiniaceen. Sein Stamm ist bis über Mannshöhe von der Rinde entblößt, halbverkohlt oder

durch Machetenhiebe zerspalten, dennoch grünt die eine Hälfte seiner Krone weiter. „Que é isso?" fragen wir Manuel, „ein verbrannter Baum mit Blättern?" „Não faz mal, talvez tem raiz na cima, e terra" (Das macht nichts, vielleicht hat er oben Wurzeln und Erde), antwortet unser Kobold im Neger-portugiesisch. Keine üble Antwort. Leicht möglich, daß in einer Asthöhle, durch Vögel hereingetragen, vom Winde zusammengeweht und durch Regen befruchtet, sich Humus genug angehäuft hat, um den einen Arm des Baums zu ernähren. An einem der untern Zweige hängen zwei Wespennester; die weißlichen Zellen des einen sind consolenartig aneinandergereiht, das andere hat die Gestalt einer Glocke und gleicht dem der Papierwespe in Natal, von welcher ich hier ganz nahe Verwandte fand.

Eine Wasserader windet sich durch das Dickicht. In der Regenzeit ein rauschender Bach, der die Wände unsers Hauses bespült, rinnt sie jetzt nur tropfenweis über herabgefallenes Laub und Astwerk; aber schon diese geringe Feuchtigkeit lockt eine Welt von thierischem Leben an, eine Welt des Kleinen: Käfer, Spinnen, Asseln, Würmer, auch unser gewöhnlicher Regenwurm ist dabei; ja ein grauer verdorrter Baumzweig beginnt sich zu bewegen und langsam fortzukriechen; sehen wir näher zu, so erkennen wir ihn als eine Gespenstschrecke (Phasma), die im ruhenden Zustande von einem dünnen trocknen Aestchen schwer zu unterscheiden ist. Pendants dazu bilden zwei andere Schrecken: das Wandelnde Blatt (Phyllium), ein grüner Käfer, der mit breitgedrückten Beinen über die am Boden liegenden Blätter forthaspelt, und die Gottesanbeterin (Mantis religiosa), welche ihre starken Vorderbeine wie Hände zum Gebet gefaltet ausstreckt.

Bis zu der südlichen Felswand vordringend, sehen wir hinter einem Felsblock, von andern Dracaenenbüschen umgeben, eine Gruppe Vernonien (V. senegalensis)-sträucher, die ein Heer von Insekten: Schmetterlinge, lichtstrahlende melitophile Käfer, Cetonien, Gabelnasen, feinbestäubte Rüsselkäfer, Hummeln, Wespen, Hornissen, Fliegen, Ichneumoniden, Chalcididen, umflattert und summend

umschwirrt. Ein einziger Zug mit unserm Netze, ein Schütteln der Zweige über den von Manuel aufgespannten Schirm, und wir haben reiche Beute gemacht, die rasch in die verschiedenen Behälter vertheilt wird. Nur die goldglänzenden Cetonien nahmen wir, um die Flügeldecken nicht zu verletzen, sorgsam einzeln von der Rinde ab, an der sie sich festgesaugt hatten. Für andere Insekten bildet ein verspätet blühender Akazienbusch den Sammelpunkt. Es gelingt uns, dort einen Hummelschwärmer (Macroglossa bombyliformis) und an jenen Plumbagoblüten ein am Hintertheil schön gebändertes Karpfenschwänzchen (M. stellatarum) zu fangen.

Die Wurzeln der Compositensträucher werden von den Eingeborenen in einer Abkochung als Mittel gegen Fieber gebraucht. Ich bemerkte, daß unter einer derselben der Boden aufgelockert war, und zog mit dem Stabe meines Netzes einige Büschel Menschenhaare hervor. Da rief Manuel entsetzt: „Deixa, deixa, senhor“ (Laß das, Herr)! Man sagte mir, daß die Neger ihre abgeschorenen Haupthaare in die Erde verscharren, und zwar am liebsten unter einen solchen Busch. Welcher Aberglaube dem seltsamen Gebrauch, der auch anderwärts beobachtet wurde, zu Grunde liegen mag, ist mir nicht bekannt.

Eben als wir den Garten verlassen wollen, kommt ein Leichenzug an unserm Hause vorbei. Die Leiche wird in einer schwarzbehangenen Tipoja getragen; dahinter folgen die Leidtragenden gemessenen Schritts, langherabflatternde Schilf- oder Laubgewinde im Haar, mit schwermüthigem, monotonem, doch nicht unharmonischem Gesang. Nachdem der Zug vorübergewallt, begeben wir uns hinaus auf die Straße. Wir durchkreuzen die innere Stadt und sehen überall vernachlässigte, ja halbeingestürzte Häuser — ein Bild des Verfalls, dem die ganze Colonie zusehends entgegeneilt. Dann überschreiten wir den N-kudschöndschobach. Seine Ufer sind hier dicht mit Canna (orientalis)- und Brillantaisia-Stauden eingefaßt, und quer über dem Wasser liegende gebrochene Felsblöcke bilden eine Art Brücke. An den Bruchstellen dieser Blöcke sieht man, daß eine Menge verschiedenartiger größerer und

kleinerer Steine, wie Rosinen in einen Kuchen, in das Urgestein eingebacken sind.

In der Thür einer Hütte, die wir passiren, sitzt ein Neger, mit Töpferarbeit beschäftigt. Wir gehen näher hinzu und hören von ihm, daß es eine Lampe ist, woran er arbeitet, bestehend aus einer ziemlich flachen Schale mit einem fest darüber liegenden thönernen Stäbchen; durch ein Loch in der Mitte des Stäbchens wird das eine Ende des von Algodão, der Samenwolle des Baumwollenstrauchs, zusammengedrehten Dochts gezogen, das andere Ende liegt in der Schale, die mit Mamona, Oel aus den Samen der Ricinusstaude, gefüllt wird. Die Eingeborenen haben in ihrer Sprache kein Wort für Lampe, sondern bedienen sich dafür des portugiesischen Worts candeia, ein Beweis, daß ihnen dieses Hausgeräth erst durch die Europäer bekannt worden ist.

Die Felsen treten nun weiter auseinander und lassen einen großen Platz, die Praça, frei. Auf derselben wird für den Militärchef Castel-Branco eine neue Residencia erbaut, in der zugleich die übrigen, jetzt in der Stadt zerstreut wohnenden Beamten ihre Amtswohnung erhalten sollen. Zahlreiche Arbeiter setzen die noch feuchten Lehmziegel übereinander, andere schleppen Baumstämme herbei, die wieder von andern zu Balken behauen werden. Vor uns her klingelt eben der Correio über die Praça, der schwarze Postbote, welcher jeden fünften Tag die in Loánda angekommenen Briefschaften für das Inland von der nächsten, mittewegs liegenden Station in einem mit Schellen behangenen Felleisen abholt. Hier werden die für M-pūngu an dóngo bestimmten Briefe herausgenommen, die nach Malāndsche adressirten aber sofort einem andern schon bereit stehenden Correio zur Weiterbeförderung übergeben. Die Schnelligkeit und Ausdauer dieser Boten ist erstaunlich; den Weg nach einem in gerader Linie 8 deutsche Meilen entfernten Orte legen sie gewöhnlich in zehn Stunden zurück. Der Lauf des Correio ist ein gleichmäßiger Trab von ziemlich schnellem Tempo; unterwegs entledigt er sich seiner Beinkleider und bindet sie bis zur Ankunft an der Station

auf dem Felleisen fest. Natürlich läßt die Postverwaltung im allgemeinen viel zu wünschen übrig. Es soll vorkommen, daß der an der Station zwischen Loánda und M-pŭngu an dóngo fungirende schwarze oder weiße Beamte dem Correio dasselbe Briefpaquet, das er eben gebracht, statt des von der entgegengesetzten Richtung eingetroffenen wieder mitgibt, sodaß die Briefe an den Absendungsort zurückgelangen. Briefe, deren Adressen in anderer als portugiesischer Sprache geschrieben sind, werden selbst von der Hauptstadt aus nicht befördert.

Am Nordende der Praça, unter dem Schatten breitästiger Ficusbäume wird der Lebensmittelmarkt abgehalten. Wir kaufen von den schwarzen Höferinnen einigen Bedarf für unsern Haushalt zu festen, meist billigen Preisen: vorzügliches Rindfleisch das Pfund (0,459 Kilo) für 23 Pfennige (1½ Macŭta), europäische Kartoffeln (batatos inglezes, zum Unterschied von den einheimischen Bataten) das Pfund für 23 Pf., Eier das Stück für 3 bis 5 Pf., ein großes Huhn für 1 Mark 50 Pf., einen Fisch von 1 Meter Länge für 2 Mark. Die Fische werden im Kuánsa gefangen; es finden sich darunter: eine große Welsart, bagoe genannt, ein ebenfalls sehr großer Fisch, den die Portugiesen rebállo nennen, nur handlange Kabŭssu und Dschibuénja; die letztern beiden werden an der Sonne oder am Feuer getrocknet und zu 10 in den Spalt eines Stäbchens geklemmt auf den Markt gebracht. Auch Cigarren werden hier feilgeboten, 25 Stück für nur 16 Pf., sie sind von gutem Taback, aber schlecht gearbeitet; die meisten liefert der Ort Ambacca. Unter den Marktleuten fiel mir ein Eingeborener durch seine Haartracht auf; er hatte das Kopfhaar in eine hohe steife Wulst zusammengedreht, die sich wie eine Helmraupe vom Nacken bis zur Stirne hinzog. Neben ihm stand ein Sónjoneger mit sehr langen losen Haaren. Mehrere Weiber, besonders die jüngern, hatten auf den weit vorstehenden Backenknochen vier quadratisch gestellte tiefschwarze Pünktchen von der Größe eines Stecknadelkopfs — „para ficar bonito“ (zur Verschönerung)! Nachdem wir noch für ein paar Pfennige eine Menge Orangen gekauft, von

denen einige in unsere Jagdtasche gesteckt wurden, übergaben wir die übrigen nebst den sonstigen Einkäufen einem schwarzen Diener zum Nachhausetragen und setzten dann unsern Weg fort.

Von der Praça, ihrem höchsten Punkt, windet sich die Straße zunächst durch einen sehr engen Felsenpaß, über scharfkantige Geschiebe abwärts zu dem Stadttheil Catéte, wahrscheinlich so benannt nach dem gleichnamigen reichen Quartier an der Botafogobucht in Rio de Janeiro. In der That sieht es hier etwas behäbiger aus als in der Südhälfte der Stadt. Die meisten Häuser, von Kaufleuten und Handwerkern bewohnt, sind Sobrados, zweistöckig, einige sogar recht sauber und mit kleinen Vorgärten nach der Straße versehen. In letztern bemerkte ich viel Dschingōmbo (Abelmoschus esculentus, die Bamia oder Uĕška der Araber), eine Pflanze, deren noch unreife fleischige Kapseln ein schmackhaftes Gemüse liefern. Nur die Ostseite der Straße ist mit Häusern besetzt; die Westseite wird theils von größern Gärten eingenommen, theils von Reihen senkrechter Felswände versperrt. Hoch oben auf den Kuppen und Zinnen dieser Felsen haben sich aber Sträucher und Bäume angesiedelt, auch in die Grotten, Spalten und Risse derselben ist die Vegetation gedrungen, und grüne Ranken von Schlinggewächsen hängen fast bis zum Boden hernieder.

Uns entgegen kommt die Straße herauf ein langer Zug von Männern und halberwachsenen Knaben, in wiegendem Trabe einer hinter dem andern gehend und alle mit Elfenbein, Gummi oder Wachs beladen. Ein wohlgekleideter Schwarzer, ein Gewehr mit dem Kolben nach oben über der Schulter tragend, schließt den Zug — der Eigenthümer oder vielleicht der Aufseher der Karavane. Vor dem Hause eines befreundeten Portugiesen, wo schon eine Anzahl Schwarzer versammelt ist, halten sie still, und wir treten ebenfalls näher.

Die Ankömmlinge sind Dschinganeger. Es heißt, ihr Stamm sei vor Zeiten in M-pūngu an dóngo ansässig gewesen und erst durch von der Küste gekommene Stämme, als diese ihrerseits den europäischen Eroberern hatten weichen müssen, aus seinem Sitz

verdrängt worden. Sie sind von tiefschwarzer Hautfarbe und zeigen sowol in der Körperbildung wie in Sitten und Gebräuchen mancherlei Aehnlichkeit mit den südlichen M=balündunegern, und da diese auch erzählen, sie hätten ihre Heimat früher „in den Felsen" gehabt, so ist nicht unwahrscheinlich, daß ein Theil der Dschingas sich von dem Stamm abzweigte, nach Süden zog und dort mit dem kriegerischen M=balündustamme verschmolz. Die, welche wir hier vor uns sehen, haben fast alle den Kopf mit einem in Form einer Jakobinermütze gefalteten, mit schwarzen oder weißen Marabutfedern verzierten Tuche bedeckt, unter dem die Haare in Zöpfen bis auf den Rücken herabfallen, zum Theil unter dem Kinn zusammengebunden sind. Die obern zwei Schneidezähne sind an den sich berührenden Ecken schräg abgestoßen. Die Bekleidung besteht nur aus einem kaum dreifingerbreiten Zeugstreifen, der von einer Hüftschnur vorn zwischen den Beinen herabhängt, und aus Sandalen, einem Stück Fell von der zahmen Ziege oder von der Hohá (portug. cabrito de mato, d. h. Waldziege).

Die Schwarzen, welche schon vorher vor der Loja am Boden hockten, tragen Jacken oder Tücher von europäischen Stoffen. Es sind Bángelaneger aus dem Kassándschelande. Wir bemerken, daß einige von ihnen mit einem Stäbchen gerade und schräge Striche und Kreise in den Sand zeichnen, die von den andern aufmerksam betrachtet werden, und wissen von unserm Aufenthalt unter den Loangonegern her, daß die eingegrabenen Zeichen Zahlen bedeuten. Nun springen alle auf und begeben sich in die Loja hinein. Indem wir ihnen folgen, werden wir Zeugen ihrer lebhaften Geschäftsverhandlungen mit dem weißen Kaufmann. Die Bángelas haben ein Zahlzeichen für je eine Einheit von Zehn und sind als gute Rechner bekannt; aus dem Kopfe rechneten die Leute nicht nur den Betrag aller der verschiedenen Waaren aus, welche sie von dem Kaufmann einhandelten, sondern auch wieviel davon auf den einzelnen Mann komme. Ueberhaupt stehen sie als Händler in gutem Ruf; mancher Weiße gibt ihnen jahrelangen

Credit, bis sie die von ihm entnommenen Waaren auf ihren Handelszügen tief im Innern abgesetzt haben und dafür werthvolle Producte von dort zurückbringen.

Der portugiesische Kaufmann erzählt uns noch viel Interessantes von den Lebensgewohnheiten der Bángelas. Während der Mann auf Reisen ist, pflegt die Frau mit andern Männern Umgang, und kehrt dann der Gatte heim, so läßt er sich die Betreffenden nennen und durch den Dschäga die opända, die gesetzliche Buße, von ihnen einfordern. Infolge dessen, daß die Männer auf den mitunter viele Monate währenden Geschäftsreisen ihre Frauen nicht mitnehmen, ist auch das Laster der Knabenliebe bei ihnen stark verbreitet.

Ein vorbeiflatternder Falter lockt uns vor das Haus. Hastig jagen wir dem schönen seltenen Thiere nach, dessen aus den Hinterflügeln herausstehenden Schwänze an Länge die des javanischen Leptocireus Curius noch weit übertreffen; aber der Flüchtling segelt in unerreichbarer Höhe vor uns her, bis er hinter einem Gebüsch verborgen sich unserer Verfolgung entzieht. Dabei sind wir in einen der gegenüberliegenden Gärten gerathen und werden hier für die erfolglose Jagd einigermaßen entschädigt durch den Anblick mehrerer Kaffeekronenbäumchen und eines mit Früchten und röthlichweißen Blüten übersäten Chinabaums (Cinchona officinalis) von über 4 Meter Höhe. Der Baum wurde auf Befehl der Regierung versuchsweise aus Südamerika hierher verpflanzt, aber obwol er prächtig gedeiht, ist nichts weiter geschehen, um die Acclimatisirung dieses medicinisch so hochwichtigen und gerade für Afrika unentbehrlichsten Gewächses zu befördern.

Plötzlich hören wir unsern Namen rufen, und zwischen der ruthigen Euphorbienhecke, die den Garten einfriedigt, wieder auf die Straße tretend, sehen wir unsern Freund und Nachbar Leite auf uns zukommen. Derselbe besitzt in M-püngu an dóngo ein Renommée als kundiger Heilkünstler und wird häufig bei schweren Erkrankungen um Rath angegangen. Wir hatten ihm schon mehrmals mit Medicamenten aus der Reiseapotheke der Expedition

ausgeholfen, auch sonst in seiner Praxis Beistand geleistet. Daher ersucht er uns jetzt, ihn zu einer Kranken, der Mutter des schwarzen Negocianten Figuereido, zu begleiten. Wir erklären uns bereit und wandern mit ihm zur obern Stadt zurück. Jenseit der Praça treten wir in ein stattliches Haus. Man führt uns in ein Zimmer, in dem die hochbejahrte Patientin auf einer Matte am Boden liegt, umgeben von etwa 20 jungen Schwarzen und Mulattinnen, welche der afrikanischen Sitte gemäß in entsetzlichen Jammerlauten ihrem Mitleid mit der Kranken Ausdruck geben. Leite ordnet an, daß vor allen Dingen der lärmende Chorus das Zimmer verlasse und die Frau zu Bett gebracht werde. Auf sein Befragen, was ihr fehle, klagt sie über heftige Schmerzen an der ganzen rechten Seite des Körpers, besonders in Arm und Bein, die auch etwas geschwollen sind, ferner über Ohrensausen, auch über Appetit- und Schlaflosigkeit. Der Zustand währte schon beinah eine Woche, und verschiedene aus rothen, schwarzen und gelben Tupfen gebildete Figuren auf der Haut der leidenden Körpertheile verrathen, daß ein N-ganga seine Zauberkünste gegen die Krankheit versucht hat. Wiederholt gebietet Leite möglichste Ruhe und Enthaltung von allen Haus- oder Zaubermitteln; dann verordnet er eine Abkochung von Kräutern, die bei ihm zu holen seien, und nachdem er versprochen, in einigen Tagen wieder hin zu kommen, entfernen wir uns.

Kaum ein paar Schritte vom Hause werden wir von einem andern Neger, Senhor João Martines, angehalten, der Leite aufsuchte, um ihn an das Krankenlager seiner schwer daniederliegenden Mutter mitzunehmen. Die portugiesische Regierung hält es nicht für ihre Pflicht, dafür zu sorgen, daß geprüfte Aerzte sich an den verschiedenen Orten der Colonie niederlassen; es sind vielmehr, mit wenigen Ausnahmen, unwissende Pfuscher, welche die ärztliche Praxis betreiben. Ungefähr nach folgender Schablone werden die vorkommenden Krankheiten von ihnen behandelt:

Gegen Kopfweh, bei den Negern sehr vorherrschend, wird Schröpfen im Nacken angewendet. Lungenentzündung, unter

welcher Rubrik übrigens alle mit Athmungsbeschwerden oder Brustschmerzen verbundene Krankheiten figuriren, besonders in der kalten Zeit sehr häufig und gefährlich, will man durch Senfpflaster, durch noch schärfere Caustica und durch Ansetzen von 20 bis 40 zolllangen Blutegeln bekämpfen. Bei Rheuma, von Fiebererscheinungen begleitet, in der Sprache der Eingeborenen Katólo-tólo, wird mit Jodkalium in täglich vergrößerten Dosen operirt. Halsübel, welche meist mit starken Eiterungen und krebsartigen Symptomen auftreten, sollen der Anwendung von Blutegeln und spanischen Fliegen weichen. Fieber sind nicht selten, doch von leichterm Charakter als an der Küste; man gibt den Kranken ohne Unterschied erst Purganzen und dann Chinin, oder in Ermangelung des letztern eine Abkochung aus der Wurzel des Molūlu, des Vernoniastrauchs. Die fast nur unter den Eingeborenen auftretende Krankheit Makūlu, wahrscheinlich veraltete und durch Unreinlichkeit verschlimmerte Diarrhöe, soll von Eingeweidewürmern herrühren, die man durch Einreibungen der Haut mit einer aus Rum und Schießpulver bereiteten Salbe und durch innerlichen Gebrauch eines Decocts aus den Blättern von herva de Sta. Maria (Chinopodium ambrosioides) zu tödten oder abzutreiben sucht.

Begreiflicherweise tragen diese Pseudojünger des Aeskulap nichts dazu bei, die verhältnißmäßig große Sterblichkeit in M-pūngu an dóngo auf ein geringeres Maß zu beschränken.

João Martines wohnt in dem am Fuße der Felsenstadt gelegenen Dorfe Luschīla. Um dorthin zu gelangen, müssen wir nach Catéte zurück; von da schlagen wir die Straße, die nach Malāndsche führt, ein und verfolgen sie bis zu einem einzeln aufragenden Felsen; hier senkt sich westwärts ablenkend ein Pfad steil zur Ebene hinunter. Unten geht es noch eine halbe Stunde durch niedergebranntes Savanengras, und Luschīla ist erreicht. Zwischen den Lehmhütten (Kubātas) des Dorfs dehnen sich Manioc-, Mais- und Taback(Makánja)-Pflanzungen aus, von Tephrosiasträuchern umhegt. An den Aesten verschiedener Bäume sind dichtgeflochtene

glockenförmige Körbe oder große Thonkrüge befestigt, die zur Aufbewahrung von Mais, Bohnen und andern Früchten dienen; andere, mehr langgestreckt und mit einer Oeffnung im Boden versehen, erkennen wir als Bienenkörbe. Vor den Hütten stampfen die Weiber in transportabeln oder feststehenden hölzernen Mörsern Maiskörner zu Mehl; die Männer und Knaben sind zum Fischfang ausgezogen. Ehe wir an Martines' Kubāta ankommen, ruft uns schon eine der Frauen zu: „Já morrêu" (sie ist gestorben)! Die Kranke, der wir Hülfe bringen sollen, ist todt. Dennoch nöthigt uns Martines, mit in das Haus einzutreten. In einem Raume, dessen Luken dicht verhangen sind, sehen wir, nachdem sich unsere Augen an die Dunkelheit gewöhnt, den Leichnam auf Matten am Boden liegen, davor eine Lache von Schleim, Blut und Eiter. Der entsetzliche Geruch, welcher das Gemach erfüllt, treibt uns indeß bald wieder heraus, und wir sind auch natürlich nicht im Stande, von den gerösteten Bananen und von der Garāpa (ein Bier aus Sorghum und Eleusinekorn), die man uns vorsetzt, etwas zu genießen, sondern wenden dem Ort baldigst wieder den Rücken. Am Beginn des zur Stadt hinaufführenden Pfades verabschiedet sich Leite und kehrt nach Hause zurück; wir aber schlendern noch mit Manuel außen um den Felsenwall herum.

Auf diesem Gange sehen wir Akazien mit fast fingerlangen weißen Stacheln an den Zweigen, wilde Feigenbäume, bei denen Büschel großer hochrother Früchte unmittelbar aus dem dicken Stamm herauswachsen, und an steilen Abstürzen in für uns unerreichbarer Höhe jenes seltene Farrnkraut, welchem Schweinfurth den bezeichnenden Beinamen Elefantenohr (Platycerium Elephantotis) gegeben hat. Ferner erregt die oft merkwürdig regelmäßige Bruchfläche des Gesteins unsere Aufmerksamkeit; zwischen 12 bis 13 Meter mächtigen Conglomeratschichten schiebt sich immer abwechselnd eine dünnere Sandsteinschicht ein. Etwa 20 Schritte von uns schleicht eine Schar langschwänziger grauer Affen um eine Felsecke; einer aber bleibt als Wacht- und Beobachtungs-

posten stehen und weist uns höhnisch grinsend die Zähne, als wir ihm mit unserm Schmetterlingnetz drohen.

Die lange Wanderung hat unsern Appetit geschärft. Auf einem schattigen Plätzchen lassen wir uns nieder und schwelgen in den mitgenommenen Eßvorräthen; das Dessert bilden die köstlichen Orangen vom Praçamarkt. Währenddem läßt sich von Zeit zu Zeit ein scharfes Quietschen und schnalzendes Gegrunze hören; es rührt von den Klippschliefern (portug. lebre, bei den Eingeborenen N-sēle) her, die in Menge zwischen den Felsschluchten hausen. Manuel, durch das mitgenossene Mahl besonders gesprächig gemacht, nimmt davon Anlaß, seine fabelhaften Thiergeschichten zu erzählen: von der Antilope mit vieläſtigem Gehörn, von dem pferdeartigen Einhorn, dessen Beschreibung auf das Gnu zu passen scheint, von dem Wolf mit Leopardenfell, der im hohen Savanengrase einzeln vorübergehenden Menschen auflauere und sie anfalle, wenn er emporgerichtet ihnen an Größe überlegen ist, sonst aber und wenn mehrere zugleich vorbeikommen, spurlos verschwinde. Von den seltsamen Thieren kommt er auf die seltsamen Menschenarten: er schildert die Zwerge, die Kalebassenbewohner, das Ziegenfußvolk und andere phantastische Species. Natürlich lassen wir ihn nicht merken, daß uns die Geschichten längst bekannt sind, oder daß wir in ihre Wahrheit Zweifel setzen.

Es wird Zeit, an den Heimweg zu denken. Noch einen Blick über die weite Ebene, in der freundliche Dörfer mit ihrer Umgebung von Palmen, Mais-, Manioc- und Bananenpflanzungen wie Oasen in der Wüste das Einerlei der verbrannten Grasfläche unterbrechen, dann steigen wir, einer Heerde starkknochiger, theils kurz-, theils langgehörnter Ochsen ausweichend, langsam wieder zur Stadt hinauf. Von Catéte nehmen wir den Weg an Castel-Branco's Residencia vorbei und fragen bei der Gelegenheit nach etwa dort liegenden Briefen für die Expedition, erhalten aber den Bescheid, für die expedição allemã sei nichts angekommen. Wir biegen nun in die einzige direct nach Osten laufende Querstraße ein. Vor einem kleinen Hause derselben sitzt ein Greis von ehr-

würdigem Aussehen; er grüßt uns mit dem üblichen „Louvado seja Jesus Christo" (Gelobt sei Jesus Christus), das wir mit „Para semper" (In Ewigkeit) erwidern. Es ist der 76jährige schwarze Priester der Stadtkirche, ein Mann, der sich allgemeiner Hochachtung erfreut und zwar etwas beschränkten Geistes, doch mit redlichem Wollen und Streben gegenüber den widrigen Verhältnissen der Colonie unverdrossen seinem geistlichen Amte vorsteht. Wir können der Unterhaltung mit ihm, wobei er verständiges Interesse an unsern Sammlerarbeiten kundgibt, heute nur kurze Zeit widmen. Einige Häuser weiter wird unsere Aufmerksamkeit durch die Beschäftigung einer Negerfrau in Anspruch genommen. Auf einem Klotz vor ihr liegt ein nasses Stück Baobabrinde, das sie mit einem gekerbten Holzschlägel bearbeitet und dazwischen, um die Fasern geschmeidig zu machen und die schleimigweichen Bestandtheile zu entfernen, immer wieder mit Wasser begießt. Durch diese Manipulationen präparirt man aus der Rinde einen ziemlich dichten und elastischen Stoff, der, oft noch mit Oel getränkt, zur Kleidung und zum Verpacken von Feldfrüchten und andern Gegenständen dient.

Die Straße verengt sich immer mehr, wir passiren nur noch ein paar Häuschen zur Rechten und Linken, vor deren einem ein sapateiro, ein Schuster, im Schatten eines Princianabäumchens bei seiner Arbeit sitzt, und betreten dann einen schmalen Pfad, der uns anfangs an einer Euphorbienhecke vorbei, hierauf über Grasboden und weiterhin zwischen Feldern und Gärten fort in die Wildniß der Savane führt. Umgeben von theils niedergebrannten, theils nur verkohlten Grashalmen, stehen hier viele Akazien und verwilderte Guayaveiros, und eine kohlschwarze Witwe mit auffallend langen Schwanzfedern schwebt in elegantem Fluge dahin: Typen, die in den nördlichern Savanen nur sehr vereinzelt oder gar nicht zu sehen sind.

Ohne Uebergang endet die Savane, und es beginnt ein felsiges Terrain, das einem gleichmäßigen Graswuchs keine Nahrung zu bieten vermag. Dagegen findet sich hier eine Vegetation, die

mehr Interesse für uns hat als Gräser und Halme. Noch am Rande der Grasnarbe entdecken wir einen heimischen Bekannten, den großblätterigen Wegebreit, mit dessen schlanken Fruchtkerzen wir zu Hause unsern Canarienvogel erfreuten. Im Weitergehen stoßen wir auf dichte Büsche eines Lykopodium (rupestre) und einer dem Sedum rubens zum Verwechseln ähnlichen Portulacee; um das mit bunten Flechten überzogene Gestein rankt eine blattlose weißlich-blühende Asklepiadee ihre fleischigen Zweige; hier stehen cactus-ähnliche Euphorbien, auf deren Rinde Graphis, Glyphis und Verrucarien wuchern, dort grasgrüne Aloërosetten und unfern davon eine Begonie mit dunkelrothem Stengel und Blumen vom zartesten Rosa — sämmtlich saftstrotzende, dickblätterige Pflanzen, wie sie uns unter der phytogeographischen Bezeichnung der Succulenten etwa von der steinigen Karoo her bekannt sind. In den Höhlungen und Spalten lose aufliegender Steine wächst zwischen zusammengewehtem Laub eins der zierlichsten und schönsten Farrn ganz Afrikas, die feingegliederte, an der untern Seite ihrer Wedel mit goldgelbem Staub bestreute Gymnogramme.

Auch nicht unbelebt ist hier die Landschaft. Wir erblicken auf einem kahlen Felsenplateau eine Menge Weiber, meist drei zusammengruppirt, von denen zwei mit leichtgebogenen Knütteln Haufen von Sorghumbüscheln ausdreschen, während die dritte, am Boden sitzend, die herausfallenden Körner sofort mittels eines rundlichen Steines zerquetscht. Andere breiten Maniocmehl, Tapiocca und Maniocstärke auf den Steinplatten zum Trocknen aus. — Sorghum (Massambála) bildet das wichtigste Nahrungsmittel der Eingeborenen; der Anbau dieser Getreideart ist außerordentlich lohnend, denn er gibt oft über zweihundertfältigen Ertrag, an einem fünfjährigen Halm zählten wir mehr als 3000 der rothbraunen mehlreichen Körner. Das Sorghummehl wird wie das des Manioc (Indinga) und des Mais (Mässa, Kindélle) mit Wasser zu einem Brei (Fündschi) angerührt, dem man gewöhnlich etwas Palmöl als Fettstoff zusetzt. Die Batate (Indingo jambõnso) spielt hier eine weniger wichtige Rolle.

An das Ufer eines kleinen Baches, des N=gansämbe, gelangt, stehen wir am Rande der Felsenkuppe, welche von da senkrecht in ein bewaldetes, rings von schroffen Wänden eingeschlossenes Thal hinabfällt. Die Sonne scheint noch heiß genug vom heute ausnahmsweise wolken= und nebelfreien Himmel, wir sehnen uns nach Schatten und Kühle und beschließen, dem Bach, der über einen dichtbewachsenen Bergabhang zu unserer Kuppe und sodann in einer tiefen Schlucht zum Thal herniedertanzt, aufwärts durch das Dickicht zu folgen. Manuel bleibt mit unserer Erlaubniß unten auf dem Plateau zurück, während wir allein den Aufstieg beginnen. Schritt vor Schritt müssen wir mit unserm Jagdmesser uns durch das Netz engverschlungener Zweige und Ranken den Durchpaß eröffnen und bald kriechend, bald aufrechtgehend vorwärtsdringen; doch kühlen uns dabei sprühende Wasseratome die schweißtriefende Stirn. Noch haben wir die steile Lehne nicht zur Hälfte erklommen, da rutscht das Geröll unter unsern Füßen, vergebens suchen wir uns an den zerschnittenen Lianen festzuklammern, wir gleiten unaufhaltsam fast bis zum Fuß des Berges wieder hinab. Allein die Hindernisse reizen um so mehr unser Verlangen; um sicherer über die losen, naßglatten Steinchen wegschreiten zu können, ziehen wir die Schuhe aus und befestigen sie hinten am Gürtel; dann geht es mit neuem Muthe nach oben. Es ist ein Stückchen Urwald auf dem Gipfel der Höhe, dem wir zustreben, und diesmal gelangen wir glücklich ans Ziel.

Wir befinden uns auf einem reich mit Humus bedeckten Felsrücken. In üppiger Fülle wuchern hier niedrige Bananen (Musa ventricosa Welw.) und Cyathea=Baumfarrn (angolensis Welw.) von 2 Meter Höhe, die einen ihre glänzendgrünen Blätter zwischen die feingespaltenen Wedel der andern schiebend; unter ihnen plätschert der Waldbach, umsäumt von schwellendem, mit gelben Utricularienblümchen gesticktem Moos, von den zarten Wedeln des Venushaars, des Saumfarrn und der langgestreckten Hirschzunge, und hoch über ihnen wölben Napoleonen und Humboldtien ihre laubreichen Kronen, denen der Urwald jenes ge-

brochene Dämmerlicht, jenes eigenthümliche geheimnißvolle Halbdunkel verdankt. Rosige Jasminblumen, schneeweiße Landolphiadolden und die phantastisch geformten Blüten der Monodora streuen würzige Düfte aus. Steife Orchideen, prächtige Gloriosen und Aristolochien verflechten ihre hellen, goldgelben, violetten und braunen Blumen in frischgrüne Laubgehänge.

Um etwas auszuruhen, setzen wir uns auf einen Cyatheastamm, der sich wie ein Steg quer über den Bach lehnt. Jetzt dringt durch eine Lücke im beweglichen Blätterdom über unserm Haupte ein warmer goldener Sonnenstrahl. Er fällt auf einen dürren Ast in unmittelbarer Nähe, und siehe da, der Ast gewinnt Leben, und es entwickelt sich eine in allen Farben, vom Silberglanz bis zu dunkler Bronze schillernde Rhinocerosviper, eine der giftigsten Schlangen Afrikas. Zum Glück ist sie ebenso scheu wie gefährlich; eine abwehrende Bewegung unsers Armes jagt sie in die Flucht, und im Nu ist das unheimliche Reptil zwischen den Felsstücken verschwunden. Wieder aufblickend, werden wir durch ein harmloseres Bild erfreut: zwei Bläulinge mit seidenen Flügelschwänzchen gaukeln im Lichte, ein von der Savane verflogener Citronenvogel gesellt sich zu dem neckischen Spiel, bis alle drei, durch einen heranschwebenden Nachtfalter erschreckt, eiligst davonflattern. Auch an dem Baumstamm, auf dem wir sitzen, regt es sich: eine Eidechse, stahlblau mit rothem Köpfchen, schlüpft über dessen sammtweiche Rinde. Neben uns am Boden hebt sich ein Blatt, und zwei gelbe Ameisen mit halbdurchsichtigem Körper und kurzen Spinnenbeinen kriechen darunter hervor. Doch ein plötzliches Geräusch lenkt unsern Blick nach der andern Seite; wir sehen einen Klippschliefer, diese merkwürdige Composition von Hase, Dachs und Murmelthier, zwischen den Felsen hervorbrechen und, verfolgt von seinem Genossen, mit einem Sprunge über den Bach setzen. Kurz darauf kommt ein grauer langgeschwänzter Galagoaffe aus dem Gebüsch; als er uns bemerkt und wir ihm fest in sein pfiffiges Fuchsgesicht schauen,

stutzt er, macht uns ein Männchen, das wie eine spöttische Verbeugung aussieht, und springt flugs ins Dickicht zurück.

Die Trennung von der stillen und doch ein reiches Naturleben bergenden Waldeinsamkeit wird uns schwer. Aber der Abend naht, wir dürfen nicht länger verweilen. Unter gleichen Schwierigkeiten wie beim Hinaufklimmen klettern und rutschen wir den Abhang hinab. Unten finden wir Manuel fest eingeschlafen. Wir wecken ihn und gehen nun eiligen Schrittes auf demselben Wege, den wir gekommen, wieder der Stadt zu. In der Savane bietet uns ein Neger, der die Samenfäden von den dort zerstreut stehenden Baumwollstauden einsammelt, den Abendgruß. Das Militärsignal auf der Praça verkündet die sechste Stunde. Im Vorbeigehen fangen wir noch einige Schwärmer, welche die weißen und rothen Blüten der Mirabilissträucher und die schon halb geschlossenen Trichter zweier Daturaarten (Stramonium und fastuosa) umsummen, und steigen endlich, während die Brüllfrösche ihr abendliches Gequäk anstimmen, die holprige Treppe unsers Sobrado hinauf.

VII.

Eine Geschäftsreise.

„Paciencia!“

Die Kassändsche-Expedition war für ihre Geldbedürfnisse bei dem holländischen Handelshause in Loánda accreditirt. Sie brauchte jetzt eine Auffrischung ihrer Reisekasse, und da wir der angolensischen Post die Beförderung der Summe nicht anvertrauen mochten, so übernahm ich es, das Geld selbst in Loánda abzuholen und gleichzeitig einige nothwendige Einkäufe für die Expedition zu machen. Bei der Gelegenheit wollte ich denn auch, da ich fortwährend kränkelte, einen physico der Hauptstadt über meinen Zustand consultiren, so wenig Vertrauen in die Kunst der dortigen Aerzte meine frühern Erfahrungen mir auch eingeflößt hatten.

Am 17. April nahm ich Abschied von unserm Nachbar und uneigennützigen Freunde Leite. Ich sagte, in einigen Wochen hoffte ich ihn und das schlecht lithographirte und colorirte Bildniß eines rothblonden, langbärtigen preußischen Landwehrmanns, das in der Thür seiner Loja hing, wiederzusehen; er aber schüttelte ungläubig den Kopf und rief mir noch, als ich schon in der Tipoja saß, nach: „Paciencia, paciencia! Somos na Africa!“ „Geduld, Geduld! Wir sind in Afrika!“ klang es mir im Ohr, während die Träger mich durch die Stadt und die steinige Felsenstraße hinuntertrugen.

Es war morgens kurz nach 7 Uhr. In der Nacht hatte ein starkes Gewitter die Landschaft erfrischt, und jetzt strahlte die

Sonne vom wolkenfreien Himmel mild auf die mit Regentropfen behangenen Büsche und Gräser. Ein kühles Lüftchen wehte mir ums Antlitz; ich schwelgte in dem Gedanken, den beengenden Steinwänden für einige Zeit entronnen zu sein. Kleine Vignablüten, umkränzt von dreitheiligen, an der dunkelgrünen Oberseite mit Silberadern durchzogenen Blättchen, schienen mich von ihren fadendünnen Ranken herab anzulächeln; dann erfreute sich mein Auge an den vom Weiß ins Gelb, Roth, Lila und Violett hinüberspielenden Blüten einer hohen Lantana, an der Farbenpracht einer auch im Wuchs unserm Fingerhut ähnlichen Sesamart, an hier massenhaft auftretenden, mit Blüten überschütteten Abutilon und an den blauen und rothen Compositen, die zwischen den Grashalmen der Savane wie Korn- und Radeblumen zwischen den Aehren eines nordischen Getreidefeldes hervorleuchten. Der für die Gegend charakteristische Baum ist, wie schon erwähnt, die weißdornige Akazie mit lehmgelber, in dünnen schmalen Streifen abblätternder Rinde.

Schon am Fuße der Felsenstadt war eine sumpfige Strecke zu passiren gewesen; etwa 1½ Stunden später führte der Weg wol tausend Schritte weit zwischen hohen Graswällen hin, die ganz unter Wasser standen, sodaß meine Träger immer knietief in den aufgeweichten Boden einsanken und dabei die Tragstangen, damit das Wasser nicht in die Tipoja dringen konnte, auf ihren Köpfen festhalten mußten. Nach Ueberwindung dieser besonders schwierigen Stelle ging es dann wieder leichter und schneller vorwärts. Jetzt vernahm ich einen melancholischen, summenden Gesang. Ich ließ halten und sah, daß uns ein Trupp Eingeborener entgegenkam, die einen getödteten Leoparden (portug. tigre, von den Angolanegern Dschingō, von den M-fióte N-gŏ genannt) wie ein Kalb mit zusammengeschnürten Beinen an einer Stange trugen. Das reißende Thier decimirte lange Zeit die in der Umgegend weidenden Viehheerden, und die Regierung hatte deshalb eine Prämie von 5 Milreïs fortes (22½ Mark) auf seine Tödtung ausgesetzt. Heute früh endlich war es einem glücklichen

Schützen gelungen, den Räuber durch eine wohlgezielte Kugel niederzustrecken. Früher, wie noch heute bei manchen Negerstämmen, z. B. den M-balúndu, spielte der Leopard eine Rolle in den religiösen Vorstellungen der Eingeborenen, und der Gebrauch des Leopardenfells als Decke oder zur Bekleidung des Schildes war ein ausschließliches Vorrecht der Häuptlinge. Im Concelho von M-púngu an dóngo ist der Leopard nicht selten, doch wird ein schönes und wenig verletztes Fell immerhin mit 30 bis 45 Mark bezahlt. Die Bestie soll hier mittels Selbstschusses getödtet werden, indem man ihre Lagerstatt ausspürt und ein geladenes Gewehr dorthin legt, vor dessen Mündung ein mit einer Schnur an den Hahn gebundenes Stück Fleisch befestigt ist.

Gegen Mittag erreichten wir die Patrouille Kapánda, wo eine Stunde Rast gemacht wurde und meine Leute ihr Mahl verzehrten. Man zeigte mir das Kalb, bei dessen Zerfleischen der Leopard überrascht und erlegt worden war. Der Boden um die Station muß früher angebaut gewesen sein, denn zwischen wuchernden Aboboras und Colombros (Lagenaria vulgaris) mit großen, rauhen Blättern und weißlichen Blüten bemerkte ich noch einzelne Sprossen der Maniocpflanze.

Hinter Kapánda hatten meine Tipojaträger etwas bequemern Weg, denn der Caminho real, die Heerstraße, war vor kurzem ausgebessert worden. Die Bewohner der Dörfer, durch deren Gebiet die Straße führt, sind zu ihrer Instandhaltung verpflichtet und die betreffenden Sobas dafür verantwortlich; Nachlässigkeit in der Erfüllung dieser Pflicht soll durch Militärexecutionen gestraft werden. Doch ist von regelmäßiger Ausführung der nothwendigen Arbeiten auch hier keine Rede; nur wenn ein höherer Beamter oder der Chef selbst erwartet wird, sorgen seine Subalternen dafür, daß der Weg wenigstens von dem seit dem letzten Ausroden wieder gewachsenen Grase gesäubert werde. Uebrigens benutzen den Caminho real fast ausschließlich Truppenabtheilungen bei ihren Märschen; von Handelszügen werden die schmalen Pfade aufgesucht, die abseits davon durch die Dörfer führen. Daher

sind auch die Eingeborenen daran gewöhnt, stets im Gänsemarsch einer hinter dem andern zu gehen.

Alle Bäche bis $1\frac{1}{2}$ Stunden westlich von Kapánda fließen nach Süden, dem Kuánsa zu; dann folgt ein Wasserlauf, der, jetzt etwa 20 Schritte breit, mit starkem Gefälle nach Norden strömt und gleich den weiter westlichen unmittelbar oder indirect in den Makōsa fließt, welcher jedoch unterhalb Dóndos sich mit dem Kuánsa vereinigt. Am Ufer jenes Wasserlaufs erkannte ich im Vorübereilen einen Welwitsch'schen Morus (excelsis). In den zahlreichen Lachen am Wege war das Wasser theils milchtrübe, meist aber von jener kupferrothen Rostfarbe, welche auf starken Eisengehalt des Bodens deutet. Nahe an ihren Rändern flatterten oder saßen oft 30 bis 40 kleine gelbe Falter auf einem Fleck beisammen.

Die ganze Landschaft nimmt im Westen von Kapánda einen andern Charakter an. Das Terrain wird hügelig und gestattet keine weiten Ausblicke mehr. An Stelle der Akazien bestimmen blütenlose Bixaceenbüsche die vegetative Physiognomie; auch rothe und blaue Disteln sowie andere schönfarbige Compositen zeigen sich immer häufiger. Ich streifte, aus der Tipoja langend, eine intensiv dunkelblaue Sesamblüte ab und legte sie zwischen die Blätter meines Taschenbuchs. Dabei mußte ich schmerzlich an die Entbehrung meines botanischen Handwerkszeugs denken, das ja mit dem größten Theil meines übrigen Gepäcks in Banāna am Congo zurückgeblieben und noch immer nicht angelangt war. Was hätte ich, mit ihm ausgerüstet, in diesen Landstrichen, die ich wochen-, ja monatelang durchwanderte, nicht an Schätzen für die Wissenschaft sammeln können; statt dessen mußte ich die kostbare Zeit und Gelegenheit fast ganz ungenutzt für meinen Hauptzweck verstreichen lassen!

Seit Mittag hatte sich die Hitze sehr gesteigert; durch meinen vierwöchentlichen Aufenthalt in dem kühlen Felsenneft derselben ganz entwöhnt, ward ich von einem mit dumpfem Kopfschmerz verbundenen unruhigen Halbschlaf befallen, aus dem ich nur auf-

gestört wurde, wenn ein Correio mit den Schellen an seinem Fell-eisen vorbeiklingelte, oder wenn ich aussteigen mußte, um auf den Schultern eines meiner Schwarzen über einen tiefen Bach oder Sumpf transportirt zu werden. Da, gegen 4 Uhr begann der Himmel sich zu bewölken, ein Gewitter zog herauf, und ich fürchtete, es werde auf mich losbrechen, bevor ich unter Dach gekommen. Aber meine braven sechs Träger, die sich zu zweien halbstündig ablösten, trabten mit verdoppelter Schnelligkeit vorwärts; dank ihren Anstrengungen langten wir um 6 Uhr, eben als die ersten Regentropfen fielen, bei der Patrouille N-ssénga an.

N-ssénga liegt in einem Thale zwischen zwei parallelen Nordwest-Südost verlaufenden Bergzügen. Etwa eine deutsche Meile südlich davon fließt der Kuánsa, von dessen linkem Ufer hohe Berge mit breiten ausgezackten Gipfeln herüberragen; am rechten zieht sich eine niedrige Hügelreihe hin, die jedoch weiter nordwestlich ebenfalls zu ansehnlicher Höhe aufsteigt.

Wir wurden in einem einzigen langen Lehmhause untergebracht; der innere Raum desselben war durch Querwände in vier Abtheilungen geschieden, die nur durch die Thürlöcher einiges Licht erhielten. In der einen logirte ich, in zwei andern herbergten meine Leute, und in der an die meinige anstoßenden kochte mir einer von ihnen eine Suppe von Arrow-root. Das Gewitter war unmittelbar nach meiner Ankunft zum Ausbruch gekommen und tobte zwei Stunden lang mit tropischer Heftigkeit. Endlich gegen 8 Uhr ließ der Regen nach, und ich konnte mich noch in der kühlen Abendluft ergehen. Dann suchte ich meine Schlafstätte auf, ein Geflecht von starken Sorghumhalmen, zwischen niedrigen, in die Erde gerammten Gabelästen ausgespannt. Aus dem Schlafen wurde jedoch leider nicht viel, denn in der Nacht zogen neue Gewitter auf, wieder goß es in Strömen, der Regen sickerte durch die Ritzen des schlechtverwahrten Dachs, und ich lag wie unter einer Traufe.

Früh um 5 Uhr verließ ich mein nasses Lager und trat vor das Haus. An der Thür saß die Frau des Patrouillenaufsehers

mit einem Säugling auf dem Schos, welchem sie Hände voll von steifem Maismehlbrei in den Mund stopfte, unbekümmert um das krampfhafte Zappeln und Strampeln des armen Wurms. Ich trieb meine Leute zum Aufbruch, und bald trugen sie mich fort in den nebeltrüben Morgen, der einen heißen Tag erwarten ließ. Je weiter nach Westen, desto häufiger wurden nun gelbblühende Bixaceenbüsche, große Vignablüten und Abutilon in verschiedenen Arten. Am reichsten waren die Leguminosen und aus ihnen wieder die Familie der Papilionaceen vertreten; auch Caesalpiniaceen schienen nicht selten zu sein. So kam ich an einer dichten Hecke von zierlicher, mimosenblättriger Cassia vorbei, die in den Savanen Loangos nur sporadisch vorkommt, und hier und da kroch eine Verwandte derselben mit gröbern Blättern quer über den Weg. An den Wasserlöchern wucherten feine Halbgräser sowie die Mimosa asperata, die ich schon am Kuīlu angetroffen, wogegen eine durch deren Büsche sich hindurchschlingende Psophokarpus mir neu war. Fast den ganzen Weg über umschwirrten mich große Heuschrecken mit bunten, in allen Farben des Regenbogens schillernden Hinterflügeln.

Um 12½ Uhr zog ich zwischen zwei durch Candelabereuphorbien umhegten Sorghumfeldern in Njánge ein. Unter einem breiten Kadschubaume wurde halt gemacht. Nicht weit davon verbreiterte sich die Straße zu einem großen Platze, auf dem eine aus der Richtung von Dóndo her angekommene Karavane von Libólonegern ihr Lager aufschlug. Die Begegnung einer so zahlreichen Trägercolonne in dieser Jahreszeit war etwas ganz Ungewöhnliches. Als ich gegen einen meiner Leute mein Befremden darüber äußerte, sagte er zu mir in dem gebräuchlichen Portugiesisch: „Na borda de Quanza os negros já são brancos, e as mulheres devem prantar; mais no sul e no mato trabalhão os homems comellas!“ (An den Kuánsa-Ufern sind die Schwarzen schon Weiße — d. h. nicht mehr so fleißig —, und die Frauen müssen die Felder bestellen; im Süden und im Walde — d. h. im Innern — arbeiten die Männer mit). Der Platz

schien regelmäßig von durchziehenden Karavanen zum Lagern benutzt zu werden, denn es stand dort eine Anzahl leerer Hütten. Diese reichten jedoch zur Unterkunft der ganzen Negercolonne, die hier zu nächtigen gedachte, nicht aus. Männer und Knaben machten sich deshalb sofort daran, noch einige provisorische Hütten zu errichten. Man schnitt von in der Nähe wachsenden Urena (lobata) vollbelaubte Schößlinge ab, steckte sie im Kreise dicht nebeneinander in den Boden und verflocht ihre Spitzen zu einer Kuppel, welche noch mit Flechtwerk aus Gerten und langem Savanengras überdeckt wurde. In Zeit von kaum einer halben Stunde war eine solche Hütte, 1,10 Meter hoch und 1,26 Meter im Durchmesser, fertig hingestellt. Vor der niedrigen Oeffnung, die als Eingang diente, glomm bald ein Feuerchen zum Anzünden der immer wieder frisch gestopften Thonpfeifen. An lodernden großen Feuern in der Mitte des Platzes wurde von den Aufsehern das Fündschi für die Mannschaft gekocht.

Ich empfand selbst Appetit und nahm aus meinem Blechkoffer etwas von dem mitgenommenen Speisevorrath. Sobald ich zu essen begann, sammelte sich ein Kreis von Libólos, die mir neugierig zusahen und meine Person, soviel ich aus dem schallenden Gelächter entnahm, zur Zielscheibe ihres Witzes machten. Mir wurde so die beste Gelegenheit geboten, Typen des Libólostammes, der das linke Ufer des Kuánsa bewohnt, in nächster Nähe zu betrachten. Das Haar, in dünne 9 bis 12 Centimeter lange Stränge geflochten, hing bei einigen frei um den Kopf, bei andern war es am Hinterhaupt zu einem Knoten verschlungen, bei noch andern in einer Wulst über der Stirn aufgethürmt. Um den Hals trugen sie Schnüre hellfarbiger, meist blaßrother Missánga (Stickperlen), um die Hüften Felle von Antilopen, von den rothbraunen weißgestreiften (A. scripta) wie den seltnern rehbraunen, und von einer kleinen Wildkatze.

Nach einstündigem Aufenthalt in Njánge setzte ich meine Reise fort. Hochgelegene parkartige Waldpartien wechselten jetzt mit feuchten Thälern, in denen eine andere Pflanzenfamilie auftrat,

die der Solanaceen, und zwar meist in großblätterigen und mit Stacheln versehenen Arten. Seit Mittag war die Hitze immer intensiver, die Luft immer schwüler geworden. Gegen 3 Uhr bezog sich nun ganz plötzlich der Himmel mit schwarzem Gewölk, und unmittelbar darauf prasselte auch schon der Regen in dicken Tropfen hernieder. Wir hatten erst eine von den drei Hügelketten zwischen Njánge und dem großen Bergrücken, der vor dem Thal von N-dūmbu a pépe lagert, überschritten, waren also noch weit von dem heutigen Ziele entfernt. Unverdrossen trabten indeß meine Träger mit mir weiter. Zu der Nässe von oben kam jetzt noch die Nässe von unten, denn von der Grenze des Concelhos de Cambámbe (Dóndo) an hörte die breite Heerstraße auf, und der Weg führte wieder durch hohes Gras, dessen triefende Halme zu beiden Seiten des engen Pfades die Tipoja streiften. So ging es bis an den Fuß des Gebirgszugs, dann hinauf zum Kamme und den westlichen Abhang hinunter. Oben waren uns Soldaten begegnet, die durchnäßte Bettmatratzen und verschiedenes Hausgeräth trugen; sie erzählten mir, Major Marques sei mit einem Theil seines Jägerbataillons von Dóndo nach M-pūngu an dóngo versetzt worden und bereits dorthin unterwegs.

Immer noch von Gewitter begleitet, langte ich in dem Dorfe N-dūmbu a pépe an. Dom Francisco war leider nicht daheim, doch empfing mich sein „erster Minister", derselbe, der uns im März eine Probe seiner Tanzkunst zum besten gegeben hatte, mit gleicher Liebenswürdigkeit. Zum Nachtmahl schickte er mir die ganze Keule von einem frischgeschlachteten Ochsen. Ich aß ein wenig davon und überließ das übrige meinen Leuten, statt es, wie sie erwartet hatten, für mich mitzunehmen. Ihre Dankbarkeit für diese Extrabelohnung ihrer Leistungen war ebenso lebhaft als aufrichtig, wie ich überhaupt in Bezug auf das Erkenntlichkeitsgefühl der Neger stets nur die besten Erfahrungen gemacht habe.

Die Nacht verlief mir schlaflos unter beständigem nutzlosen Ankämpfen gegen die peinigenden Mosquiten, die selbst durch den Qualm eines Feuers aus nassem Holze nicht zu vertreiben waren.

Als ich am andern Morgen früh durch die noch ganz nasse Savane getragen wurde, spürte ich, daß ich mir eine tüchtige Erkältung zugezogen; ich fieberte und empfand die rheumatischen Schmerzen in den Brustmuskeln, woran ich schon seit längerer Zeit litt, in verstärktem Maße. Meine Widerstandskraft gegen die Einwirkungen des afrikanischen Klimas hatte eben infolge der Fieber und Dysenterien, die mich seit der Fahrt von Banāna nach Loánda eigentlich nie mehr verließen, bereits sehr merkbar abgenommen. Wir setzten über zwei dem Makōsa zufließende Bäche und kamen dann eine Stunde westlich von N-dūmbu a pépe wieder in die Berge; war hier auch das Erdreich trockener, so nöthigten doch oft genug von den Wänden herabrauschende Sturzbäche zum Aussteigen aus der Tipoja. Nachdem noch ein Flüßchen, das dem Kuánsa zuströmt, durchwatet war, rasteten wir um Mittag in Kibuakāta, von wo nach einstündigem Aufenthalt, obgleich schon wieder ein Gewitter am Himmel stand, im Eilmarsch weiter getrabt wurde. Glücklich erreichten wir diesmal, bevor die schweren Regenwolken ihre Schleusen geöffnet hatten, das Nachtquartier, den Militärposten Kamūngu, die letzte Station vor Dóndo. Auf der Strecke dorthin arbeitete die Einwohnerschaft ganzer Dörfer an Ausbesserung des Heerwegs, um noch rasch das Versäumte nachzuholen und der drohenden Strafe zu entgehen — freilich wol zu spät!

In Kamūngu selbst sah es bunt aus. Major Marques befand sich mit seiner Truppe bereits hier, und die Soldaten campirten theils im Freien unter Mangopflaumen- und Orangenbäumen, theils in schnell errichteten Grashütten. Ich wurde gleich bei der Ankunft Zeuge einer merkwürdigen Scene. Es waren 40 Mann Rekruten aus den umliegenden Dörfern ausgehoben und auf der Stelle von einem Priester, einem Mulatten, getauft und zu Christen gemacht worden. Zur Feier dieses freudigen Ereignisses tanzte jetzt der Priester betrunken im Kreise seiner Täuflinge umher, und wer weiß, wie sich sein Jubel noch weiter geäußert haben würde, hätte nicht der losbrechende Regen dem

Tauffest ein vorzeitiges Ende gemacht. Marques fluchte über den schlechten grundlosen Weg; man habe durch weite Strecken fußtief im Sumpfe waten müssen, und infolge dessen seien viele von den Soldaten am Fieber erkrankt. Da alle Räume des Hauses durch die Offiziere in Beschlag genommen und überfüllt waren, zog ich vor, draußen an der frischen Luft zu bleiben. Ich band meine Tipoja zwischen zwei Bäumen fest, hing meine wollene Decke über die Tragstange, um mich gegen den aus dem Laubdach tröpfelnden Regen zu schützen, und schlief, so gut es gehen wollte, bis zum frühen Morgen.

Als ich mich von Marques verabschiedete, gab er mir noch ein paar Leute aus dem Dorfe als Reserveträger mit; ohne sie wäre ich mit meinen sechs Trägern allerdings nicht durchgekommen. Die Sümpfe waren mitunter so tief, daß die hoch emporgehobene Tipoja immer noch das schlammige Wasser berührte. Es kostete vier Stunden unausgesetzter Anstrengung von seiten der Leute, bis wir, zuletzt noch drei dem Kuánsa zugehende Bäche passirend, höher gelegenes Terrain erreichten. Oben wurde unter einem Riesenficus das Mittagsmahl verzehrt, wobei ich meinen Leuten durch Vertheilung eines saftigen Stücks Rinderbraten, das mir der Major durch seinen Koch hatte in den Proviantkoffer packen lassen, eine reichlich verdiente Freude machte. Jenseit der Berge erwartete uns wieder ebenso aufgeweichter und versumpfter Weg, nur daß der Boden hier aus fettem rothen Lehm bestand. Auf den Feldern vor der Stadt bildete das Wasser einen förmlichen See, aus dem die hohen Halme des schon in Frucht stehenden Sorghum nur mit den Spitzen herausragten.

Nachmittag $2^1/_2$ Uhr, am 20. April, langte ich in Dóndo an. Aber wie sah es hier aus! Der Kuánsa, vor vier Wochen etwa 600 Schritte breit, hatte jetzt eine Ausdehnung von wenigstens 1000 Schritt; der Makōsa, damals eine schmale Wasserrinne, war jetzt ein mächtiger Strom. Von den Oelpalmen, in deren Schatten ich meinen Abendspaziergang zu machen pflegte, waren nur die obern Stammenden zu sehen, das Magazin der Dampf-

schifffahrtgesellschaft stand unter Wasser, und die Ueberschwemmung reichte bis tief ins Innere der Stadt. Kapitän Alexanderson hatte mit seiner Familie sein schönes Haus in der Nähe des Stromufers verlassen und dasjenige bezogen, das ich und Dr. Pogge innegehabt. Ich fand ihn am Katólo-tólo, dem rheumatischen Fieber Westafrikas, schwer daniederliegend, mit geschwollenen Gliedern und auf einem Auge erblindet. Auch der oben in der Residencia wohnende Teniente Padrel, der nach Marques' Abgang als Chef fungirte, sah bleich und elend aus. Ganz Dóndo war krank — und ohne Arzt! Der bisherige Arzt der Garnison war nach Bengela versetzt worden, und der zu seinem Nachfolger ernannte weilte noch in Loánda; es hieß, er fürchtete sich vor Dóndo, dem cemiterio Angolas!

Mein Aufenthalt an diesem Krankheitsherde würde, hoffte ich, nur wenige Tage dauern, da der nach Loánda gehende Dampfer demnächst hier einlaufen sollte. Zur Wohnung überließ mir Alexanderson den kühlen Gartensalon seines Grundstücks, in dem die Expedition so gemüthliche Stunden verlebt hatte. An den ersten Abenden vermochte ich noch Spaziergänge in dem trocknen Theile der Stadt zu unternehmen, aber immer fühlbarer machte sich die Einwirkung der verderblichen Atmosphäre auf meinen ohnehin schon geschwächten Körper; die Fieberanfälle mehrten sich, ruhrartige Symptome traten hinzu, meine Füße begannen anzuschwellen, und ich konnte das Zimmer, bald auch das Bett nicht mehr verlassen. Träge schlichen mir die Stunden des Tages dahin, die Speisen, welche mir Frau Alexanderson fürsorglich sandte, berührte ich kaum, auch des Nachts nahte meinem Lager, obwol durch ein dichtes Netz vor den Angriffen der Mosquitos geschützt, kein erquickender Schlaf: ich versank in völlige Apathie. So lag ich zwei lange, lange Wochen. Da, nachmittags am 5. Mai, weckte mich ein schriller Pfiff aus meinem dumpfen Hinbrüten. Wie elektrisirt sprang ich auf; halb kriechend, halb gehend erreichte ich die Thür des Gemachs und ließ mich draußen auf der obersten Stufe der Freitreppe nieder. Ich hatte mich nicht getäuscht —

was ich gehört, war das Signal des ankommenden Dampfers. Aber noch weitere vier Tage mußte ich auf die Erlösung harren, so lange Zeit nahm wegen des hohen Wasserstandes das Löschen und Einladen der Schiffsfracht in Anspruch. Alexanderson ließ mir sagen, daß er ebenfalls den Dampfer benutzen werde, um sich und seine Familie nach der wenigstens etwas gesundern Hauptstadt zu flüchten.

Sonntag, den 9. Mai, wurde ich auf den Schultern eines Schwarzen in das Boot getragen, das mich an Bord des Oliveira brachte. Das Schiff war ein schwimmendes Hospital; jeder Raum war vollgestopft von Kranken, welche dem verpesteten Dóndo entflohen. Von allen Seiten hörte man die bittersten Klagen und Verwünschungen gegen die Regierung, weil sie keinerlei Anstalten getroffen, um durch Wegräumen der vor der Strommündung aufgethürmten Barre ein schnelleres Abfließen des sich stauenden Wassers zu bewirken, und ebenso wenig für Aerzte in der Garnisonstadt Dóndo gesorgt habe. Ich saß theilnahmlos in einem Stuhle auf Deck und verschränkte die Arme über der Brust, noch von heftigen Schmerzen geplagt. Zum Glück ging die Fahrt sehr rasch den reißenden Strom hinab, gegen Abend waren wir schon in Tômbo. Nachts mußte ich aber die dunstige enge Cabine mit einem portugiesischen Offizier theilen, der an einer eiternden Wunde litt und unaufhörlich stöhnend ein Dutzend Heilige um Hülfe anrief. Während der Vormittagsstunden des nächsten Tages nahm der Oliveira Holz ein, dann weiter dampfend, kreuzte er am Abend die Mündung des Flusses. Ich blieb diese ganze Nacht an Deck und athmete in vollen Zügen die lang entbehrte Seeluft ein; von Stunde zu Stunde fühlte ich mich wohler. Luftveränderung ist in jenen Zonen von wunderbar heilsamer Kraft. Dienstag in aller Frühe warfen wir vor Loánda Anker.

Im Hotel Afrika, wo ich wieder einkehrte, sagte mir der Wirth, der jüngere Ferrão, es sei mit dem letzten portugiesischen Postdampfer ein Deutscher angekommen, der, wie er gehört, zur Kassändsche-Expedition reisen wolle. Das konnte kein anderer sein

als Lieutenant Lux, den wir schon lange erwarteten. Sofort eilte ich in die casa hollandeza und erfuhr, daß wirklich unser neuer Genosse hier sei und in dem seit kurzem eröffneten Hotel Pedro Alexandrino wohne. Meine Begegnung mit dem deutschen Landsmann war um so erfreulicher für mich, als ich durch ihn Briefe aus der Heimat erhielt und er mir viel Neues mitzutheilen hatte. Er machte mich mit einem Reisegefährten, einem Portugiesen Namens Loureiro, bekannt. Derselbe war Chef eines kaufmännischen Etablissements in Shanghai und über Portugal nach Angola gekommen, um hier Handelsverbindungen anzuknüpfen. Allein schon die ersten flüchtigen Einblicke in die Verhältnisse der Colonie hatten ihn bewogen, von seinem Vorhaben abzustehen. Ich gehe — so drückte er sich aus — baldmöglichst nach China zurück, lasse mir mein Haupt scheren und trage einen Zopf, ich will lieber Chinese sein als Portugiese!

Der Oliveira sollte schon Mittwoch Abend wieder nach Dóndo abfahren, und ich mußte daher schleunig an die Ausführung meiner Commission und die Besorgung der Einkäufe gehen. Zunächst suchte ich aber den physico auf. Die Diagnose, die er mit wichtigthuender Miene stellte, war nicht eben tröstlich. Hierauf verschrieb er mir mehrere Recepte, welche ich sogleich selbst in die Botica gab mit der Bitte, die Medicamente bis zum Abend in das Hotel zu schicken. Der Nachmittag war von meinen Geschäften in Anspruch genommen. Als ich spät abends nach Hause kam, fragte ich nach den Medicamenten; sie waren noch nicht da. Am andern Morgen begab ich mich wieder zu dem Boticeiro und schärfte ihm aufs dringendste ein, daß er das Bestellte unverzüglich senden solle. Da ich im Laufe des Vormittags die Geldsumme von unserm Bankhause in Empfang zu nehmen hatte, erbot sich Lieutenant Lux, auf dem Bureau der Dampfercompagnie das Fahrbillet für mich zu lösen. Man bedeutete ihn aber, daß nur gegen Vorzeigung eines von der portugiesischen Behörde ausgestellten Passes ein Billet verabfolgt werden dürfe. Ich ging also um 12 Uhr nach dem Polizei-Secretariat und mußte dort fünf Stunden, sage

fünf Stunden warten, bis mir, nachdem ich die nicht unbedeutende Gebühr erlegt, das Paßdocument ausgehändigt wurde. Offenbar ist es dabei lediglich auf eine Contribution der Fremden an die Localbehörde abgesehen, denn nirgends sonst ist mir auf meinen Reisen in Angola ein Paß abverlangt worden. Ins Hotel zurückgekehrt, fand ich abermals die Apothekerwaare nicht vor, und auch um 7 Uhr, als der Oliveira den Quai verließ, um am Nordende der Loánda-Insel den Aufgang des Mondes abzuwarten, harrte ich noch vergebens darauf. Erst um 9 Uhr, nachdem ich Boten über Boten abgeschickt, langte das Päckchen an. Die Rechnung betrug 53 Mark 50 Pf. für ein Quantum Medicamente, das bei uns etwa 6 Mark kostet! Nun eilte ich zum Hafen und hatte eine fast zweistündige Bootfahrt durch die ganze Bai von Loánda zu machen bis an die Stelle, wo der Oliveira ankerte. Eine halbe Stunde nach meiner Ankunft an Bord — Lux hatte sich schon im Hafen eingeschifft — gingen wir in See.

Die frische Seeluft that mir wieder außerordentlich wohl; trotz des ermüdenden Umherlaufens in Loánda fühlte ich mich neugestärkt, bedurfte daher glücklicherweise keiner Medicin. Später habe ich aus Mistrauen gegen die Wissenschaft des loandaner physico mich nicht zum Gebrauch der von ihm verordneten Arzneimittel entschließen können, und als ich sie in Tschinschóscho dem Arzt der Loángo-Expedition Dr. Falkenstein vorlegte, versicherte mich derselbe, ich würde unfehlbar daran zu Grunde gegangen sein. Donnerstag um 11 Uhr passirten wir glücklich die Barre und liefen in den Kuánsa ein. Auf beiden Seiten war der Strom über seine Ufer getreten, meilenweit nach Norden und Süden dehnte sich die Wasserfläche aus. Nur die Kronen der hohen Bäume und die obersten Dachfirsten der Häuser überragten noch die Flut. Welcher Schaden wird durch die Ueberflutung angerichtet! Der Eingeborene zwar hat nicht viel dabei zu verlieren; er beladet seine Frau mit den wenigen Habseligkeiten und flüchtet in die höher gelegenen Landstriche. Haben sich dann die Wasser verlaufen, so baut er ohne Kosten und mit geringer Mühe seine

Lehm-Kubāta wieder auf, und das kleine Feld erfordert wenig Arbeit, um den frühern reichen Ertrag zu bringen. Anders aber bei den europäischen Ansiedlern. Ihre werthvollen Geräthe, Einrichtungen und Maschinen lassen sich nicht so schnell transportiren, ihre steinernen Häuser nicht so leicht ersetzen. Da ist die große Niederlassung Bom Jesus: der aufgeführte Damm hat die immer höher steigenden Wasser nicht mehr aufzuhalten vermocht; dort die Zucker- und Baumwollenplantage des unternehmenden und beharrlich ausdauernden Senhor Oliveira: die kostbaren Pflanzungen, das Product achtzehnjähriger Arbeit, sind verwüstet, die Gebäude zerstört, die Maschinen unbrauchbar geworden. Wahrlich, dieser Anblick allein genügt, um ein vernichtendes Urtheil über die Verwaltung der Colonie zu fällen. Mit verhältnißmäßig leichten Mitteln wäre der Flußlauf zu reguliren und in seine Ufer einzudämmen, aber die Regierung sieht unthätig zu, wie die standhaften und energischen Männer, welche mit Aufopferung an der Hebung der Colonie arbeiten, durch die Ueberschwemmungen in ihrem Besitzthum ruinirt werden. Solche Thatsachen können die portugiesischen Deputirten mit allen ihren Protesten nicht wegleugnen; sie richten sich selbst, indem sie die Berichte eines Livingstone, Cameron, Young der Unwahrheit zeihen!

Wir lagen die Nacht an der unter Wasser gesetzten Plantage vor Anker. Auch auf der Strecke, die wir am nächsten Tage zurücklegten, boten sich überall, wo nicht Felswände den Fluß begrenzten, dieselben Bilder der Ueberschwemmung. In dem schlammigen Wasser ließen sich zahlreiche Krokodile sehen; der Kapitän wie die Passagiere belustigten sich damit, auf die gepanzerten Reptile, natürlich immer erfolglos, zu schießen. Freitag Nacht blieb der Dampfer vor dem Dorfe Sagóa, die folgende vor Massangāno liegen, und Sonntag früh liefen wir wieder in den Hafen von Dóndo ein.

Ich bezog mit meinem Genossen die durch Alexanderson's Weggang freigewordene Wohnung. Wir beschäftigten uns sogleich

damit, von dem Expeditionsgepäck, das noch hier lagerte, das nothwendigste auszusondern und in Traglasten zu packen. Die Arbeit war bald gethan, und es handelte sich nun um Beschaffung der zum Transport erforderlichen 25 bis 30 Träger. Lux besaß angelegentliche Empfehlungen der portugiesischen Regierung an alle Behörden der Colonie, speciell auch an den Chef von Cambámbe (Dóndo). An letztern wandten wir uns mit dem Ersuchen, er möge durch seine amtliche Autorität unsere Bemühungen unterstützen. Bereitwilligst sagte Teniente Padrel seinen Beistand zu, und wirklich erließ er an die verschiedenen Sobas des Concelhos einen Befehl, wonach von jedem Dorfe eine bestimmte Anzahl Leute als Träger gestellt werden sollte. Allein obgleich die Unterlassung mit Geld-, ja selbst mit Kettenstrafe bedroht war, schützten die Sobas vor, die Leute ihres Dorfs könnten nicht bei der Feldarbeit entbehrt werden, oder sie machten allerhand andere Ausflüchte, genug kein Träger erschien. Täglich stiegen wir den steilen Pfad zur Residencia hinauf, doch immer lautete der Bescheid: „Paciencia! Esperamos, talvez á manhã" (Hoffen wir, vielleicht morgen) — eine Vertröstung, die ebenso wenig Werth hat wie das bekannte „Bokra in scha alla" (Morgen, wenn Gott will) der Osmanen.

Tag um Tag verrann uns in ungeduldigem fruchtlosem Harren, und so hatten wir mehr Zeit, als uns lieb war, das Leben der Eingeborenen, besonders das Straßenleben zu beobachten. Aus den großen Fenstern unserer Wohnung überschauten wir die Kitánda, den Marktplatz. Hier entwickelt sich heute, den 27. Mai, — die Ueberschwemmungsnoth war ziemlich wieder von der Stadt gewichen — ein besonders buntes Treiben: der Fronleichnamstag wird gefeiert, das große Fest der katholischen Christenheit. Jeder hat seinen besten Staat angelegt. Man sieht, die europäischen Trödelmärkte beglücken mit dort nicht mehr verkäuflichen alten Kleidern die putzsüchtige Negerbevölkerung Afrikas. In den lächerlichsten Zusammenstellungen erblicken wir defecte Uniformstücke aus aller Herren Ländern, betreßte Livreeröcke, fadenscheinige

schwarze Fracks, Damenhüte von riesigen Dimensionen, Dreimaster, Kalabreser und zerknitterte hohe Cylinder. Dazwischen bewegt sich das zum Fest hereingekommene Landvolk in fast adamitischem Urcostüm. Eine Gruppe fetttriefender Libólos, in eifrigem Handel begriffen, überzählt die Preise in angolanischen Kupfermünzen. Andere hocken um zwei große Töpfe, deren einer das Fündschi, der andere flüssiges Palmöl enthält; eine schwarze Hand nach der andern langt aus dem Breitopf die weiße klebrige Masse, knetet sie zu einem Kloß, taucht ihn in den Oeltopf und führt dann den Leckerbissen zum Munde. Dort scharen sich die Männer und Mädchen zum Batúk, dem Cancan der Neger, und unter Begleitung von Gesang und Händeklatschen beginnt der unzüchtige Tanz. Aber er wird durch die Klänge der Militärmusik unterbrochen. Die in Dóndo noch zurückgebliebene Mannschaft der Caçadores V. marschirt von der Kirche zur Residencia hinauf; an der Spitze mit gesenktem Degen der Teniente Padrel in der Uniform der portugiesischen Jäger, hinter ihm das Musikcorps, die Melodie: „Einst spielt' ich mit Scepter" im Marschtempo blasend, dann die Reihen der Soldaten, ihre „Sargentos" und „Cabos" zur Seite. Die Paradeuniform sieht etwas weniger unsauber aus als die gewöhnliche Ausrüstung der portugiesisch-angolensischen Armee. Nur die Fußbekleidung befindet sich in demselben fragmentarischen Zustande, wo sie nicht gar dem Lichtenberg'schen Messer ohne Klinge gleicht, und ebenso ist die Kopfbedeckung von bedenklicher Fragwürdigkeit.

Bald ist die Musik in der Ferne verhallt. Auf dem Platze unten wird es still. Die tropische Nachmittagssonne, die auch auf den Neger eine erschlaffende Wirkung übt, macht ihre Rechte geltend. Alles sucht den Schatten auf; die einen starren apathisch vor sich hin, andere strecken sich zum Schlafe aus. Da erhebt sich in einem uns gegenüberstehenden Hause wüstes Geschrei. Aus der Thür desselben kommt ein junger Schwarzer herausgestürzt, von einem lärmenden und schimpfenden Haufen verfolgt. Er hat sich betrunken, ist mit den Kameraden in Streit gerathen und von

ihnen herausgeworfen worden. Draußen bleibt er stehen, kehrt sich gegen seine Verfolger um und droht, mit der rechten Faust ein Messer schwingend, jeden, der ihm nahekomme, niederzustoßen. Erschreckt weicht die Menge dem Rasenden aus oder ergreift, wo er sich hinwendet, die Flucht. Zufällig streift sein Blick das offene Fenster, an dem wir stehen. Der Anblick zweier Weißen steigert noch seine Wuth. Blitze des Hasses sprühen aus den langbewimperten Augen, mit dem muskulösen Arm schleudert er das Messer nach uns, und da es, ohne zu treffen, an der Wand des Hauses niedergleitet, reißt er schäumend vor Zorn sein Hüfttuch aus europäischem Kattun in Fetzen vom Leibe, bis er splitternackt dasteht, ein Urbild ungebändigter Kraft, eine in Erz gegossene Gladiatorengestalt. An seiner Haartracht erkenne ich, daß er dem Stamme der weiter südlich wohnenden M-balūndu angehört. Während er sich bückt, um die am Boden liegende Waffe aufzuheben, stürzen die Muthigsten aus der Menge auf ihn zu; er wird überwältigt und, nachdem man ihm die Hände auf den Rücken gebunden, an den Beinen zum nächsten Militärposten geschleift.

Allmählich leerte sich der Platz. Die Sonne war tiefer gesunken, es zog uns hinaus ins Freie. Wir lenkten unsere Schritte zu dem Hochwalde an der Kipakálla-Brücke, die jetzt wieder wasserfrei und zugänglich geworden war, und kehrten erst nach Eintritt der Dunkelheit in die Stadt zurück. Aus den Fensterluken der kleinen Kirche strahlte Licht. Vor der Thür derselben balgten sich zwei schwarze Chorknaben, der Würde ihrer Tracht und ihres Amtes vergessend. Nun blitzten durch den Palmenhain am Stromufer eine Menge beweglicher Lichter auf, die Fronleichnamsprocession nahte. Wir blieben stehen, um sie vorbeiziehen zu sehen. Unter einem von vier Schwarzen getragenen Baldachin, dem ein Chorknabe das Crucifix vorantrug, schritt der Priester in reichem Ornat, ihm nach die Schar der Gläubigen: Schwarze, Weiße, Mulatten, Männer, Weiber und Kinder, einzeln oder paarweise, mit bunten Lampions, Fackeln und Laternen. Von Andacht war unter der schwarzen Christengemeinde nichts zu spüren,

alles scherzte und lachte in ausgelassener Fröhlichkeit. Wieder weitergehend, kamen wir an dem Wachtlocal vorbei, in das man den Betrunkenen gebracht hatte. Da stürzte vor unsern Augen der Arrestant, dem es gelungen war, mit den Zähnen die Knoten der ihn fesselnden Stricke zu lösen, wie ein gehetztes Wild in die Nacht hinaus, und schimpfend und schreiend jagten seine Wächter hinter ihm drein.

Bei der Heimkehr fanden wir große Aufregung in unserm Hause. Seit längerer Zeit wurden aus dem im Erdgeschoß befindlichen Verkaufsladen bald Geldbeträge, bald einzelne Stücke Waaren entwendet, ohne daß es bis jetzt gelingen wollte, den Dieben auf die Spur zu kommen. Heute nun, wo des Festtags wegen der Laden geschlossen blieb, hatten die drei Empregados des Geschäfts, ein rothbärtiger Spanier, ein blonder Portugiese und ein Mulatte, sich wieder auf die Lauer gelegt, der Spanier unten im Local selbst, die beiden andern in einem Winkel des obern Stockwerks verborgen. Von ihrem Versteck aus sahen sie dann, wie ein junger Moleque eine Diele der unmittelbar über dem Laden gelegenen Veranda aufhob und durch die schmale Oeffnung nacheinander zwei kleine kaum sechsjährige Knaben hinabließ, von denen der eine in die Kasse langte, der andere dem Obenstehenden ein Stück Zeug zureichte. Die so in flagranti ertappten Diebe wurden festgenommen und die Nacht über eingesperrt, um den nächsten Morgen ihre Strafe zu empfangen. Am andern Vormittag hielt denn auch der älteste Empregado, der Mulatte, das Gericht über sie ab. In Anbetracht ihrer Jugend verurtheilte er die Missethäter nicht zur Auspeitschung mit den Riemen der Flußpferdhaut, sondern zu einer Palmatoada. Das Urtheil wurde durch einen pflichteifrigen starken Neger vollstreckt; er applicirte mit dem harten Holze, der Palmatoria, jedem der beiden Kinder 55 Schläge auf die Hände, dem Anstifter der Diebstähle aber, einem dreizehnjährigen Burschen, deren 200. Nach der Execution mußten sie die dickgeschwollenen, aufgesprungenen Hände in

mit Essig vermischtes Wasser tauchen, um bald wieder ihre Arbeit damit verrichten zu können.

Eine Woche später saß ich lesend in meinem Zimmer; da störte mich gegen 4 Uhr nachmittags von der Straße heraufdringender Lärm von Menschenstimmen, in dem ich den wiederholten Ausruf: „Gafanhotos, gafanhotos“ unterschied. Ich trat ans Fenster und sah eine dichte graue Wolke mit auffallender Schnelligkeit über die Berge des linken Kuánsa-Ufers steigen und sich am diesseitigen Abhange herniedersenken. Den Himmel verdunkelnd, zog sie näher und näher und gerade über die Stadt hinweg. Es war einer jener gefürchteten großen Heuschreckenschwärme, und zwar, wie ich an den einzeln zu Boden gefallenen Exemplaren erkannte, von der echten lederfarbenen oder röthlichgrauen südafrikanischen Wanderheuschrecke. Die Flugrichtung des ganzen Schwarms ging, dem Lauf des Flusses folgend, nach Nordwest; innerhalb der Gesammtmasse aber unterschied man verschiedene Schichten, die bald abschwenkten, bald sich wieder vereinigten, bald einander kreuzten. Durch das scharfe Knacksen und Knipsen, das die Thiere mit ihren Mundtheilen hervorbringen, das Schwirren ihrer Flügel und die herabtrippelnden Excremente vollendete sich der Eindruck einer schweren tiefziehenden Regenwolke. Ein Theil ließ sich auf die Felder am Fuße des Residenciahügels nieder: am andern Morgen war er bereits wieder verschwunden, aber mit ihm auch das letzte Keimchen der Pflanzung; ein anderer fiel weiter westwärts ein und wurde dort in Massen von den Dorfbewohnern eingesammelt, die während der nächsten Tage viele Körbe voll gerösteter Heuschrecken zum Verkauf in die Stadt brachten.

Wer weiß, wie lange wir noch trotz aller Versprechungen Padrel's vergeblich auf Träger gewartet hätten, wäre ich nicht glücklicherweise auf den Einfall gekommen, mehrere Kaufleute zu ersuchen, sie möchten, wenn Waarenkaravanen aus dem Innern für sie ankämen, eine Anzahl der dorthin zurückkehrenden Neger für uns engagiren. Kurz darauf empfing der Magazinverwalter

der Dampfergesellschaft eine Partie Waaren aus Malándsche und bestimmte die 20 Leute, welche damit beladen gewesen und die ihr Heimweg ohnehin über M-pungu an dóngo führte, uns als Träger dorthin zu dienen. Wir brauchten zwar eigentlich 10 Träger mehr, ließen aber lieber einiges von dem Gepäck in Dóndo zurück, als daß wir die Abreise noch länger verzögerten.

Die Erfahrung, die wir hier gemacht, dürfte sich spätern Afrika-Expeditionen sehr zur Beachtung empfehlen. Anstatt sich an die trägen und machtlosen Beamten zu wenden, gebe man **Kaufleuten** an den Orten, die zu Ausgangspunkten und zu Stationen bestimmt sind, Auftrag, sei es durch einen vorausgeschickten Vertrauensmann oder durch einen dort wohnenden Agenten, gegen eine zu vereinbarende Provision zur rechten Zeit die erforderliche Anzahl Träger zu stellen. Man wird auf diese Weise in den meisten Fällen sicherer zum Ziele gelangen und viel Zeitverlust ersparen. Ferner möchte ich rathen, daß man die Ausrüstung zur Reise ins Innere nicht schon in Loánda einkaufe, wie es die Kassándsche-Expedition zu ihrem Schaden gethan, denn sie mußte fast alle Tauschwaaren, welche ihr die dortigen Händler zum Mitnehmen empfohlen hatten, erst in M-pungu an dóngo und dann noch einmal in Malándsche gegen andere, wirklich gangbare umwechseln.

Am 6. Juni mittags brachen wir von Dóndo auf. Schon in der letzten Woche waren nur noch einzelne verspätete Regengüsse gefallen, jetzt zeigte die Landschaft den Beginn der trocknen, kühlern Jahreszeit. Die Vegetation entbehrte des Blütenschmucks, die Bäche waren zu schmalen Wasserrinnen zusammengeschrumpft, die Sümpfe, welche im April die Straße fast unpassirbar machten, zum größten Theil ausgetrocknet. Nachts campirten wir halbwegs Kamungu unter zwei riesigen Baobabbäumen, von den aufgestapelten Waarenballen einer vor uns daselbst angelangten Karavane wie von einer Schutzmauer umgeben.

Als ich früh um 4 Uhr erwachte, war es empfindlich kalt. Ich erwärmte mich durch schnell gekochten Thee, und bald setzte sich

unser Zug wieder in Bewegung. Um 10 Uhr erreichten wir Kamüngu und bei Sonnenuntergang die Patrouille Kibuakáta, in der genächtigt wurde. Hier erschlugen unsere Leute eine dicht an ihnen vorbeizüngelnde Rhinocerosviper. Am nächsten Tage brachte uns ein siebenstündiger ununterbrochener Parforcemarsch nachmittags nach Njánge, wo noch Major Marques mit seinen kranken Soldaten campirte. Der alte Haudegen tischte uns auf, was nur sein Koch zu bieten vermochte, und ließ nach dem Essen die kleine Abtheilung der Bataillonsmusik, die er bei sich hatte, zu unsern Ehren einige Stücke vortragen. Wir mußten Zeuge sein, wie er wegen einer mislungenen Passage dem armen Kapellmeister, einem Mulatten, ein paar derbe Ohrfeigen verabfolgte.

Auch am Mittwoch wurde wieder zeitig ausgerückt. Nach kurzer Mittagsrast in N-ssénga langte der Zug nachmittags 5½ Uhr in Kapánda an, und trotzdem es dort hieß, daß umherstreifende Marodeurbanden die Gegend unsicher machten, ließ ich mich nicht abhalten, noch abends weiter zu ziehen. Beim schwachen Schein, den die Mondsichel warf, kreuzten wir die Ebene von M-püngu an dóngo, und um 9½ Uhr, den 9. Juni, ging es die Felsenstadt wieder hinauf, von der ich am 17. April nach dem nur 2½ Längengrade westlicher gelegenen Loánda abgereist war. Freund Leite empfing mich lachend mit dem Zuruf: „Paciencia, paciencia!"

VIII.

Die Colonie Angola.

> Ein Blick in die ganze weite Welt, und wir finden keine Colonie, in welcher ein civilisirter Staat in unserm gepriesenen Jahrhundert noch so haust und so unendlich viele Unterlassungssünden begeht wie das prahlende Portugal in Angola, dieser Perle Afrikas.

Ich unterbreche hier meinen Reisebericht, um die bisherigen gelegentlichen Notizen über Angola in ein Gesammtbild des Landes zusammenzufassen.

Die portugiesische Colonie Angola *), eingetheilt in die vier Provinzen Ambrīs, Angola, Bengéla (portug. Benguella) und Mossāmedes, wird im Norden von der Küstenstadt Ambrīs (7° 53′ südl. Br.), im Süden vom Cap Frio (18° 29′ südl. Br.), im Westen vom Atlantischen Ocean begrenzt, dessen Küstenlinie zwischen dem 11° und 12° südl. Br. sich etwas nach Osten ausbaucht, von dort aber bis zum Cap Frio eine Schwingung nach Westen beschreibt; gegen Osten, dem Innern des Continents zu, ist die Grenze völlig unbestimmt. Thatsächlich jedoch — und auch das mit einiger Einschränkung — besitzt die Krone Portugal nur den schmalen Küstenstrich von Ambrīs bis zur Mündung des Béngo, dann das zwischen diesem Fluß und dem Kuánsa, so weit er von Osten in directem Laufe der Meridianrichtung zuströmt, gelegene Land, und weiter südlich bis Mossāmedes (15° 20′ südl. Br.) wiederum nur das Littorale, während von da ab bis zum Cap Frio kaum noch von einer portugiesischen Herrschaft die Rede sein kann.

---

*) Der Portugiese spricht das o in Angóla breit, etwa wie der Franzose das o in favorite; nach dem Standard-Alphabet wäre zu schreiben: Añóla.

Die Prätensionen Portugals reichen freilich bedeutend weiter. Eine im Jahre 1864 erschienene Karte von Marquez Sá de Bandeira (gest. 1877) und dem Teniente Coronel Fernando de Costa Leal, früherm Gouverneur von Mossâmedes, bezeichnet als Nordgrenze der portugiesischen Besitzungen den Lauf des Tschiluángo (dort Cacóngo genannt), indem sie von dessen Quelle, die aber bis heute noch nicht festgestellt ist, eine dem 5° südl. Br. folgende Linie bis Sangálla zieht, wo der Congo dieselbe durschneidet, und dann letztern Strom aufwärts geht über den von Tuckey erreichten Punkt hinaus bis zu der erst jetzt durch Stanley bekannt gewordenen Einmündung des Kuángo (Ibari n-kútu), als östliche Grenze den Kuángo bis zu seiner Quelle, und als südliche das Cap Frio. Dieser Karte sind folgende Bemerkungen beigefügt: „Die portugiesische Provinz Angola hat als Grenzen den Rio Cacongo und das Cap Frio, oder genauer ausgedrückt, den 5° 12′ und den 18° südl. Br. Siehe die Convention zwischen Portugal und Frankreich d. d. 30. Januar 1786, den Vertrag zwischen Portugal und Großbritannien d. d. 19. Februar 1810 und die Convention zwischen denselben Mächten vom 28. Juli 1817. Carta constitucional der Portugiesischen Monarchie d. d. 29. April 1826. — Diogo Cão entdeckte 1484 den Rio Zaïre oder Congo und nahm Besitz von demselben wie von dessen Nachbarländern im Namen D. João's II., Königs von Portugal. Zum Gedächtniß dieser That errichtete er eine Steinsäule auf dem Vorgebirge, welches er Ponta do padrão nannte. — Im Jahre 1570 überließ der König von Congo dem König von Portugal die ganze Seeküste zwischen dem Zaïre und der Loándainsel. — Die Bevölkerung von Angola wird auf 2,000000 Einwohner geschätzt.“

Allerdings besetzten 1648 portugiesische Truppen den Platz Loango, jetzt ein kleines unbedeutendes Dorf, und 1649 Kabinda und Congo (Zaïre); als man aber 1783 in Kabinda ein Fort zu bauen begann, mußte sich die Besatzung, nachdem 300 Mann von klimatischen Krankheiten hinweggerafft waren, einem französischen Geschwader ergeben, das die Aufgabe hatte, jede Befestigung

an der Loangoküste, wodurch die Freiheit des Handels bedroht werden könnte, zu verhindern. Auch die übrigen Punkte gingen wieder verloren, genug, der gegenwärtige Besitzstand überschreitet nicht das oben von mir umgrenzte Gebiet. Dagegen halte ich die Angabe der Bevölkerungszahl mit 2,000000 für entschieden zu niedrig gegriffen.

Der erste bedeutende Strom südlich vom Congo ist der Kuánsa (Coanza, Quanza, Cuenza), 9° 20′ südl. Br. Er begrenzt die Provinz Angola im Süden gegen die Länder der freien Kissāma- und Libólo-Neger und kommt tief aus dem Innern, bildet daher eine sehr günstige Wasserstraße, um die Producte des Landes dem Welthandel zuzuführen. In seinem vielgewundenen Laufe nimmt er eine Menge größerer und kleinerer Gebirgsbäche auf; sein rechtes Ufer wird durch Anschwemmung langsam, aber stetig vergrößert. Im Norden des Kuánsa münden ins Meer: der Lódsche (Loge) oder Bámba bei Ambrīs, der Hōnso (Onzo) unter 8° 15′ südl. Br., der Lifūme unter 8° 18′, der Dánde unter 8° 30′, der Béngo oder Sénsa (Zenza) unter 8° 47′, nur 9 engl. Meilen nordwestlich von der Hauptstadt Loánda. Muthmaßlich — denn obwol das Land seit länger als 300 Jahren im Besitz der Portugiesen ist, hat man die meisten Wasserläufe bis jetzt nicht bis zu ihren Quellen erforscht — entspringen alle diese zuletztgenannten Flüsse, mit Ausnahme des Kuánsa, noch innerhalb der Berg- und der Hochebenen-Region, also etwa 30 bis 40 deutsche Meilen von ihrer Mündung. Der Dánde und Béngo bieten tieferes Fahrwasser und verleihen den Gegenden, welche sie durchströmen, üppigere Fruchtbarkeit; die übrigen sind nur mit flachgehenden Booten zu befahren und schrumpfen in der trockenen Jahreszeit zu schmalen, seichten Rinnen zusammen oder versiegen wol gar gänzlich, doch findet sich auch dann wenige Zoll unter dem Grunde ihres Betts immer noch Wasser genug, daß längs der Ufer breite Striche namentlich mit Gewächsen von kürzerer Wachsthums- und Reifeperiode bepflanzt werden könnten und sicher reiche Erträge liefern würden. Allein der fruchtbare Boden an diesen kleinen Flüssen

wie überhaupt im Innern des Landes, wo er an vielen Stellen, z. B. bei Libóngo am Lifúme, eine ganz außerordentliche Productionskraft besitzt, liegt unbebaut und ungenutzt da. Die Schuld dürfte jedoch weniger dem Mangel an Unternehmungsgeist der Einwanderer, als vielmehr der Regierung zur Last zu legen sein, welche den Ansiedlern nicht nur keinerlei Aufmunterung und Unterstützung zutheil werden läßt, sondern auch nicht einmal den nöthigen Schutz der Person und des Eigenthums gewährt. Deswegen ziehen es die sich hier niederlassenden Europäer vor, am Strande des Meeres oder unweit von den Mündungen der größern Flüsse Handelsfactoreien zu etabliren und von den Eingeborenen die Producte, welche diese aus dem Innern bringen, gegen importirte Waaren einzuhandeln, während es viel vortheilhafter sein würde, wenn sie eigene Pflanzungen tiefer landeinwärts anlegen und sich dadurch unabhängig stellen könnten von den Launen der mistrauischen und leicht verletzbaren eingeborenen Händler. Vollends seitdem die weiter vorgeschobenen Militärposten wieder eingezogen wurden, ist den Weißen der Anbau jener fruchtbaren Gebiete im Innern fast unmöglich gemacht. Plantagen finden sich daher jetzt nur im unmittelbaren Bereich des Generalgouverneurs am rechten Ufer des Kuánsa, wo noch eine größere Anzahl fester Plätze besteht, und an den Ufern des Béngo und Dánde, welche durch die Nähe von Loánda einigermaßen geschützt sind. An den letztern beiden Flüssen haben seit einigen Jahren, freilich nicht portugiesische, Unternehmer mit ihren Factoreien auch Landbau und Viehzucht in größerm Maßstabe verbunden. Ihnen ist es zu danken, daß jetzt, wenn auch noch als seltene Delicatessen, frische Butter und Rahmkäse auf den Tafeln der Wohlhabenden in Loánda erscheinen. Gewiß würde sich die bei der ungemeinen Ergiebigkeit des Bodens so einträgliche Landwirthschaft bald tiefer ins Innere ausdehnen, wenn die Behörden nicht dergleichen Unternehmungen, statt ihnen auf alle Weise Vorschub zu leisten, durch Zölle und Abgaben erschwerten oder ganz verhinderten. Namentlich die Ufer des Béngo eignen sich vorzüglich zur Anlage zahlreicher Plantagen; bisjetzt

aber sind sie hauptsächlich durch die Sportsmen aus Loánda belebt, die hier im Flusse Scharen von Wasservögeln, besonders Enten und Wasserhühner, und am Lande große Antilopenheerden für ihr Jagdvergnügen finden, sowie durch die Neger, welche täglich an den Béngo kommen, um große Tonnen mit dessen Wasser zu füllen und es in der Hauptstadt, 2 Liter für etwa 3 Pfennige, als Trinkwasser zu verkaufen. An die Anlage einer Wasserleitung von dem etwa ³/₄ deutsche Meilen entfernten Flusse nach der Stadt denkt natürlich die Regierung nicht: eine um so bedauernswerthere Indolenz, als sie einen Aquäduct vom Kuánsa her, den in den Jahren 1813—15 der damalige Gouverneur José d'Oliveira Barboza zu bauen begann, nachdem er schon in einer Länge von 5500 Meter fertiggestellt war, wegen Mangel an Mitteln unausgebaut wieder verfallen ließ.

Der Kuánsa sendet seine gewaltigen Wassermassen mehrere Meilen von der Mündung nordwärts, ehe sie sich ganz mit der Meeresflut vermischen. Seine Quellen sind noch nicht genau ermittelt, doch mit ziemlicher Sicherheit in den Gebirgen des Gángela-Landes, etwa 65 deutsche Meilen von der Küste, unter dem 13° südl. Br. zu suchen. Bis in den District von M-pūngu an dóngo strömt er in fast beständiger Meridianrichtung nach Norden, von da schlägt er die Richtung der Parallelkreise ein, und die Strecke von dort bis zu den Katarakten von Cambámbe ist mit Schiffen zu befahren; den obern Lauf können wegen seiner häufigen Stromschnellen selbst flachgehende Boote nur theilweise passiren, nach Magyar's Aussagen sollen jedoch auch einzelne Strecken seines Laufs durch das Land der M-balūndu bis ungefähr Malāndsche schiffbar sein.

Einen Längengrad östlich von dem Oberlauf des Kuánsa fließt der Kuángo in entschiedener Süd-Nord-Richtung. Das Gebiet zwischen diesen beiden Strömen sowie das zwischen dem Kuánsa und Béngo zeichnet sich besonders durch üppige Fruchtbarkeit aus. Vom Süden fließt eine Anzahl kleinerer Flüsse in den Kuánsa, namentlich innerhalb des Libólo-Territoriums (14° 30'

bis 15° 30′ östl. L.), wo dank der reichen Bewässerung, welche sie dem Lande zuführen, die Oelpalme so vorzüglich und in so großer Fülle gedeiht.

Am rechten Ufer münden in den Kuánsa: bei Massangāno der Lukālla, der dem Béngo an Größe gleichkommt und auf der Serra de Canganza im Concelho Duque de Bragança entspringt; unmittelbar unterhalb Dóndos der kleinere Makōsa, der, aus dem Norden der M-pūngu an dóngo-Hochebene kommend, in der dry season oft fast ganz unter seinem Bette verschwindet; etwas östlich vom N-gángo der vielarmige Mukēssa, welcher seine Quell- und Zuflüsse von dem Nordabhang eines zwischen der Hauptbiegung des Kuánsa und dem Kuángo westöstlich verlaufenden Gebirgsstocks empfängt.

Der vom Lukālla durchströmte Landstrich zwischen dem Kuánsa und dem Béngo, von Malāndsche (etwa 16° 20′ östl. L.) westlich bis zum Atlantischen Ocean, bildet den Kern der südwestafrikanischen Besitzung Portugals. In der Bergregion desselben liegen fast alle von Privatunternehmern wie von der Regierung angelegten Plantagen, und an seinen Flußufern concentrirt sich der Handel der Colonie; alle Handelsproducte: Palmöl, Wachs, Elfenbein, Gummi elasticum, Kopal-Gummi, Kaffee, Erdnüsse, werden von Nordosten, Osten und Süden hierher gebracht. Erwähnenswerthe Orte am Kuánsa von dessen Mündung aufwärts sind: Tōmbo, der Holzeinnehmeplatz für die Dampfer; Kalūmbo, der nördlichste Punkt, den der Kuánsa in seinem Laufe erreicht; Bruto und Bom Jesus, die beiden großen Zucker- und Baumwollplantagen, Rumbrennereien und Viehwirthschaften des Senhor Oliveira; Kassimba und Sagóa, Pflanzungen einer englischen Firma; die Handelsplätze Bocca de Quanza und Baráka; der Militärposten Massangāno an der Mündung des Lukālla; endlich mehrere Meilen weiter aufwärts die Stadt Dóndo. Sämmtliche Orte sind am rechten Ufer gelegen; am linken steht nur zwischen Bocca de Quanza und Baráka das Fort Muschīma.

Acht bis zehn Tagereisen von Loánda und zwei bis drei

Tagereisen, ungefähr 10 deutsche Meilen in südöstlicher Richtung von Dóndo entfernt, erhebt sich aus einer Hochebene die Felsenburg M-püngu an dóngo, etwa $1^1/_4$ Meile nördlich vom rechten Kuánsa-Ufer. Früher Residenz der Dóngos (Könige der Eingeborenen), 1671 von den Portugiesen eingenommen, ist M-püngu an dóngo jetzt Sitz eines chefe de districto und Durchgangspunkt der aus dem Innern, besonders von Kassändsche kommenden Karavanen. Kassändsche gehörte bis vor nicht langer Zeit noch zur Colonie, ist aber von der Regierung officiell aufgegeben worden; indeß haben sich wieder mehrere portugiesische Kaufleute auf Grund eines Niederlassungsvertrags mit dem Dschägo (Fürsten) des Landes dort ansässig gemacht.

Etwa 12 deutsche Meilen in ziemlich genau östlicher Richtung von M-püngu an dóngo liegt, ebenfalls in einer Hochebene, Malāndsche, Sitz einer Districtsverwaltung und Haupteingangsthor der Handelszüge aus dem Innern in die Colonie. Der Ort hat daher besondere Wichtigkeit für den Handel; 1875 gab es einige zwanzig europäische Kaufleute daselbst. Trotzdem thut die Regierung wenig oder nichts zu seinem Schutze, und so kann sie ihn leicht einmal verlieren, wie sie Kassändsche verloren hat. Daß die Portugiesen nicht schon durch den Aufstand der Eingeborenen im Jahre 1874 aus Malāndsche vertrieben wurden, haben sie einzig den Zwistigkeiten, die unter den Aufrührern selbst ausbrachen, zu danken.

Von Malāndsche etwa ebenso viel Meilen nach Norden liegt Duque de Bragança, der nordöstlichste, erst 1838 gegründete Posten der Colonie, gleichfalls ein wichtiger Transitplatz. Auch hier hatten vor einigen Jahren die Eingeborenen sich empört und die zu ihrer Bekämpfung aufgebotenen Regierungstruppen zurückgeschlagen; die Weißen waren bereits in vollständiger Panik nach dem uneinnehmbaren M-püngu an dóngo, ja bis nach Loánda geflüchtet: da gelang es, den tapfern Führer der Aufständischen durch Verrath in einen Hinterhalt zu locken und gefangen zu nehmen. Nun erst, nachdem sie ihres Hauptes beraubt war, konnte

die Empörung unterdrückt werden. Westlich von Duque de Bragança in den Kiónga- und Kangânsabergen entspringt der Lukâlla, der unterhalb Massangânos in den Kuánsa mündet, und an den südwestlichen Abhängen desselben Gebirges soll auch der Béngo, welcher dem Kuánsa ziemlich parallel 10 bis 12 deutsche Meilen nördlich fließt, seinen Ursprung haben.

Auf vielen Karten findet sich zwischen Malândsche und Kassândsche ein befestigter Platz Talla mogóngo verzeichnet; der Ort scheint aber nicht oder nicht mehr zu existiren, jedenfalls nicht als Fort.

Zieht man eine Linie von der Kuánsa-Mündung östlich nach Malândsche, von da nördlich bis Duque de Bragança, dann westlich zu der Mündung des Béngo, und von hier südlich wieder zum Ausgangspunkt der Linie, so erhält man ein ziemlich rechteckiges Oblongum von rund 50 deutschen Meilen Länge und 10 bis 12 deutschen Meilen Höhe, dessen Grundlinie der Kuánsa bildet, während die westliche Seitenlinie von der etwas nach Westen ausgebauchten Meeresküste, die östliche von dem Gebirgsstock zwischen dem Kuánsa- und Kuángo-Gebiet, und die nördliche Verbindungslinie zwischen beiden durch den Béngo gebildet wird. Eine aus der nordöstlichen Ecke, von Duque de Bragança, auf den Halbirungspunkt der Grundlinie, auf den Kuánsa bei Massangâno, gezogene Linie würde ziemlich mit dem Lukalla zusammengehen und ein größeres westliches Viereck von einem kleinern östlichen Dreieck abscheiden. In letzterm wäre Massangâno die westliche, Malândsche die östliche, Duque de Bragança die nordöstliche Spitze; seine Grundlinie ginge durch die Bezirke Cambámbe (Dóndo) und M-pûngo an dóngo, und in der Mitte des von Duque de Bragança nach Massangâno gezogenen Schenkels ragte ein Theil des Districts Ambáka südöstlich in das Dreieck hinein. In dem Viereck würde die Hauptmasse des Bezirks Ambáka den nordöstlichen Winkel einnehmen; daran schlösse sich nach Westen zu das malerische Gebiet von Golûngo alto, und an dieses nördlich ein wildes und fruchtbares Bergland, durchströmt vom Rio

Sénsa, welcher sich etwas weiter unterhalb mit dem Lombīdsche zum Béngo vereinigt, süd- und südwestwärts aber erst ein zerklüftetes Terrain von quarzreichem Granit, dann das wegen seiner Kaffeeplantagen berühmte Kaséngo (häufig mit Kassāndsche, portug. Cassange verwechselt), das hier, den südöstlichen Winkel bildend, mit dem Ambáka- und Massangāno-District zusammenstößt.*) An der Südlinie dieses Vierecks lägen die Uferorte des Kuánsa bis einschließlich Massangāno, an der Nordlinie die Orte von der Béngo-Mündung ostwärts: Barra do Béngo, Kifandóngo, Kilūnda u. a. im District Ikōllo e Béngo, ferner Sénsa und Kilénge im Bezirk Sénsa. Jenseit des Béngo dehnt sich gegen Norden der District Dánde aus, gegen Nordosten der District Démbos, welcher nicht mehr der portugiesischen Herrschaft unterworfen ist. Die am Béngo und darüber hinaus gelegenen Orte waren ehemals Militärposten, sind aber theils ganz aufgegeben, theils zu Patrouillen mit nur einigen Mann Besatzung reducirt worden, obgleich sich an den Ufern des Béngo eine Anzahl von Pflanzern und Kaufleuten, gewöhnlich in der Nähe verfallener Kirchen oder Forts, angesiedelt hat.

Auf der Küstenstrecke von Ambrīs bis zum Dánde wechselt weißer Sandstein mit asphaltreichen Kalk- und bituminösen Thonschieferbergen ab; vom Dánde bis zur Mündung des Béngo ist der Strand durchgehends flach und sandig; zwischen dem Béngo und dem Kuánsa dagegen steigen wellenförmige Hügelketten auf, von stark eisenschüssigem und grobsandigem Lehm oder von reinem vielfach mit Muscheln durchsetztem Dünensande. Sie bilden, bis zu 10 deutsche Meilen landeinwärts reichend, die Littoralregion, deren spärliche und monotone Vegetation, ausgenommen die dichten Waldbestände am Kuánsa, nur durch eine Fächerpalmenart, die Hyphaena (coriacea Gärtn.) mit wiederholt dichotomem Stamm,

*) Auf der erwähnten Karte „Angola, mappa coordenado pelo Visconde de Sá de Bandeira e por Fernando da Costa Leal" (Lissabon 1864) ist Kaséngo fälschlich auf das linke Ufer des Lukálla verlegt.

besonders häufig zwischen Ambrīs und Loánda, und durch fleischige Euphorbien von der in den Savanen Loangos unterschieden ist. Cactusartige Euphorbien kommen zwar auch noch nördlich vom Cóngo vor, aber nur sehr vereinzelt — auf der ganzen Reise vom Tschiluángo bis zum Kuīlu sah ich nur acht, überdies zum Theil angepflanzte Exemplare; und ebenso verschwinden sie wieder südlich von Mossāmedes. Für die Physiognomie des portugiesischen Coloniallandes ist daher die Euphorbie geradezu von bestimmendem Charakter. Man kann drei Hauptspecies unterscheiden. Die eine Art des Genus Euphorbia, von candelaberähnlichem, sparrigem Wuchs und blattähnlichern Formen der einzelnen, graugrünlichen Theile, ist auf den kalkigen Boden in der Umgegend von Ambrīs und an den Ufern des Kuánsa beschränkt; die zweite, cereusartige, ebenfalls dem Genus Euphorbia angehörige Art, von festem und gedrungenem Wuchs, der sich bei alten Bäumen durch immer dichteres Aneinanderschieben der drei- und vierkantigen dunkelgrünen Aeste bis zur Kugelform ausbildet, ist an der ganzen Küste verbreitet, überspringt merkwürdigerweise die Bergregion und findet sich jenseit derselben auf den Hochebenen wieder; die dritte Art, der Rhipsalis der Cacteen entsprechend und von den Eingeborenen Kassonēta genannt, deren Milchsaft, in das Auge gebracht, Erblindung herbeiführen soll, charakterisirt namentlich die Gegend um Loánda, wo sie auch zu lebendigen Umzäunungen angepflanzt wird. Vereinzelt erheben sich noch aus dem Grasmeer, das die Höhenzüge bedeckt, der überall verbreitete Baobab, der Kadschu (cajoneiro, Anacardium occidentale), und einiges niedrige Buschwerk, in welchem Stachelgewächse, oft blütenreiche Cappanideen und Akazien, vorherrschen. Ein anderes vegetatives Gepräge zeigt natürlich die Littoralregion an den Ufern der befruchtenden Flußläufe. In der Nähe ihrer Mündungen befinden sich meist, wie am Lódsche, landeinwärts von Ambrīs, große Salzmarschen, aus denen die Eingeborenen Salz gewinnen, während das in stabförmigen Stücken auf den Märkten Angolas feilgebotene Steinsalz aus Kissāma, dem Lande südlich vom Kuánsa,

dahin gebracht wird. Um die Dörfer herum werden Manioc, Mais, Bataten, Bohnenarten, Erdnuß, in weniger fettem Boden Sesam, Carica, Gurkenarten und andere Nahrungspflanzen gebaut. Doch fallen in der Küstenregion die Regen spärlich und unregelmäßig, ja sie blieben schon drei Jahre hintereinander ganz aus, und es entstand dann Hungersnoth, der die Eingeborenen in Masse zum Opfer fielen.

Der Uebergang aus der ersten in die zweite Region, welche Welwitsch die Montanregion nennt, ist ziemlich schroff, schroffer als der von der zweiten in die dritte. Allmählich bis zu 600 Meter und darüber ansteigend, reicht die Montanregion etwa 30 deutsche Meilen weit ins Innere. Die Niederschläge sind hier regelmäßiger über das Jahr vertheilt, und in den eigentlichen Regenmonaten rauschen zahllose Bäche von den Bergen hernieder; auf dem Wege von M-püngu an dóngo nach Dóndo, im April 1875, hatte ich nicht weniger als sechsundzwanzig fließende Gewässer zu überschreiten gehabt. Infolge dieser reichen Bewässerung gedeihen auf den Bergrücken wie in den Thälern die verschiedenen Vegetationsformen zu höchster Kraft und Ueppigkeit ihrer Vertreter. In den Wäldern mächtiger Baumwuchs und eine Fülle von Orchideen und Farrn, darunter die kriechende Gleichenia Hermanni R. Br., ferner die Gummi-elastikum-Ranke (Landolphia florida), eine Myristica, der Rothholzbaum (Pterocarpus tinctorius) und auch, besonders häufig in den Distrícten Golüngo alto und Kaséngo, der wilde (nicht verwilderte) Kaffeebaum mit reichem Fruchtertrage. In denselben Districten und im südlichen Libólolande gedeihen Ananas in großen Massen. Auf den Wiesen sprossen zarte saftige Gräser, die vortreffliches Viehfutter liefern; während im Littorale kaum Schafe, Schweine und Ziegen dürftige Nahrung finden, hält hier mancher Soba eine Rinderheerde von mehreren hundert Stück. Von Getreidearten wird außer Mais, der weit vielfältigere Ernten gibt als in der Küstenregion, hier zuerst, namentlich auf feuchten Ufergeländen, Sorghum oder Negerkorn (Massambála) gebaut. Reis wächst fast ohne alle Pflege und

liefert ein zwar kleines, grauröthliches, doch recht wohlschmeckendes Korn. Als ein für die Umgegend von Golúngo alto charakteristisches Gewächs erwähne ich eine Rhipsalis, die einzige Cactee Afrikas und überhaupt der Alten Welt.

Auf die Bergregion folgt die dritte, die Region der Hochebenen, deren Terrain eine Höhe von 1100 Meter, an einigen Punkten, wie in M-púngu an dóngo, von mehr als 1300 Meter erreicht. Sie erstreckt sich, den sterilen Küstenstrich im Süden des Kuánsa übergehend, noch östlich von Novo Redóndo, Bengéla, Mossâmedes und weiter nach Süden. Wie die Wälder der zweiten Region durch Ueppigkeit der Individuen, so charakterisiren sich die der dritten durch Mannichfaltigkeit der Arten; an Stelle der dort vorherrschenden Papilionaceen treten hier zahlreiche Arten stattlicher Caesalpiniaceen; der Rothholzbaum und die Gummiranke gehören beiden Zonen in gleicher Verbreitung an. Außerordentlich viel Bienenschwärme müssen in diesen Wäldern ihren Aufenthalt haben, besonders östlich von Malándsche, denn große Mengen Wachs werden von da in den Handel gebracht. Wo nicht nacktes Gestein, meist Granit, zu Tage tritt, besteht der Boden des Landes aus einer fetten rothen Erde von unglaublicher Ergiebigkeit; ich sah Maiskolben von 24 Centimeter Länge und dem entsprechender Dicke. Außer Mais, Sorghum, Kartoffeln, Erdnuß, Reis, Taback wird an Feldfrüchten vornehmlich gebaut: Lúko (Eleusine cerealis Ehrbg.) und Massángo (Penicillaria). Viele unserer europäischen Gartenpflanzen, wie Rüben- und Kohlarten, Salate, Petersilie, Fenchel, Senf, sind vollständig eingebürgert und wachsen sogar stellenweise wild. Mit der Cultur des Weizens, mit der Anpflanzung von Wein und Feigen hat man gelungene Versuche gemacht, und auch unsere nordischen Obstbäume, namentlich Pfirsich und Aprikosen, würden sicher hier gut gedeihen.

Sowol der Berg- wie der Hochebenen-Region Angolas steht in der Einführung werthvoller Culturgewächse, überhaupt in der Benutzung des Bodens jedenfalls eine große Zukunft bevor. Das Klima ist, mit Ausnahme einiger Orte, wo locale Einflüsse nach-

theilig auf die Gesundheit wirken, wie Dóndo und zeitweise M-püngu an dóngo, Europäern durchaus zuträglich; auf dem Hochplateau erreicht die Durchschnitts-Temperatur des Jahres, die in der ganzen Colonie etwa + 28° C. beträgt, nach Welwitsch nur + 21° C. Die Eingeborenen, welche jetzt als Karavanenträger Beschäftigung und Verdienst suchen, würden bei geeigneter Behandlung seitens der Weißen bald für die Arbeiten der Landwirthschaft zu gewinnen sein. Es gibt viele sehr anstellige und für europäische Civilisation empfängliche Leute unter der schwarzen Bevölkerung von Angola; so hat sich bei den Bewohnern des Ambáka-Gebiets die Kunde des Lesens und Schreibens, die ihre Vorfahren von italienischen um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts aus dem „Königreich" Congo dahin gekommenen Missionaren erlernten, bis heute fortgeerbt, und in demselben District wird Viehzucht in größerm Maßstabe betrieben, sowie der Bedarf des ganzen Landes an Lederwaaren, z. B. an Sätteln für die Reitochsen verfertigt.

Kurz, nichts fehlt als eine Regierung, welche europäischen Ausiedlern genügenden Schutz und einsichtige Förderung ihrer Bestrebungen zutheil werden läßt, um aus dem bisher so schmählich vernachlässigten Lande eine Pflanzstätte gedeihlichen Wohlstandes und segensreicher Cultur zu machen.

IX.

Wie Angola colonisirt wird.

Verwandelt hat das Land
Sich in ein Leichentuch,
Erhoben seine Hand
Hat gegen uns der Fluch:
Die Brunnen sind versiegt,
Die Seuchen sind gekommen:
Die Zwietracht hat gesiegt,
Hat uns die Macht genommen;
Die Städte wurden feil,
Der Hagel schlug die Halme;
Es schlug das Beil
Den Oelbaum und die Palme.

Hermann Lingg.

Am 7. Juni 1494 wurde zu Tordesilhas der berühmte Vertrag zwischen Portugal und Castilien geschlossen, nach welchem eine 370 Legoas westlich von den Capverdischen Inseln von Norden nach Süden gezogene Demarcationslinie (raya) die östlichen, portugiesischen, von den westlichen, spanischen Entdeckungen und Besitzungen schied. Vor 400 Jahren beanspruchte also Portugal, im Sinne seines großen Infanten, eine Hemisphäre — heute ist der Vertrag von Tordesilhas nichts als eine Illustration des bekannten Erfahrungssatzes: Sic transit gloria mundi! Damals bestand die portugiesische Handelsflotte aus mehreren tausend Seeschiffen — heute zählt sie deren mit Einschluß einiger nicht im eigenen Lande gebauter Dampfer wenig über 400.*) Goa,

*) Im Jahre 1875 besaß Portugal als Handelsflotte 23 Dampfer und 410 Segelschiffe, im ganzen 433 Seefahrzeuge. Vgl. Dr. Neumann-Spallart in Behm's „Geographischen Jahrbüchern“.

die einstige Hauptstadt des portugiesischen Vicekönigreichs Indien, hatte eine Bevölkerung von über 200,000 Seelen — heute ist nichts davon übrig als ein Trümmerhaufen, 27 verfallene Kirchen und Klöster, und etwa ebenso viel Häuser mit kaum 500 Einwohnern.

Wie alle die andern reichen Besitzungen Portugals sich vom Mutterlande lostrennten oder auf ein Minimum reducirten, so auch die Colonie Angola. Ihr Gebiet reichte einst viel tiefer ins Innere Afrikas hinein, und noch im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts wurden militärische Expeditionen unternommen zu dem Zweck, durch das Reich des Muātajámvo und seines Vasallen Muāta Kasémbe eine Verbindung zwischen Angola und Mosambīk, also quer durch den ganzen Continent herzustellen. Sagte mir doch ein in einer Klosterschule erzogener Portugiese mit einer Bestimmtheit, die jeglichen Zweifel ausschließen sollte, ganz Südafrika bis zum Aequator hinauf, mit einziger Ausnahme des Caps, welches die Holländer einmal „gestohlen“ hätten, sei portugiesische Provinz. Auch führt der König von Portugal, irre ich nicht, noch heute den Titel: „König von Portugal und den beiden Algarven, Beherrscher des Oceans auf beiden Seiten Afrikas, Herr von Guinea, Aethiopien, Arabien, Persien und der beiden Indien“. In Wahrheit aber ist die Herrschaft Portugals in Afrika auf immer engere Grenzen eingeschränkt worden und zu einer Scheinmacht herabgesunken, die unaufhaltsam ihrer gänzlichen Auflösung entgegengeht.

Greifen wir aus der jüngsten Vergangenheit einige Daten heraus. Im Jahre 1863 mußte Kassāndsche, der werthvollste Platz der ganzen Colonie, die Eingangspforte des aus dem Herzen des Erdtheils kommenden Handelsverkehrs, aufgegeben werden; 1871 gingen die ertragreichsten von den der Regierung gehörigen Plantagen, die im Dembos-Gebiete verloren, nachdem schon früher das 1856 erbaute Fort Bémbe durch die Muschikóngos wiederholt angegriffen und die 1491 gegründete Stadt M-bāssi, die Capitale der reichen Congoprovinz, geräumt worden war; 1871 rebellirten

die Neger in Ambrīs, 1873 in dem District Duque de Bragança, 1874 im Malāndsche-Bezirk; 1875 gärte es in dem District Enkōdsche (Encoge) mit dem 1759 gegründeten Fort gleichen Namens, und auch in Kaséngo wurden Aufstände befürchtet.

Eine Katastrophe scheint demnach unvermeidlich, zumal ihr Eintreten durch die schlechte Finanzwirthschaft, die willkürliche Justizpflege und das schamlose Erpressungssystem der Beamten auf jede Weise beschleunigt wird. Das Gebiet würde dann wieder ganz in die Hände der Eingeborenen fallen. Ob im Interesse der Civilisation dieser Fall sehr zu beklagen wäre, darf der, welcher die gegenwärtigen Zustände der Colonie aus eigener Anschauung kennt, wol mit Recht bezweifeln. Will aber Portugal wenigstens so lange wie möglich sich in Afrika erhalten, so wird es gut thun, auf den Besitz der weiter einwärts gelegenen Landestheile freiwillig zu verzichten und seine für das prätendirte Gesammtgebiet durchaus unzulänglichen Mittel allein der Colonialprovinz Angola im engern Sinne, das heißt dem Gebiet zwischen Ambrīs und der Kuánsa-Mündung, und allenfalls noch dem südlich davon liegenden Küstenstrich zuzuwenden. Denn über ihre in den innern Districten stationirten Beamten vermag die Regierung bei der Lässigkeit der obern Behörden und dem Mangel an passirbaren Wegen keinerlei Controle zu üben; galt es doch schon für ein ganz außerordentliches Ereigniß, als im Anfang dieses Jahrzehnts der derzeitige General-Gouverneur der Colonie eine Inspectionsreise durch das Land unternahm, nämlich mit dem Dampfschiff von Loánda nach Dóndo fuhr und von da auf demselben Wege zurückkehrte.

Die Geschichte der Eroberung Westafrikas durch die Portugiesen ist in kurzem folgende.

Im Jahre 1484 kam Diogo Cão, die Küste südlich bis zur Walfischbai befahrend, an den Congo oder Zäïre. Er nahm das Land für die portugiesische Krone in Besitz und errichtete zum Zeichen der Besitzergreifung steinerne Grenzpfeiler mit dem königlichen Wappen, den ersten am linken Mündungsufer des Congo,

an der Ponta de Padrão. Nachdem wenige Jahre später, 1498, Vasco de Gama den Seeweg um Afrika herum nach Ostindien gefunden hatte, und 1500 die terra da Santa Cruz, Brasilien, durch Alvarez Cabral entdeckt und dann unter João III. colonisirt worden war, wurde im Jahre 1560 unter Don Sebastião eine Expedition an die Westküste Afrikas entsandt. Ihr Befehlshaber Paolo Diaz de Novaes landete an der Mündung des Kuánsa, wo ihn die Eingeborenen freundlich aufnahmen und reich mit Silber beschenkten. Um die Minen, aus denen das edle Metall stammte, aufzusuchen, ging Diaz bis Cambámbe ins Land hinein. Nach Lissabon zurückgekehrt, erhielt er den Auftrag, Angola für Portugal in Besitz zu nehmen. Zugleich ward er zum Gouverneur der neuen Colonie ernannt. Er gründete 1575 die Hauptstadt Loánda und drang alsbald mit seinen Soldaten gen Osten vor. Es kam zu blutigen Kämpfen gegen die Eingeborenen, welchen erst der entscheidende Sieg bei Cambámbe, 2. Februar 1583, ein Ende machte. Nach portugiesischen Quellen soll hier Diaz de Novaes mit nur 120 Portugiesen und von einigen Sobas unterstützt ein den Flächenraum von 2 Legoas (12394 Meter) bedeckendes Negerheer geschlagen und vernichtet haben. Von ihm und seinen Nachfolgern wurden nun zahlreiche Forts errichtet, feste Plätze gegründet, Kirchen gebaut und Pflanzungen angelegt. Im Jahre 1606 unternahm Balthasar Rebello de Aragão von Angola aus eine militärische Expedition, welche sich den Weg quer durch den Continent bis an die Ostküste bahnen sollte; er mußte aber, nachdem er schon weit ins Innere eingedrungen, schleunigst zurückkehren, um mit seinen Truppen der Besatzung von Cambámbe zu Hülfe zu eilen, die von bewaffneten Haufen der inzwischen wieder aufgestandenen Eingeborenen belagert und hart bedrängt war. Ein zweiter Versuch wurde von der West- und Ostküste zugleich gemacht, hatte indeß ebenso wenig wie der dritte, eine unter dem Gouverneur Antonio de Saldanha da Gama ausgesandte Expedition von Pombeiros (freigelassenen Sklaven) den gewünschten Erfolg. Von einzelnen Negern ist übrigens häufig früher wie

später und namentlich auch in unserer Zeit das äquatoriale Afrika von der Westküste bis nach Mosambik durchwandert worden.

Mit der Eroberung des Landes durch die Portugiesen kam der westafrikanische Sklavenhandel, der schon durch El Mina von der Oberguineaküste aus betrieben worden war, auch nach Angola und in seinem Gefolge alles Unheil und alle Verderbniß dieses fluchwürdigen, den Grundlagen des Christenthums Hohn sprechenden Gewerbes. Bis in die neueste Zeit waren die Küstenplätze von Angola die Hauptsitze des Sklavenexports, und werden auch in der Gegenwart keine Sklaven mehr nach Amerika ausgeführt — was übrigens nach Cameron keineswegs als so sicher anzunehmen sein soll —, so liefern doch privilegirte Händler immer noch nach andern Ländern ihre „schwarze Waare". In der Colonie selbst aber standen Sklaverei und Sklavenhandel noch in voller Blüte. Soviel ich gesehen, behandelte der Portugiese seine Sklaven unmenschlicher als selbst der spanische Sklavenhändler, und was Fridolin Hoffmann *) von dem portugiesischen Inquisitor im Vergleich zum spanischen sagt: „der portugiesische konnte zwar nicht grausamer sein als der spanische, aber er war noch brutaler", das kann auch von dem portugiesischen Sklavenhalter gelten. Daß es jetzt viel anders geworden, ist mir nicht wahrscheinlich; wie alle andern Gesetze wird auch das Gesetz, das die Abschaffung der Sklaverei verfügt, nicht beachtet werden, um so weniger, weil die Beamten, die bestellten Wächter des Gesetzes, selbst es sind, welche dem Sklavenhandel als einer für sie so ergiebigen Einnahmequelle allen möglichen Vorschub leisten. Zudem widersetzen sich die Plantagenbesitzer aufs äußerste der Durchführung des schon am 29. April 1858 erlassenen Abolitionsdecrets, indem sie behaupten, ohne Sklavenarbeit müßten sämmtliche Pflanzungen zu Grunde gehen, obgleich doch durch die in den Südstaaten der Nordamerikanischen Union gemachte Erfahrung das Gegentheil glänzend bewiesen worden ist.

---

*) „Geschichte der Inquisition" (2 Bde., Bonn 1878).

Selbstverständlich macht solchen Zuständen gegenüber die Ausbreitung des Christenthums unter den Eingeborenen von Angola trotz eifrigster Bemühungen der Missionare, besonders der italienischen Kapuziner *), kaum nennenswerthe Fortschritte. Freiwillig und aus Ueberzeugung bekehrt sich höchst selten ein Neger; die in den Jahresberichten der Missionen figurirenden neugewonnenen Seelen sind meist faule, diebische Subjecte, die sich gegen Bezahlung taufen lassen, oder die Rekruten der angolensischen „Armee", welche zu Christen gepreßt werden. Eine gedeihlichere Wirksamkeit könnten die Missionare üben, wenn sie vorerst, der Mahnung Cameron's folgend: „Alle Missionen sollten Arbeitsmissionen sein!" ihre Zöglinge mehr zum Arbeiten als zum Beten anhielten, wenn sie ihnen Handwerke und andere nützliche Beschäftigungen lehrten; denn der Angolaneger besitzt sowol Geschick wie die nöthige Ausdauer zur Aneignung praktischer Fertigkeiten.

Die in Angola ansässigen weißen Kaufleute und Pflanzer gehören theils der germanischen, theils der romanischen Nationalität an. Die erstern waren gewöhnlich schon in ihrer Heimat Kaufleute oder Landwirthe von Fach und sind einsichtig genug, die Neger, mit denen sie geschäftlich zu thun haben, nicht allzu sehr zu übervortheilen. Die letztern dagegen kommen größtentheils als berufslose Abenteurer aus Portugal, Spanien, Südamerika, seltener aus Frankreich hierher und schrecken im Verkehr mit den Eingeborenen, um sich zu bereichern, vor keinem Betruge zurück. Ich habe mit eigenen Augen gesehen, wie ein portugiesischer Händler beim Einkauf von Landeserzeugnissen eine Bleiplatte zwischen die Breter der Gewichtsschale seiner Wage schob und sie beim Zuwiegen der dafür bedungenen Waaren wieder herausnahm. Die Eingeborenen wissen sehr wohl, daß sie regelmäßig auf die eine oder die andere Art von den Weißen betrogen werden, und suchen sich in ihrer Weise zu revanchiren.

---

*) Dieselben haben ein „Diccionario da lingua angolense" (Lissabon 1804) und „Observações grammaticaes" (Lissabon 1849) verfaßt.

Ebenso wie die Kaufleute und Pflanzer bereichern sich auch die Civil- und Militärbeamten ohne Scham und Scheu auf Kosten der Eingeborenen. Nach dem Gesetz soll zwar ein freier Neger nicht zu Arbeiten, auch nicht zu solchen für den Staat, gezwungen, sondern ihm die geleistete Arbeit bezahlt werden. Wenn aber der Chef des Presidios Arbeiter braucht, so befiehlt er jedem Soba in seinem Concelho, eine Anzahl Leute umsonst zu stellen, meist eine größere Zahl, als das betreffende Dorf aufzubringen im Stande ist; für jeden fehlenden Mann, ja auch später für jeden, der etwa von der Arbeit desertirt, muß der Soba eine schwere Strafe zahlen, und diese Strafen sowie die ersparten Arbeitslöhne fließen in die Tasche des Chefs und seiner Unterbeamten. Auf solche Weise soll der Chef eines entfernten Militärpostens an einem Gebäude, das die Regierung dort errichten ließ und wofür sie eine Summe im Betrage von 4500 Mark angewiesen hatte, nicht weniger als 3600 Mark, ungerechnet die vielleicht ebenso viel betragenden Strafgelder der Sobas, für sich erübrigt haben. Als fernere sehr einträgliche Quelle der Bereicherung werden die fortwährenden Streitigkeiten und Fehden benutzt, welche die Sobas gegeneinander führen. Beide Parteien suchen sich durch Geschenke an Sklaven oder Vieh den Chef, bei dem die Entscheidung steht, geneigt zu machen; wer das meiste gibt, bekommt natürlich recht. Zwei Sobas gerathen in Streit um ein von beiden Seiten beanspruchtes Stück Land; beide sind Offiziere der angolensischen Armee; ihre Heere rücken unter portugiesischer Fahne gegen einander ins Feld; bei dem einen befindet sich der Chef des Concelhos; er verräth dem Gegner für eine entsprechende Summe den Kriegsplan; trotzdem wird dieser besiegt und gefangen und muß theures Lösegeld zahlen; auch der Sieger muß seine Dankbarkeit durch reiche Geschenke bethätigen — und der Chef hat zwei Schafe auf einmal geschoren. Beschwerden über Erpressungen der Beamten gelangen entweder überhaupt nicht an die rechte Stelle oder finden dort keine Beachtung; dann helfen und rächen die Geschädigten sich selbst durch gewaltsame Aufstände. Wird ein Offizier der Unterschlagung von

Löhnungen angeklagt, so hat er nur die gestohlenen Gelder zu ersetzen, bleibt aber in seiner Stellung oder erhält mit einer Rangerhöhung den Abschied. Viele Offiziere sind gleichzeitig Kaufleute oder Pflanzer und verwenden dann ihre Soldaten zu Haus-, Magazin- und Feldarbeiten.

Das größte Uebel und das Haupthinderniß gegen eine fortschrittliche Entwickelung der Colonie liegt aber jedenfalls darin, daß der bei weitem größte Theil der weißen Bevölkerung aus deportirten Verbrechern besteht und das Mutterland immer neue Ladungen Verurtheilter herübersendet; denn unvermeidlich sinkt infolge dessen der durchschnittliche moralische Standpunkt auf das niedrigste Niveau. Werden die Degradados auch im allgemeinen unter strenger Polizeiaufsicht gehalten und bei vorkommenden Ausschreitungen mit Peitschenhieben oft bis auf den Tod gezüchtigt, so wissen doch nicht wenige sich der Aufsicht zu entziehen. Diese streifen dann wegelagernd im Lande umher und bilden mit ihresgleichen oder mit verworfenem Negergesindel Banden zur Beraubung vorüberziehender Karavanen. Kein Wunder deshalb, wenn die Eingeborenen jedem brünetten Europäer, weil sie ihn für einen Portugiesen halten, scheu aus dem Wege gehen, daß dagegen schon helle Augen und blondes Haar genügen, um ihnen mehr Vertrauen zu dem Fremden einzuflößen.

Alle die vorstehend berührten cultur- und civilisationsfeindlichen Einflüsse muß man billig mit in Rechnung ziehen, bevor man über den Charakter der Angolaneger ein absprechendes Urtheil fällt. Aussprüche wie der des portugiesischen Reisenden Monteiro *): „der Neger steht intellectuell über, gemüthlich unter dem Thiere", sind entschieden als leichtfertig und einseitig zu bezeichnen.

Stellen wir zum Schluß die Grundübel, an denen die Colonie krankt, hier nochmals mit nackten Worten zusammen: erstens die Benutzung Angolas als Deportationsort für Verbrecher;

*) „Angola and the river Congo" (London 1875).

zweitens das heimliche und offene Fortbestehen des Sklavenhandels und der Sklaverei; drittens die Vereinigung der Militär- und Civilgewalt in Einer Hand, die Verleihung der höchsten Stellen an unfähige Subalternbeamte aus dem Mutterlande, ihre durchaus unzulängliche Besoldung, das Fehlen jeglicher Controle und die dadurch hervorgerufene willkürliche Bedrückung und Aussaugung der Eingeborenen; viertens die Erschwerung und Niederhaltung des Handels durch hohe Abgaben und Zölle; fünftens der Mangel an regierungsseitigem Schutz und Beistand europäischer Ansiedler im Innern des Landes.

Seit kurzem gewinnt es den Anschein, als ob Portugal seiner verwahrlosten westafrikanischen Besitzung mehr Aufmerksamkeit und Fürsorge zuwenden wollte; wenigstens darf man die Absendung des verdienstvollen Forschers Freiherrn Heinrich von Barth-Harmating nach Angola, der leider im Beginn seiner Thätigkeit daselbst starb, die pecuniäre Unterstützung, welche sie den Bestrebungen des gründlichsten Kenners der Colonie, des Senhor Anchieta, zutheil werden ließ, die Ausrüstung einer Expedition nach Central-Afrika als Symptome solcher Absichten deuten; auch von der neubegründeten Commissão central permanente de geographia in Lissabon läßt sich manche fördersame Anregung erwarten. Es wird sich zeigen, ob die Regierung Einsicht und Energie genug besitzt, die Axt an die Wurzel zu legen und nach Beseitigung der gegenwärtigen Miswirthschaft einer von Grund aus neuen Organisation Eingang zu verschaffen.

X.

Nur ein Neger.

> Der Untergang der Naturvölker (d. h. der Nichterfolg von Civilisationsversuchen) liegt nicht an jenen rohen Völkern, sondern an der Rohheit der Europäer und ihrer Unfähigkeit, jene Völker zu erziehen.
>
> Virchow.

Bei einem meiner Ausflüge in M=püngu an bóngo war ich auf einer Felsplatte angekommen, die gleich einer riesigen Console über die Außenseite der Steinfeste herausragte. Zu meiner Linken hatte ich eine schroff ansteigende Wand, zur Rechten und vor mir einen steilen, mindestens sechzig Meter tiefen Absturz. Unten brauste der Makōsa durch eine enge Schlucht und floß dann in gefälligen Windungen eine Meile weit durch frischgrüne Manioc= und Sorghumfelder, bis er in dem Dunkel des fernen Waldes verschwand.

Wochenlang hatte mich Krankheit im Innern des Felsenkessels festgehalten; zum ersten mal genoß ich wieder eine Fernsicht. Mein Auge schwebte verlangend über die Ebene hinaus gen Westen; es sehnte sich nach dem Anblick des geliebten freien Meeres. Lange stand ich so im Anschauen verloren. Doch schon wallten leichte Abendnebel auf und mahnten zum Heimgang. Indem ich den Blick zurückzog, gewahrte ich auf einem mit etwas Humus bedeckten Felsenvorsprung, etwa 3 Meter unter meinem Standort, eine Art des Platycerium elephantotis, jenes merkwürdig gestaltete Farrn, das

Schweinfurth in seinem berühmten Reisewerke beschreibt. Wie dem Jäger beim Anblick des Wildes, so schlägt dem botanischen Sammler das Herz beim Erspähen einer seltenen Pflanze. Das Farrn mußte mein sein. Ohne an die Gefahr zu denken, kletterte ich, einige Grasbüschel als Stützpunkt benutzend, an der steilen Wand hinab. Eben hatte mein Fuß den Vorsprung erreicht, und ich war im Begriff, mich nach der Pflanze zu bücken, da rief eine Stimme über mir: „Schnell, machen Sie schnell, daß Sie wieder heraufkommen, oder es gibt ein Unglück!“ Ein schwarzes Gesicht bog sich über den Rand der Platte, ein ausgestreckter Arm langte so tief wie möglich herab, ich ergriff ihn, und halb klimmend, halb emporgezogen gelangte ich sicher an meinen alten Platz. Neben dem Mann, der mir heraufgeholfen, stand noch ein zweiter Neger. Auf einen Wink seines Genossen that dieser sein langes Lendentuch und das Gewand ab, das er togaartig um die Schultern trug, knotete beide zusammen, wand sie um seinen Leib und ließ sich daran, während wir das eine Ende festhielten, zu dem Felsvorsprung hinabgleiten. Nach wenigen Augenblicken überreichte er mir den Farrnbusch. Gleichzeitig sahen wir, wie das Graspolster, auf dem mein Fuß geruht hatte, sich loslöste und in die Tiefe stürzte.

Jetzt erst kam ich dazu, meinen Retter zu begrüßen und ihm zu danken. Es war ein Eingeborener in europäischer Kleidung. In gutem, fließendem Portugiesisch erwiderte er: „Ich sah Ihr Pflanzenbündel hier am Boden liegen und schloß daraus, daß Sie in der Nähe sein müßten. Ich fand Sie noch genau zur rechten Zeit; die letzten Regen haben das bischen Erde, das sich auf den Felsvorsprüngen sammelte, aufgeweicht; Sie sehen, eine Minute später hätten Sie keinen Grund mehr unter Ihren Füßen gehabt.“

„Ich danke Ihnen; ein anderer Ihres Volks würde mich vielleicht nicht gewarnt haben.“ Dabei hielt ich ihm meine Hand hin, in die er etwas verlegen seine schwarze Rechte hineinlegte.

„O, Ihnen wären auch andere Neger, die sonst nicht gerade

Freunde der Weißen sind, zu Hülfe gekommen. Es ist hier überall schon bekannt, daß Sie uns Theilnahme schenken, daß Sie alte schwarze Frauen am Krankenbette besuchen; Sie sind ja ein Deutscher und ein Doctor!"

„Lieben Sie die Weißen überhaupt?"

„Die Weißen? Kaum! Ich habe an den meisten die hier leben, wenig Gutes finden können. Aber ich liebe ihre Bildung."

Er nannte mir seinen Namen: João Gonsalves d'Azevedo.

„Sie sind mir nicht unbekannt", sagte ich; „mein Freund Leite hat mir schon viel Vortheilhaftes über Sie mitgetheilt."

„Das freut mich von Senhor Leite; die Weißen sprechen sonst nicht gut von mir. Ich gebe mir zwar Mühe, von ihnen zu lernen und, was ich gelernt, meinen Brüdern nutzbar zu machen, aber — ich bin ja nur ein Neger!"

Bewegt drückte ich ihm die Hand: „Nein, amigo meu, Sie sind wie wir ein Mensch, ein Mensch mit denselben Pflichten und Rechten, die uns allen das Leben auferlegt und zuerkennt; Sie sind ein Mann, und vielleicht ein besserer als tausend andere!"

„Sie nennen mich Freund und kennen mich doch noch nicht. Wir Neger haben ein wahres Sprichwort: Willst du die Höhe eines fernen Berges messen, so gehe an seinen Fuß und ersteige seinen Gipfel; willst du einen Menschen kennen lernen, so lebe mit ihm und schau in ihn hinein."

„Ein schönes Wort. Wir Deutschen aber haben ein anderes: Das Auge ist der Spiegel der Seele. — Doch es dunkelt schon stark, wir müssen heim!"

Ich wußte, daß es Azevedo Freude machen würde, wenn ich ihn in sein Haus begleitete, und bat ihn daher, mir einen Trunk zu verschaffen. „Kommen Sie", sagte er, „mein Haus ist ganz in der Nähe." Er ging voran auf einem schmalen Fußpfade, den ich bisher nicht bemerkt hatte; ich folgte ihm, und hinter mir schritt sein Gefährte, meine Pflanzenschätze tragend.

Bald schimmerten durch die Dämmerung die weißen Wände eines einstöckigen strohgedeckten Häuschens. Mit der Rückseite an

einen ziemlich senkrecht aufsteigenden Fels gelehnt, war es vorn von Palmen, Bananenstauden und Papawbäumen beschattet; rechts befand sich der Hof mit einem auf Pfählen ruhenden Hühnerstall, links der Garten, in welchem ich noch hellrindige echte Feigenbäume erkennen konnte. An der Schwelle begrüßte mich die schwarze Frau Azevedo's, Juana, und sobald wir in das niedrige Stübchen eintraten, brachte sie mir ein Glas Vinho de pasta; auch ließ sie es sich nicht nehmen, die von den scharfen Felskanten in meine Kleider gerissenen Löcher zuzuheften. Beim Scheiden drückte ich meinem neugewonnenen Freunde nochmals herzlich die Hand und lud ihn ein, mich recht bald zu besuchen.

Seitdem war ich fast täglich mit Azevedo zusammen, und je näher ich mit ihm bekannt wurde, desto mehr lernte ich ihn achten und lieben. Er hatte sich, nachdem er schon von seinem Vater im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtet worden, durch portugiesische Bücher selbst weiterzubilden gesucht, war mit Handelszügen in Loándo, im Süden bei den M-balūndus, Kissámas, Libólos, im fernen Osten bei den das Innere bewohnenden Stämmen gewesen und verband mit klarem Verstande und scharfer Beobachtungsgabe einen bescheidenen, strebsamen Sinn.

Mögen hier einige Aeußerungen meines schwarzen Freundes Platz finden, wie ich sie gewöhnlich unmittelbar nachher niederschrieb; sie dürften nicht uninteressante Einblicke gewähren in das Geistesleben der Neger und namentlich in die Anschauungen, welche sie sich über ihr Verhältniß zu den Weißen gebildet haben.

„Warum stellt ihr uns Neger so tief in eurer Werthschätzung? Wir haben nichts gethan, sagt ihr, um uns eure Achtung zu erringen. Freilich, so wie die Europäer sich hier in Angola zeigen, kann uns nichts an ihrer Achtung liegen; deshalb trachten wir nur nach den materiellen Vortheilen, die wir durch euch haben könnten, die ihr euch aber tausendfältig von uns bezahlen laßt. Ihr scheltet uns «negro», was dasselbe bedeuten soll wie «Thier». Nun, ist das Thier ein geistloses Wesen, nur ein lebendes Stück

Fleisch mit Nahrungs-, Lebens- und Fortpflanzungstrieb? Ich glaube es nicht. Sehen Sie meinen Hund an: er weiß, daß ich von ihm spreche; er freut sich, denn er weiß, daß ich gut von ihm spreche. Betrachten Sie jenen Termitenhügel: ich kenne die schönen Häuser und Paläste in Europa zwar nur aus einigen Bildern, die ich davon gesehen, aber ich glaube nicht, daß sie kunstvoller und sinnreicher und mit größerm Fleiß gebaut sind. Ihr schätzt das Thier, weil es euch nützlich ist oder euch Vergnügen bereitet. Nützen wir euch nicht mit unserer Arbeit, deren Früchte ihr ohne Mühe erntet und wer weiß wie hoch verwerthet? Warum schätzt ihr also uns nicht?"

„Ihr sagt, wir haben so viele schlechte Eigenschaften. Ich wüßte keine, die ihr nicht auch hättet; nur daß ihr die euerigen übertüncht — aus Liebe zum Bessern, wie ihr es nennt. Diese Liebe zum Bessern ist aber wol anfänglich nur Furcht vor Strafe — ich schließe das aus dem, was ich bei den Kindern der Weißen gesehen — und dann die Folge eurer geregelten Verhältnisse. Uns fehlen geregelte Verhältnisse, seitdem ihr in unserm Lande seid. Im Innern, wo noch kein Weißer hingekommen, oder bis wohin euer Einfluß noch nicht reicht, leben glückliche Stämme in geordneten Zuständen, die den euren ähnlich sind. Unsere Sprache hat ein Wort für Gott: zāmbi, für Laster: kiffūa kiaība, für göttliche Strafe: ilūngi. Ja, wir haben eine Religion, nur nicht so, wie sie eure Priester deuten. Wir haben auch Gnadenverheißungen, okukāna gūa ukāmba, wie ihr in eurer Religion, die für euch noch die Zuchtmittel der Drohungen und Versprechungen braucht. Die Geschichte von der Erlösung fehlt uns allerdings, aber wir haben noch nicht die Nothwendigkeit einer Erlösung gefühlt. Bei uns gibt die Religion den Priestern Macht, die sie als Mittel für ihre Zwecke anwenden; geschieht das etwa bei euch nicht? Ich hörte eure Priester in der Kirche sagen, die Blattern sind eine Züchtigung Gottes; unsere Negerpriester schreiben sie der Bosheit eines Zauberers zu. Von einem

großen Gott können solche Qualen unmöglich kommen. Unsere Fetische nennt ihr todte Stücken Holz; haben denn die Heiligenbilder in der Christenkirche mehr Leben? Und doch beten zu ihnen viele Ihrer Brüder, wenige weil sie wirklich daran glauben, andere weil sie gläubig scheinen wollen, die meisten aus anerzogener Gewohnheit. Die Gewohnheit ist es, die euch so hochgestellt; euer Wissen, eure Bildung beruht auf Ueberlieferungen der Vorfahren. Euer Hirn mag anders gebildet sein, als das ihre war — Sie haben mich das neulich gelehrt; dennoch habt ihr alles, was euch erhebt und so stolz macht, einer vom andern. Schneidet eure Vergangenheit ab, und ihr seid Wilde. Eure Civilisation beruht auf den Mittheilungen von dem, was Millionen Menschen während vieler Jahrhunderte erreichten. Wer macht uns Mittheilungen? Niemand. Oder nennen Sie jene Missionare Verbreiter Ihrer Civilisation? Ich nicht. Sie theilen uns selbsterfundene Satzungen und Formeln einer Religion mit; es ist wie wenn sie auf einen Kaffeebaum das Reis eines Feigenbaums pflanzen wollten. Religion ist Sache des Glaubens, woher wißt ihr denn, ob eure Religion die rechte ist? Hat Gott euch das gesagt? Zu uns sprach er niemals, aber auch wir haben Religion, die für uns ebenso viel Werth hat, wie die eure für euch. Ich habe gehört, eure Doctoren können fehlende Glieder neu machen, sie setzen einem Menschen eine neue Nase ins Gesicht. Wenn aber die Nase da, wo sie eingesetzt wird, nicht ins Fleisch und Blut wächst, wird sie bald wieder abfallen. Weil aber an der Stelle von jeher dem Menschen eine Nase gewachsen ist, hat Fleisch und Blut dort durch Gewohnheit die Fähigkeit erlangt, eine Nase wachsen zu lassen. So wird es euern Kindern immer leichter, das aufzunehmen, was ihr sie lehrt. Sie lachen über mein Gerede, es mag wol nicht richtig sein; ich spreche aus, was ich bei mir selbst gedacht habe. Seit ich Sie kenne, spreche ich richtiger; aus Ihrer Unterhaltung habe ich manches gelernt, was ich früher nicht wissen konnte, weil mir eben die Mittheilung davon fehlte. Belehren Sie mich ferner, ich bitte Sie. Ich bin glücklicher, seit

ich Sie kenne. Sie sagten einmal zu mir, in meinem Denken ist Wahres mit Falschem und Falschverstandenem gemischt. Sie zeigen mir das Richtige. Ich bin froh, zu ihnen sprechen zu dürfen; zu den andern Weißen kann ich es nicht. Der christliche Priester würde sagen, ich wäre vom Satan des Heidenthums besessen, die andern, die würden sagen: Seht, wie schon das wenige, was er sich von uns angeeignet hat, ihm dem Kopf verwirrt.

„Wir sollen sehr häßlich sein; wir wissen, daß die Weißen schöner sind. Eine Frau mit einem Gesicht, das einem weißen ähnlich sieht, heißt bei uns schön; ümbi, häßliches Weib, ist ein Schimpfwort.*) Doch wie mögen eure Vorfahren ausgesehen haben? Macht nicht der gebildete Geist auch den Körper schöner? Vergleichen Sie diesen zahmen Papagai hier, der schon viele Jahre in meinem Hause ist, mit dem da, der erst vor kurzem eingefangen wurde: der zahme hat kluge Augen, der wilde — wie soll ich sagen — ausdruckslose. So können auch wir Neger einst schöner werden. Sie erzählten mir einmal, die vornehmern und feiner gebildeten Europäer, die ja besser und bequemer leben könnten, zeichnen sich auch körperlich vortheilhaft aus. Bei uns ist es ähnlich. Ich war bei meinem letzten Aufenthalt im Süden bei den M=balündu in einer Volksversammlung; da hatten alle die Vornehmen, die Makotas und Sobas, eine hellere Haut und regelmäßigere Gesichter; ja ich konnte ihre Kinder von den andern Kindern unterscheiden. Die M=balündu sind überhaupt ein besserer Stamm, weil sie noch am wenigsten in Berührung mit den Weißen gekommen sind. Ueberall werden die M=balündu=Sklaven allen andern vorgezogen, denn sie sind treu und arbeitsam. Sie lernten in ihrer Heimat arbeiten, weil ihr bergiges Land nicht so leicht wie das unsere die nöthige Nahrung hervorbringt. Ich sah dort

---

*) „ümbi" heißt auch der misgestaltete Marabutstorch.

kikokoto (Reif) an den Halmen, und wenn am Tage die Sonne darauf schien, wurden sie schwarz."

„Die Weißen sprechen uns, ich weiß es, Gefühl und Empfindung ab; sie sagen, wir könnten nicht lieben. Daß der Neger haßt und sich rächt, ist ihnen bekannt; nun, wenn er hassen kann, warum sollte er nicht auch lieben können? Nicht einmal hier in Angola, und noch weniger im Innern werden Sie eine Mutter finden, die ihr Kind verkaufen oder sich gutwillig von ihm trennen möchte. Ein Sprichwort sagt: Wie die Nebel immer über den Sümpfen bleiben, so bleibt die Liebe bei Vater und Mutter. Meine Mutter hatte mich sehr lieb, und es ward ihr sehr schwer, von mir zu scheiden, als sie starb. Mein Weib und ich lieben unsern Knaben herzlich; ich habe Freundschaft für Menschen und für Thiere. Ist der Neger nicht gastfreundlich und mitleidig? Geht zur Mittagszeit ein Neger bei einem Essenden vorbei, so ladet ihn dieser ein, an seinem Mahle theilzunehmen."

„Man schilt uns undankbar. Es ist wahr, empfangene Wohlthaten behält der Neger weniger fest im Gedächtniß als Beleidigungen und Mishandlungen, aber diese empfängt er viel häufiger, selbst von solchen Weißen, die nach ihrer Ansicht die Neger gut behandeln. Eine grausame, besonders eine ungerechte Strafe vergißt er schwerer als eine Wohlthat, weil er weiß, daß ihm diese der Weiße meistens nur aus Klugheit erzeigt. Sie, lieber Herr, behandeln uns aus Menschlichkeit gut, und man sieht, daß es Ihnen leid thut, wenn Sie einmal streng sein mußten. Glauben Sie, daß wir Ihnen dafür nicht dankbar sind? Seien Sie versichert, daß ich und wir alle Ihnen helfen würden, wenn Sie unsere Hülfe brauchten, daß wir Sie pflegen würden, wenn Sie krank wären."

„Eine Aehnlichkeit finde ich zwischen Weißen und Negern: wir folgen euerm bösen Beispiel leichter als dem guten, und ich habe bemerkt, daß die Weißen von unserer Sprache am ersten die Schimpfworte und schmuzigen Redensarten lernen."

„Wissen vermehrt das Verlangen nach Wissen. Je mehr Antworten Sie mir geben, desto mehr Fragen habe ich an Sie. Solange man den Negern keine Kenntnisse mittheilt, werden sie auch nicht das Verlangen haben, zu lernen."

„Wie es wol mit dem Christenthum aussehen mag, wenn es einige Tausend Jahre älter sein wird? Das Christenthum von heute ist das Werk seiner Priester; ich glaube, wenn Christus jetzt auf die Welt käme, würde er recht traurig sein, er würde zürnen über seine Priester, wie ich sie hier in Angola kenne. Bei euch in Europa mögen sie besser sein, aber wären hier nicht gerade die besten nöthig? Wissen Sie, wer mich an Christus erinnert? Ihr — oder unser — Livingstone. Wie ich den Mann bewundere! Er allein kämpft mit seinem Wort und mit seinem Beispiel gegen die bösen Schatten, die seine weißen Brüder auf unser Land werfen. Ich sah ihn vor Jahren hier durch unsern Ort kommen; die Straße da zog er herauf, nur von ein paar treuen Negern begleitet, die einige kleine gelbe Blechkoffer trugen. Seine sicherste Schutzwaffe ist sein gutes Herz. Im Süden und im Osten hörte ich von dem «Weißen mit der Mütze»; alle Neger hatten ihn lieb: warum sind nicht alle Weißen so wie er!"

„Was nützen uns eure Missionen? Die Negerkinder, die in ihnen erzogen werden, taugen zu nichts; sie schreiben und lesen und beten ihr Paternoster; aber arbeiten mögen sie nicht. Sie schämen sich, daß sie eine schwarze Haut haben, und verachten ihre

Aeltern und Brüder, lassen sich aber von ihnen ernähren. Sie sind stolz auf ihre Bildung, haben aber nicht einmal gelernt: Liebe deinen Nächsten! Denn unter dem Nächsten hat Christus doch wol auch uns Neger verstanden."

„Ihr legt uns viele Dinge zur Last, an denen ihr selbst schwer genug zu tragen habt. Konnte doch eure hohe Gesittung euch nicht von Ketzer- und Hexenverbrennungen abhalten; und da scheltet ihr über unser Gottesgericht und unsere Todesstrafen. Glauben wir beim Gottesgericht nicht auch an ein Offenbaren der Göttlichkeit? Menschenopfer hat es auch in Europa gegeben. Ihr beschuldigt uns der Menschenfresserei. Nur einzelne wenige Stämme fressen Menschen aus Wohlgefallen daran. Die M-balündu verzehren ihre getödteten Feinde, weil ein im Kampfe gefallener Feind tapfer gewesen sein muß, und weil sie glauben, daß mit seinem Blute auch seine Tapferkeit in sie übergeht. Die Sklavenraubzüge sind erst durch euch bei uns in Brauch gekommen. Früher wurden wol auch die im Kriege Gefangenen Sklaven der Sieger; aber seitdem ihr Sklaven braucht, werden Kriege geführt, blos um Sklaven zu erbeuten. Und wie schlecht behandelt ihr eure Sklaven! Bei uns ist der Sklave Mitglied der Familie seines Herrn, er heißt Sohn, und stirbt der Herr ohne leibliche Erben, so fällt sein ganzes Eigenthum an seine Sklaven. Ihr eifert gegen die Vielweiberei der Neger. Ich kenne Europäer hier in Angola, die mehrere schwarze Frauen haben, blos zur Befriedigung ihrer Sinnlichkeit, die um so verächtlicher ist, als ihnen ja der Neger nicht höher steht als ein Thier. Der Neger hat meistens nur ein Weib; nimmt er mehrere, so geschieht es, weil er treue Arbeiterinnen braucht. Es ist nicht wahr, daß wir faul sind. Seit wenigen Jahren erst wird in Angola der Gummihandel betrieben: welche Massen werden von den Negern jetzt schon eingesammelt und zum Verkauf gebracht! Die Zahl der Karavanenträger, die in einem Jahre M-püngu an dóngo passiren, beträgt mindestens 250,000,

jeder mit 50 Pfund Waare beladen: das macht eine Trägerlast von 25 Millionen Pfund. Heißt das nicht Arbeit? Und wie gering ist die Bezahlung dafür! Betrachten Sie unsere großen Manioc-, Sorghum-, Mais-, Bohnen-, Batatenfelder: alle werden mit der Hacke in der Hand bearbeitet. Allein in unserm Orte werden jährlich 30000 Matemos (eiserne Feldhacken) verkauft, die von den M-balündu geschmiedet sind. Sicherlich, die Weißen, die in unserm Lande leben, sind nicht so fleißig wie wir."

Eines Spätabends saß ich mit Azevedo vor seinem Hause. Der südliche Sternenhimmel flimmerte durch die leise flüsternden Palmenwipfel. Die Schönheit der Natur verfehlt ihre Wirkung auch auf das Gemüth des Negers nicht. Begeistert sprach mein Freund von dem prachtvollen Anblick. Dann erzählte er mir die Märchen seines Volks von der Liebe des Mondes zur Sonne, von den Wanderungen der Völker nach Westen, der Sonne nach. „Wenn *Ein* Gott dies Alles schuf, wie groß muß er sein! Euer Gott ist nicht größer als zāmbi, der Gott der Neger; auch er hat alles geschaffen. Entweder die Bibel ist Menschenwort, oder der Gott der Bibel ist auch unser Gott."

„Schauen Sie dort hinab in die Ebene: ist unsere Heimat nicht ein wundervolles Land? Ich meine immer, der Versucher müsse Christus hier auf unsern Felsen geführt haben: ein fruchtbarer Boden, Berge, Thäler, Flüsse, Bäche, eine warme Sonne und Regen genug. Wie reich könnte dieses Land sein! Wie segenbringend für andere, ärmere Länder! Wir brauchten keine Hülfe von außen; alles und mehr, als wir brauchen, könnten wir selbst hervorbringen. Kraft zur Arbeit haben wir, es fehlt nur die Anregung und die Freude daran, weil sie nicht belohnt wird, weil wir keine Sicherheit für die Ernte haben, weil unsere vermehrte Arbeit nur *euern* Reichthum vermehrt. Jeder Weiße, der

in unser Land kommt, will reich werden durch uns. Ihr verdient hundertmal mehr an unserer Arbeit, als sie uns selbst einbringt."

„Ihr werft den Negern vor, daß sie sich so gern in Rum berauschen. Das ist sehr übertrieben. Sie wissen ja, daß Rum hier kein großer Handelsartikel ist. Haben Sie schon viele betrunkene Neger gesehen? Die Weißen in unserm Lande trinken viel mehr Spirituosen als wir Schwarze. Angetrunkene Weiße kann man fast täglich sehen. Von wem haben wir den Rum? Von euch. Liebten wir berauschende Getränke so sehr, wir brauchten euern Rum nicht dazu: unser gegorener Palmwein und unser Massambalabier berauschen auch leicht, und wie wenig wird beides getrunken!"

„Was sagen Sie zu dem Benehmen unsers Districtchefs? Ist es nicht geradezu empörend? Und da wundert man sich noch, wenn hier nichts aus Bildung und Sitte wird. Er begräbt vor vierzehn Tagen seine weiße Frau, scheint trostlos, und lebt jetzt mit der Mulattin Juanina. Vor vier Wochen läßt er einen Neger, der auf der Straße den verbotenen Batük (obscöner Tanz in Angola) getanzt, in Ketten legen und peitschen; und gestern Abend veranstaltet er selbst zur Belustigung seiner Juanina einen Batük vor vielen Leuten, er commandirt die Militärmusik zum Aufspielen und tanzt selbst in Gesellschaft von Negern — Ihr Koch war auch dabei — den Batük mit!"

„Ihre Cultur kommt mir manchmal vor wie Tabackrauch in einem schönen Zimmer. Anfangs sieht er schön blau aus und duftet angenehm; später aber stinkt es im Zimmer."

„Wie ungerecht beurtheilt ihr unser Volk, wenn ihr seine religiösen Vorstellungen zum Maßstab nehmt! Was versteht ihr

von seinen Vorstellungen, solange ihr seine Sprache nicht genau kennt? Der Weiße, der einige Monate oder Jahre in Angola lebt und ein paar Worte unserer Sprache, wie bắka mắña (bringe mir Wasser), bắka tūbia (bring mir Feuer), ēnda (gehe), ȳssa (komme), lusōlo! (schnell!), gelernt hat, urtheilt über uns und sagt: es ist ein sehr niedrigstehendes Volk, es stiehlt und lügt und taugt zu nichts Besserm als zu Sklaven! Ueberhaupt darf man die Neger nicht nach den hier in Angola lebenden beurtheilen; in ihnen verurtheilt der Weiße sich selbst, denn das Schlechte, was er an ihnen findet, haben sie erst von ihm gelernt!"

„Ein körperloses Leben nach dem Tode kann ich mir schwer vorstellen. Die Neger glauben, die Seele eines Fürsten geht in einen Leoparden, die eines schlechten Menschen in einen Schakal über. Ich weiß, Sie glauben an ein ewiges Leben. Sie sind Christ. Ich gebe mir Mühe, Christ zu werden; aber ich wünschte nicht, es zu sein, wenn man nur Glauben ohne Denken von mir verlangte. Sollte man nicht dazu kommen, den Glauben das Ende, den Tod des Wissens zu nennen? Ich möchte behaupten, daß es nicht viele Christen gibt, wenn jeder nach seinem Glauben gefragt wird. Wenige glauben wol alles, was die Priester zu glauben verlangen. Wonach lehren die Priester? Nach der Bibel. Sie sagen, die Bibel ist Gottes Wort. Ich glaube, sie ist Gottes Geist im Menschenwort. Das Menschenwort aber wird leicht unwahr."

„Die Civilisation, die ihr uns Negern bringt, kommt mir vor wie eine schöne Guitarre, die man einem kleinen Kinde schenkt. Das Kind wird schreckliche Mistöne auf dem wohllautenden Instrument hervorbringen; es muß erst spielen lernen. So weiß der Neger mit eurer Civilisation, weil ihr sie ihm schon fertig bringt, nichts anzufangen. Ihr habt eure heutige Gesittung in einer Reihe von vielen Jahrhunderten allmählich und durch Arbeit erworben.

Laßt dem Neger Zeit, gebt ihm bessere Beispiele, unterweist ihn in nützlichen Arbeiten und schafft ihm Lohn für seine Arbeit. Schickt uns ehrliche Männer als Missionare, die bei ihrem Wirken auch an uns, nicht blos an sich denken!"

„Zu euch kam Christi Lehre rein, zu uns nicht. Gebt uns einen Christus! Sehen Sie Livingstone, es ist als ob er den Menschen abgestreift hätte, als ob in ihm die Liebe selbst unter uns wandelte!"

„Was versteht der Neger, wenn er auch sogenannter Christ ist, von einem Wort aus der Bibel, das jeder Priester nach seinem eigenen Gefallen auslegt und deutet! Wozu gibt man dem Neger die Bibel in die Hand, da sie so viel Unverständliches enthält, das selbst euch erst ausgelegt werden muß! Sprecht dem Neger von der Größe und Herrlichkeit des Allvaters, beweist sie ihm an seinen Geschöpfen, am Palmbaum, an der Banane, am Sternenhimmel, an den Bergen und vor allen Dingen am Menschen, an euch selbst und eurem Beispiel!"

XI.

Zurück nach Loango.

Kampfmüd und sonnverbrannt,
Fern an der Heiden Strand,
Denk' ich an dich!
Mildklarer Sternenschein,
Du sollst mir Bote sein:
Geh, grüß' die Heimat mein
Weit überm Meer!

Victor Scheffel.

Dr. Pogge und Lieutenant Lux waren allein von der Kassändsche-Expedition im Stande, die Reise ins Innere fortzusetzen. Betrübten Herzens mußten Herr von Homeyer und ich sie ziehen sehen und, durch Krankheit gefesselt, in M-pũngu an dóngo zurückbleiben. Afrika ist und bleibt das Land der Enttäuschungen für den Reisenden!

Am 27. August fühlten wir uns beide wenigstens so weit gekräftigt, daß wir aus der Felsenstadt aufbrechen konnten, Herr von Homeyer, um direct nach Europa heimzukehren, ich, um in Tschinschóscho meine Genesung abzuwarten und von dort aus auch die nöthigen Schritte zu thun, die mich wieder in Besitz meines so schmerzlich vermißten Reisegepäcks setzen sollten.

Um 5½ Uhr morgens wurde abmarschirt. In dem engen Passe, der zu der Ebene hinabsteigt, erwartete mich mein schwarzer Freund Azevedo. Der Abschied wurde uns beiden schwer; nur die Hoffnung, daß ich bald wiederkommen würde, tröstete uns. Dann wollten wir zusammen von Dóndo aus durch die Gebiete

der Kissáma- und Libólo-Neger und weiter nach Osten zu denen der M-balúndus gehen, von dort in einem östlichen Bogen das Land der Gángellas, Sónjos und M-búmbas durchziehen, und an der linken Seite des Kuángo entlang über Kassándsche zurückkehren: alles Gegenden, die Azevedo schon wiederholt bereist hatte, durch die er mir also als kundiger und sicherer Führer dienen konnte. Unten am Fuße des Felsenwalls angelangt, tauschten wir tiefbewegt einen letzten Händedruck, und fort trabte der Zug durch die feuchte Ebene.

Zum vierten male zog ich denselben Weg, und jedesmal erschien mir die Landschaft in anderm Gewande: im März begann sie sich mit Blüten zu schmücken, im April entfalteten die Blumen ihre volle Farbenpracht, im Juni machte sich bereits das Hinwelken der Natur bemerkbar, und jetzt im August lag schon alles kahl und eintönig vor uns. Es war kühl, ein feiner Sprühregen netzte mir das Gesicht, an den wenigen noch aufrecht stehenden verkohlten Halmen der niedergebrannten Savane hingen schwere Tropfen, eine Tamarinde am Wege senkte melancholisch ihre schlaffen Aeste hernieder. Auch einige immergrüne Abutilon, einige Akazien mit weißen Kügelchen und selbst die rothen Blütenstände einiger Erythrinen vermochten das starre, winterliche Aussehen der Landschaft nicht zu beleben.

Bei Kapánda stieg ich einen Augenblick aus und schaute noch einmal herab auf den gewaltigen Felsenwall von M-púngu an dóngo. Dann rasch wieder vorwärts. Unsere Träger, wir hatten 28 Mann, schritten so rüstig zu, daß wir schon um 4 Uhr nachmittags N-ssénga erreichten. Ich durchstreifte noch ein wenig das Dorf und seine Umgebung. Vor einem Hause mit vierfachem Strohdach grunzten sehr langrüsselige Schweine, die nicht, wie alle, die ich bisher hier gesehen, ganz schwarz waren, sondern einen gelben Sattel hatten — vermuthlich eine Kreuzung mit eingeführtem europäischem Borstenvieh. Ein paar magere gelbe Dorfköter kläfften mich an; aber vergeblich spähte ich nach den Bewohnern der Häuser, sie mochten draußen auf dem Felde arbeiten.

Nach der Patrouille zurückgekehrt, empfing ich dort durch einen Boten ein Schreiben aus M-pūngu an dóngo, unterzeichnet von meinem Moleque Manuël Antonio Diogo Jodoco; er schrieb mir, daß er gefänglich eingezogen und hart gezüchtigt worden sei, weil man einige als unbrauchbar von mir zurückgelassene Küchengeräthe und etwas Butter bei ihm gefunden, und bat mich flehentlich um meine Intervention. Sofort fertigte ich eine Eingabe an den Districtschef aus, die Anzeige enthaltend, daß ich die bei dem Angeklagten gefundenen Gegenstände demselben geschenkt hätte; diese Depesche übergab ich dem Boten mit einem reichlichen Botenlohn, damit er seine Rückkehr möglichst beschleunige. Man sieht, es geht auch hierzulande wie überall in der Welt: die kleinen Diebe hängt man, die großen läßt man laufen!

Während wir am nächsten Vormittag in Njánge, wie im April zwischen den Euphorbienhecken unter dem großen Cajoueiro, Rast hielten, zog ein dichter Heuschreckenschwarm über das Dorf hin nach Süden, wo die Regenzeit früher eintritt und daher die gefräßigen Thiere jetzt schon mehr Nahrung finden. Vor 5 Uhr nachmittags zogen wir in N-dūmbu a pépe ein. Dom Francisco war durch Krankheit verhindert, uns persönlich als Wirth die Honneurs zu machen, und ließ sich durch seinen jüngern Bruder vertreten, der aber, ganz das Gegentheil seines liebenswürdigen Auftraggebers, sich mit großer Unverschämtheit benahm. Gierig trank er von dem Glühwein, den wir uns abends bereitet, schwatzte dann allerhand unsinniges Zeug und verlangte schließlich, wir sollten das Vergnügen seiner Unterhaltung mit 700 Reis francos (etwa 2 Mark) bezahlen. Wir konnten ihn nur dadurch loswerden, daß ich erklärte, wir seien bereit, das Geld zu zahlen, sobald er uns eine von seinem Bruder unterzeichnete Empfangsbescheinigung darüber brächte.

Da der nächste Tag ein Sonntag war, hatten unsere Träger gehofft, wir würden ihn ruhend in N-dūmbu a pépe zubringen, und als ich nun Befehl zum Aufbruch gab, stellten sie sich krank. Indeß ein Gläschen Rum, eine freundliche Vorstellung, ein Scherz-

wort, ein halb ernsthaft versetzter Streich genügten, um ihren Widerstand zu brechen. Richtige Behandlung thut Wunder beim Neger. Ein Wort zu viel oder ein ernstlich schmerzender Hieb würde die Leute nur störriger und widerspenstiger gemacht haben. Ich habe gefunden: der Spanier und der Portugiese schlagen den Neger zu viel; der Franzose schwatzt und spaßt zu viel mit ihm; der Engländer tritt zu hochmüthig und wortkarg gegen ihn auf.

Nach flottem Marsch über die Berge verweilten wir von 10 bis 2 Uhr in Kibuakāta, denn es war sehr heiß und wir fühlten uns beide wieder nicht wohl. Dennoch wurde schon um 5 Uhr Kamūngu erreicht. Hier labten wir uns an köstlichen Orangen, die wir von den vor dem Hause stehenden Bäumen pflückten. Ein kleiner Spaziergang führte mich abseits vom Wege in ein Dorf; von den Aesten aller Bäume hingen hier Töpfe herab, die als Bohnen- und Maisspeicher dienten. Dem Berge, an dessen nördlichem Fuße Kamūngu liegt, hier ganz nahe, bemerkte ich erst, daß sein breiter, ziemlich wagerechter Gipfel aus aneinandergedrängten Steinsäulen besteht. Leider gestatteten mir die Zeit und meine vom Fieber geschwächten Kräfte nicht, ihn zu ersteigen.

Den andern Tag nachmittags 3 Uhr langten wir in Dóndo an. Wir trafen hier unsern Freund Leite, der, auf einer Geschäftsreise nach Loánda begriffen, den Dampfer erwartete, und erhielten durch ihn Unterkunft im Hause eines Kaufmanns, wo er selbst logirte. Auf dem Hofe dieses Hauses lagerten die Träger einer tief aus dem Süden, von Novo Redóndo gekommenen Karavane. Sie hatten sich Hütten errichtet in der Form, die in ihrer Heimat gebräuchlich ist und die mir die älteste Form der Negerhütten zu sein scheint, obwol sie vereinzelt auch noch in vielen Theilen Angolas vorkommt. Es werden nämlich um eine hohe Stange frische Oelpalmenblätter im Viereck mit der Basis in den Boden gesteckt, etwa in Mannshöhe eingebrochen und mit den Spitzen oben an der Stange befestigt, sodaß ein vierseitiges Dach entsteht, abweichend von der runden Zuckerhutform. Die Leute besaßen Kupfer-

barren und Eisenerze, und eine Frau trug, durch die Nasenwand gezogen, ein rundes Stück Zinkdraht, das an einem Ende bis zur Größe eines Zehnpfennigstücks schneckenförmig aufgewunden war: ein Schmuck, auf den sie besonders eitel zu sein schien.

Am 4. September, vier Tage nach unserer Ankunft in Dóndo, gingen wir an Bord des Dampfers. Der Kuánsa, in der Regenzeit ein wildbrausender Strom, schlich jetzt langsam und träge dahin. Bei dem niedrigen Wasserstande zeigten sich auf den Sandbänken und an den Rändern der unterwaschenen Uferböschung zahlreiche Krokodile. Man erzählte sich allerhand Geschichten von diesen gefürchteten Raubthieren: sie sollen am Ufer stehende Thiere oder Menschen mit einem Schlage ihres Schwanzes in den Fluß schleudern, um dort ihre Beute sicherer zu fassen; einer Kuh wäre am Lande von einem Krokodil das Euter abgerissen worden; in dem Bauche eines gefangenen Krokodils wollte man eine Frauenhand gefunden haben; die Haut wird getrocknet und zu Pulver zerrieben, das die Eingeborenen als Mittel gegen Brustleiden einnehmen. Flußpferde dagegen waren nicht zu erblicken; die wenigen, welche sich seit Eröffnung der Dampfschifffahrt noch in dem untern Laufe des Stroms aufhalten, leben jetzt in den Lagunen, die von der Ueberschwemmung her im Lande zurückblieben. Gegen Abend legten wir bei dem kleinen Orte Künga an, einer Factorei der Firma Newton, Carnegie u. Comp., deren Hause in Dóndo Senhor Serodio vorstand. Ich traf hier einen jungen Oesterreicher wieder, den ich in Loánda in blühender Gesundheit gesehen hatte. Wir erschraken beiderseits über unser Aussehen, er war fast ein Greis geworden.

Am nächsten Morgen um 8 Uhr stiegen wir bei der Plantage Bom Jesus ans Land, da unser Dampfer von hier nach Dóndo zurückging und wir eine weitere Fahrgelegenheit abwarten mußten. Vor dem Wohnhause Oliveira's wurde eben — es war Sonntag — die Messe celebrirt. Nach Schluß derselben begrüßte uns der Verwalter der Plantage, ein deutscher Landsmann, aus Westfalen gebürtig. Er machte uns zunächst die erfreuliche Mittheilung,

daß in einigen Tagen ein Boot der Firma nach Kalúmbo abgehen werde, das wir zur Weiterfahrt benutzen könnten. Dann wies er uns für die Dauer unsers Aufenthalts ein Zimmer im Hause an. Dasselbe bot zwar die Annehmlichkeit eines trockenen Raums, beherbergte aber ebendeswegen auch das verschiedenartigste Ungeziefer, das vor der sonst überall herrschenden Nässe hierher geflüchtet war. An die Decke hatte eine zierliche weißbrüstige Schwalbe ihr Nest gebaut; es unterschied sich von dem unserer heimischen Hausschwalbe nur dadurch, daß es am Ein- und Ausgang röhrenförmig verlängert war.

Draußen in der Umgebung waren noch allerwärts die greulichen Spuren der Ueberschwemmung sichtbar. Wo vorher wallende Zuckerrohrhalme das Auge erfreuten, dehnte sich jetzt, durch einen Damm vom Kuánsa getrennt, ein weiter Teich aus, dessen Wasser nur sehr langsam verdunsten und durch das Erdreich zum Flusse zurücksickern kann. Zahlreiche Hände arbeiteten an der Erhöhung des Dammes: nach meiner Ansicht eine vergebliche Arbeit, solange man nicht das Flußbett vertieft, das im Gegentheil mit jedem Jahre seichter wird; denn da in der Regenzeit das Wasser beinahe um 6 Meter steigt, bleibt immer die Gefahr, daß es den Damm überflutet oder durchbricht. Weniger gelitten hatte das linke Ufer, auf dem das Besitzthum Oliveira's sich weiter, als ich geglaubt hatte, nach Süden erstreckt.

Wie an dem Damme, so wurde auch sonst überall fleißig geschafft, um die zerstörten Gebäude wieder aufzubauen, die unbrauchbar gewordenen Pumpwerke, Brunnen, Wasserleitungen, die Abzugsgräben, Schleusen und Drainröhren wieder in Stand zu setzen. Neben dem unermüdlich thätigen, man könnte sagen allgegenwärtigen Verwalter war es der für die Plantage angestellte Priester Lazaro Antonio Luiz de Sá, ein Portugiese aus Indien, wahrscheinlich einer Mischehe entsprungen, welcher durch Lehre und Beispiel die Leute — damals noch Sklaven — zur Arbeit anfeuerte. Nach im Hause abgehaltener Frühmesse ging er täglich mit ins Feld hinaus, oft eine Meile weit; dort leitete und

beaufsichtigte er die Arbeiten, ja man sah ihn, wo es nöthig, selbst mit Hand anlegen. Und auch während der dreistündigen Mittagsrast, die den Sklaven vergönnt war, blieb er bei ihnen, unterrichtete die Kinder und belehrte die Männer und Frauen nicht blos in der Religion, sondern in vielen nützlichen praktischen Dingen. Wahrlich, dieser Priester erfüllte würdig seinen Beruf; ihn sollten die Missionare sich zum Muster nehmen!

Mit der Plantage Bom Jesus war zugleich ein bedeutendes Handelscomptoir verbunden. Die am linken Flußufer wohnenden Kissāma-Neger brachten die Producte ihres Landes, namentlich Kopalharz, Erdnüsse, Palmöl und Baumwolle, in langen, nach unten sich verengenden Körben, die aus dem Bast des Affenbrotbaums geflochten und an einem Stirnbande auf dem Rücken getragen werden, hierher zum Verkauf oder zum Austausch gegen europäische Waaren. An der Spitze des Handlungspersonals standen zwei Portugiesen, deren weiße Frauen sich in die Beaufsichtigung der Sklavinnen theilten, welche die Arbeiten im Hause, in den Magazin- und Fabrikgebäuden und auf dem Hofe zu verrichten hatten, wie die Anfertigung von Säcken aus Baobabfasern, die Reinigung der rohen Baumwolle und deren Einpressung in Ballen.

So oft ich in Angola mich mit dortigen Ansiedlern unterhielt, kam das Gespräch auf die Folgen, welche die völlige Aufhebung der Sklaverei für den Plantagenbetrieb haben würde. Fast einstimmig behaupteten sie, ohne Sklaven sei es unmöglich, Pflanzungen anzulegen oder die bestehenden zu erhalten; die freien Eingeborenen würden sich nie zu der erforderlichen regelmäßigen ausdauernden Arbeit bequemen, sondern lieber, wie bisher, eine Zeit des Jahres als Karavanenträger einen kleinen Verdienst suchen, und auch die thätigern Krüneger wären, als geborene Seeleute, nicht für den Landbau verwendbar: woher sollten also die nöthigen Arbeitskräfte kommen? Ich theile diese Meinung nicht, glaube vielmehr, daß die Ausrottung der Sklaverei wie in moralischer, so auch in materieller Hinsicht ein Segen für die Colonie

sein würde. Freilich müßten gleichzeitig die für das Gedeihen des Landes unentbehrlichen Einrichtungen ins Werk gesetzt werden. Hierzu rechne ich in erster Linie die Anlage und Unterhaltung von Wegen, die zu jeder Jahreszeit mit Ochsenkarren, den in Südafrika gebräuchlichen scotch carts, zu passiren sind. Könnte man auf solchem Lastfuhrwerk die Producte aus dem Innern an die Küste befördern, so würden keine Menschen mehr als Lastträger gebraucht, und die bis jetzt in den Karavanen hin- und herziehenden, dann aber zur Seßhaftigkeit gezwungenen Hunderttausende von Negern ließen sich gewiß leicht als Lohnarbeiter für die Landwirthschaft gewinnen. Auch die Schwierigkeit, in der Küstenregion, wo kein genießbares Futter wächst, das Zugvieh zu ernähren, fiele dann fort; denn man würde aus den saftigen Gräsern der Berg- und der Hochebenen-Region Heu bereiten und die Ebene mit dem Bedarf daran versorgen können.

Alle die Vortheile fahrbarer Verkehrsstraßen kämen natürlich in noch weit höherm Grade zur Geltung, wenn die längst projectirte Eisenbahn von Loánda nach Ambáka, die ziemlich parallel mit dem Kuánsa gehen soll, gebaut würde. Durch sie verlöre auch der Aufenthalt in Angola viel von seiner Gefährlichkeit für europäische Ansiedler und Reisende, weil damit den am Fieber Erkrankten die Möglichkeit schneller Luftveränderung geboten und man nicht mehr zu langem Verweilen an einem ungesunden, von Miasmen inficirten Orte genöthigt wäre.

Am 9. September verließen wir Bom Jesus und fuhren in einem kleinen schnellsegelnden Boote stromab bis Kalūmbo, um von hier auf dem Landwege nach Loánda zu gehen. Der Ort Kalūmbo wurde 1577 von Diaz de Novaes gegründet. In der Nähe befinden sich zwei einem Portugiesen und einem Mulatten gehörige Pflanzungen, auf welchen Baumwolle, Zucker und besonders viel Gemüse für die Hauptstadt gebaut wird. Die modrigen Dünste aus den Mangrowenwäldern der Kuánsamündung, die vom Seewinde herübergeweht werden, machen jedoch den Aufenthalt in Kalūmbo äußerst gefährlich für den Fremden, und wir beschlossen

deshalb, nicht hier zu bleiben, sondern die kühlen Nachtstunden zur Reise zu benutzen.

Während die nöthige Anzahl Tipojaträger für uns angeworben wurde, statteten wir dem Chef von Kalúmbo, de Rozas, unsern Besuch ab. Hier traf ich einen Empregado des holländischen Hauses, der eine Zeit lang im deutschen Hospital in Tschinschöscho verpflegt worden war, und empfing von ihm die Mittheilung, daß der Besitzer der an die Station angrenzenden Factorei, der getreue Freund und Nachbar der Deutschen, dem heimtückischen Fieber zum Opfer gefallen: eine mich tief erschütternde Kunde.

Erst nach Sonnenuntergang waren die Träger zum Abmarsch fertig. Rasch trabten sie nun mit uns vorwärts. Um 11 Uhr wurde bei Kawüa ein kurzer Halt gemacht. Bis dahin hatten wir hellen Mondschein gehabt; jetzt wurde es dunkel, und um 3 Uhr zwang uns die völlige Finsterniß, in Kamäma liegen zu bleiben und den Anbruch des Tages zu erwarten. Eine Stunde später konnten wir beim ersten Morgengrauen unsern Weg fortsetzen, und um 7½ Uhr früh war Loánda erreicht.

Beide ganz erschöpft durch die nächtliche Reise und von Fieberfrost geschüttelt, ließen wir uns ins Hotel Afrika tragen, wo wir drei Tage im Bett zubringen mußten, bis wir die schmuzige Herberge wieder zu verlassen im Stande waren. Mein Gefährte bezog das Haus eines holländischen Kaufmanns in der cidade alta, ich fand in dem am Strande gelegenen Agenturgebäude der Afrikaanschen Handelsvereeniging gastliche Aufnahme und Pflege. Nach einigen Tagen scheinbarer Besserung stellten sich die Schmerzen in der Brust wieder bei mir ein, verbunden mit Athmungsbeschwerden, einem quälenden Husten und häufigem Blutauswurf. Der Arzt erklärte meine Krankheit für einseitige Lungenentzündung — es war wol nur ein Bronchialkatarrh — und verordnete außer dem gewöhnlichen Causticum auf den Rücken eine Medicin, von der ich jede Stunde des Tages wie der Nacht eine Dosis nehmen mußte.

Zwei volle Wochen hatte ich so gelegen, ohne Schlaf und fast ohne etwas genießen zu können, da wurde endlich der vom Süden kommende englische Postdampfer signalisirt, und gleichzeitig lief auch der portugiesische Postdampfer ein, auf dem sich Herr von Homeyer zur Rückfahrt nach Europa einschiffen wollte. Die Freude, bald wieder das freie Meer zu befahren, ließ mich für den Augenblick alle Schmerzen vergessen; ich packte meine Effecten und fuhr, von zwei Holländern begleitet, in einem Boote an Bord des Congo. In der Nacht vom 28. zum 29. September lichtete das Schiff die Anker.

Die Passagiergesellschaft des Congo bestand aus englischen, portugiesischen und spanischen Kaufleuten, die ihr wüstes Treiben von Loánda hier auf dem Schiffe fortsetzten. Viele Europäer, wenn sie in Angola reich geworden und im Begriff sind, mit dem erworbenen Vermögen nach der Heimat zurückzukehren, vergeuden in der Colonialhauptstadt ihre ganze Habe im Spiel und Trunk und müssen dann wieder von vorn anfangen. Von einem der Passagiere, einem Portugiesen, wurde mir erzählt, er habe früher als Kunstreiter Europa und Amerika durchzogen und sich dabei eine Menge fremder Sprachen angeeignet. Wirklich hörte ich ihn mit jedem von der Schiffsgesellschaft in dessen eigener Sprache reden, und mir gegenüber rühmte er sich, daß er am Congostrom dem Professor Bastian bei seinen linguistischen Arbeiten behülflich gewesen sei.

Die Seeluft that mir wieder außerordentlich wohl, und schon glaubte ich auf völlige Genesung hoffen zu dürfen. Allein mit der erschlaffenden geistigen Erregung ließ auch die Spannkraft des Körpers nach, die Brustschmerzen machten sich in stärkerm Grade fühlbar, die Füße schwollen mir an, und bald war ich bei Tage wie bei Nacht an den Korbstuhl festgebannt, den mir der aufs zuvorkommendste um mich besorgte Schiffsarzt durch den Chief-Steward in meine Cabine hatte stellen lassen. Als der Dampfer am 3. October vor Lándana Anker warf, vermochte ich nicht die Treppe hinabzusteigen, man mußte mich, in meinem Stuhl an die

Lehne gebunden, mit der Krahnkette zu einem der Tschiluángo-Factorei gehörigen Boote hinunterwinden. Sobald ich ans Land gebracht worden, sandte ich durch einen Boten ein paar mich anmeldende Zeilen nach Tschinschóscho voraus und folgte selbst unmittelbar darauf in der Tipoja. Welch bitteres Gefühl überkam mich beim Anblick der Station, die ich im Februar so hoffnungsvoll verlassen hatte und nun mit gebrochener Kraft und zerrütteter Gesundheit wiedersah!

XII.

Wieder in Tschinschóscho.

1. Krankheitstage.

Giftwinde, eurem Qualme
Erliege seine Kraft!
Freiligrath.

Westafrika bereisen und krank werden — sind, wenigstens jetzt noch, zwei unzertrennliche Dinge. Meine Reiseschilderung würde demnach eines wesentlichen Moments entbehren, wenn ich ihr nicht auch ein Bild von dem Verlauf meiner Krankheit hier einfügte.

In den ersten Tagen nach meiner Ankunft in Tschinschóscho konnte ich das Bett nicht verlassen; zu dem Brustleiden hatte sich ein Kehlkopfkatarrh gesellt, und ein angreifender Husten quälte mich so unaufhörlich, daß nur Opiumgaben mir kurze Stunden der Ruhe verschafften. Dank den fürsorglichen Bemühungen unsers Arztes nahm indeß die Krankheit allmählich eine Wendung zum Bessern; ich durfte den Tag außer Bett zubringen, mußte jedoch streng das Zimmer hüten; die Thür, die Fensterluke, die Lattenwände des Giebels waren mit Gummidecken verhangen, damit kein Luftzug hereindringen konnte. An Beschäftigung fehlte es mir nicht. Als ich meine Koffer, die seit der Abreise von M-pŭngu an dóngo, einer sogar seit Juni verschlossen gewesen, jetzt aufmachte, sah es echt afrikanisch darin aus. Zwar vor Insektenfraß hatte ich die Sachen durch Einstreuen von Kampher und andern scharfriechenden Droguen bewahrt, aber um so dichter waren sie mit Rost und Schimmel überzogen. Die Metallgeräthe mußten geputzt und frisch geölt, die Bücher, besonders die Leder

einbände abgerieben und alles fleißig gelüftet werden. Abwechselnd leisteten mir die Hausgenossen theilnehmende Gesellschaft. Sie unterhielten mich von der Krankheit und dem Tode unsers allgemein betrauerten Nachbars Moreira, von den unter den Eingeborenen ausgebrochenen Unruhen, deren Opfer beinahe ein Expeditionsmitglied, der Mechaniker Lindner, geworden wäre, indem er durch einen meuchlerischen Schuß, zum Glück nicht gefährlich, verwundet wurde, von den unternommenen Ausflügen an den Kuïlu, von dem Benehmen der Neger, welche die Expedition vor 10 Monaten aus dem Süden, aus Novo Redóndo hatte nach Tschinschóscho kommen lassen, und von den sonstigen Ereignissen während meiner Abwesenheit. Auch ein neuer Bewohner der Station, der vor kurzem von Ponta negra zu uns gebrachte junge Gorilla, derselbe, welchen später Dr. Falkenstein als ersten seines Geschlechts glücklich nach Europa übergeführt, verkürzte mir durch seine possirlichen Kraftproben manche müßige Stunde.

Allein auf diese Zeit der Reconvalescenz folgte ein schwerer Rückfall, so schwer, daß wochenlang mein Leben in dringendster Gefahr schwebte. Am 10. October stellte sich heftiges Fieber ein. Heiß und bleiern lastete die Atmosphäre auf mir, viel heißer noch strömte das Blut durch meine Adern, dann wieder bedeckte mich ein kalter, klebriger Schweiß. Im Kopf, in den Schläfen und über den Augen empfand ich quälende Schmerzen, und wie Paukenschläge dröhnte es mir in den Ohren; die Zunge war trocken, ein unangenehm bitterer Geschmack im Munde, verursacht durch reichliche, aber wirkungslos bleibende Gaben Chinin, benahm mir allen Appetit, ich konnte nichts genießen als Früchte: Bananen, Marakudschas und Sapsaps, etwas frische Ziegenmilch und große Quantitäten Limonade. Trotzdem zeigte der Harn starken Eiweißgehalt. Zuerst auf dem rechten Auge, und dann auch auf dem linken, bildeten sich mikroskopisch kleine Geschwüre, meine Sehkraft begann zu schwinden, und oft vermochte ich die nächsten Gegenstände nicht zu erkennen. Dazu kam als das Unerträglichste vollständige Schlaflosigkeit; keine Fieberphantasien umhüllten mein

Bewußtsein, Tag und Nacht zermarterte ich mein Hirn mit dem aufreibenden Gedanken an das abhanden gekommene Ausrüstungsgepäck und die dadurch verlorene kostbare Arbeitszeit.

Seit dem 12. October hatte sich das bisherige Tertianfieber in ein zehntägiges Quotidianfieber verwandelt. Gegen Abend am 6. November machte Dr. Falkenstein eine noch ernstere Miene als gewöhnlich; er hatte in meinem Harn neben Eiweiß auch Blutkörperchen gefunden. Die Krankheit war also in das wirkliche, so oft tödlich verlaufende Febris remittens haemorrhagica*) übergegangen. Nun verordnete er eine kalte Abreibung und ließ mich 2 Gramm Chloralhydrat, in einem Glas Wasser aufgelöst, und eine halbe Stunde später noch 1 Gramm einnehmen. Hierauf fielen mir die Augen zu, und ich versank in tiefen Schlaf. Als ich am folgenden Morgen erwachte, fühlte ich mich wie neugeboren. Die Macht der Krankheit war gebrochen. Auch die drei nächsten Abende nahm ich jedesmal 3 Gramm Chloralhydrat, von da an noch bis zum 6. December 2½ und einmal gegen wüthende Zahnschmerzen 4½ Gramm, ohne irgendwelche schlimme Nachwirkung, wie sie beim Genuß anderer Hypnotica selten ausbleibt, davon zu verspüren. Zur Vertreibung des immer noch bisweilen repetirenden Fiebers brauchte ich nebenbei Chinin, das sich jetzt wirksamer erwies. Nachdem erst Schlaf und Appetit zurückgekehrt waren, hoben sich auch rasch die Kräfte wieder, und meine gute Natur besiegte den letzten Rest des lebensfeindlichen Krankheitsstoffs.

Ich kann nicht von meiner Krankheit reden, ohne der treuen, aufopfernden Pflege meines Moleque Malōnde rühmend zu gedenken. Malōnde war ein Negerbursche aus dem nächsten Dorfe. Sein Gesicht verunstalteten eine breitgedrückte Nase und ein sehr großer wulstiger Mund, auch seine Geistesgaben standen hinter

*) In der „Deutschen militärärztlichen Zeitschrift", Jahrg. 1877, hat Dr. Falkenstein die sechs ihm zur Behandlung gekommenen Fälle dieser Krankheit ausführlich beschrieben.

denen unserer andern „Kinder", wie wir unsere Hausburschen nannten, zurück; aber der treuherzige Blick seiner Augen gefiel mir, darum hatte ich ihn bei meinem ersten Aufenthalt in Tschinschóscho zum Diener angenommen, und er lohnte mir das Vertrauen und die Freundlichkeit, mit der ich ihn stets behandelte, durch eifrigen Gehorsam. Kaum hörte er, daß ich wieder da sei, als er sich unaufgefordert auf der Station einstellte und von neuem den Dienst bei mir antrat. Er wich Tag und Nacht nicht von meinem Lager, sah mir jeden Wunsch an den Augen ab, suchte mich auf seine Weise zu erheitern, kurz seine wohlthuende Anhänglichkeit ließ mich leichter die lange trübe Leidenszeit überstehen.

2. Kampftage.

So tobt der Kampf im Palmenthal!
Freiligrath.

Das Verhältniß zwischen den Eingeborenen und den Handelsfactoreien der Weißen an den Ufern des Tschiluángo, im sogenannten Rio, das schon lange ein sehr gespanntes war, artete jetzt in offene Feindseligkeiten aus. Von den Negerstämmen, welche die Gebiete zu beiden Seiten des Flusses innehaben, wurde bald diesem, bald jenem Hause, mit dem sie in Streit geriethen, ein beladenes Boot fortgenommen und nur gegen Empfang einer Abfindungssumme wieder herausgegeben. Anfangs Debember 1875 schickte eine französische Firma in Lándana ein Boot mit leeren Säcken den Tschiluángo hinauf nach ihrer Factorei Tschiüme. Dasselbe fiel in die Hände des Mataende, eines Hauptanführers der feindlich gesinnten Neger, wurde aber von ihm, weil er keine lohnende Beute darin fand, nach Lándana zurückgesandt und zwar mit der höhnischen Botschaft an die Firma: sie solle doch künftig Waaren in ihr Boot laden, damit es der Mühe werth sei, es wegzunehmen. Da dieser Schimpf ungerochen blieb, wurden die Schwarzen noch dreister: sie spannten Seile quer über den Fluß,

sodaß kein Fahrzeug passiren konnte. Nun endlich sahen die Kaufleute ein, daß gemeinsame Schritte zur Abwehr gethan werden müßten. Es wurde auf den 9. December ein Palawer in Lándana angesetzt, auf dem über die Streitigkeiten verhandelt werden sollte, und der Mataende aufgefordert, bei demselben zu erscheinen. Auch an uns erging die Einladung, wir möchten daran theilnehmen und, um den Eingeborenen zu imponiren, wo möglich alle unsere Leute mitbringen.

Wir Deutschen in Tschinschóscho, von den Eingeborenen Magánga milüngo, d. h. Medicin-Priester, genannt, hatten zwar weniger unter der allgemeinen Misstimmung gegen die Weißen zu leiden, besonders so lange der M-bóma von Yénga, ein verständiger und bei dem Volke sehr angesehener Mann, als Dolmetscher in der Station fungirte. Nach dessen Tode aber gestaltete sich das Verhältniß schon etwas ungünstiger. Die Neger fingen öfters mit unserm Nachbar Figueiredo Händel an, und wir erklärten dem M-fümu, falls es zu Thätlichkeiten kommen sollte, würden wir der Factorei beistehen. Mehrmals waren auch unsere für die Expedition angeworbenen fremden Neger, wenn sie im Makünga-Thal Holz und Wasser holten, mit den Eingeborenen handgemein geworden. Alles das trug dazu bei, daß die frühere Sicherheit sich abschwächte und keiner von uns mehr ohne Waffen umherschweifen durfte. Immerhin lag es demnach auch in unserm Interesse, mitzuhelfen, daß der erschütterte Respect vor den Weißen wiederhergestellt werde, und so entsprachen wir dem Gesuch der in Lándana versammelten Kaufleute.

Das Palawer verlief indeß resultatlos wie alle frühern zu gleichem Zweck abgehaltenen. Kurzsichtiger Egoismus, Concurrenzneid und Mangel an Energie verhinderten das Zustandekommen gemeinschaftlicher Maßregeln. Einzelne verständigten sich hinter dem Rücken der andern mit den triumphirenden Schwarzen durch Zugeständnisse ihrer unberechtigten Forderungen, und die Dinge gingen ihren alten Gang. Das beleidigte französische Haus war feig genug, statt daß es auf Genugthuung hätte dringen sollen,

lieber die Auflösung seiner Factorei zu beschließen. Es sandte am 3. Januar einen kleinen Dampfer, die Fanny ab, welcher die in Tschiūme aufgespeicherten Güter und das Handlungspersonal von dort abholen sollte. Damit das Schiff vor Angriffen der Neger gesichert sei, wurde ihr beliebtester Häuptling, der Tschikōnde, dessen man sich in Lándana durch List bemächtigt hatte, als Geisel auf demselben mitgeführt. Unbelästigt gelangte die Fanny bis Tschiūme; dort aber erwartete sie am Ufer ein Haufen von bewaffneten Eingeborenen, der mit wildem Geschrei die Freigebung des Tschikōnde forderte und im Weigerungsfalle die Factoreigebäude sammt allen darin befindlichen Vorräthen niederzubrennen drohte. Obgleich das Schiff mit einer Kanone armirt war, wagte man nicht, der aufrührerischen Rotte Widerstand entgegenzusetzen, sondern lieferte ihr den Gefangenen aus.

Solche Schwäche auf seiten der Weißen mußte natürlich die feindlichen Eingeborenen zum Beginn förmlicher Kriegsoperationen ermuthigen. Als am nächsten Tage die Fanny mit ihrer eingenommenen Ladung den Strom hinabdampfte, fand sie ihn unweit der Mündung wieder gesperrt, und ehe die Barrikade durchbrochen werden konnte, fiel aus den Wipfeln mehrerer am Ufer stehender Bäume ein Hagel von Schüssen auf das offene Deck. Einer von der Mannschaft wurde getödtet, zwei waren schwer, vier leicht verwundet. Die Fanny feuerte einige Kanonenschüsse nach dem Ufer ab und erzwang sich dann die Durchfahrt bis zum sichern Hafen der Factorei von Mr. Phillips. Von dort brachten Krūleute die Verwundeten in Tipojen zu uns auf die Station, wo ihnen Dr. Falkenstein den ersten Verband anlegte.

Die Aufregung, welche die Kunde von der frechen Attake unter den Weißen hervorrief, war unbeschreiblich. Es hieß, die Meuterer sind im Anmarsch auf Lándana. Ein Alarmschuß dröhnte von dem holländischen Hause herüber, an dem Mast desselben wurde die weiße Nothflagge aufgehißt; zum Zeichen unserer Bereitschaft zogen auch wir eine weiße Flagge auf. Ich läutete mit der großen Glocke unsere kampflustigen, meist dem kriegerischen

M-balündu-Stamm angehörigen Stationsneger zusammen; sie erhielten Miniégewehre und Patronen und scharten sich unter Anstimmung eines wilden Kriegsgesangs um unsere deutsche Fahne, die Künga, der stärkste und größte von ihnen, hoch im Winde flattern ließ. Die 42 Mann formirten sich in drei Züge, geführt von den Hauptleuten Janeiro I., Janeiro II. und Luiz, welche mit Zündnadelgewehren bewaffnet waren, und meine drei Genossen zogen mit der Truppe nach Lándana ab, während ich, unser Dolmetscher Ngó und die Weiber allein in Tschinschóscho zurückblieben.

In Lándana eingerückt, besetzten die Unsrigen auf Wunsch des Superiors der französischen Mission, des gelehrten Père Duparquet, die Anstalt der Congrégation du Saint Esprit et de l'immaculé cœur de Marie, zum Schutz gegen einen feindlichen Ueberfall. Hier versammelten sich auch in der Nacht die Kaufleute zur Berathung; gegen die Stimmen derjenigen, welche auch jetzt noch einen gütlichen Ausgleich wollten, beschloß man endlich den Krieg.

Am andern Tage früh marschirte das Heer, außer unserer Truppe zehn Weiße mit etwa hundert Krumános, auf das hinter dem ersten Vorberge gelegene Negerdorf Lewüla los, dessen Bewohner zu den Haupträdelsführern der Rebellion gehörten. Das Dorf wurde von den Unsern, die in vorderster Reihe kämpften, nach lebhaftem Gewehrfeuer eingenommen, wobei der Feind einen beträchtlichen Verlust an Todten und Verwundeten erlitt, doch leider auch einer unserer bravsten Leute, der treue Tōna, sein Leben einbüßte. Damit galt der Feldzug als beendigt. Die Eingeborenen versuchten zwar noch einige nächtliche Angriffe auf die Missionsanstalt, wurden aber von der Besatzung stets mit blutigen Köpfen heimgeschickt, und als dazu die Nachricht eintraf, ein englisches Kriegsschiff von Banāna und ein französisches vom Gabūn würden binnen kurzem die Rhede von Lándana anlaufen, da war wenigstens äußerlich die Ruhe bis auf weiteres wiederhergestellt.

3. Friedenstage.

Ich bin so hold den sanften Tagen.
Uhland.

Während meiner Abwesenheit hat sich vieles in der Station verändert. Der Zaun nach dem Meere zu ist niedergerissen und dafür der Klippenrand mit einem rohen Geländer versehen worden, an das sich nun die Seitenzäune unmittelbar anschließen. Um für die Hütten der aus M-balúndu gebrachten Neger Raum zu gewinnen, mußte der Hof gegen Norden bedeutend erweitert werden. Diese Hütten, jede durch einen Strick von der Nebenhütte abgegrenzt, nehmen mehrere gerade Reihen ein. In der Mitte des Hofes steht eine offene Halle, ein Schutzdach für die Arbeiter gegen den mittäglichen Sonnenbrand. Das ganze Leben auf der Station erhielt als nothwendige Folge der stattgefundenen Vermehrung des Personals einen straffern, fast militärischen Zuschnitt.

Wieder im Vollbesitz meiner Gesundheit, erhebe ich mich, wie früher gewohnt, zeitig vom Lager. Schon vor Sonnenaufgang, d. h. vor 6 Uhr morgens, stehe ich am Rande der Klippe und athme mit Wohlbehagen die kostbare Seeluft. Noch ist es still, die andern Bewohner der Station schlafen noch, oder die Kühle des Morgens hält sie in ihren Häusern und Hütten. Der erste, der nach mir heraustritt, ist Ngó, unser Dolmetscher; er begrüßt mich nach Negerweise, und ich spreche mit ihm über die Arbeiten des kommenden Tages, über Wirthschaftsangelegenheiten, über den Ausfall der Ernte; dann eilt er hinunter an den Strand und badet sich in der frischen Meerflut: ich sehe zu, wie seine muskulösen schwarzen Glieder auf- und untertauchend die weißen Schaumwellen zertheilen. Inzwischen haben sich vor dem Wohnhause wol 20 Frauen und Mädchen gesammelt, die Manioc, Mais, Bataten, Tschikuánga, Eier und andere Lebensmittel zum Verkauf bringen (nur die Früchte der Oelpalme werden immer von Männern gebracht). Neben ihren Körben auf den Knien hockend, harren sie geduldig, bis die Thür des Eßzimmers sich öffnet und unser Intendant Lindner den Tagesbedarf von ihnen einkauft.

Jetzt spielen die ersten Strahlen der Sonne in den zartgezeichneten Palmenkronen des Dorfes Lusāla. Ich läute die Glocke, die unsere Neger zur Arbeit ruft. Vor der großen Halle treten sie bis auf einige Krankgemeldete vollzählig an. Ein Theil wird beordert, Wasser, ein anderer, Holz zu holen, ein dritter, im Walde Gerten zu schneiden zur Ausbesserung des Zauns; einer, ein guter Schütze, soll Vögel schießen für unsere ornithologische Sammlung. Alle übrigen haben auf den zur Station gehörigen Feldern zu arbeiten. Nur einige Frauen bleiben zurück, welche das Mittagsmahl für die Leute bereiten: Bohnen oder Mais und getrocknete Mossāmedes-Fische, bisweilen auch etwas Fleisch.

Der Stationschef ist nicht daheim, an seiner Stelle habe ich die Leitung der Feldarbeiten übernommen. Ich trete durch die Pforte hinter der Station ins Freie. Seit ich einst den kleinen Garten am Hause angelegt, hat man zwischen der Station und der Factorei Lusāla und weiter nördlich im Schlangengrunde weite Flächen mit Mais, Manioc, Erdnuß und Erderbsen, Bohnen, Bataten und andern Feldfrüchten bepflanzt. Auch ein Sorghumfeld, wozu ich die Samenkörner aus Angola mitgebracht, liegt dazwischen, das erste an der Loangoküste; die starken Halme mit den breiten Blättern neigen sich unter der Wucht von vier bis fünf gefüllten Aehren zu Boden. Ein neues Stück Land wird eben zum Maisbau hergerichtet. Mit eisernen Hacken werden die Graswurzeln aus der schon durch einige Regengüsse gelockerten Erde gerissen, die Milettien- und Vernonienbüsche ausgerodet, zuletzt wird all das dürre Zweig- und Wurzelwerk zusammengehäuft und verbrannt. Dabei kommt manches verborgene Gethier zum Vorschein, und ich habe Fläschchen und Kästchen bei mir, um Seltenes für meine Sammlung mitzunehmen. Hier windet sich eine kleine grüne Schlange am Boden; ich sehe, ihr Hals unmittelbar hinter dem Kopfe ist mit einer Gerte zugeschnürt, sodaß sie den aufgesperrten Rachen, in dem die nadelscharfen Giftzähne sichtbar sind, nicht mehr schließen kann. Auf mein Befragen, warum man das Thier nicht lieber tödte, erklärt

mir der Aufseher: Wir wollen uns an ihm rächen; mit der Gerte um den Hals haben wir das Leben in ihm festgebunden: nun muß es immerfort leben und kann doch nicht mehr fressen und beißen. Die Neger besitzen große Gewandtheit im Ergreifen von Schlangen; den richtigen Moment abpassend, umklammern sie blitzschnell mit Daumen und Zeigefinger den Hals des Thieres und machen es dadurch wehrlos. Bei den Muselóngos am Congo verstehen sich die N-gangas aufs Zähmen und Abrichten der Schlangen.

An der Nordostecke des Gehöfts sind Weiber mit der Aussaat von Mais beschäftigt; sie hacken mit der einen Hand kleine Löcher in den Boden, werfen mit der andern die goldgelben Saatkörner, die sie in ihrem Hüfttuch tragen, hinein und treten im Weiterschreiten das Loch mit dem Fuße wieder zu. In einem jungen Maniocfelde wird das Unkraut ausgejätet und auf den erhöhten Beeten die Erde um die Wurzeln der Knollenpflanze gelockert; auch einzelne Maisstauden sprossen zwischen den Maniocbüscheln hervor. An den von Kürbisranken überzogenen Rändern des hohen Sorghumfeldes, dann zwischen einer Allee von Bananen-, Brotfruchtbaum-, Sapsap- und N-könde(Anona squamosa, sweet sop, pomme de canelle)-Stecklingen, wie sie überall die Pflanzung durchziehen, hingehend, gelange ich zum Schlangengrunde. Dort ist die Maisernte schon im Gange; die reifen Kolben werden mitsammt ihrer Hülle ausgebrochen und in Kisten gelegt, von denen jede einzeln, sobald sie gefüllt ist, nach dem Stationshofe getragen wird; die abgeernteten Stauden werden ausgerissen, auf Haufen geworfen und entweder verbrannt oder als Lagerstroh für unser Vieh eingebracht. Der Aufseher berichtet mir, daß heute bereits zwanzig Kisten voll Kolben nach Hause geschafft wurden, unter Vorzeigung ebenso vieler von Ngó ausgestellter Empfangsscheine. Vom Waldrande her schallt knatterndes und knisterndes Geräusch; ein neues Stück Land soll urbar gemacht werden. Man schlägt das Unterholz mit Knitteln nieder und fällt die kleinern Bäume durch Macheteshiebe; die großen

Bäume aber läßt man stehen. Ein paar Tage bleiben die umgehauenen Stämmchen, die Aeste und Zweige, die Ranken und Wurzeln zum Dörren in der Sonne liegen, dann werden sie klein gehackt und angezündet. Ihre Asche düngt den lockern Waldboden; nachdem noch die tiefer in der Erde steckenden Wurzeln ausgerodet sind, werden schmale hochkantige Beete aufgeworfen, spannenlange Aststücke von reifen Maniocpflanzen hineingesenkt, dazwischen auch Maiskörner gesät. Fallen nun einige Regen, so sprießen in wenigen Wochen die grünen schlanken Blätter der Getreidestauden und die zarten Schößlinge der Maniocbüschel aus dem fruchtbaren Erdreich.

Das Stück Land, das vom Buschwalde bis fast an den Rand der zum Meere abfallenden Böschung reicht, ist unser Küchengarten. Auf schnurgerade abgestochenen Beeten stehen hier schon in üppigen Samenstauden Radieser, fruchtreiche Tomatenbüsche, misrathene Zwiebeln, vielversprechende Kohlköpfe, Abelmoschusstauden, deren Kapseln eben Kuánga, unser Koch, für den Mittagstisch abpflückt und zu den rothbäckigen Liebesäpfeln, den bräunlichgrünen dünnen Schoten der Vigna (sinensis, catjang) und den Salatköpfen in seinen Korb legt. Ich sage ihm im Vorbeigehen, er möge nicht vergessen, einige Erdnüsse für unsere Affen von dem Felde mitzunehmen, das an die eine Seite des Küchengartens stößt, während die andere von einem großen Batatenfelde begrenzt ist. Innen ist der Garten eingefaßt von langen Beeten zweier Bohnenarten, Phaseolus Mungo und lunatus, von Cajanus- und Pimentsträuchern und von den an Stöcken emporgeschlungenen Ranken der Luffa (acutangula), deren unreife Früchte eßbar sind, die wir aber zur Saat reif werden lassen. Zwischen dem letzten Beet und dem Abhange befindet sich ein Wasserloch, das auch in der kalten Jahreszeit nicht ganz austrocknet, folglich unserer Anlage sehr zu statten kommt. Zwei Arbeiter sind dabei, es tiefer auszugraben, damit bei den starken Niederschlägen der kommenden Monate sich eine größere Menge Wasser darin sammeln kann.

Ich bin zu Ende mit meinem Rundgang, auf welchem ich überall unsere Leute fleißig und unverdrossen am Werke fand. Freilich hat es nicht wenig Mühe gekostet, bis die M=balūndu-neger sich zur Arbeit gewöhnten. Viele liefen davon, einer weit ins Innere bis an den Congo; die meisten aber kamen zurück, warfen sich vor unserm Hause nieder und aßen Staub zum Zeichen der Unterwerfung und des Gehorsams. Das Princip, nach welchem wir sie behandelten, hieß: Reichliche gesunde Kost, regelmäßige aber nicht übermäßige Arbeit, körperliche Züchtigung nur in ganz ausnahmsweisen Fällen. Von den ansässigen Portugiesen, die ihren schwarzen Arbeitern gegenüber nach dem Recept verfahren: Viel Schläge, viel Essen, viel Arbeit (muito páo, muito pão e muito trabalho), wurden wir deshalb als unpraktische Humanisten verspottet und uns schlimme Erfahrungen prophezeit. Der Erfolg hat indeß unsere Methode vollkommen gerechtfertigt.

Um 12 Uhr kommen die Arbeiter zum Mittagsessen heim. Unter der Sombra, der schattigen Halle, stehen drei große eiserne Kessel, aus welchen die Headmen jedem seine Portion zutheilen. Nach der Mahlzeit ist den Müden eine Stunde zum Schlafen gegönnt. Nun vereinigen auch wir uns im Eßzimmer um die gedeckte Tafel; Malōnde, in reine weiße Kattuntücher gehüllt, eine rothe Flanellschärpe um die Hüften, trägt die Speisen auf.

Als um 1½ Uhr die Leute wieder aufs Feld hinausgeführt werden, ersuche ich Kamerad Lindner, meine Stelle zu vertreten, da ich den Nachmittag zu einer botanischen Excursion verwenden will. Ich habe nämlich am Tage vorher die große Freude gehabt, mein schon verloren geglaubtes Ausrüstungsgepäck wieder zu erhalten. Ueber 13 Monate hatten die Kisten in dem Factoreimagazin zu Banāna gelegen, hinter Fässern und Waarenballen versteckt; niemand wollte etwas davon wissen, und nur durch Zufall waren sie endlich wieder entdeckt worden. Zum Glück fand ich den Inhalt ziemlich unversehrt und in meinen Tagebüchern und Notizenheften nur die weißen unbeschriebenen Blätter von den Ameisen zerfressen.

Begleitet von Kimbūndu IV., der die zugeschnürte Mappe mit Pflanzenpapier, den Spatel und einen Hirschfänger zum Durchhauen des Dickichts trägt, trete ich meine Wanderung an. Ich verfolge die Bananenallee bis zum Schlangengrunde und biege dann rechts ab in den Buschwald. Wir nennen ihn jetzt den Schlangenpark, denn durch das früher undurchdringliche Dickicht, die Hänge hinauf und zu den Thälern hinab ließen wir durch unsere Leute gangbare Fußwege bahnen. Er bedeckt die wellige, nach Südwesten geneigte Bergfläche und gewährt nun hier und da einen Ausblick auf die gegenüberliegenden Hügel, die mit zackigen Dracaenenbüschen, von ferne an einen heimischen Tannenwald erinnernd, dicht bewachsen sind. Wo mir früher mit langen scharfen Dornen bewehrtes Gesträuch den Zugang versperrte, finde ich heute manche neue Blüte, und fortwährend muß Kimbūndu die Mappe auf- und zuschnüren, damit ich meine Funde sorgsam zwischen die Papierbogen einlegen kann. Auch manchen Käfer und manches vorbeischwirrende Insekt hasche ich für unsere entomologische Sammlung. Oben an der Nordostecke des Schlangenparks hört der Buschwald schon auf — seit vorigem Jahre ist wieder ein tüchtiges Stück davon durch Feuer und Eisen niedergelegt und in Ackerfeld verwandelt worden —, und ich habe nun freie Umschau westwärts auf den blauen Ocean, nach Osten in das palmenreiche Quellenthal Makūnga, und vor mir über die in frischem hellem Frühlingsgrün prangende Savane. Erst zwei Regengüsse fielen, aber sie genügten, um über die ganze vorher graue und kahle Fläche einen duftigen grünen Teppich zu breiten. Mein Weg führt mich rechts am Waldrande entlang, weiterhin durch die Maniocfelder des Dorfes Nsánga und an das linke Ufer des hier von prächtigen Raphiapalmen umsäumten Töndebachs. Kimbūndu trägt mich auf seinen breiten Schultern hinüber. Am jenseitigen Ufer pflücke ich ein schönes Wasserfarrn, Ceratopteris thalictroides mit zartgrünen, fast durchsichtigen Wedeln, und nachdem ich einige Schritte gegangen, eine Acanthacee, Coinochlamis angolensis, mit weißröthlichen Blüten. Der Hochwald,

in den ich nun eintrete, hat sich ebenfalls schon reich geschmückt. Ich durcheile ihn aber ohne Aufenthalt. Als ich mich dem Ausgang nahe, surren aus einem jüngst angelegten Maniocfelde zwei Waldhühner auf, und ein Taubenpaar mit bräunlichen Flügeln und schneeweißer Brust flattert erschreckt davon. Auf einem brachliegenden, verlassenen Felde, das schon wieder halb mit Busch- und Baumwuchs bedeckt ist, finde ich an den verschiedenen Unkräutern eine reiche Ausbeute. Während ich unter den schwanken Zweigen einer Menispermacee (Synclisia) hindurchkrieche, schlägt der dumpfe Knall eines Büchsenschusses an mein Ohr, und gleich darauf tritt der schwarze Schütze aus dem Gebüsch, ein frischgeschossenes Waldhuhn in der Hand haltend. Ich kaufe ihm den Braten ab für einige Glas Rum, auf die ich ihm mit Bleistift die Anweisung ausschreibe; bevor er den Schein zusammenfaltet, streut er vorsichtig Sand auf die Bleistiftschrift — natürlich vermag ich mich kaum des lauten Lachens zu enthalten. Dem Stand der Sonne nach mag es 4 Uhr sein. Es war meine Absicht, die Excursion bis zu dem Dorfe Putumōngo jenseit des Makūngathals auszudehnen; leider nöthigt mich aber ein rasch von Südosten heranziehendes Gewitter zu sofortiger Umkehr. Glücklich erreiche ich noch Nsánga und warte dort unter dem Vordach vor der Hütte des Dorfältesten bis das Unwetter vorübergezogen. Nach einer Stunde kann ich den Heimweg fortsetzen.

Schon auf dem Hofe der Station kommt mir Malōnde entgegen; er nimmt uns die Sachen ab und bringt sie auf mein Zimmer. Eben ist die Sonne unter den Horizont gesunken, und ich benutze rasch noch die Dämmerung — die übrigens hier nicht so gar kurz ist, wie oft mit Uebertreibung angegeben wird, denn ich konnte bis 30 Minuten nach Sonnenuntergang im Freien Gedrucktes lesen —, um die heute gesammelten Pflanzen in Löschpapier zu hüllen, und gehe dann zum Abendbrot ins Eßzimmer, wo ich die Kameraden schon versammelt finde. Es herrscht eine trübe Stimmung; wir haben die Nachricht erhalten, daß die Auflösung der Station und unsere Zurückberufung nach Europa

unwiderruflich beschlossen ist. Wehmüthig streift der Blick über das zum Theil mit unserm Schweiß Geschaffene, über die uns so liebgewordenen Räume: alles das soll wieder veröden und verfallen — o Land der Enttäuschungen! Nach dem Mahle treten wir hinaus unter den erhabenen Sternendom der Nacht; lange schauen wir schweigend auf das rastlose Spiel der Meeresbrandung zu unsern Füßen, bis einer nach dem andern, in Gedanken verloren, sein Lager aufsucht.

XIII.

Unser Thiergarten.

Meerkätzchen sind's und Löwenäffchen
Mit weißem Zahn und gelben Bäffchen,
Luftspringer, die mit Fuß und Hand,
Im Nothfall auch mit Zahn und Schwanz,
In närrisch possenhaftem Tanz
Von Ast zu Ast zum Meeresstrand
Blitzschnell hinunter voltigiren.

Wilhelm Jensen.

Entsprechend ihren wissenschaftlichen Zwecken, unterhielt die Expedition neben dem botanischen natürlich auch einen zoologischen Garten in Tschinschócho. Wolle der Leser auf meinem heutigen Rundgange mich durch den letztern begleiten.

Es ist kurz nach Tagesanbruch. Sobald ich aus der Thür meines Zimmers trete, ruft mir Kamerad Lindner's grauer Papagai „Guten Morgen, Soyaux" zu, Worte, die er von seinem Herrn täglich gehört und ihm nachsprechen gelernt hat. Zugleich kreischt der meinige seinen Namen „Figaro" und beginnt dann, das Plätschern des Wassers nachahmend, sich zu waschen; doch ehe seine Toilette beendet ist, stürzt er plötzlich mit gesträubtem Gefieder auf eine zwischen den Dachbalken schleichende Manguste los, die vor dem muthigen starken Vogel eiligst die Flucht ergreift. Noch von andern Stellen des Hofes her vernehme ich das Gekreisch verschiedener Papagaien — ein nicht eben harmonisches Concert.

Inzwischen sind auch die Affen mobil geworden. Wir haben deren eine ansehnliche Zahl, theils in einem geräumigen aus Latten

gezimmerten Hause, theils mit langem Strick um den Leib an eine hohe Stange gebunden, die einen hölzernen Kasten, an der Seite mit Eingangsöffnung versehen, auf ihrer Spitze trägt. Zuerst schlüpft „Mohr" aus dem Kasten heraus, setzt sich auf den Deckel und nickt uns, die possirlichsten Männchen machend, seinen Morgengruß herab. Bald folgen ihm mit heiserm Gekicher „Pavi" und „Jeck"; die große „Isabella" aber läßt sich stumm an ihrem Strick zur Erde gleiten, trabt um die Stange herum und sucht im Sande nach Käfern oder verstreuten Brosamen, um die gefundenen Leckerbissen zwischen die blendend weißen Zahnreihen ihres zottigen Mundes zu stecken, und der kleine graue „Großvater", der von allen immer geneckt und geknufft wird, späht mit seinen blöden Augen ängstlich aus der Oeffnung des Kastens, ohne daß er sich noch hervorzukommen getraut. Lebhafter geht es in dem geschlossenen Affenhause zu. „Der Wilde" hat die alte ehrwürdige Chimpansin „Pauline" gar zu unsanft gezwickt; nun will sie dem frechen Unhold, der sich in fabelhaft weiten Sätzen von Latte zu Latte schwingt, nachjagen, aber viel schwerfälliger als er, springt sie einmal zu kurz und stürzt jählings aus der Höhe herab. Bevor sie sich von dem Fall erheben kann, ist auch der Wilde schon wieder unten; er packt „Adelina", Paulinens jüngsten, erst wenige Monate alten Sprößling, an einem ihrer langen Ohrlappen und schleudert sie der zärtlichen Mutter in die Arme. Erschöpft gibt diese die Verfolgung des unerreichbaren Feindes auf, doch macht sie ihrer ohnmächtigen Wuth mit einer entsetzlich mistönigen Stimme Luft, die ihr wegen des Contrastes zu dem melodischen Gesange der Lucca den Namen Pauline eingetragen hat.

Doch gehen wir weiter. Den Klippenrand passirend, sehe ich unten auf dem gelben Strande zwei schwarze Vierfüßler unruhig hin und her rennen. Es sind unsere Hunde Tyras und Trine; sie verfolgen die flüchtigen Krabben oder laufen kläffend den über ihnen hinfliegenden Möven nach. Ein scharfer Pfiff von meinen Lippen, und im Nu sind die anhänglichen Thiere, die das

heiße Klima recht gut vertragen, an meiner Seite. Ich komme nun zu den Negerhütten der Station und winke meinem Lieblingsbegleiter auf Jagd- und Sammelausflügen, Kimbündo, einem schöngewachsenen etwa achtzehnjährigen Burschen, sich mir anzuschließen.

Zunächst thue ich einen Blick in die Hürde, in die unsere Schafe die Nacht über eingepferscht werden. Der schwarz und weiß gefleckte Bock von ungewöhnlicher Größe, welcher seine Schnauze schnuppernd durch die Umzäunung steckt, ist nach seinem Tode ausgestopft und nach Berlin in das Zoologische Museum gebracht worden.

Sodann kommen wir an einen starkvergitterten Kasten, den Käfig für zwei Riesenschlangen (Python sebae, in der Sprache der M-fióte: M-báma) und eine prächtig braun- und silbergezeichnete M-pīli, die schon öfters erwähnte Rhinocerosviper. Beide Gattungen sind häufig in Angola. Die letztere ist sehr giftig, meidet jedoch den Menschen; während meines dreijährigen Aufenthalts in Westafrika habe ich nur von einem Fall gehört, wo ein Neger durch den Biß einer Rhinocerosviper getödtet wurde. Auch eine Gift speiende Schlange, von den Portugiesen cuspideira, von den Eingeborenen Naja haje genannt, soll es hier und an der Goldküste geben. Schon vor mehreren Monaten eingefangen, hatten unsere drei Reptile noch nichts von der Nahrung, die man ihnen hinlegt, zu sich genommen. Uebrigens verloren wir kurz darauf alle drei. Die eine der beiden Riesenschlangen kam, nachdem sie mit der Muskelkraft ihres Leibes eine Latte aus dem Käfig gesprengt, in die Hütte des Dolmetschers Ngó gekrochen und wurde dort durch einen Gewehrschuß niedergestreckt; die andere war merkwürdigerweise in dem offenen Käfig liegen geblieben, doch befanden wir für gut, sie gleichfalls zu erschießen. Wo die M-pīli hingekommen, haben wir nie ermittelt. Meine in dem zweiten Hause wohnenden Gefährten wollten nach einigen Tagen bemerken, daß die Menge der Ratten auffallend abnehme, und vernahmen zur Nachtzeit häufig ein eigenthümlich

schurrendes Geräusch: sollte die Viper sich unter den Dielen einquartiert haben?

Innerhalb der niedrigen Umzäunung vor einem Lehmhäuschen, steht eine mit Seewasser gefüllte Wanne, die einer jungen Riesenschildkröte (greenturtle, tartaruga, Chelone viridis) zum Aufenthalt dient. Ihre Schale ist fast so schön wie die der echten Carette, von durchscheinend braunrother Farbe mit hellgelben Flecken und Flammen. Es ist dasselbe Exemplar, das nebst einer schöngetäfelten Gelenkschildkröte (Cinyxis rosea) und einer schwarzen Sumpfschildkröte (Sternotherus derbianus Gray) wohlbehalten im berliner Aquarium ankam. Riesenschildkröten werden nicht selten, besonders zur Zeit wo sie Eier legen, an der Küste gefangen. Das Fleisch schmeckt kräftig, und wenn man sich daran gewöhnt hat, recht gut, etwa wie unaufgelöstes Fleischextract. Bekanntlich haben diese Thiere ein außerordentlich zähes Leben; ich war zugegen, wie einer Riesenschildkröte mit einem scharfen Beile der Kopf abgeschlagen wurde, noch eine ganze Weile nachher klappten die Kinnladen geräuschvoll auf und zu und zermalmten in das Maul gesteckte Holzstäbchen, auch das Fleisch zuckte noch lange nachdem die beiden Schalenhälften vom Rumpfe losgetrennt waren. Eine Lederschildkröte, die am Tschiluángo gefangen wurde, hatte ein so ungeheures Volumen, daß zu ihrem Transport acht Träger verwandt werden mußten.

Kimbúndo öffnet die Thür des Lehmhäuschens, und heraus hüpft eins der zierlichsten Geschöpfe, die ich kenne, eine Zwergantilope (Cephalophus Maxwelli), von den Eingeborenen N-sésse genannt. Obwol völlig ausgewachsen und ein pfriemenförmiges Gehörn auf dem Kopfe tragend, ist sie kaum zweiunddreißig Centimeter hoch. Den schlanken Körper bedeckt ein glattes rehbraunes Fell; der Kopf, nach der Schnauze zu stark verjüngt, hat weit offene Nüstern und reizende braune Augen von sanftem, verständigem Ausdruck; die Beine vom Knie ab sind nicht stärker als mein kleiner Finger. Zutraulich frißt mir das liebe Thierchen frischgepflückte Blätter aus der Hand.

Hinter dem Antilopenhäuschen befindet sich unter einem von blühenden Marakuja umrankten Laubengange die Raupen- und Schmetterlingszucht. In den Kästen aus feinem Drahtgeflecht sind eben einige bunte Falter der Puppenhülle entkrochen. Nur kurze Stunden dürfen die Armen sich des Daseins freuen; sobald sie ihre Flügel vollständig ausgebreitet haben, werden sie durch Chloroform getödtet und an die Nadel gespießt.

Wenige Schritte davon steht die Volière, ein hohes geräumiges Haus mit Gitterwänden aus der abgeschälten und zerspaltenen Hülse von Palmenwedelstielen. Auf den Zweigen eines die Mitte einnehmenden entlaubten Baumes sitzend oder unaufhörlich von einer Wand zur andern flatternd, leben hier im vielfarbigen und vielstimmigen Durcheinander beisammen: die verschiedenen Webervögel, der gelbe, der graue, der Purpurweber und der kohlschwarze Büffelweber, Blutfinken, Tigerfinken und Blaufinken, Glanzstaare, Würger, der Bias (musicus), langspornige Lerchen, Wachteln, Francolinhühner, Ringel- und Turteltauben, die kleine unansehnliche Drossel, die „Nachtigall Westafrikas", der Criniger Falkensteinii, langschwänzige Witwen, Ziegenmelker, Schwalben, Helmkukuke, plumpe Pfefferfresser und Nashornvögel. Für Futter ist reichlich gesorgt. Flache Gefäße mit zerkleinertem Mais, Reis und Bananen sind am Boden umher aufgestellt, und für die Insektenfresser liegen dazwischen Eier und Larven enthaltende Stücke aus den Ameisenbauten der Savane.

In einem Winkel des Gartens trabt ein angeketteter Schakal (Canis adustus, bei den Eingeborenen M-bülu) rastlos um eine leere Tonne, die ihm zur Wohnung dient. Der langgestreckte Leib, die spitze Schnauze mit dem sehr schmalen Unterkiefer, das ganze schlaue Wesen bekunden unverkennbar seine nahe Verwandtschaft mit Reineke Fuchs. Seine Stimme hat einen eigenthümlich winselnden, melancholischen Klang. Wehe dem Huhn, das in den Bereich seiner Kette kommt: ein rascher Schlag mit der Pfote, ein Biß in den Hals seines Opfers, und die Beute ist ihm gesichert; dagegen thut er merkwürdigerweise, wenn er von der

Kette los ist, den Hühnern nichts zu Leide. Unser M-bülu wurde später glücklich bis Berlin gebracht, crepirte aber dort bald nach seiner Ankunft.

Wir sind auf unserer Wanderung wieder bei dem Affenhause angelangt und treten ein, um uns dessen Insassen, auch diejenigen, deren flüchtige Bekanntschaft wir schon gemacht, etwas näher anzusehen. Da sind zuerst die Proletarier unter den Niederguinea-Affen und von den andern gleichsam nur geduldet, die Meerkatzen (Cercopithecus cephus), 40 bis 50 Centimeter hoch, mit gelbgrünlichem Fell und langem rostrothen Schwanz; um die rothblauen Backen zieht sich ein gelber Bart; die braunen Augen, von hochstehenden Brauen überragt, haben einen klugen, aber zugleich etwas grämlichen und resignirten Ausdruck. Wird die Meerkatze durch die massenhaft von ihrem Blute zehrenden Parasiten allzu sehr geplagt, so jammert sie in einem ungemein zarten, trillernden, dem Zirpen der Grille nicht unähnlichen Tone, wogegen sie dem Gefühl des Wohlbehagens durch leise, dem Schnurren der Katze vergleichbare Töne Ausdruck gibt. Meerkatzen bevölkern, fast immer in großen Heerden beisammen, die Waldungen von ganz Westafrika, sogar schon die Rhizophorendickichte an der Meeresküste, am zahlreichsten allerdings die Region der Urwälder.

„Der Wilde“ oder „der Graue“, wie wir ihn auch wegen seines mäusegrauen, nur an der Brust weißlichen Felles nennen, ein Cercopithecus pygerythrus, hat eine etwas menschenähnlichere Gesichtsbildung: Kiefern und Nase sind weniger spitz, die unbehaarten Stellen des Gesichts zeigen eine matte Fleischfarbe, das obere Augenlid ist dunkel. Schon anderthalb Jahre im Hause, ist er um nichts zahmer und zutraulicher geworden; weder Liebkosungen noch Schläge richten etwas bei ihm aus, er wehrt sich hartnäckig dagegen, den Menschen als Herrn der Schöpfung anzuerkennen. Andererseits liegt aber ein großmüthiger, ritterlicher Zug in seinem Charakter; so gern er seine Mitgefangenen in die Schwänze zwickt oder mit Ohrfeigen tractirt, tritt er doch stets muthig als Beschützer der Schwachen auf sowol in gelegentlichen

Scharmützeln wie bei der Fütterung. Leider haben wir ihn nicht mit nach Europa bringen können. Eines Tages entwischte die ganze Gesellschaft aus dem durch Versehen offen gelassenen Käfig; alle stellten sich nach und nach wieder ein, nur der Wilde nicht; wir machten in einer Plantage Jagd auf ihn, wobei er von Tyras gepackt, und da er verzweifelt um sich schlug, von dem gereizten Hunde todt gebissen wurde. Ich sah diese sehr scheue Affenart nördlich vom Congo nur einmal im Freien, es war in dem Hochwalde von Majómbe. Am Fuße eines riesigen Baumes sitzend und mit der Abzeichnung einer mir neuen Blüte beschäftigt, vernahm ich ein Geräusch, das meinen Blick nach oben lenkte; in dem vielverzweigten Wipfel jagte sich ein Trupp grauer Affen — ich zählte 9 Stück — von Ast zu Ast. Neben mir lag mein Gewehr, doch hatten die muthwillig spielenden Thiere von mir keine Störung ihrer Lust zu befürchten. Ich bin ein alter Jäger, und schon manches Stück Wild verendete zu meinen Füßen, aber seit ich ein einziges mal einem durch mich erlegten Meerkätzchen in das brechende Auge geschaut, blieb mir der vorwurfsvolle tiefschmerzliche Ausdruck darin unvergeßlich, nie wieder konnte ich seitdem das Leben eines Affen mit dem tödlichen Geschosse bedrohen.

Unsere Chimpansin, die alte Pauline, ist mit ihrer ungeschlachten Gestalt, dem dunkeln groben Haar, der schmuzig braunen Gesichtsfarbe, den weit abstehenden sehr großen gelben Ohren, dem matten Blick ihrer grauen Augen, den vorgeschobenen mit dünnen Haaren spärlich besetzten Kiefern, den schmalen blassen Lippen des fast zahnlosen Mundes ein wahres Muster von Häßlichkeit. Ueber alle Maßen gefräßig, verschmäht sie außer der eigentlichen, aus Früchten bestehenden Nahrung der Chimpansen auch Fleisch nicht. Wenn wir ihr einen von der Jagd mitgebrachten todten Vogel durch das Gitter hinhalten, reißt sie ihn uns voll Gier aus der Hand, verschlingt aber nur Herz und Lungen und wirft den Rest von sich, um den dann die andern

sich balgen. Auch Pauline hat ihre Uebersiedelung in das berliner Aquarium nur kurze Zeit überlebt.

Von den außerhalb des Hauses im Hofe angebundenen Affen sind Jeck, Pavi und Isabella Mandrille (Cynocephalus Mormon), die sich durch kurzen Schwanzstummel, rothe Gesäßschwielen und spitzen Hundekopf mit blauen, tiefgefurchten Backen und gelbem Kinnbart charakterisiren. Jeck und Pavi sind junge, noch nicht ausgewachsene Thiere. Isabella aber erreicht, wenn sie sich aufrichtet, mit ihrer Hand meinen Kopf. Ihr langhaariges braun und olivengelb schimmerndes, unter dem Bauche helleres Fell bildet um den Hals eine stattliche Mähne und auf dem Scheitel einen dichten Haarwulst, der sich von da an den Backenseiten entlang bis zur Nasenwurzel hinzieht. Der schlanke Leib wird von verhältnißmäßig langen Extremitäten getragen, mit denen sie langsam und gravitätisch an ihrem Strick im Kreise einherzuschreiten pflegt. Gegen uns Weiße — wir erhielten sie noch ganz wild von einem holländischen Freunde zum Geschenk und haben sie durch reichliches Futter gezähmt — zeigt sie sich stets gutartig; kommt ihr aber ein Neger zu nahe, dann beschleunigt sie ihren Gang, sträubt zornig die Mähne und reißt ihm, ehe er es sich versieht, seine Kleidung in Fetzen vom Leibe.

Ein unheimliches, immer grämliches und grimmiges Wesen hat „der Großvater", der Artgenosse des „Wilden". Infolge von Misbrauch des Geschlechtstriebs ist er in seinen jungen Jahren und bevor noch sein Körper die normale Größe erlangte, ein Greis geworden. Aeußerst schreckhaft, geräth er auch bei der geringsten Veranlassung in maßlose Wuth.

Ganz im Gegensatz zu ihm besitzt „Mohr" (Cercopithecus albigena) eine durchaus liebenswürdige Natur. Seine feinen Glieder deckt eine Fülle langer schwarzbrauner Haare, den sehr langen Schweif trägt er gewöhnlich in schön geschwungenem Bogen; das schmale dunkle Gesicht ist unbehaart, aber über den klug und heiter blickenden Augen wölben sich starke buschige Brauen. Stundenlang kann ich mich mit dem drolligen Kerlchen

unterhalten: ich brauche ihm nur die flache Hand entgegenzustrecken, so schießt er pfeilschnell von seiner Stange auf dieselbe herab, hüpft mir auf die Schulter, legt seinen Arm liebkosend um meinen Hals und schaut mir mit einem so pfiffigen, schalkhaften Blick ins Gesicht, als wollte er sagen: Nun laß uns die Neckerei beginnen! Wie ich ihn auch hänsele und foppe, er versteht immer Spaß, nie wird er tückisch und bissig gegen mich. Um so auffallender ist die Antipathie, die auch Mohr wie fast alle Affen gegen die Neger und selbst gegen die kleinen Kinder derselben bezeigt. Wir büßten unsern Liebling, zum großen Schmerze aller, auf der Ueberfahrt nach England ein. Während wir an der Ober-guinea-Küste entlang dampften, machte sich Mohr von der Kette los, mit der er an die Wante des Hinterdecks angebunden war. Leicht wie ein Vogel schwang er sich hinauf in die Takelage und kletterte nach Herzenslust zwischen den schwanken Tauen umher. Oefters hatten wir ihn an einem um seinen Leib befestigten Strick über Bord ins Meer hinuntergelassen und wieder heraufgezogen: er mochte daher keine Gefahr darin erblicken, als er von der Rampe mit einem kühnen Satze in die Flut sprang. Natürlich wurde er aber sofort von der Strömung erfaßt und davongetragen; es war unmöglich, ihn zu retten.

Eben als wir das Affenhaus verlassen, öffnet sich die Thür von Dr. Falkenstein's Zimmer, und auf der Schwelle erscheint aufrecht, die eine Hand an der Klinke, mit dem andern Arm in der Luft herumfuchtelnd, M=pũngu — welchen Namen ihm die Eingeborenen gegeben —, unser junger Pflegling, der Gorilla. Er galopirt auf allen Vieren in den Hof hinaus, richtet sich aber bald wieder empor und klatscht vergnügt in die Hände. Bis er zu uns nach Tschinschóscho kam, war er im Besitz eines Portugiesen gewesen, der ihn angekettet im Käfig gehalten und ihn wahrscheinlich unzweckmäßig genährt hatte, denn er sah matt und krank aus und zeigte nichts von seiner spätern Munterkeit und guten Laune. Wir gaben ihm anfangs nur Milch und etwas Reis und seine Lieblingsfrucht Malōlo mantāndu (Anona senegalen-

sis). Allmählich nahmen seine Kräfte zu und verlangten wol consistentere Kost, doch wir wußten nicht, was ihm zuträglich sein möchte. Eines Mittags saß er mit uns am Tisch, da erhob er sich langsam von seinem Stuhl, beugte den Oberkörper über die Tischplatte, streckte seinen rechten Arm aus und nahm von dem zunächst stehenden Teller ein Stück Huhn, das er mit Behagen verzehrte. Von da an genoß er nach und nach fast von allem, was er uns genießen sah; leidenschaftlich gern trank er süßen Thee. Doch als er einmal sehr ernstlich krank war, wies er jede andere Nahrung als die Anonenfrucht zurück.

Betrachten wir uns nun das Aeußere M-püngus etwas genauer. Sein Kopf sitzt fast ohne Vermittelung eines Halses auf den breiten Schultern; unter dem Hinterkopf legt sich die Haut in wulstige Falten. Der Rücken ist ganz platt und von unverhältnißmäßiger Breite. Das Gesicht kann sich zu einer Miene freundlichen Lächelns verziehen. Die Länge der Arme steht in ziemlich gutem Verhältniß zum Körper; die Beine aber sind entschieden zu kurz. Am Oberarm liegen die harten, trocknen Haare mit der Spitze nach unten, am Unterarm mit der Spitze nach oben, sodaß sie am Elnbogen in einem Büschel zusammenstoßen; die Haare der Ober- und Unterschenkel liegen gleichmäßig mit der Spitze nach unten. Der Handrücken ist bis zum ersten Fingergliede behaart, die innere Handfläche unbehaart und glänzend schwarz. Die Verbindungshaut zwischen den Fingern ist stärker ausgebildet als beim Menschen. An den Füßen steht die große Zehe, wie an den Händen der Daumen, weit von den übrigen ab, was die Füße zum Klettern geschickt macht. Beim Gehen auf allen Vieren treten die Füße mit der platten Sohle auf, die Hände aber sind entweder ganz zusammengeballt, oder nur der Daumen und ein Theil vom Zeigefinger dienen als Stütze.

Auf dem englischen Postdampfer, der uns nach Europa zurückbrachte, ließen wir M-püngu oft frei an Deck umherspazieren. Dabei beugte er sich einmal so weit über das Geländer hinaus, daß er leicht hätte ins Meer stürzen können. Um ihn vor dieser

Gefahr zu bewahren, wurde er ein paar Minuten schwebend über Bord gehalten. Die Cur hatte den beabsichtigten Erfolg; er merkte sich die ausgestandene Angst und streckte nie wieder seinen Kopf über die Barrière. Von der Seekrankheit blieb unser Afrikaner verschont. Es ist bekannt, daß er gesund und wohlgemuth in der deutschen Reichshauptstadt ankam, daß er aber dort, nachdem er auf einer Gastreise in England Triumphe gefeiert, am 13. November 1877 sein junges Leben beschließen mußte.

XIV.

Handel, Kunst und Gewerbe.

Welches Land wäre durch seine volkswirthschaftliche Lage wol mehr darauf angewiesen als gerade Deutschland, sich die Theilnahme an dem Handel und Wandel mit Afrika, einem noch unerschlossenen Welttheile, zu sichern, welcher bei richtiger Behandlung zu tausendfachem Segen gereichen muß!

J. J. Sturz.

Euch, ihr Götter, gehört der Kaufmann. Güter zu suchen
Geht er, doch an sein Schiff knüpfet das Gute sich an.

Schiller.

Die Bestrebungen, Afrika zu erforschen, sind uralt; bald von diesem, bald von jenem der Culturvölker, welche das mediterrane Becken umwohnten oder am Nord- und Ostrande dieses Erdtheils selbst ansässig waren, wurde die Führerschaft in der Entdeckungsarbeit übernommen. Stets aber war es der Handel und der daraus fließende materielle Gewinn, der den Impuls gab zum Eindringen in das Innere des heißen Afer; vor Jahrtausenden schon gingen Handelszüge von Tripolis und dem benachbarten Karthago auf Karavanenstraßen nach Mursuk und weiter südlich bis zu jenen Ländern des Sudan, welche der heutige Reisende nur mit den größten Anstrengungen und unter beständiger Lebensgefahr erreichen kann.

Nach den neuesten Untersuchungen darf als gewiß gelten, daß die Phönizier unter dem Pharaonen Necho (700 v. Chr.) Afrika vom Rothen Meere aus südwärts umschifften, ebenso daß der karthagische Suffet Hanno (550 v. Chr.) an der Westküste entlang fuhr und über Sierra Leone hinaus etwa bis zur Sher-

boro-Insel gekommen ist. Seit Hanno's Reise hören wir lange Jahrhunderte nichts von Afrikafahrten, aber die nach seinen Angaben entworfenen Kartenbilder des Erdtheils, die von Hekatäus (500 v. Chr.), von Herodot (450 v. Chr.), von Eratosthenes (220 v. Chr.), von Hipparch (150 v. Chr.) und von dem Schatzmeister hellenischen Wissens, Ptolemäus (140 n. Chr.), bekunden das immer lebendig gebliebene Interesse an der Erforschung des unbekannten Continents. Um die Mitte des 10. Jahrhunderts beginnen dann arabische Kaufleute, unterstützt von ihren großen Astronomen und Geographen, von Osten her in den Sudan einzudringen; mit welchen Erfolgen, das zeigt die weite Ausbreitung ihrer Religion unter den dortigen Eingeborenen schon vom Beginn des 11. Jahrhunderts an. Nur das Gebiet, welches der mächtige Congostrom zwischen Nyängwe im Südosten, seinem nördlichsten Mittellaufe, und etwa der Einmündung des Ibäri nkütu oder Kuángo im Südwesten halbkreisförmig umschließt, hat bisher dem vordringenden Islam eine Schranke gesetzt. Auch die Portugiesen, die zuerst ebenfalls von der Ostküste aus ins Land gingen und seit dem 15. Jahrhundert sich an der Westküste ansiedelten, haben das ungeheure Congogebiet, nach Stanley 40450, nach Petermann 59100 deutsche Quadratmeilen, unberührt gelassen.

Die beiden afrikanischen Hauptbesitzungen Portugals, Mosambik an der Ost-, und Angola an der Westküste, sind es heute noch, wohin vornehmlich die Landesproducte aus dem Innern durch Negerkaravanen zum Verkauf gebracht werden. Daß aber die portugiesische Regierung nicht das mindeste thut, um den Handel ihrer Colonie zu fördern oder durch Anlage von Straßen eine weitere Ausdehnung des Verkehrs zu ermöglichen, ist bereits wiederholt von mir hervorgehoben worden, und auch für die Zukunft dürfte von dieser Seite kaum etwas zu erwarten sein. Darum sollte der europäische Handel nicht auf Angola, sondern auf das nördlich davon gelegene Loango sein Augenmerk richten. Loango ist, man kann sagen, herrenloses Land, denn die alten Negerreiche sind zerfallen, und fast jedes Dorf hat seinen eigenen

unabhängigen M-fúmu. Leicht könnte also eine europäische Macht von Loango Besitz ergreifen, oder es könnten sich mehrere Mächte vereinigen, um entweder unter ihrem Protectorat einen Nachkommen der frühern Landesherren, z. B. den Muénne M-pámbo am Kuílu, zum König einzusetzen oder durch eine gemeinsame Aufsichtsbehörde das Land verwalten zu lassen und sichere, geordnete Zustände zu schaffen. Die Küste bietet zwei ausgezeichnete Häfen für die größten Seeschiffe: die Bai von Kabinda, einem sumpffreien, gesund gelegenen Orte, und die Bai von Loango, südlich vom Kuílu, welche, wenn mit den erforderlichen Bauten und Anlagen versehen, bald den portugiesischen Hauptplatz Loánda an Lebhaftigkeit überflügeln würden. Zu all dem tritt aber nun ein Moment von ausschlaggebender Wichtigkeit hinzu. Seit Stanley den bis dahin unbekannten Lauf des Congo erforscht hat, weiß man, daß der Strom in seinem mittlern Laufe auf einer Strecke von 180 deutschen Meilen schiffbar ist, daß aber oberhalb dieser Strecke, im Osten, die Katarakten im Gebiet der Watúa, und unterhalb derselben, im Westen, die aus einer Reihe von 62 Fällen bestehenden Katarakten bei N-támo Yéllala der Schifffahrt ein unbesiegliches Hinderniß entgegenstellen. Wollte man die vom Osten bis N-támo Yéllala gekommenen Waarenladungen zu Schiffe weiter ans Meer befördern, so müßten sie an der Kataraktenreihe vorbeigetragen und von jenseit bereit liegenden Fahrzeugen aufgenommen werden: eine Operation, welche unverhältnißmäßig viel Zeit und Arbeitskräfte in Anspruch nehmen würde. Abgesehen davon ist auch die Befahrung des an Inseln und Untiefen reichen untern Congolaufs mit nicht geringen Schwierigkeiten und Gefahren verbunden, sowol zur Regenzeit, wenn der hochangeschwollene Strom mit reißender Gewalt seiner Mündung zueilt, als auch in der trocknen Periode, wo das seichte Fahrwasser öftere Umladungen auf flacher gehende Boote nöthig macht. Es wird sich daher der Weitertransport zu Lande in jeder Hinsicht empfehlen, und der kürzeste Landweg von M-támo an die Westküste führt direct nach Loango.

In den Absichten der deutschen Regierung scheint die Erwerbung überseeischer Besitzungen nicht zu liegen; voraussichtlich dürften es die Engländer sein, welche über kurz oder lang sich Loangos bemächtigen werden. Der englische African Exploration-Fund, der bereits folgende Routen projectirt: 1) Südliche Goldfelder-Tanganyika-Unyanyembe; 2) Sambési-Aequator; 3) Ostküste-Nordnyassa; 4) Nordnyassa-Südtanganyika; 5) Sansibar-Victoria-Nordtanganyika; 6) Mombassa-Kilimandschäro-Südosttanganyika; 7) Formosabai-Kenia-Nordostvictoria, unternimmt es aber vielleicht schon vorher, eine für scotch carts passirbare Straße zwischen den N-tāmo-Yéllalafällen und der Loangoküste anzulegen. Die in Südafrika gebräuchlichen scotch carts haben 5′ 6″ (engl.) Achsenlängen und können, da sie von starkem, doch nicht schwerem Holze gebaut sind, den Transport bedeutender Lasten aushalten.

Der Handelsverkehr zwischen den weißen Kaufleuten und den Eingeborenen wird in Loango ausschließlich, und auch in Angola noch größtentheils, als Tauschhandel geführt. Gewissen von den Negern allgemein gebrauchten Waaren ist ein bestimmter Werth beigelegt, zu dem sie beim Einkauf der Landesproducte in Zahlung gegeben und genommen werden. Am allgemeinsten begehrt unter den importirten Waaren sind Zeuge (fazenda), vom ordinärsten Baumwollengewebe bis zu Seide, Brocat und Sammt, meist englisches, französisches und schweizer Fabrikat. Ein quadratisches Stück Zeug von bestimmter Größe, ein Tuch, gilt daher als Hauptwerthmesser: 2 solche Tücher sind ein panno, 4 pannos ein cortado, und der cortado baumwollenes Zeug von der gangbarsten Sorte hat den Werth von etwa 1000 Reïs fracos = 2 Mark 73 Pf. Weiße Zeuge oder weiße mit blauem Muster ziehen die Neger den farbigen und bunten vor; ihre Frauen aber lieben auch den in grellen Farben und mit grotesken Mustern bedruckten Glanz- oder Möbelkattun. Bei den Zeugen seien gleich mit erwähnt: blauer und rother Flanell, baieta, in schmale Streifen zu Schärpen geschnitten, gewirkte bunt wollene Hemden und blaue,

rothgefütterte Mützen in Sackform, die besonders von den Eingeborenen an der Loangoküste viel getragen werden.

Den zweiten wichtigen Importartikel bildet altes Bandeisen, welches die einheimischen Schmiede verarbeiten, und Eisenwaaren, wie säbelförmige Machetes mit hölzernem Griff, Tisch-, Klapp- und Tranchirmesser mit weißem Horngriff, Vorlege- und Riegelschlösser, Angelhaken, Näh- und Stecknadeln, eiserne Ketten, einfachstes Zimmermannswerkzeug. Auch Messing zu Arm- und Fußspangen wird eingeführt.

Dann folgen die Steinschloßgewehre. Obgleich von schlechtester Qualität — an den französischen besteht der Lauf oft aus einem alten Gasrohr —, haben sie den Werth von 5 cortados (13 Mark 65 Pf.) das Stück. Feuersteine werden bei größern Tauschgeschäften gewöhnlich gratis zugegeben; das grobkörnige sogenannte Negerpulver gelangt in Fäßchen von 2 Kilo in den Handel; als Kugeln dienen kleine Steine, namentlich von Braun- und Magneteisenstein, oder Nägel, Knöpfe und dergleichen; in Angola ist auch Schrot zu haben, man sagte mir, daß z. B. in M-püngu an dóngo jährlich etwa 450 Kilo davon verkauft werden. Der Neger überladet meist sein Gewehr, weshalb es beim Abschießen gewaltig detonirt und dem Schützen einen furchtbaren Schlag versetzt; um letzterm möglichst auszuweichen, legt er es beim Abdrücken nicht an die Schulter, sondern an die Hüfte an, indem er das Gesicht dabei abwendet. Natürlich fehlt der Schuß fast immer sein Ziel, und so hört man von großen Schlachten der Eingeborenen, bei denen der ganze Verlust einen Todten oder einen Verwundeten beträgt. Dennoch ist die Waffe in den Händen der Schwarzen nicht ungefährlich; die Geschosse besitzen Kraft genug, einen Büffel damit zu erlegen, und selbst die Eisenplatten des Dampfers Fanny wurden von ihnen durchbohrt.

Ferner findet man fast in jeder Negerhütte bis weit in das Innere hinein importirte gläserne und irdene Geräthe: Flaschen, Gläser, Spiegel, Teller, Schüsseln, Töpfe und Krüge, auch

zinnerne Löffel, meist jedoch nicht zum praktischen Gebrauch, sondern wie Geld als Besitzthum gesammelt und aufbewahrt.

Rum, agoardente, wird allerdings im ganzen ziemlich viel eingeführt, doch darf man daraus nicht schließen, daß die Neger Trunkenbolde seien. Jeder Neger liebt ein Gläschen Rum, aber nicht einer von allen, die ich kennen gelernt, war dem Trunke ergeben. Ein kleines Glas Rum dient als Trinkgeld, Matabisch, an Arbeiter, Tipojaträger, Boten, desgleichen als Zugabe zu dem bedungenen Kaufpreise. Ohne Rum kein Tauschgeschäft; ist das Object bedeutend, so wird ein größerer oder kleinerer Theil des Werthes statt in andern Waaren in Rum gezahlt; für geringe Quantitäten, namentlich von Lebensmitteln pflegt man den Preis nur mit Rum auszugleichen. Unsere Station verbrauchte im Anfang, solange wir wegen Mangel an eigenem Zuwachs den ganzen Lebensmittelbedarf von den Eingeborenen kaufen mußten, in einer Woche ein Faß Rum von 60 bis 65 Gallonen. Eine Flasche, garrafa, 8 Gläschen, copos, enthaltend, hat den Werth von etwa 60 Pfennigen; 5 garrafas sind eine Gallone, galão, 4 galãos eine garrafão. Je tiefer im Innern, desto weniger findet Rum als Tauschmittel Verwendung; dem Händler kommt er durch den weiten Transport in kleinen Fäßchen zu theuer zu stehen, und die dortigen Eingeborenen tauschen für ihre Producte lieber nothwendigere Lebensbedürfnisse ein: Zeuge, Eisenwaaren und Salz. Die Qualität des sogenannten Negerrums ist natürlich schon von Hause aus nicht die beste; nun setzt aber noch fast jeder, durch dessen Hände er geht, mehr oder weniger Wasser zu, um das Quantum zu vermehren, und so erhält schließlich der Consument eine gelbliche oder schwärzliche Flüssigkeit von einem aus Süß, Sauer und Bitter gemischten brenzlichen Geschmack. Der meiste kommt aus Deutschland, England und Amerika. In Loánda sah ich öfters leere Fässer mit dem eingebrannten Signum „João Schulze, Hamburgo“ auf der Straße liegen; von diesen Rumfässern mag es herrühren, daß Deutschland bei den Angolanegern Hamburgo heißt. Etwas genießbarer ist der weiße Rum,

Taffia genannt, den die Kaufleute ihren bevorzugten Kunden als Matabisch verabreichen. Für den Consumtionsbedarf der Weißen wird Wachholderbranntwein, gin, gewöhnlich in vierkantigen Flaschen (frasco de genebra), aus Holland, und Cognac, dem man meist etwas Angostura-Bittern beimischt, aus Frankreich oder England in sehr ansehnlichen Quantitäten herübergebracht.

Besonders lucrative Importartikel sind Glasperlen, Ohr- und Fingerringe, Korallen; letztere finden namentlich in fingerdicken länglichen Stücken unter den Negern, welche übrigens die echten von den unechten wohl zu unterscheiden wissen, guten Absatz. In die nördlichern Küstenländer wird Salz, nach Angola Seife, Haaröl, wohlriechendes Wasser mit großem Gewinn importirt.

Die theuerste von allen Transportarten ist die Beförderung durch Trägerkarawanen. Welchen Einfluß dies auf die Preise der transportirten Waaren ausübt, möge nachstehende Tabelle zeigen; es kosten, die Preise in deutsche Mark umgerechnet, in

	Lissabon:	Loánda:	M-püngu au dóngo:	Kassändsche:
15 K. (Krümel-)Zucker	13,10 M.	20.— M.	35,10 M.	80.— M.
$^1/_2$ K. Weizenmehl . .	0,22 „	0,56 „	0,95 „	2,33 „
1 Fl. Wein (tinto) .	0,33 „	0,68 „	1,30 „	2,33 „
$^1/_2$ K. Zwieback . . .	0,31 „	0,67 „	1,30 „	2,33 „
1 St. Baumwollzeug .	9,50 „	13,30 „	19,10 „	26,70 „

Außer dem Lohn und Lebensunterhalt der Träger, den vorkommenden Entwendungen und Schäden muß man auch den enormen Zeitverlust dabei in Anschlag bringen.

Ich lasse nun das Verzeichniß der hauptsächlichsten Producte folgen, welche als Handelswaare von der Westküste Afrikas aus exportirt werden:

Palmöl und Palmkerne, von der ganzen Küste von Sierra Leone bis tief nach Süden herab.

Gummi elasticum oder Kautschuk, aus dem Milchsaft der

Landolphia florida-Ranke gewonnen und an Güte dem besten brasilianischen Gummi (von Pará) kaum nachstehend. Erst vor etwa 10 Jahren hat in Angola der Handel mit Gummi begonnen; seitdem nimmt das in den Handel kommende Quantum von Jahr zu Jahr zu, obgleich man beim Einsammeln möglichst schonend zu Werke geht. Das Kilo kostet an Ort und Stelle 2 Mark 40 Pf. bis 3 Mark.

Elfenbein, an der ganzen Niederguinea-Küste, besonders in Ponta negra (Blackpoint) und Kinsémbo, wird meistentheils über Maländsche und Duque de Bragança nach Angola gebracht. Je schwerer ein Elefantenzahn ist, desto theurer wird das Kilo seines Gesammtgewichts bezahlt. Die Preise sind daher sehr verschieden, sie variiren zwischen 10 Mark und 20 Mark für das Kilo.

Bienenwachs, in Stücken (gamellas) von 50 bis 60 Kilo, Preis für das Kilo: 1 Mark 60 Pf. bis 2 Mark. Es kommen zwar auch große Mengen Wachs über Maländsche und M-pūngu an dóngo nach Angola, der Hauptausfuhrplatz dafür ist aber Bengéla.

Erdnuß (jinguba, ground-nut), von ganz Niederguinea, besonders Angola und den Inseln des Guineabusens.

Kaffee, in Kaséngo, Huīla, Golūngo alto, Ambáka erzeugt und aus Angola oder von den Guineainseln ausgeführt. Der Kaséngo-Kaffee erreicht an Güte den Brasil-Kaffee.

Kopalharz, seit 1807 besonders vom Dánde, Ambrīs, Kuánsa und noch südlichern Gegenden in ziemlichen Quantitäten ausgeführt.

Baumwolle; die in Angola erzeugte hat längern Stapel als die von der Oberguineaküste.

Zucker, von Angola und den Guineainseln.

Cacao, von Fernando Po und den benachbarten Eilanden, doch in geringer Menge.

Kokos, die hartschalige Nuß und die dicke Faserhülle, von der

Oberguineaküste ausgeführt. In Loango mußten wir für eine frische Nuß 50 Pfennige bezahlen.

Orseille, von Angola, den Guinea- und Capverdischen Inseln.

Ebenholz, Rothholz, nördlich und westlich vom Gabūn.

Ingwer, Pfeffer, Indigo, verschiedene Oelfrüchte und Gold, von der Oberguineaküste. *)

Die in London erscheinende „European Mail“ enthielt folgende Preisliste vom 31. Januar 1876:

	in London	in Liverpool
Palmöl . . . die Tonne	£34—37	£26—35
Palmkerne . . . „	£13.15*sh.*—£15	
Kautschuk . . . das Pfund	10*sh.*—10*sh.* 6*d.*	6—10*sh.*
Elfenbeinzähne, schwere d. Cent.	£46—73	£45—68
„ kleine . . „	£40—50	£28—43
„ gerunzelte „	£24—58	£30—47
Bienenwachs . . . „	£7—£7. 10*sh.*	
Erdnuß, abgeschält, die Tonne	£18—20	£13—£13. 15*sh.*
Kaffee . . . der Centner	£3. 15*sh.*	£3 10*sh.*
Kopalharz, rothes plattes „	£6. 10*sh.*	
„ rundes „	£6. 10*sh.*	£6 10*sh.*
Baumwolle, gereinigte, d. Pfd.	7*sh.*	6*sh.*
„ mit Samen „	2*sh.*	
Orseille-Kraut . der Centner	£2—3	
Ebenholz, schwarzes, d. Tonne	£14	£12
Ingwer . . . der Centner	£1. 18*sh.*—£2	£1.18*sh.*—£2.7*sh.*
Pfeffer-Schoten . „	£1—£1. 5*sh.*	
„ Cayenne das Pfund	4*d.*—1*sh.* 6*d.*	

*) Im Jahre 1877 gab die portugiesische Firma Jacob Bensabat und Magalhães eine Schrift heraus: „Memoria Companhia Luso-Africana de Navegação e Commercio“. Darin werden verzeichnet als Importwaaren: Rum; Luxus; Zucker; diverse Oele; Stockfisch und andere Fischconserven; frisches und gesalzenes Fleisch; Cigarren und Taback; Conserven (Gemüse u. s. w.); Mehl; Kleidungsstücke und Schuhzeug; Eisenwaaren; trockene und eingemachte Früchte; Maschinen und Instrumente; Butter und Fette; Me-

Um die Waaren im Lande selbst von einem Ort zum andern zu schaffen, hat man ebenfalls kein anderes Transportmittel als die Menschenkraft. Palmöl, zur Consistenz von Seife eingedickt, wird in Mutéten (länglichen, nach unten sich verengenden, von Palmwedeln geflochtenen und inwendig mit Blättern ausgefütterten Körben) transportirt; Kautschuk in etwa faustgroßen Stücken desgleichen oder in Säcken von Baobabbast; Wachs in trogförmigen Gamellen; Rum in kleinen Fässern. Die verschiedenen Colli, welche die Last eines Trägers bilden, werden zwischen zwei lange Stäbe befestigt, deren vordere Enden zusammengebunden sind, während die hintern als Handhaben dienen, sodaß der Mann seine Ladung ohne fremde Hülfe abnehmen und zu Boden setzen kann. Neben der Kostspieligkeit und Langsamkeit hat aber diese Art des Waarentransports auch noch den großen Nachtheil, daß die schwarzen Träger so viel als möglich von der Ladung entwenden; sie nehmen Stücke Kautschuk heraus und tauchen dann den Korb oder Sack ins Wasser, damit er seine frühere Schwere wieder erhält; sie stehlen eine Quantität Wachs und ersetzen das

---

dicamente; Melasse; Möbel; Goldwaaren, imitirt und echt; Papier und Bücher; Tischgeschirr von Porzellan und Glas; Pulver; Schnupftaback; Seife; Wein; Essig und Liqueure; Waffen; Flanell und Zitz (chita); unechte Korallen; Kattune; Woll- und Leinenstoffe; Perlen. — Als Exportartikel: Baumwolle und Wolle; Thiere; Vögel und Fische; Arachides; inländische Fabrikate; Mandubiöl, Palmöl und Ricinusöl; Gummi und Harz; Kaffee; Cacao und Arrowroot; thierisches nnd vegetabilisches Wachs; Hörner, Rhinoceroshörner; Cochenille und Drachenblut; Muscheln; Korallen und Perlen; Elfenbein; Spezereien; jinguba; Kopal; Mamona; Hölzer für Tischlerei und Färberei; Kupfer, Schwefel, Eisen, Gold, Salz; Medicinische Pflanzen; Schildpatt; Orseille; Chinin. — Die Firma wollte mit dieser Schrift für die Einwanderung in einen bestimmten Theil Angolas, wo sie wahrscheinlich Grundstücke besitzt, Propaganda machen und glaubte sich zu dem Zweck wahrhaft lächerliche Aufschneidereien erlauben zu dürfen. Nächstdem verräth es die gröbste Unwissenheit, wenn sie — um nur eins anzuführen — unter den Exportartikeln Arachides, Mandubi und jinguba als drei gesonderte Artikel aufzählt, während dieselben doch nur verschiedene Namen für die Grundnuß oder Erdmandel sind.

Gewicht durch hineingepreßte Steine; sie bohren die Rumfässer an, füllen den entstandenen Defect mit Wasser aus und wissen das Bohrloch wieder sehr geschickt zu verstopfen: kurz der Diebstahl an Waaren von seiten der Träger ist so allgemeiner Usus, daß die Kaufleute bei jeder Sendung im voraus einen gewissen Betrag als Verlust in Anschlag bringen müssen.

Unstreitig besitzt die Negerrasse angeborenen Sinn und eigenthümliche Begabung für Musik. Es war in Sierra Leone, wo ich zuerst auf afrikanischem Boden Eingeborene musiciren hörte. Auf Veranlassung eines dort wohnenden Deutschen und seiner farbigen Frau trugen drei im Hause dienende Dscholóf-Negerinnen ihre Gesänge vor, die sie durch taktmäßiges, bald stärkeres, bald schwächeres Schlagen mit den Fingern auf eine ausgehöhlte trockene Kürbisschale und durch eine Art Tanz, bestehend in immer wilder werdenden Drehungen und Wendungen des Körpers, begleiteten. Sie begannen mit einem Loblied auf ihre Gebieterin, „die blasse Blume vom Senegal“. Die folgenden Gesänge feierten in improvisirten Worten und Weisen die Kindes-, Aeltern- und Geschwisterliebe und die Liebe zwischen Jüngling und Jungfrau. Eine sang die Melodie, die andern beiden accompagnirten harmonisch in gedämpften summenden Tönen. Im ganzen hatte ihr Gesang einen ernsten, wehmüthigen Charakter, nur bisweilen und namentlich zum Schluß steigerte er sich in anschwellenden Duraccorden zu leidenschaftlichem Ausdruck.

Während meiner weitern Seefahrt erregte der Gesang der Krüneger meine Aufmerksamkeit. Bei jeder Arbeit, ob sie die schweren Palmölfässer an den Strand rollen oder ein Boot rudern, ob sie die Ladung im Raume stauen oder in den Masten umherklettern, immer summen die Kroo-boys ihre improvisirten, kurzstrophigen, wenig modulirten Gesänge. Und wenn sie nach der Arbeit abends beim Sternenschein sich auf dem Zwischendeck zum Tanze scharen, singen sie von ihrer Heimat, von ihren Bergen

und Wäldern, von dem kleinen Dörfchen am Strande, in das sie einst reich, als „big men“ zurückkehren werden. Fahren sie ein Boot, in dem Weiße sitzen, so preist ihr im Takt der Ruderschläge sich bewegender Gesang den „Englishman“ oder den „Hamburg“ (Deutschen), von dem sie ein gutes Trinkgeld erwarten.

Mannichfaltiger und reicher an Melodien ist der kraftvolle, feurige Gesang der M-pángwe im Gabüngebiet. Auch haben dieselben ein sehr gut zur Begleitung geeignetes, modulationsfähiges Saiteninstrument: den Resonanzboden bildet ein mit feiner Haut überspannter Kasten; die acht Saiten, aus den elastischen Fortsätzen des Blattschafts einer Rotangpalme gedreht, können durch Wirbel fester angezogen oder gelockert werden.

Dagegen ist der Gesang der Bawīli an der Loango-Küste eintönig wie die Vegetation ihrer Savanen, ohne Abwechselung immer dieselbe kurze Melodie wiederholend. Den Reiz des Wechsels, dessen ihr Gesang entbehrt, scheint ihnen die Vielheit der Instrumente ersetzen zu sollen. Das primitivste derselben ist der Kerbstock, nichts als ein mit einer Reihe von Einschnitten versehener Stab. Der Spieler stemmt ihn mit seiner Brust gegen einen festen Gegenstand, z. B. die Wand der Hütte, und streicht mit zwei Rindenstücken vom Stiel eines Raphiawedels rasselnd über die Kerben im Takte hin und her. Der Kerbstock wird in der Hütte gespielt, in welcher die Jungfrau, n-kumbi, in die Geheimnisse des Familienlebens eingeweiht werden soll, gewöhnlich in Begleitung eines ebenso kunstlosen Instruments, der ihres korkigen Innern entleerten und getrockneten Frucht des Affenbrotbaums, auf deren etwas erweiterte Stielöffnung mit der gewölbten oder flachen Hand geschlagen, und dadurch ein dumpferer oder hellerer Ton hervorgebracht wird. Zur Tanzmusik dient die N-düngo-Trommel, ein gegen den verschlossenen Boden hin etwas zugespitzter Abschnitt eines ausgehöhlten Baumstamms, oben mit Haut überspannt; der Trommler hält sie zwischen den Beinen und trommelt mit den drei Mittelfingern der einen Hand und mit einem Schlägel in der andern auf die Haut. Die Kriegs-

trommel heißt N-kóko; sie hat die Form eines Backtrogs mit schmalem Längsschlitz an der obern Kante. Elefantenzähne, in die man unterhalb der Spitze ein etwa walnußgroßes Loch zum Hineinblasen bohrt, dienen als Trompeten, M-pündschi; sie dröhnen gewaltig, stärker und durchdringender als Posaunenklang; unser junger Gorilla gab Zeichen der entsetzlichsten Angst, wenn er die M-pündschi blasen hörte. Als ein künstlicheres, an die Zither erinnerndes Instrument stellt sich die kleine Marimba dar. An einem Ende eines Kastens von der Form eines verdeckten Bootes ohne Spiegel oder eines auf eine Kürbisschale gebundenen Bretchens sind eiserne Stäbchen oder Rindenspäne des Blattstiels der Raphiapalme von verschiedener Länge und Stärke über eine Art Steg befestigt, die, vom Spielenden mit den Daumen beider Hände geschnellt, eine Scala höherer und tieferer Töne von einem zitternden und summenden, doch nicht unangenehmen Klange von sich zu geben vermögen.

In Angola macht sich auch bezüglich der Musik überwiegend der europäische Einfluß bemerkbar. Durch Kaufleute und Matrosen wurde die Harmonika, die Flöte und die blecherne penny-whistle in der Colonie eingebürgert. Die Militär-Musikbanden, aus Negern und Mulatten zusammengesetzt und gewöhnlich von einem Weißen dirigirt, spielen die in Europa beliebten Musikstücke, und mancher Neger hat es dabei zur Virtuosität auf seinem Instrumente gebracht. Als Beweis für das vorzügliche musikalische Gehör und Gedächtniß der Neger muß es gelten, daß überall in Angola, auch in den innern Districten, Männer, Frauen und Kinder die von den Militärkapellen gespielten Melodien sofort ganz richtig nachpfeifen und nachsingen.

Die selbsterfundenen Instrumente der Eingeborenen sind jedoch im Innern Angolas noch nicht verdrängt worden. Das schon erwähnte Kerbholz findet sich auch hier, doch mit Hinzufügung eines Resonanzbodens, indem man den Stab auf den Schlitz einer Adansonienfrucht bindet. Ein anderes angolensisches Instrument ist die N-küngu: zwischen den Enden einer schwachgebogenen, etwa

1,20 Meter langen Gerte wird ein aus Pflanzenfasern gedrehter Faden ausgespannt und nahe an dem dickern Ende durch einen Querfaden, wie durch einen Steg, etwas fester angezogen, gegenüber an dem schwächern Ende der Gerte aber eine Kürbisschale befestigt. Der Spieler hält die N-küngu aufrecht im linken Arme, sodaß die Schale auf der linken Hüfte ruht, und drückt mit dem Zeigefinger der linken Hand stärker oder schwächer auf den Faden, während er ihn mit der rechten Hand mittels eines Stäbchens in Schwingung setzt. Von noch mehr Erfindungsgabe zeugt die Holzmarimba, ein Instrument, das auch Livingstone bei den Negerstämmen im Innern fand. Sie besteht aus zwei in einem gewissen Abstande von einander parallel stehenden Bögen aus federndem Holze, zwischen deren Enden Schnüre ausgespannt sind; auf den Bögen liegen Bretchen aus hartem Holze, unten mit hohler Kürbisschale versehen, von verschiedener Länge und Dicke, welche vom Spieler mit zwei kautschukumwickelten Schlägeln bearbeitet werden; durch stärkere oder losere Spannung der Bögen läßt sich die Tonart verändern. Der Klang der Holzmarimba hat Aehnlichkeit mit dem des Holz- und Strohinstruments, ist aber weit volltönender und variabler. In den Händen von M-balúndu-Negern, die aus dem Innern nach M-püngu an dóngo kamen, sah ich sogar ein geigenartiges Instrument, einen eckigen Resonanzkasten, mit drei aus Pflanzenfasern gedrehten Saiten bespannt, die auch mit einem Fiedelbogen aus Pflanzenfasern gestrichen wurden.

Nachstehend theile ich drei Melodien mit, die ich von Eingeborenen Angolas, und sechs, die ich von unsern M-balúndu-Negern singen gehört und nach dem Gehör aufgezeichnet habe.

Drei Gesänge aus Angola.

Gesang von Bawilifrauen.



Begräbnißgesang.



Beim Transport eines erlegten Leoparden.

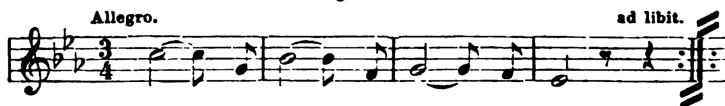


Gesänge der M-balundu.

Bei der Feldarbeit. 1.



Bei der Feldarbeit. 2.



Beim Tanz.



Beim Rudern. 1.



Beim Rudern. 2.



Kriegsgesang.



Auch für die bildenden Künste gebricht es den Negern nicht an Talent; die Reliefdarstellungen, welche von den Eingeborenen Nieder-Guineas mit selbstverfertigten Messern in Elefanten- oder Flußpferdzähne geschnitzt werden, haben mitunter wirklichen Anspruch auf Kunstwerth, und manche der hölzernen Fetischfiguren im Ethnographischen Museum zu Berlin bekunden Verständniß für die Proportionen der Körpertheile. In Majómbe zeigte man

mir einen abgeschälten Baumstamm mit Kohlenzeichnungen eines Negers, die eine Flotte von europäischen Dampfschiffen und — mehr noch — eine figurenreiche Gruppe mit Messern bewaffneter Schwarzen, einen an seinen langen Haaren erkennbaren Weißen über einen Kessel haltend, in wohlgelungenen Umrissen darstellten. Den Weißen machen die Neger bei allen ihren bildlichen Darstellungen dadurch kenntlich, daß sie sein Kopfhaar in geraden Linien, das des Schwarzen aber punktirt zeichnen. Ich besitze noch eine Bleistiftskizze von einem unserer Moleques, in denen er Personen seiner Umgebung, Schwarze und Weiße, zu porträtiren versucht hat; die Zeichnungen sind natürlich roh und unbeholfen, aber es ist jeder Person irgendein charakteristischer Zug abgelauscht, in der Körperhaltung, der Gesichtsbildung, der Kleidung, an der man sie trotz der unvollkommenen technischen Wiedergabe sofort herauserkennt.

Auf dem Gebiete der einheimischen Industrie leisten die Neger zum Theil sehr Beachtenswerthes, und überall tritt das Bestreben hervor, den Gegenständen des täglichen Gebrauchs irgendwelchen Schmuck zu verleihen. Fast jeder Topf, jede Schüssel, jeder Pfeifenkopf, jede Schnupftabackdose ist mit eingegrabenen, eingebrannten Linien, Arabesken oder Figuren geziert. Ihre aus Baumwollfäden oder aus den Fasern der jungen Blättchen einer Raphiapalme (Raphia textilis Welw.?) gewebten Zeuge haben hübsche Muster von mannichfaltiger Zeichnung und in gutgewählter Zusammenstellung der Farben. Letztere bereiten sie aus dem Saft verschiedener Pflanzen, Blau aus Indigo, Rothbraun aus Rothholz, Gelb aus einer Malvenart. Noch schönere, oft reizende Muster zeigen ihre buntgeflochtenen Matten und Körbe, sowie die aus Fasern des Ananasblatts besonders kunstvoll gearbeiteten N-gündu n-sida, die privilegirte Kopfbedeckung einzelner Mifumu.

Das Vorstehende mag genügen, um die Grundlosigkeit der immer noch so oft wiederholten Behauptung, die Neger könnten nur nachahmen, was sie den Weißen abgesehen, unwiderleglich darzuthun. Wer ihnen selbständige Erfindung und eigenen Ge-

schmack in ihren Arbeiten abspricht, der verschließt sein Auge absichtlich den offenkundigen Thatsachen, oder Mangel an Kenntniß derselben macht ihn unfähig zum competenten Beurtheiler. Man muß die Lebensweise eines Volks in der Nähe beobachtet und vor allem dessen Sprache studirt haben, bevor man sich für berechtigt halten darf, über seinen Charakter, seine Anlagen und Fähigkeiten ein gültiges Urtheil zu fällen.

XV.

Abschied von Afrika.

Die Gletscher leuchten
Im Mondenlicht,
Und Thränen feuchten
Mein Angesicht;
Die Winde sausen,
Die Möven schrein,
Die Wogen brausen:
Ich denke dein!

Das Land entschwindet
Schon fern dem Blick,
Doch zu dir findet
Mein Herz zurück;
Ich will ihm Schwingen
Des Liedes leihn,
Es soll dir singen:
Ich denke dein!

F. Bodenstedt.

Die Zurückberufung der Deutschen Expedition war erfolgt, und es nahte der Tag unserer Abreise nach Europa.

Was sollte jetzt aus unsern M-balúndu-Negern werden? Anfangs hatten sie Lust bezeigt, in Tschinschócho zu bleiben. Allein sowol von seiten der Eingeborenen Loangos als der hier ansässigen Weißen wurde dagegen protestirt: jene hatten die ihnen an Muth und Körperkraft überlegenen Südländer fürchten gelernt; diese besorgten, bei neuen Fehden zwischen den Händlern und Eingeborenen möchte das kampfgeübte geschlossene Corps sich mit den letztern gegen sie verbünden. Schließlich erklärte uns jedoch ihr Headman Janeiro selbst, sie wollten doch lieber in ihre Heimat zurückkehren. Wir mietheten nun von dem holländischen Hause einen kleinen Küstendampfer für ihre Fahrt nach Novo Redóndo. Dann vertheilten wir unter sie Zeuge, Gewehre und was ihnen sonst in ihrem Lande nützlich sein konnte. Janeiro sagte uns, sie hätten vor, wenn sie zu Hause angekommen, sich in der Nähe

einer dortigen Factorei ein Dorf zu bauen und mit dieser Handel zu treiben. Durch den weißen Kaufmann hofften sie dann bisweilen Nachricht zu erhalten, wie es uns in „M-pūto" gehe; und wenn einmal einer von uns in ihr Land kommen sollte, da würde wol mancher schon fort, „im Busch" sein, die aber noch lebten, die würden ihm treulich folgen wie bisher. Mit aufrichtigem Bedauern sahen wir sie, als das Schiff zur Abfahrt bereit lag, die Station verlassen und in militärisch geordneter Reihe unten am Strande dahinziehen; sie hatten uns die Mühen und Sorgen, die wir auf ihre Erziehung verwandt, durch Anhänglichkeit vergolten, ja das Verhältniß zu ihnen hatte sich mit der Zeit so patriarchalisch gestaltet, daß wir sie wie unsere Familie betrachteten.

Sobald dies Geschäft beendet war, gingen wir an die Durchmusterung der vielen Sachen, die sich im Lauf der Jahre bei uns angesammelt. Es mußte eine strenge Auswahl getroffen werden, damit unser Schiffsgepäck, worunter schon die Menagerie sehr bedeutenden Raum in Anspuch nahm, das zulässige Maß nicht überschreite. Die noch vorhandenen Tauschwaaren stellten wir, soweit wir sie nicht zu Geschenken für der Expedition geleistete Dienste brauchten, zum öffentlichen Verkauf. Mehrere Tage ward unser Haus nicht leer von weißen und schwarzen Käufern. Was wir zum Mitnehmen ausersehen hatten, wurde gepackt und großentheils an Bord der Launch gebracht, die draußen auf hoher See der Ankunft des Mailsteamers harrte.

Am 4. Mai schieden wir von Tschinschōscho, dem afrikanischen Heim der Expedition, das unter unsern Augen und mit unserer Beihülfe eine stattliche Niederlassung geworden war. In Lándana gab uns abends der Agent des holländischen Hauses ein festliches Abschiedsmahl, an dem alle in der Stadt anwesende Europäer, auch die französischen Missionare theilnahmen. Während der Tafel meldete ein Moleque, der vapor inglez sei in Sicht; das scharfe Auge des Schwarzen hatte trotz der eingetretenen Dunkelheit den Dampfer am Horizont auftauchen sehen, und bald be-

stätigte der krachende Salutschuß das Nahen des zu unserer Rückreise bestimmten englischen Postschiffs Loanda.

Die Nacht verging uns in Unruhe und Aufregung. Frühmorgens wurden die schweren Gepäckstücke, die sich noch nicht auf der draußen ankernden Launch befanden, so die Kisten mit unsern Thieren, in die Boote geladen. Tags vorher hatte die Kaléma furchtbar getobt; über Nacht hatte sich zwar die Wuth des Elements etwas gemildert, immerhin aber war es noch gefährlich genug, die beladenen Boote durch die Brandung der Barre hindurch zu steuern. Doch ging alles ohne Unfall von statten. Das letzte Boot bestiegen wir selbst. Am Ufer standen unsere weißen Freunde und die aus Lusāla und andern benachbarten Dörfern herbeigeströmten Neger und winkten uns ihre Abschiedsgrüße zu. Tücher wehten, Fahnen flatterten, Böllerschüsse dröhnten, bis wir die Loanda erreicht hatten. Es war 11 Uhr vormittags, als wir an Bord kamen, und kurz nachher klirrte der Anker ruckweise aus der Tiefe herauf.

Rasch zogen die bekannten Uferstrecken an unsern Augen vorüber. Dort die schäumenden Wogen in der Mündung des Tschiluángo, die freundliche englische Factorei, der Höhenzug mit einzelnen halb im Gebüsch versteckten Dorfschaften, jetzt das weiße Haus vom Nachbar Figueiredo, und dicht daneben die grauen Palmenwedeldächer Tschinschóschos. Auf sie blieben unsere Ferngläser gerichtet, bis ein vorspringender Uferberg uns gänzlich und für immer ihren Anblick entzog. Da grüßte schon die holländische Flagge von Massabe am Loémme, und nachmittags 3 Uhr ankerten wir vor Ponta negra. Die Europäer von hier und der Umgegend kamen an Bord, um uns Lebewohl zu sagen. Inzwischen wurde die Ladung an Bord gebracht, und mit Einbruch der Nacht dampfte das Schiff weiter nach Norden.

Wir schritten lange, unsern Gedanken nachhängend, an Deck auf und nieder. Konnten wir auch einen leisen Groll gegen das Schicksal, das der Expedition größere Erfolge versagt hat, nicht völlig unterdrücken, so durfte sich doch jeder von uns das Zeugniß geben,

daß er nichts unversucht gelassen hatte, mehr zu erreichen, als erreicht worden ist, und mit dem „Magnum voluisse" sich einigermaßen trösten über das Mislingen des kühn entworfenen Unternehmens.

Wieder befand ich mich also auf See, an Bord eines großen Dampfers! Ich mußte der Zeit meiner hoffnungsvollen Ausfahrt gedenken. Wie gleichen sich die Tage, und doch wieder wie verschieden sind sie! Auch jetzt gab es wie damals vielerlei zu packen, zu schnüren, zu öffnen und zu schließen, manches auszukramen, anderes besser unterzubringen, bis ich endlich sagen konnte, ich sei für die nächsten Wochen der Reise in dem schaukelnden Hause eingerichtet. Von nun an wollte ich an die Arbeit gehen: die Tagebücher und wissenschaftlichen Notizen sollten geprüft, Versäumnisse nachgeholt, unfertige Skizzen vollendet, Aufzeichnungen verglichen und die Sammlungen, die wir mit uns führten, vermehrt und gesichtet werden. Ich nahm mir vor, so oft sich Gelegenheit bieten würde, an Land zu gehen, um die ganze Küste kennen zu lernen und das auf der Herfahrt gewonnene Bild mit jetzt schon geübtern Blicken möglichst genau und vollständig zu erfassen.

Den zweiten Tag fuhren wir bei Sonnenaufgang in etwa 1½ deutschen Meilen Entfernung an der Majūmba-Bai vorüber, und etwas später am Ausfluß der 1874 von Dr. Güßfeldt erforschten Bānjo-Lagune (3° 55′). Bergzüge liefen fast durchweg der Küste parallel. Das Wetter war trüb, aber warm. Möven umflatterten unser Schiff, Scharen fliegender Fische streiften über die Wellenkämme, Delphine ruderten nah und fern. Einmal begegnete uns eine Menge auf dem Wasser schwimmender Planken und Bohlen, jedenfalls die Trümmer eines verunglückten Fahrzeugs. Die Loanda war ein gutgebautes, flottes Schiff, das bei einem durchschnittlichen Verbrauch von 14 Tons Kohlen *) per

*) 1 Ton (1000 Kilo) Kohlen, in Liverpool 16 *sh.*, in Madeira £ 1 kostend, wird in dem Kohlendepot zu Banana am Congo mit £ 4 verkauft.

Tag 10 Knoten in der Stunde zurücklegte. An Bord herrschte eine penible Sauberkeit; nach langem Aufenthalt in den staubserfüllten Grashäusern der Küste fühlte ich mich in eine andere Welt versetzt, besonders die geräumige Damencabine, die man mir allein überließ, muthete mich wie ein trauliches Wohnzimmer an. In dem Kapitän Clancy fand ich einen Bekannten; er hatte den Congo geführt, als ich auf diesem Dampfer krank von Loanda nach Lándana reiste, und war erstaunt, da er mich jetzt bei guter Gesundheit wiedersah.

Nachmittags 3 Uhr passirten wir die Mündung des Sette-Flusses (engl. Sette oder Dogae River, 2° 22′ südl. Br.), wo sich eine spanische Niederlassung befindet, drei Stunden später in einer Meile Entfernung Cap Sanct-Katharina und weiterhin die Mündung des Káma, eines Abflusses aus dem Rémbo. Die Uferstrecken sind flach, doch gut bewaldet, nur bei der Sette-Mündung schieben sich schwarze Berge bis dicht an den Strand. Seit Cap Sanct-Katharina waren wir aus dem grünlich trüben Fahrwasser in klare Meerflut gekommen, deren mit weißem Schaum gekrönte Wellen am Bug unsers Schiffes zerschellten.

Am andern Morgen näherten wir uns dem Cap Lopes und den Mündungsgebieten des Ogōwe und des Rémbo (Ovenga). Das buchtenreiche, mit Mangroven bestandene Gestade ist hier so niedrig, daß es fast unserm Sehkreis entschwand. Erst nachdem wir das Cap (0° 36′ südl. Br.) und die Bai gleiches Namens hinter uns hatten, zeigten sich wieder mit Wald bewachsene Berge. Etwas nördlich vom Kuīlu anfangend bis hierher reicht ununterbrochen wirklicher Urwald, nach Aussage der Eingeborenen die Heimat des Chimpanse und des Gorilla, hart an den Rand des Oceans. Gegen Mittag erblickten wir die waldige Bergkuppe des N-gōmbepoint am linken Einfahrtsufer des Gabūn. Ostnordost-Curs haltend, kam das Schiff der Küste so nahe, daß wir an den niedrigen mangrovereichen Ufer Einzelheiten erkennen konnten; ein Boot mit goldbraunem dreieckigem Mattensegel schnellte an uns vorüber. Um 2½ Uhr liefen wir, etwas nach Süden

gewendet, am Sandypoint vorbei in den Gabün ein und fuhren dann direct östlich auf Glaßtown zu, wo unfern vom Ufer inmitten 15 anderer Fahrzeuge Anker geworfen wurde. Wie bei der Hinreise vor fast 2½ Jahren weidete ich mein Auge an dem Panorama der Gabünufer, gebildet vom Sandypoint, dem Fetischwald und dem wundervollen Grün, aus dem zwischen Bananen, Elaïs- und Kokospalmen die freundlichen Schwesterstädte Glaßtown und Libreville herüberwinken.

Ich hatte mit der letzten Mail meinen frühern Reisegefährten Schulze von unserm Kommen benachrichtigt und erwartete seinen Besuch an Bord. Aber durch Unwohlsein verhindert, ließ er uns durch zwei Clerks seines Hauses einladen, ihn am Lande zu besuchen. Ich wollte jedoch unsere Thiere nicht ohne Aufsicht lassen und blieb deshalb auf dem Schiffe. Die Thiere waren in ihren mit Eisenstäben vergitterten Kasten im Zwischendeck einlogirt und schienen sich ganz wohl zu befinden, nur Pauline und die Zwergantilope litten augenscheinlich an der Seekrankheit, welcher die letztere auch später erlag. Das Reinigen der Käfige war einem Krüboy übertragen; für die Fütterung mit den reichlichen Abfällen der Schiffsküche sorgten der Koch und der Schlächter. Der Kapitän gestattete, daß unsere Affen täglich einige Stunden, an die Wanten des Schiffs gekettet, auf Deck verweilten, wo die Matrosen — fast alle Seeleute haben die Thiere gern — sich viel mit ihnen beschäftigten. Unser specieller Pflegling M-püngu aber, den wir immer unter Augen haben wollten, gehörte zu den Kajütenpassagieren der Loanda.

Vor unserer Abfahrt am andern Morgen ward mir noch die Freude, meinen Freund Schulze an Bord zu begrüßen. Ich erfuhr von ihm, daß unser gemeinsamer Reisegenosse Herr von Koppenfels eifrig der Gorillajagd obgelegen hatte, dann aber erkrankt und nach Europa heimgekehrt war, sowie daß Dr. Lenz die Gegenden am Okande bereiste. Leider war das Wiedersehen mit dem thätigen, besonnenen, stets nach ruhiger Ueberlegung handelnden Manne nur von kurzer Dauer. Die Temperatur, die am

6. Mai zwischen 27° und 29° C., am 7. zwischen 26° und 31.7° schwankte, sank heut von 26.2° am Morgen im Laufe des Vormittags auf 24.7°. Gegen 9 Uhr war ein Tornado aufgestiegen, doch blies die Boë, während der einzelne Regentropfen fielen, minder heftig, als wir befürchtet hatten; nach zwei Stunden klärte sich der Himmel wieder auf, und als wir gegen Abend, NWW. steuernd, in der Coriscobai hinfuhren, war das Wetter schön und warm (fast 28°). Nach 6 Uhr kamen wir an der Coriscoinsel, dann an der kleinen Elöbiinsel und an dem waldreichen St. Jean vorbei, das mit dem gleichnamigen Cap (Ninje) die Coriscobai nach Norden zu abschließt.

Gegen 2 Uhr in der Nacht ging ich hinauf an Deck. Ein bezaubernder Anblick bot sich mir dar. Hell vom Monde beschienen, ragte drüben in weiter Ferne der Gipfel des Clarence-Pic auf Fernando Po, wie ein schneebedecktes Riesenhaupt der Alpen, in den dunkeln Nachthimmel empor. Von Cap St. Jean aus hatten wir uns im nordnordwestlichen Curs immer weiter von der Küste entfernt, jetzt wandte das Schiff plötzlich um und fuhr in geradem Laufe, als würde es von einem Magnetberge angezogen, auf den leuchtenden Gipfel zu. Ich konnte mich nicht satt sehen an dem wundervollen Schauspiel, an der märchenhaften Schönheit einer stillen lauen Mondnacht auf dem Meere. Bei Anbruch des Tages senkte sich aber ein Nebelschleier hernieder, der uns die Küste wieder völlig verbarg. Erst um 7 Uhr gewann die Sonne den Sieg über das fliehende Gewölk, und nun lag die herrliche, palmenreiche Insel Fernando Po entschleiert vor unsern Blicken. Wir passirten Cap Barrow, die Südostecke des Eilands, und fuhren am ganzen östlichen Ufer hin, vorbei an der prächtigen Melvillebucht, an der kleinen pittoresken Levensinsel, an den Schatten, die der Camarūn im Nordosten über das Festland breitet, am Cap Vidal, an zwei von Palmen und roth- und weißblühenden Bäumen umgebenen Niederlassungen, bis zum Nordostcap Horatio. Von da westwärts steuernd, gelangten wir um 1½ Uhr bei ziemlich stürmischem Wetter in die dunkelgrünen Fluten vor Sanct Isabel.

Nachdem wir hier einen Lootsen an Bord genommen, ging es am Cap Bullen vorüber in nordnordwestlicher Richtung weiter dem Festlande zu. Gegen Abend langten wir an der Mündung des Altcalabarflusses an und lagen dort die Nacht hindurch auf dem Meere vor Anker.

Früh 5 Uhr am 10. Mai begann die Loanda in das hohle Delta der breiten Flußmündung einzufahren. Trotz ziemlich heftigen Windes leitete unser schwarzer Lootse das Schiff in halber Geschwindigkeit sicher durch die zahlreichen Untiefen, und um 9 Uhr ankerten wir in dem schmuzig gelben Strome zwischen den Hulks von Altcalabar. Von morgens an hatte es fein geregnet, während der Mittagsstunden goß es in Strömen herab, und erst nachmittags hellte sich der Himmel so weit auf, daß ich etwas mehr von der Umgebung zu erkennen vermochte. Der nach England gehende Mail-Steamer Elmina lag hier, um Fracht für Europa einzunehmen; zahlreiche Canoes der Eingeborenen und Boote von den Hulks brachten die Waarenballen ans Schiff, die Dampfkrähne rasselten, auf dem Fluß wie am Lande herrschte ein bewegtes lärmendes Treiben. Ich fühlte mich unter dem Einfluß der Fieberluft unwohl und suchte zeitig mein Lager auf, wurde aber durch ein starkes Gewitter, dem gewaltige Regengüsse folgten, in der Nachtruhe gestört.

Auch am Morgen bei einer Temperatur von 24.4° C. entluden sich wieder Gewitter mit obligatem Platzregen; der zähe Lehmboden war daher dermaßen aufgeweicht, daß ich meine Absicht, einen Ausflug am Lande zu machen, aufgeben mußte. Nachmittags erhielten wir eine Einladung zum Souper an Bord der Matilda, eines der geräumigsten Hulks. Wir nahmen sie an und erlaubten uns sogar, einen nichtgeladenen Gast mitzubringen, unsern M-püngu, der durch sein munteres, drolliges Wesen allgemeine Heiterkeit erregte. Die Gesellschaft, gegen vierzig Personen, bestand außer uns vier Deutschen und dem Wirth, einem geborenen Hannoveraner, der aber seine Muttersprache ziemlich verlernt hatte, durchweg aus Engländern. Zum ersten mal seit mehreren Jahren

sah ich mich wieder von einem größern Kreise gebildeter Europäer umgeben, in weiten, mit europäischem Comfort ausgestatteten Räumen, an einer europäisch servirten, mit Bordeauxwein und Champagner besetzten Tafel — der Eindruck war um so wohlthuender, ein je unvortheilhafteres Andenken die weißen Colonisten an der Niederguineaküste, mit denen ich zusammengetroffen, von einzelnen Ausnahmen abgesehen, bei mir hinterlassen hatten. In angeregter lebhafter Unterhaltung schwanden uns die Stunden im Fluge dahin, und es war lange nach Mitternacht, als die Gesellschaft sich trennte und wir in unsere Schiffskajüten zurückkehrten.

Mit eintretender Flutzeit dampften wir den nächsten Vormittag über die Barre der Altcalabarmündung wieder ins offene Meer, die Richtung auf Fernando Po nehmend. Kurz nach der Ausfahrt begegnete uns die Ethiopia, die ebenfalls Altcalabar anlaufen wollte. Das Wetter war uns diesmal günstig; wir hatten das Glück, den Clarence-Pic fast ganz wolkenfrei zu sehen und die schöne Form der bis zum Gipfel bewaldeten Bergpyramide betrachten zu können. Nachmittags 3 Uhr liefen wir in die Bucht von Sanct Isabel ein. Der Ort hat sich, seit ich ihn zuerst sah, um vier Häuser vergrößert. Es blieb mir Zeit, mich, von einem der Gefährten begleitet, in einem Boote nach dem östlichen Isabelpoint und von dort nach der Williamsinsel rudern zu lassen, wo wir Gesteinsstücke sammelten. Während der Fahrt durch die Bucht sahen wir in der Tiefe mehrere große Haie wie hellgraue Schatten vorbeischwimmen. An Bord unsers Schiffes zurückgekehrt, fanden wir eine Anzahl neu hinzugekommener Passagiere auf Deck, darunter einige spanische Beamte und Offiziere, welche sich an den Capriolen M-füngus höchlichst ergötzten, und auch einen alten Bekannten, einen Spanier, der früher in Loango eine Factorei besessen hatte und jetzt in der Nähe von Sanct-Isabel eine Cacao- und Kaffeeplantage betrieb.

Noch denselben Abend fuhr die Loanda weiter. In der Nacht wurde bei Sturm und Regen die Mündung des Opōbo und die des Antonio (in der Sprache der Eingeborenen Ándoni) passirt,

und morgens 6 Uhr befanden wir uns in dem Bassin, in dessen nordwestliche Ecke der Neucalabar-, in dessen nordöstliche der Bönnyfluß einströmt, beide zu dem vielverzweigten Gebiet der Nigermündung gehörend. Zur Rechten hatten wir Rough Corner in Sicht, links die Sandbänke, welche von der 1874 fortgeschwemmten Schiffs- und Fischerstation Breakers Islands übriggeblieben sind. Etwas weiter nördlich erhebt sich jetzt eine neue Insel, wahrscheinlich infolge des Zusammenwirkens der Ebbe und Flut an den Einmündungen der beiden Flüsse. Um 7 Uhr steigerte sich der Regen zum förmlichen Wolkenbruch, gefolgt von einem dichten Nebel, der die Loanda Anker zu werfen nöthigte. Doch wurde es gegen 9 Uhr wieder hell, und wir konnten nun westlich von der Neucalabarmündung in den Bönnyfluß einfahren. Nach anderthalb Stunden ankerten wir zwischen den Fahrzeugen der Handelsflotille von Bönny.

Seit 1873 scheint der Handel hier bedeutend an Ausdehnung gewonnen zu haben; die Zahl der Hulks hat sich vermehrt, und eben jetzt lagen gleichzeitig auf der Rhede: ein Küstendampfer der Glasgower African Steam Navigation Company, drei Segelschiffe von ansehnlichem Tonnengehalt und verschiedene Launchen und Kutter. Wir kauften hier einen jungen Babuinaffen (wol Cynocephalus Sphinx), dessen schmuziges Gesicht ebenso viel von einem Hunds- wie von einem Schweinsgesicht hat, und dessen dünner, kaum zwei Finger langer, fast immer in eine Schleife geschlungener Schwanz gleichfalls an das Schwein erinnert.

Von den Matrosen an Bord der englischen Postdampfer werden viel Geschäfte mit überseeischen Thieren gemacht. Nach den Schiffsgesetzen ist es ihnen zwar verboten, doch drückt der Kapitän gern ein Auge zu, wenn sie nur ihren Dienst nicht darüber vernachlässigen. Die Mannschaft der Loanda kaufte Hunderte von Graupapagaien und andern Vögeln sowie eine Menge Affen von den verschiedensten Arten zusammen. Natürlich mußte jeder seine Thiere bei dem geringen Raum, über den er zu verfügen hatte, aufs engste zu zweien oder dreien in Bauer und Käfige

einpferchen. Dennoch brachten sie alle ihre Waare, mit Ausnahme einiger Papagaien und Perequitos, lebend nach Liverpool, wo die am Quai schon wartenden Händler sie ihnen sofort abkauften. Einen der großen Paviane hätten wir selbst gern gehabt, allein der geforderte Preis von £ 8 erschien uns doch etwas zu hoch. Für den Gorilla bot uns ein liverpooler Händler die Summe von £ 600 (12000 Mark).

Am 14. Mai, einem Sonntag, verließen wir frühmorgens Bonny, passirten nach drei Stunden bei prächtigem Wetter die Sombrero-Mündung des Niger, gegen 10 Uhr die nahe beisammen liegenden Mündungen des Sanct Bartolomeo und des Barbara, und etwas später die des Nicolas und des Braß in ziemlich weiter Entfernung vom Lande, da hier Sandbänke bis mehr als eine deutsche Meile von der Küste sich ins Meer hinausziehen. Die genannten Flüsse gehören sämmtlich zu den Mündungsarmen des Niger, die einen Landstrich von fast vier Längengraden, von Lagos im Westen bis zum Altcalabar im Osten, reichlich mit Bewässerung versorgen. Um 3 Uhr nachmittags dampften wir an der westlich vom Formosa-Cap befindlichen Hauptmündung des mächtigen Stroms, der sogenannten Nun-entrance, vorbei; gegen Abend Lagos zusteuernd, verloren wir dann zwischen den Nigerarmen Pennington und Dodo die Küste aus den Augen. Genau um Mitternacht brach ein Platzregen los, der die über das Deck gespannte Awning, unter der ich schlief, prasselnd durchdrang und mich hinunter in die Kajüte trieb. Nach einer halben Stunde schien für diese Nacht alles vorüber zu sein; doch schon um 3 Uhr entlud sich abermals eine schwere Regenwolke mit gleicher Heftigkeit.

Trotz häufiger oder vielmehr fast regelmäßiger Störungen dieser Art brachte ich die Nächte doch am liebsten auf Deck zu. Unter der von jedem Lufthauch gefächelten Awning liegend, hebe ich mein müdes Auge träumerisch empor zum sternenbesäten Himmelsdom oder lasse es über die geheimnißvolle Fläche des nächtlich dunkeln Meeres gleiten, bis das sanfte Wiegen

des Schiffes und das gleichmäßige Rauschen der Wogen mich allmählich in Schlummer versenkt. Im Einschlafen summen mir leise im Ohr die Lenau'schen Verse:

Nächtlich Meer, nun ist dein Schweigen
So tief, ungestört,
Daß die Seele wol ihr eigen
Träumen klingen hört!

Zur Mittagszeit des folgenden Tages kam uns wieder Land in Sicht, und gegen 3 Uhr ankerten wir im Beningolf vor der Lagunenstadt Lagos in Yorūba. Der Kapitän beabsichtigte, die Ladung der Loanda, welche bisher 400 Tons eingenommen hatte, hier durch etwa noch 200 Tons zu vervollständigen. Aber eine ungewöhnlich starke und lang andauernde Kaléma machte das Herbeischaffen schwerer Colli an das Schiff zur Unmöglichkeit; vergebens wartete er sechs Tage, von 15. bis 20. Mai, auf ein Schwächerwerden der Brandung, die im Gegentheil von Tag zu Tag an Heftigkeit zunahm. Durch die Schwierigkeiten und Gefahren einer Bootfahrt über die Barre waren zu meinem schmerzlichen Bedauern auch die Passagiere gehindert, an Land zu gehen, und so kann ich über den interessanten Ort, der allen Freunden der Afrikaforschung von Gerhard Rohlf's kühnem Zuge quer durch die Nordhälfte von Afrika her bekannt geworden ist, nicht aus eigener Anschauung berichten, sondern nur mittheilen, was ich aus guten Quellen erkundet habe.

Seit 1862 ist Lagos, von den Eingeborenen Eko genannt, englischer Colonialbesitz, obschon noch ein Titularkönig der Eingeborenen dort existirt. Die Colonie wurde anfangs von Cape Coast-Castle aus verwaltet, hat aber jetzt einen eigenen Gouvernèur, der über eine Anzahl Unterbeamte verfügt. Die militärische Besatzung, welche früher eine Abtheilung eines Westindia-Regiments bildete, ist nach und nach aus Haussa-Negern, meist wohlgewachsenen kräftigen Gestalten, recrutirt worden. Ureinwohner sind die Ibo, ein Stamm der Yorūba (Yárriba)-Neger, deren Gesichtsbildung durch eine gebogene Nase und nur wenig auf-

geworfene Lippen von der des eigentlichen Negertypus abweicht. Dazu kommen Neger von verschiedenen andern Stämmen, die theils aus dem Innern eingewandert, theils durch die Engländer auf confiscirten Sklavenschiffen vorgefunden und hierhergebracht worden sind. Im ganzen schätzt man die Bevölkerung auf 115—120000 Köpfe.

Daß es der unausgesetzten Wachsamkeit und opfervollen Energie der Engländer gelang, dem Sklavenexport an diesem Theil der Küste, wo er am schwunghaftesten betrieben wurde, Einhalt zu thun, kann nicht rühmend genug anerkannt werden. Freilich hat leider der scheußliche Menschenschacher noch keineswegs aufgehört, sondern sich andere Ausfuhrwege gesucht, und da selbst die vereinten Flotten aller seefahrenden Staaten außer Stande wären, an der ganzen ungeheuern Ausdehnung der afrikanischen Küste eine Kette von Wachtschiffen kreuzen zu lassen, so wird die völlige Unterdrückung des Sklavenhandels ein frommer Wunsch bleiben, solange noch in irgendeinem Lande der Erde das Institut der Sklaverei fortbesteht.

Aus einem Hauptsitz des Sklavenexports ist Lagos nun der bedeutendste Platz der Oberguineaküste für die Ausfuhr afrikanischer Erzeugnisse geworden. Der Werth der von hier verschifften Waaren: Baumwolle, baumwollene Stoffe, Palmöl, Palmkerne, Wachs, Ingwer, Sesam, Indigo, Erdnüsse, Mais u. s. w., beträgt etwa 100000 Pfd. St. im Jahr. Unter den hervorragendsten Factoreien befinden sich auch mehrere, die deutschen Firmen gehören: die von O'Swald (jetzt Gaiser) in Hamburg, von Karl Woermann ebendaselbst, von Vietor u. Söhne in Bremen. Als wir vor Lagos ankamen, lagen zwei kleine Dampfer und neun Segelschiffe dort vor Anker, und während der nächsten Tage gesellten sich dazu noch ein englischer Mailsteamer, ein deutscher und ein englischer Dreimaster.

Die Stadt Lagos liegt auf der halbmondförmigen Insel gleiches Namens, die ihre beiden Flügel ins Meer streckt, im Norden aber von einer Lagune begrenzt wird. Durch die Be-

mühungen der Regierung sind zwar die der Gesundheit so nachtheiligen Mangrovenwaldungen wenigstens in der Nähe der Stadt ziemlich ausgerottet und auch sonst die sanitären Verhältnisse vielfach gebessert worden, dennoch ist die Sterblichkeit unter den hier wohnenden Europäern noch eine sehr große. Die Missionare der verschiedenen christlichen Confessionen unterhalten über ein Dutzend Schulen, um die Neger zum Christenthum zu bekehren, ohne daß sie jedoch entsprechende Erfolge aufzuweisen haben. Nächst ihrem eigenen confessionellen Hader ist es der Islam, der auch hier, wie in ganz Afrika, der Ausbreitung des Christenthums den erheblichsten Abbruch thut. Im Aeußern trägt die Stadt mit ihren breiten, gepflasterten, abends sogar beleuchteten Straßen mehr als jeder andere Ort an dieser Küste ein europäisches Gepräge. Leider wurde sie acht Monate später, am 30. und 31. Januar 1877, wie ich nach der Rückkehr in meine Heimat erfuhr, von einer Feuersbrunst heimgesucht, die ein Drittel der aufblühenden Stadt, darunter mehrere Kirchen, in Asche legte.

Es wimmelt in der Beninbai von Haifischen; doch wollte keiner an die Lockspeise unserer Angelhaken anbeißen. Hingegen mögen die Kugeln, die Kamerad Lindner aus seinem Kaliber 12-Gewehr abschoß, manches dieser gefährlichen Raubthiere tödlich getroffen haben, wenn es, mit andern um eine fette Beute kämpfend, Kopf, Schwanz oder Rücken einen Augenblick aus dem Wasser streckte und dem Schützen zum Ziele darbot. Ein lange entbehrter Hochgenuß ward uns, während wir hier still lagen, zutheil: der Steward des Postschiffs Afrika überließ uns einige Stücken Eis, womit wir das englische Bier, das bisher nur durch Einwickeln der Flasche in ein feuchtes Tuch einigermaßen temperirt wurde, wieder einmal zu einem wirklich kalten erfrischenden Trunk abkühlen konnten. Die Afrika war schon der vierte englische Maildampfer, dem die Loanda in der Zeit von vierzehn Tagen begegnete: die Elmina und der Senegal, derselben Linie angehörig, die Ethiopia und die Afrika von der andern Linie; außerdem cursiren eine Anzahl kleinerer Privatdampfer und eine große Menge

Segelschiffe — ein Beweis für die Zunahme des Handelsverkehrs von Westafrika.

Unser Kapitän verzichtete endlich auf die Ladung, die er von Lagos einzunehmen gehofft hatte, und gab am 20. Mai mittags Befehl, die Anker zu lichten. Gegen Abend passirten wir die Niederlassung Porto novo, von der jedoch, da sie am Nordufer der Victoria-Lagune liegt, nur ein paar auf dem schmalen Sandstreifen zwischen Meer und Binnenwasser stehende weiße Häuschen sichtbar waren, und um 8 Uhr wurde vor Weida (Whyda) geankert. Wir blieben die ganze Nacht hier liegen; es war die erste seit unserer Einschiffung in Lándana, in der es nicht gewitterte.

Am nächsten Morgen erreichten wir in dreistündiger Fahrt Little Pópo, nach Lagos den größten Handelsplatz an der Oberguineaküste. Er liegt in der Mitte eines sanftgekrümmten Bogens, dessen Enden die beiden kleinern Orte Porto Seguro und Aguéh bilden, ebenfalls zwischen dem Meer und einer weithin gestreckten Lagune. Das Land ist völlig flach und eben, die Uferwände steigen aber steil aus dem Meere auf, sodaß die Brandung sich nur in kurzen Wellen bricht und unser Dampfer bis auf anderthalb Schiffslängen Entfernung an den Strand heranfahren konnte. Das Negerdorf, in dessen Nähe die Factoreien, englische, französische und eine deutsche, letztere die stattlichste von allen, erbaut sind, hieß und heißt bei den Eingeborenen noch Anäho; die ersten weißen Ansiedler, Portugiesen, gaben ihm den Namen Popo pequéno, welchen dann die Engländer mit Little Popo übersetzten. Vor kurzem hatte durch Entzündung des Pulvervorraths eines französischen Hauses eine Explosion stattgefunden und die benachbarten Gebäude theils zertrümmert, theils arg beschädigt. Den Hauptbestandtheil des ansehnlichen Exports liefern die Erzeugnisse der Oelpalme, die jenseit der Lagune in dichten Beständen vorzüglich gedeihen soll. Obgleich noch zwei englische Schiffe, eine Bark und eine Brigantine, hier in Ladung lagen, erhielt die Loanda einen Zuwachs ihres Cargos, der für die Fracht, die ihr auf der Rhede von Lagos entgangen war, genügenden Ersatz bot.

Ich schaute mit Interesse zu, wie die Boote zwischen dem Lande und dem Schiffe hin- und herfuhren, um die vielen Colli an Bord zu-schaffen, und erfreute mich wieder an dem unverdrossen ausdauernden Arbeitseifer der dabei beschäftigten Krüneger. An den Eingeborenen von Anäho fiel mir ihre sonderbare Haartracht auf: die Kopfhaut war durch Längen- und Querscheitel wie ein Schachbret in Quadrate getheilt, und aus den Haaren eines jeden einzelnen Quadrats eine Rolle gewickelt, deren offene Spitze einem grobborstigen Pinsel glich.

Nachmittags 4 Uhr dampften wir ab, doch nicht vorwärts in westlicher Richtung, sondern zurück nach der östlichen Ecke des Bogens, in dessen Mitte Little Pópo liegt, und nach halbstündiger Fahrt ankerte die Loanda, ebenfalls dicht am Ufer, vor dem Orte Agućh, wo auch noch Güter einzuladen waren. Um das weiße ziegelgedeckte Factoreigebäude gruppirten sich hier die niedrigen Negerhütten mit ihren Wänden aus Palmwedelstielen und ihren graubraunen Grasdächern wie ein idyllisches deutsches Bauerndörfchen um das Amts- oder Pfarrhaus. In der Ferne konnte man von unserm Ankerplatz aus den weiter östlich an der Agomé-Lagune liegenden Ort Great Pópo (Povo grande) erkennen. Die Nacht war kühl, und noch um 6 Uhr morgens zeigte das Thermometer nur 24,70° Celsius. Im Laufe des Vormittags wurden die Palmölfässer und die mit Palmkernen gefüllten Säcke an Bord geschafft. Letztere bestanden aus Bast, nicht, wie weiter im Osten und Süden, aus den Blättern der Fächerpalme; es scheint also, daß dieser Baum hier fehlt oder doch nur vereinzelt neben den massenhaften Oelpalmen auftritt.

Während des Ladens kamen Eingeborene aufs Schiff und boten uns die berühmten Agućhperlen (engl. Agree-beads), die hier gefunden werden, für 25 Mark das Stück zum Kauf an. Es sind 1 Centimeter lange, 4 Millimeter dicke, der Länge nach durchbohrte himmelblaue Stäbchen von cylindrischer Form, an der jedoch schwache Buckel, anscheinend Reste von frühern scharfen Kanten, hervortreten. Unser Geologe Pechuël hielt sie für Caerulit, ein im

Granit vorkommendes Krystallgebilde, und meinte, der weiche Kern, um den die Krystalle angeschossen, möge herausgewittert und die Kanten derselben durch Waschen und Rollen im Wasser abgeschliffen sein. Die Perlen waren auf Fäden von dem feinen Bast der Raphia vinifera oder R. textilis Welwitsch aufgereiht. Ferner wurden farbige Matten, aus den Schaften eines Cypergrases, Cyperus articulatus, geflochten, und Strohkappen von gefälliger Form feilgeboten. Einer der Krüneger hatte tornisterblondes Haar, das von seinem dunkeln Gesicht seltsam genug abstach.

Gegen Mittag verließ die Loanda das umbrandete Ufer von Agučh, um noch ein paar Stunden in der geschütztern Bucht vor Little Pópo zu verweilen, und bei Sonnenuntergang steuerte sie wieder westwärts. An dem tiefklaren Nachthimmel erblickte ich heute in etwa 3° über dem Horizont unterhalb des schon seit länger sichtbaren Großen Bären seit Jahren zum ersten mal wieder den nördlichen Polstern; er erschien mir wie ein eigens an mich gesendeter Gruß aus der lieben noch so fernen Heimat. Von Mitternacht bis zum Morgen ankerten wir in der Nähe des südwestlich von Kida weit ins Meer vorgeschobenen Cap St. Paul. Als es Tag wurde, fuhr das Schiff näher zum Strande und nahm bei ruhiger See und heiterm Wetter einige zum Einschiffen bereit liegende Ladung ein, hauptsächlich Kokosnüsse, sowol das Fleisch der Frucht als die Schalen mit der dicken faserigen Hülle. Kida, auf englischen Karten Kitta, Quitta, entspricht ganz dem Bilde, das sich der Nordländer von einer Tropenlandschaft zu machen pflegt, denn Haine von Oel- und Kokospalmen umgeben die freundlichen Häuser des Orts. Auch eine einzelne Fächerpalme bemerkte ich am Ufer, deren Stamm auffallenderweise unten am Boden dünner war als oberhalb, während er bei den Fächerpalmen, die ich bis dahin gesehen, im Gegentheil unten einen dicken zwiebelförmigen Knorren bildete. Im östlichen Theil der Stadt erhebt sich ein mit Kanonen armirtes englisches Fort; dann folgen die schmucken weißen Gebäude einer englischen, einer deutschen Factorei und einer baseler Missionsanstalt. Unser Schiff wurde umschwärmt von Canoes der Ein-

geborenen, die Lebensmittel, namentlich Gemüse und Federvieh, aus Kida und aus dem eine viertel Meile westlich gelegenen Dorfe Jella Coffee an Bord brachten, und bald entwickelte sich zwischen ihnen und dem Schiffskoch ein lebhafter Handel.

Um 11 Uhr dampften wir weiter. Wir passirten Cap St. Paul, nach einer Stunde die Mündung des Voltaflusses und ankerten kurz darauf vor einer dem bremer Hause Vietor und Söhne gehörigen Handelsfactorei bei Abdafü. Eben als die ersten drei Canoes mit Cargo vom Lande herübergekommen waren und an der Langseite der Loanda anlegten, begann ein Tornado zu wehen. Der Thermometerstand sank plötzlich von 31,8° C. auf 29,2°; die See gerieth in kurze stoßweise Bewegung, und auf den grauschimmernden Wogen erschienen jene verdächtigen Schaumstreifen, vom Seemann Katzenpfötchen genannt. Mit rasendem Ungestüm setzte der Sturm ein, aber sofort wurde seine Gewalt durch die Fluten eines mächtig herabströmenden Regens gedämpft. Schon nach einer halben Stunde hatte sich der Himmel geklärt und die See wieder so weit beruhigt, daß man die Frachtcolli unbehindert aus den Booten an Bord winden konnte. Von dem Orte Abdafü war vom Schiffe aus wenig zu sehen, er liegt tiefer landeinwärts am Voltafluß (der wie fast alle Flüsse der Oberguinea-Küste von Südosten kommt, wogegen die der Niederguinea-Küste von Nordwesten zum Meere fließen) und ist im Westen von einer großen Lagune begrenzt. Am Strande standen außer den stattlichen Factoreigebäuden der bremer Firma und einem baseler Missionshause nur noch ein paar unansehnliche Lehmhäuser, auf denen eine englische und eine hamburger Flagge wehte.

Beim Dunkelwerden lichtete unser Dampfer die Anker. Nachdem er die Nacht hindurch mit half spead gefahren, langten wir morgens 6 Uhr vor Akra an. Hier kauften die Matrosen von eiligst in ihren Canoes heranrudernden Fantis wieder eine Menge Thiere: Affen aus dem Meerkatzengeschlecht, Kapuzineräffchen, Papagaien, Tukane, Tauben, Perequitos, Eichhörnchen (Palmenratten), Schuppenthiere, Stachelschweine, Mangusten. Das Ein-

nehmen der nicht bedeutenden Ladung war bald bewerkstelligt, und so fuhren wir gleich nach Mittag zu dem nur ½ Stunde von Akra entfernten Christiansborg, auf dessen Rhede wir drei Segelschiffe, darunter ein deutsches, antrafen. Ich ließ mich ans Land setzen und stattete wie im Jahre 1873 der Missionsanstalt einen Besuch ab. Die Missionare empfingen mich wieder sehr freundlich. Während wir in der Niederlassung umhergingen, erzählten sie mir unter bittern Klagen, die Engländer hätten einen der Ihrigen, der in die Hände der Aschanti gefallen, nicht mit den andern Gefangenen ausgelöst; der Krieg gegen die Aschanti habe überhaupt sehr nachtheilige Folgen gehabt, sowol für den Handel, indem ausgedehnte Baumwollenfelder verwüstet wurden, als für das Verhältniß der Eingeborenen zu den Weißen und besonders zu dem christlichen Missionswerke. Sie machten mir ferner interessante Mittheilungen über den Reichthum des Landes an Mineralien: im Innern liegen mächtige Eisenerzschichten zu Tage, und an der Küste wird nach starken Regengüssen aus dem vom Ufer abgespülten Sande Gold gewaschen; einer der Herren schenkte mir eine Partie goldhaltiger Erde, die er vor kurzem gefunden. Sehr bedeutend ist der Ertrag der Oelpalmen; die mit der Missionsanstalt verbundene Factorei exportirt allein jährlich gegen 700,000 Gallonen Oel. Die klimatischen Einflüsse auf die Gesundheit der Europäer sind nach ihren Erfahrungen bei zweckmäßiger, angemessener Lebensweise keineswegs ungünstig; mehrere von ihnen leben schon seit längerer Zeit, einer schon seit 30 Jahren hier, und ein weißes Ehepaar hat zwölf im Lande geborene Kinder, alle wohlgebildet und gesund. Zum Schluß unserer Wanderung besichtigten wir das 1790 von den Dänen erbaute Fort. Ueber dem Hauptportal ist noch immer, aus Stein gemeißelt, die Namenschiffre Christian's VII. zu lesen, obgleich Christiansborg bereits 1850 an die Engländer abgetreten wurde. Nur eine Anzahl umherliegender alter Kanonenrohre erinnert noch an die ehemalige Bestimmung des gewaltigen Bauwerks. Seitdem das Erdbeben vom Jahre 1863 die Mauern in ihren Grundfesten erschüttert hat, läßt man sie

vollends zerfallen; Fledermäuse und Millionen von Mosquitos sammeln sich in den tiefen, halbverschütteten Cisternen.

Unterdessen war der Abend herangekommen. Dankend und mit den besten Wünschen für das Gelingen ihres schwierigen, unverdrossenen Wirkens schied ich von meinen Begleitern und begab mich hinunter an den Strand zu dem dort haltenden Schiffsboot. Ich fand dasselbe bereits mit einem Passagier besetzt, einem europäisch gekleideten Neger, der mich in gutem Deutsch anredete; er war, wie er mir mittheilte, christlicher Missionar und hatte seine Bildung während eines neunjährigen Aufenthalts in Deutschland empfangen. Auch seine afrikanische Heimat kannte er genau und wußte viel davon zu erzählen: von dem berühmten Schlangentempel in Weida und der abgöttischen Verehrung, welche die Eingeborenen den heiligen Schlangen darbringen, von den reichen Eisen-, Schiefer- und Goldlagern im Innern des Fäntilandes, die noch der Aufschließung und Ausbeutung durch Menschenhände harren. Er wollte nach Elmina reisen und zur Fahrt bis Cape Coast-Castle die Loanda benutzen. Glücklich brachte uns unser Boot durch die heftige Brandung hindurch an Bord.

Gegen 4 Uhr am nächsten Morgen wurde abgedampft, und um 7 Uhr ankerten wir, ziemlich halbwegs zwischen Akra und Cape Coast-Castle, vor dem ansehnlichen Orte Winebä. Mein neuer Bekannter lud mich ein, mit ihm an Land zu gehen, was ich natürlich gern annahm. Zwischen schroffen wie zwei Reihen Zähne aus dem Meere ragenden Klippen fuhr ich mit ihm zum Strande, der, durch die Ebbe bloßgelegt, ganz mit Algen bedeckt war. Er führte mich in das von Stein gebaute Haus eines ihm befreundeten schwarzen Kaufmanns. Zu meiner Ueberraschung betrat ich hier eine vollkommen europäisch eingerichtete Wohnung, und ebenso angenehm überrascht ward ich durch das gentlemanlike Benehmen des Hausherrn. Nachdem uns derselbe aufs artigste begrüßt, klingelte er einem Diener, und bald war der Tisch mit Kaffee, Milch, Biscuit, Brot, Butter und Käse, alles in saubern Geräthen, besetzt. Wir labten uns an dem schmackhaften Frühstück

und folgten ihm dann in ein anderes Zimmer. Hier stellte er mir seine Gattin vor, eine wahrhaft junonische Gestalt mit einnehmenden, trotz der breiten Nase hübsch zu nennenden Gesichtszügen. Sie saß am Lager ihres erst einige Wochen alten Kindes. Die Hautfarbe des kleinen Wesens war noch rosig, nur mit einem leichten bronzebräunlichen Anflug; auf jeder Wange hatte es drei Streifen von Maismehl, womit man die Säuglinge bestreut in dem Glauben, es sei ein Mittel zur Kräftigung ihrer zarten Glieder. Aeußerst befriedigt verließ ich das gastliche Haus und dessen gesittete Bewohner, um einen Gang durch die Straßen von Winebā zu machen. Die Männer, die mir begegneten, waren meist von hoher breitschultriger Statur; im Ober- wie im Unterkiefer brechen sie sich einen Vorderzahn aus; der Mund ist gewöhnlich von Schnurr- und Kinnbart umrahmt. Unter den Frauen sah ich auffallend viele schöne Gestalten; ihr Haar tragen sie, zu einem bis 20 Centimeter langen steifen Zopf gedreht, in zwei auf dem Scheitel übereinander gethürmten Wulsten, oder auch in mehreren um Stirn und Schläfe künstlich gewölbten Tollen. Den Rest meiner Zeit verwandte ich zur Besichtigung des alten Castells, des Barração, dessen dem Meere zugekehrte Front ich schon vom Schiffe aus ins Auge gefaßt hatte. Fast jeder Ort an der Goldküste hat ein solches, in einer der verschiedenen Perioden der portugiesischen, französischen, holländischen oder dänischen Herrschaft erbautes steinernes Fort, oft von wirklich großartigen Dimensionen. Bei weitem der größte Theil dieser trotzigen Bauwerke befindet sich im Zustande des gänzlichen Verfalls, nur wenige sind von den Engländern als Waffenplätze conservirt und wieder in Stand gesetzt worden. Das Castell von Winebā aber war theilweise noch gut erhalten, denn es hatte bis vor kurzem einem reichen portugiesischen Sklavenhändler als Palast und als Factorei für seine schwarze Waare gedient. Sogar von dem luxuriösen Meublement stand noch manches Stück in den weiten Gemächern, als wäre der letzte Besitzer über Hals und Kopf aus seiner Behausung geflohen. Ich trat auf den säulengetragenen Balkon an

der Landseite des Schlosses und schaute hinunter in die jetzt stillen und öden, von hohen Mauern umschlossenen Höfe. Da gewahrte ich rings an den Wänden eine Menge der starken Eisenringe, an welche die aus dem Innern des Landes nach der Küste getriebenen Sklaven angekettet wurden, bis eine volle Schiffsladung der Unglücklichen in See ging. Welch scheußliche Scenen des Jammers und Elends mögen sich hier abgespielt haben! Jetzt lag das Schweigen des Todes über der fluchgeweihten Stätte.

Die Winde, die Wogen alle
Lagen in tiefer Ruh;
Einem Klagelied aus der Halle
Hört' ich mit Thränen zu.

Vom Vortop der Loanda flatterte schon der Bluepeter, ein Signalschuß donnerte herüber; wir eilten hinab zu unserm Boot, das uns rasch an Bord zurückbrachte. Kaum eine halbe Stunde nachher ging die Fahrt weiter. Um 4 Uhr wurde vor dem Städtchen Apám Anker geworfen, und sofort bestiegen wir beide wieder das ans Land rudernde Boot. Apám ist amphitheatralisch an den westlichen und nördlichen Abhang eines Berges emporgebaut, dessen Gipfel ein altes Barraçāo krönt. An der Ostseite des Berges hat das Meer eine tiefe Bucht gewühlt, dann bei starker Kaléma das daran liegende Land überflutet und eine Lagune zurückgelassen, welche nur durch einen schmalen, mit Kokospalmen bewachsenen Erdstreifen von der See getrennt ist. Wir stiegen zuerst zu dem Barraçāo hinauf. Obgleich ebenfalls dem Verfall preisgegeben, wehte von seiner Zinne eine Fahne mit dem englischen Wappen. Oben hat man eine prachtvolle Aussicht auf das Meer und über die außerordentlich palmenreichen, von Hügeln durchzogenen Gefilde. In einer Spalte der steinernen Portaltreppe hatte eine verkrüppelte Papaja Wurzel gefaßt, die erste, die mir seit Bónny zu Gesicht kam. Die Stadt zeichnet sich durch winklige Bauart, übeln Geruch und Schmutz vor allen von mir besuchten Küstenplätzen Oberguineas unvortheilhaft aus; im Straßenkoth

wälzten sich ganze Heerden von Schweinen. Dabei ist der granitne Boden hoch mit scharfkantigem Geröll beschüttet, sodaß die Einwohner genöthigt sind, Sandalen zu tragen. Die Männer, die ich sah, waren meist robust gebaut, hatten aber unfreundliche, mürrische Physiognomien. Die Frauen und Mädchen trugen über dem in zwei Etagen aufgethürmten Haar ein schwarzes Kopftuch, auf der Stirn in zwei große Schleifen gebunden. Mitten im Hofe eines der bessern Häuser stand ein Wollbaum von merkwürdigem, fast ganz pyramidalem Wuchs, von dem ich eine Skizze in mein Taschenbuch aufnahm. Weiße scheinen bisher selten nach Apám gekommen zu sein, denn ich war beständig von einer großen Schar Neugieriger umringt.

Erst 8 Uhr abends kamen wir zu unserm Boote zurück, das inzwischen zwei schwere Fässer Oel geladen hatte. Die Kaléma war bedeutend heftiger geworden. Als wir uns den Brechern näherten, geriethen die Ruderer miteinander in Streit und achteten deswegen nicht genau genug auf die Strömung, eine heranrollende Woge faßte unser Fahrzeug von der Seite, es schlug um, und Mannschaft wie Ladung schwammen in der brandenden Flut. Zum Glück befanden wir uns noch in geringer Entfernung vom Ufer, sodaß der Unfall keinen Verlust an Menschenleben zur Folge hatte. Das Boot wurde wieder flott gemacht und nun vorsichtiger durch die Brandung zum Schiffe hinausgerudert, wo der Kapitän schon mit der Abfahrt auf uns gewartet hatte.

Am andern Morgen lagen wir vor Cape Coast-Castle, der Hauptstadt der englischen Goldküsten-Colonie. Mein Gesellschafter seit Christiansborg verließ mich hier, um sein Reiseziel Elmina zu erreichen. Gern hätte ich ihn nach diesem mir noch unbekannten, nur drei bis vier Stunden entfernten Orte begleitet, allein da es unbestimmt war, wie lange die Loanda hier vor Anker bleiben würde, durfte keiner ihrer Passagiere sich von Bord entfernen. Aus der Stadt kamen Eingeborene aufs Schiff, die uns dort gefertigte kunstreiche Goldwaaren: Ringe, Kreuze, Brochen, Ohrringe, Knopfgarnituren, Haar- und Tuchnadeln, zum Kauf boten, worunter

besonders eine Haarnadel, auf der ein aus feinsten Goldfäden gewebter Schmetterling schwebte, wegen der ungemein zierlichen Arbeit meine Bewunderung erregte. Die geforderten Preise fand ich außerordentlich billig: man konnte für englische Goldmünzen Schmucksachen von gleichem Gewicht kaufen; der Werth, der in der Arbeit steckte, wurde also gar nicht in Rechnung gebracht.

Unterdessen ging dem Kapitän die Meldung zu, daß in Saltpond, einem östlich von Cape Coast-Castle gelegenen Platze, Frachtgut zum Abholen bereit liege. Dorthin ließ er denn um 10 Uhr zurückdampfen, und an Anamabü und Cormantine vorbei langten wir nach einer Stunde vor dem Orte an. Ich stieg sogleich in ein Boot, um ans Land zu fahren, hatte aber wieder das Malheur, daß zwischen den Brechern mein Fahrzeug umstürzte und ich schwimmend das Ufer gewinnen mußte. Am Strande erbot sich ein Negerknabe, mich in das englische Haus zu führen. Durch eine schöne Allee von Kokospalmen folgte ich ihm zu der Factorei, deren Agent, ein Schwarzer, mich gastfreundlich aufnahm. Weiterhin steht noch eine zweite englische Factorei, ein luxuriös ausgestattetes Gebäude von Sandstein; diese wird von einem Engländer geleitet.

Saltpond, von den Eingeborenen Akimfü genannt, liegt zwischen den Orten Alt- und Neu-Cormantine im Osten und Nankässi im Westen. Zur See von Osten her kommend, hat man nur einen kurzen Blick auf die Häuser, dann verbergen sie sich hinter einem dichten Kokospalmenhain. Hauptvertreter der Vegetation in der Niederlassung selbst ist ein großblättriger Ficus; zwei andere Ficusarten, F. religiosa und nympha caefolia, sind von den weißen Ansiedlern hierher verpflanzt worden. Nächstdem gibt es viele Papajabäume, deren Früchte — ich zählte 257 an Einem Baume — die vornehmlichste Nahrung der Eingeborenen bilden; sonst essen die Aermern Fische und Füfu, einen Teig aus Pisangfrüchten, die hier eine erstaunliche Größe erreichen, von widerlich süßlichem Geschmack, die Vermögendern einen Brei von Maismehl und Hühner- oder Taubenfleisch. Feldfrüchte fehlen, obwol der Boden

zu deren Anbau wie auch zur Baumwollencultur trefflich geeignet wäre, fast gänzlich, weil die Eingeborenen bis jetzt der Verrichtung von Feldarbeit sich hartnäckig entziehen. Das einheimische Gras ist nicht als Viehfutter zu gebrauchen; dagegen haben die Europäer sogenanntes Bahamagras angepflanzt, das sehr gut gedeiht und von dem aus Sierra Leone eingeführten Vieh gern gefressen wird. In der Vegetation der Umgegend herrschen die Kokos- und die Oelpalme vor; Fächerpalmen finden sich gar nicht. Eine halbe Stunde landeinwärts steht ein Barração, zu dem ich im Laufe des Nachmittags meine Schritte richtete. Die Landschaft trug im allgemeinen den Savanencharakter: am Meeresufer unter den Kokospalmen starre Halbgräser, dann Mangroven an einer Lagune, die sich durch den Ort hinzieht, zuletzt weite Flächen mit hohem Gras, auf denen erst Oelpalme und Buschwald auftraten. Hier und da fand ich am Wege kleine Stücke eines blau-, schwarz- und weißgebänderten Achats. Das alte Castell bot nichts Merkwürdiges dar; ebenso verfallen wie die meisten andern, machte es mir einen noch traurigern Eindruck, weil hier nicht der Ausblick über das Meer meine Stimmung erheben konnte. Nach Saltpond zurückgekehrt, traf ich meinen Wirth im Handel mit einer aus dem Innern angekommenen Aschanti-Karavane begriffen, die ein großes Quantum Palmöl in glockenförmigen, aus der Rinde der Raphiawedelstiele geflochtenen und innen mit Bananenblättern belegten Körben zum Verkauf brachte. Die Männer und Frauen der Karavane waren gut und kräftig gebaut; die Kinder, besonders die Mädchen, schienen sehr scheu und blöde zu sein. Alle waren äußerst mangelhaft bekleidet, doch als sie abends den Dónkan, den Nationaltanz der Fanti, aufführten, trugen mehrere Tänzer ein Gewand von dem schön gemusterten und gefärbten Baumwollenzeug, das in Kiba gefertigt und an der ganzen Küste von da bezogen wird.

Auf Einladung meines Quartiergebers blieb ich die Nacht am Lande und genoß eines erquickenden Schlafs. Früh morgens ließ ich mich zum Schiff hinüberrudern; ohne Fährlichkeit dort

angelangt, wurde ich noch, im Begriff an Bord zu steigen, durch eine in das Boot schlagende Sturzwelle bis auf die Haut durchnäßt. Die Loanda dampfte wieder vor Cape Coast-Castle, nahm dort zwei neue Passagiere, zwei Engländer, auf und steuerte dann ohne Aufenthalt westwärts. Nachmittags 4 Uhr begann es zu regnen und empfindlich kühl zu werden, und als wir um 6 Uhr am Dreispitzen-Cap und den Resten des Forts Brandenburg vorbeifuhren, strömte der Regen so dicht herab, daß nichts von der Küste zu erkennen war. Nachdem noch in der Nacht Assini passirt worden, ankerten wir vormittags 10 Uhr vor der französischen Niederlassung Grand Bassam. Die hier für unsern Dampfer bestimmten Frachtgüter: Oelkerne und einige Kisten Gold (die Goldausfuhr des Platzes soll sich auf monatlich 360 Unzen belaufen), wurden aus einer auf hoher See ankernden Launch an Bord geladen; es gab daher keine Veranlassung, mit dem Lande zu verkehren, und so wäre mir auch der Besuch dieses Orts, von dem man vom Schiff aus nur drei Häuser und eine Reihe Kokospalmen sehen konnte, versagt geblieben, hätte nicht ein glücklicher Zufall meinem Wunsche Erfüllung gewährt. Kurz nach uns war nämlich der Postdampfer Benguella, von der glasgower Linie, angelangt und in unserer Nähe vor Anker gegangen. Der Agent einer englischen Factorei kam mit seinem Boote zu ihm herausgefahren, um die Briefschaften für Grand Bassam in Empfang zu nehmen, und besuchte bei der Gelegenheit auch die Loanda. Seiner Einladung, mit ihm an Land zu gehen, folgte ich natürlich bereitwilligst, obgleich ich den Still Hock und das Eis, womit uns der Chiefsteward der Benguella versehen, im Stich lassen mußte. Die Dunkelheit hatte sich schon herabgesenkt, als wir die sehr heftige Brandung kreuzten, und so ging es denn wieder nicht ab, ohne daß ich eine tüchtige kalte Douche erhielt, die mich nöthigte, sobald wir ins Quartier kamen, die Garderobe meines langen hagern Engländers in Anspruch zu nehmen.

Bald nach 5 Uhr am nächsten Morgen war ich auf den Beinen, mir die Umgegend betrachtend. Grand Bassam (nicht zu

verwechseln mit dem Bassa westlich vom Cap Palmas und andern Bassam und Bassa an der Küste) besteht aus den beiden Dörfern Broköß und Mouösso. Ersteres, gegen die See hin unter Kokospalmen versteckt, liegt unmittelbar am Strande; letzteres weiter landeinwärts an einer Lagune, mit welcher eine zweite parallel läuft. Beide Lagunen sind sowol mit dem westlich von der Ansiedlung ins Meer mündenden Sueiro da Costa als auch durch einen Querarm unter sich verbunden; so umfassen sie eine fast quadratische Insel, die von den Eingeborenen als Hinrichtungsplatz für zum Tode verurtheilte Delinquenten benutzt wird (auch der Ehebruch wird bei ihnen, wenn der Schuldige die ihm zuerkannte Buße nicht bezahlen kann, mit dem Tode bestraft). In Broköß residirt der französische Gouverneur; von seinem ziemlich baufälligen Hause aus führt eine herrliche Allee von Kokospalmen bis nach Mouösso. Die Vegetation, welche das flache Terrain zwischen dem Meeresufer und der Lagune bedeckt, gleicht auffallend der auf dem Strande von Tschinschócho. Wie dort strecken Ipomoeen und Strandbohnen voll leuchtender Blüten ihre verschlungenen Ranken aus, wölben Scaevolabüsche ihre elastischen Polster, wachsen Gräser von denselben Arten. Doch kommt hier noch eine Eriocaulacee hinzu und die Anona (senegalensis), die in Loango erst ferner vom Strande, in der Savane vorkommt. Dazwischen stehen Büsche stachliger Capparideen, der beiden Mimosenarten: Hygophyllaceen und eines vernonienartigen Compositenstrauchs mit vertical stehenden Blättern; und als heimatliche Bekannte begrüßte ich die brennend-scharlachrothen Blumen zahlreicher Kartäusernelken. In der Nähe des alten französischen Forts, eines verfallenden Mauerwürfels mit Schießscharten, fand ich Reste einer Anpflanzung der Kautschuk-Landolphia, die in dem stark salzhaltigen Boden nicht fortkommt, im Innern aber sehr gut gedeihen soll. Mit besserm Erfolge wird von den Eingeborenen Yam gebaut. Von den Bewohnern Mouössos, worunter auch Mulattinnen aus Elmina, trugen mehrere massive Goldringe

um die Handgelenke; andere trugen Kaurimuscheln und die rosenrothen Schalen einer Lagunenauster als Schmuck.

Neben den Krüleuten arbeiten in den Factoreien von Bassam auch Neger aus Apollonia, einem Küstengebiet halbwegs zwischen dem Dreispitzen-Cap und Assini. Als ich um 8 Uhr wieder an Bord gehen wollte, tobte die Brandung dermaßen, daß die in den Diensten meines Wirths stehenden Krüleute, auf die hohen Brecher deutend, die in unheimlicher Geschwindigkeit einander folgten, es für unmöglich erklärten, ein Boot in die See hinauszurudern. Ich hatte keine Zeit mehr zu verlieren. Vom Vormast der Loanda wehte schon die blaue Flagge mit weißem Kreuz, und eben donnerte die Schiffskanone den Abschiedsgruß ans Land. Da ließ der Engländer einige in einer andern Factorei beschäftigte Apollonia-Neger herbeiholen, starke, wie aus Erz gegossene Männer. Auch sie erkannten wohl die Schwierigkeit der Ueberfahrt, schreckten aber vor dem Versuche nicht zurück. Festen Blicks spähten sie dem anstürmenden Wellenchaos entgegen, um den günstigsten Augenblick zu erfassen. Sechsmal wurde unser Fahrzeug wie eine leichte Schaumflocke an den Strand zurückgewirbelt, doch immer von neuem nahmen die Wackern, den höhnenden Krüleuten zum Trotz, ihren schweren Kampf mit dem Elemente auf. Das siebente mal endlich gelang es ihnen, im rechten Moment das Boot fast senkrecht über die noch ungebrochene Brandungswoge und ebenso über die nachrückende hinwegzubugsiren. Damit war die Hauptgefahr überwunden, und in das Krachen und Brausen der besiegten Brecher mischte sich das Triumphgeschrei meiner Ruderer. Der Kapitän hatte durch sein Glas die Anstrengung und muthige Ausdauer der Leute beobachtet; zur Belohnung ließ er, als sie mich an Bord brachten, eine Ration Rum unter sie austheilen. Auch ich bedurfte der Stärkung, denn es war dies die aufregendste Fahrt gewesen, die ich je zurückgelegt.

Um 10 Uhr dampfte die Loanda, jetzt schon ziemlich gefüllt und tiefgehend, auf Cap Palmas los. Im Laufe der drei Wochen,

seit wir unterwegs waren, hatte die Temperatur doch schon beträchtlich abgenommen, das Celsiusthermometer stieg in den letzten Tagen kaum mehr über 28.5°; ich mußte mich wärmer kleiden und die Nächte unten in meiner Cabine zubringen. Am nächsten Morgen um 8 Uhr bekamen wir wieder Land in Sicht, ein herrliches Küstenpanorama entrollte sich vor unsern Blicken: ziemlich hohe Ufer mit dichtem Laubwald bedeckt; einzelne gigantische Bäume heben ihre Kronen über das grüne Blättermeer empor; dazwischen romantische Felspartien. Die jetzt im reinsten Kobaltblau schimmernde See ging hoch, und nicht allein daß wir gegen die hier am stärksten wirkende Guineaströmung anzukämpfen hatten, auch ein heftiger Gegenwind beeinträchtigte die Schnelligkeit des Schiffs, sodaß es statt bisher zehn nur sechs Knoten vorwärts kam.

Nachdem wir in der Nacht einige Stunden auf See vor Anker gelegen, erreichten wir bei Tagesanbruch Cap Palmas. Nachmittags bot sich mir Gelegenheit, an Land zu gehen. Ich besuchte das hamburger Haus, fand aber einen andern Agenten dort als im December 1873. Das Haus sandte unserm Steamer 50 Tons Ladung zu. Beim Umherstreifen in der Niederlassung gewahrte ich von dem Kriege, den im Jahre 1875 die aufständische Maryland-Colonie gegen die Regierung von Liberia geführt hatte, keine Spur mehr als einige unordentlich umherstehende Kanonen. Vor Einbruch der Nacht war ich wieder an Bord. Von 3 Uhr morgens ab fuhren wir im Nordwest-Curs an der Liberiaküste entlang, bis um 9 Uhr vor Grand Sesters (nicht zu verwechseln mit Grand Cestos und mehrern andern Sesters und Cestos) auf hoher See geankert wurde. Hier setzte nämlich die Loanda die Krüneger wieder ab, welche als Bootsleute auf dem Schiffe gedient hatten. Sie waren schon tags vorher abgelohnt worden und verabschiedeten sich nun bei uns. Der alte Tom Graham, der gewöhnlich das Schiffsboot führte, wenn ich an Land ging, nahm von mir besonders herzlichen Abschied; meine Hand schüttelnd und auf sein neben ihm liegendes Gepäck hinweisend, vertraute er mir schmunzelnd an, er sei nun ein „very rich man" geworden. Vom Lande

her kam eine Flotille von mehr als funfzig Canoes, um die in ihre Heimat Zurückkehrenden abzuholen. Statt sich an dem als Treppe dienenden Tau in ein Canoe hinunterzulassen, sprangen viele ungeduldig vom hohen Bord des Schiffes ins Meer und suchten schwimmend das Canoe ihres Vaters oder Bruders auf; die Krūs sind ja halbe Seefische. Schnell war der ganze Schwarm mit allem Gepäck, den Zeugballen, Pulverfässern, Kisten voll Genèvre und andern werthvollen Dingen, die sie als Verdienst in ihre heimatlichen Dörfer mitnahmen, von dem Schiffe verschwunden. Nur 3 oder 4 Neger, die dauernd engagirt waren, blieben noch darauf zurück.

Den ganzen Tag und die nächste Nacht ging es ohne Aufenthalt weiter. Unsere Entfernung vom Aequator machte sich schon sehr bemerkbar; ich konnte noch kurz vor 7 Uhr abends auf Deck lesen, und der höchste Wärmegrad im Laufe des Tages betrug nur noch 27.2° C. In der Nacht, während wir mit halber Geschwindigkeit fuhren, begegnete uns der Mailsteamer Ambriz. Um 7 Uhr morgens, den 2. Juni, ankerten wir vor dem Orte Bassa unfern der Mündung des St. Johns-Flusses. Zwei meiner Gefährten und ich ließen uns hinüberrudern. Die Fahrt währte fast eine Stunde, dagegen bot der ganz flache Strand unserer Landung nicht die mindeste Schwierigkeit.

Südöstlich von Bassa schiebt sich eine Felsecke weit ins Meer vor. Dorthin lenkten wir am Strande entlang unsere Schritte, sahen uns aber bald durch ein 100 bis 120 Schritt breites, vorher nicht bemerktes Gewässer, den hier ins Meer mündenden Tobokonni- oder Tobakönifluß aufgehalten. Während wir an seinem Ufer Muscheln, Schnecken, Krabben, Blüten und Früchte sammelten, kamen von drüben zwei Neger durch das Wasser gewatet. Nun legten auch wir Schuhe und Beinkleider ab, banden sie in ein Bündel zusammen, wateten bis zu einer Sandbank, welche mit dem jenseitigen Ufer zusammenhing, und erreichten so den vorspringenden Gneißfelsen. Nahe an der Bank wurde das Wasser auffallend warm, und zwar so plötzlich, daß der eine Fuß

schon im warmen, der andere noch im kalten Wasser stand. Wir machten reiche Ausbeute an Naturalien, besonders an seltenen Seethieren, bis eine heranziehende schwere Regenwolke uns zur Umkehr mahnte. Inzwischen war aber unter der eintretenden Flut die Sandbank verschwunden; es blieb uns also nichts übrig, als die ganze Breite des Flusses zu durchwaten. Durch und durch naß, wanderten wir dann noch im Regen zwischen verwilderten Kaffee- und Fruchtbaumplantagen umher. Ohne alle Pflege wachsen hier in vollster Naturkraft: Kokos- und Oelpalmen, Mangobäume, Sapsap- und Guavensträuche, Ananasstauden, Limonen- und Orangenbäume, Pisang- und Bananenbüsche, schöne Farrnkräuter, Lantanen, eine dem Pandanus Laïs unserer Treibhäuser sehr ähnliche Pandangart, Dracaenen (darunter Alethris), Anona palustris, die ich hier zum ersten male fand, und die bekannte Coffea liberica mit Früchten von Haselnußgröße.

Bassa oder Grand Bassa besteht ebenfalls aus zwei Orten: Bassa und Bukänan. Im letztern befinden sich die europäischen Factoreien, darunter auch eine Woermann'sche, welche sehr bedeutende Mengen Palmöl, Palmkerne, Kaffee und Rothholz exportiren. Das eigentliche Bassa bewohnen nur Schwarze, meist aus Amerika zurückgekehrte Neger. Alle, die ich sah, gingen einfach europäisch gekleidet und benahmen sich wie gesittete Menschen. In dem aus Holzschindeln errichteten Hause eines Schwarzen, der in Westindien gewesen war, fand ich eine wohlgeordnete Mineraliensammlung, in seinem Garten eine Plantage schöner Kaffeebäume von der großbeerigen Sorte, auch andere Fruchtbäume und Sträuche, und mit Feldfrüchten, mit Manioc, Yam, Pisang bestellte Beete.

Nachmittags steuerte die Loanda weiter gegen Nordwest. Am nächsten Morgen erkannten wir noch Cap Mount, entfernten uns aber dann aus Sehweite vom Lande. In den Frühstunden hatte ein heftiges Gewitter getobt, gegen Mittag entlud sich ein zweites, es wurde empfindlich kalt. Einer der beiden Engländer, die in Cape Coast-Castle an Bord gestiegen, lag schwer krank danieder, und ich hörte ihn in meiner Cabine vor Schmerz stöhnen

und ächzen. Dies war auch der Unglückstag, an welchem wir den Verlust unsers Lieblingsaffen Mohr zu erleiden hatten. Gegen Abend näherten wir uns den gefährlichen Klippen und Shoals zwischen dem Cap St. Ann südlich und Cap Shilling im Norden; die Fahrt erheischte daher während der ganzen Nacht des Kapitäns persönliche Leitung. Um Mitternacht erwachte ich plötzlich, die Maschine stand still; ich glaubte nicht anders, als das Schiff sei auf einer Sandbank festgefahren, aber es hatten sich nur die Lagen der Schraubenwelle erhitzt, und nach kurzer Zeit ging die Fahrt weiter. Morgens 7 Uhr passirten wir Cap Shilling; drei Stunden später ankerte die Loanda am Quai von Freetown, der Hauptstadt von Sierra Leone.

Wir trafen hier den von England kommenden Dampfer Roquelle und die uns vorausgegangene Elmina. Von dem erstern erhielten wir die neuesten Zeitungen, in denen schon der orientalische Krieg sich ankündigte; auf der letztern war ein Passagier aus Cape Coast-Castle während der Fahrt gestorben, ein Freund der beiden Herren, die wir an demselben Platz aufgenommen hatten. Auch unser Kranker starb noch an Bord, in der Nähe von Gran Canaria.

Ich ging zur Stadt, um die Freunde wiederzusehen, von denen ich im Jahre 1873 so gastlich empfangen worden war. Doch nur einen von allen traf ich noch an; einige waren nach Europa zurückgekehrt, andere auf See, zwei weilten nicht mehr unter den Lebenden. Dann schlenderte ich den Forts zu, und auf einem Hügel vor der Stadt mich niederlassend, schwelgte ich wie vor Jahren im Anblick des unvergleichlich schönen friedlichen Landschaftsbildes, das sich hier vor den Augen des Beschauers in harmonischer Fülle ausbreitet. Die in Grün gebetteten Häuser, das palmenreiche Ufer mit seinen Buchten und Golfen, den grünen Vorgebirgen und Landspitzen, der belebte Hafen und die grenzenlose blaue Meeresfläche: dieses ganze entzückende Panorama steht noch so deutlich vor meinem innern Auge, daß ich es leicht aus der Erinnerung zeichnen könnte. Es war das erste Bild gewesen,

in dem ich die Küste des afrikanischen Festlands erblickte — es sollte nun auch das letzte sein! Ziemlich melancholisch gestimmt, begab ich mich bei einbrechender Dunkelheit an Bord zurück.

Um 10 Uhr abends lichteten wir die Anker und sagten dem schon nächtlich-stillen Sierra Leone Lebewohl. Noch waren wir in der Ausfahrt aus dem Hafen begriffen, die gefährlichen Carpenterklippen waren noch zu passiren, als urplötzlich ein Tornado zu wehen begann. Ueber dem Lande wölbte sich um einen leuchtend weißen Kern eine helle, gelbliche Wolke von ellyptischer Form, deren unteres Drittel noch unter dem Horizont verborgen blieb; das grelle Lichtcentrum war von einem breiten tiefschwarzen Rande eingefaßt. Rasch dehnte sich die Wolke aus, mit ihr die dunkle Umrahmung, höher rückte sie herauf, und bald war der bis dahin sternfunkelnde Himmel in tiefe Nacht gehüllt. In eigenthümlichem Farbenton wogt und brandet das Meer um uns, der gelbe Schein der Tornadowolke reflectirt als graugelblicher Bleischimmer auf den Wellen, die hohl von dem Eisenrumpf des Schiffes abprallen. Da sieh, die Katzenpfötchen erscheinen; gierig überstürzt und verschlingt eins das andere, um immer wieder neugeboren hintereinander herzujagen. Scharfe, kurze Stöße vom Lande her rüttelten an Masten und Tauwerk; sie waren die Vorläufer der gewaltigen Windsbraut, die nun heranstürmt, als wolle sie das Schiff in Atome zerstieben. Dieses aber treibt in pfeilschnellem Laufe vor ihr her und lehnt sich auf die Seite, der Wucht des vorbeibrausenden Sturmes ausweichend. Mächtige Berge steigen auf und tiefe Thäler öffnen sich; das Schiff schießt hinab in die Tiefe, doch elastisch schnellt es wieder empor zum Kamme des nächsten Wogenbergs. Ein Blitz! nur einer! Ich glaube ihn zischen zu hören. Sein blendender Zickzacklauf durchflammt die Nacht, die kämpfende See, und zeichnet die Ufer in feurigen scharfen Strichen. Dann wieder Nacht, während Donnerkrachen, als ob der Himmel berste, das Ohr betäubt und Regen in massenhaften Strömen herniederprasselt. Der Tornado hat den Gipfel seiner Wuth erreicht.

Allmählich entwölkt der Himmel wieder sein Antlitz. Nur drüben im Osten wetterleuchtet es noch, und am erhellten Horizont erscheinen auf Augenblicke die zackigen Spitzen des Festlands. Länger bleibt das fernstrahlende Feuer des Leuchtthurms sichtbar; nach einer Stunde ist auch dies im Ocean versunken. Ade, Afrika!

Sach- und Namen-Register.

B.

C.

J.

K.

M.

N.

Q.

R.

S.

T.

U.

V.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

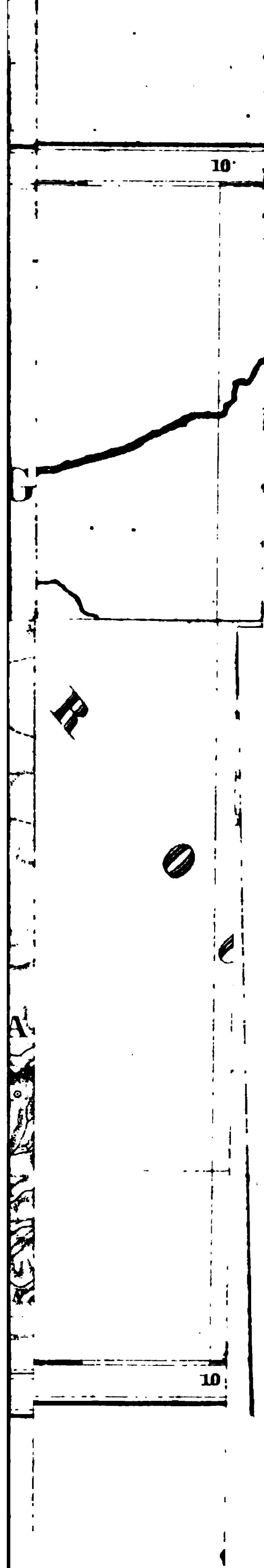
Berichtigungen.

Erster Theil.

Seite 4, Zeile 1 v. u., statt: an Bord, lies: an Land.
„ 6, „ 14 v. o., st.: Woermann u. Comp., l.: Carl Woermann.
„ 41, „ 14 v. o., st.: am St. Paulfluß, l.: am Mesurado-Fluß.
„ 157, „ 2 v. o., st.: Baumstumpf, l.: Stammstück.
„ 157, „ 9 v. u., st.: wie Yam, l.: und Yam.
„ 168, „ 1 v. u., st.: Abutilon, l.: Hibiscus.
„ 169, „ 1 v. o., st.: vericosus, l.: verrucosus.
„ 169, „ 9 v. o., st.: zeylanicum, l.: zeylanica.
„ 180, „ 7 v. u., st.: der Weißen, l.: des Weißen.
„ 381, „ 9 v. u., st.: Dumpalme, l.: Dompalme.

Zweiter Theil.

Seite [illegible]4, Zeile 7 v. u., st.: Guayaveiros, und, l.: Guayaveiros;
„ 190, „ 7 v. u., st.: M-fungus, l.: M-pungus.
„ 193, „ 14 v. u., st.: Rohlf's, l.: Rohlfs'.


10
G
R
O
A
10



